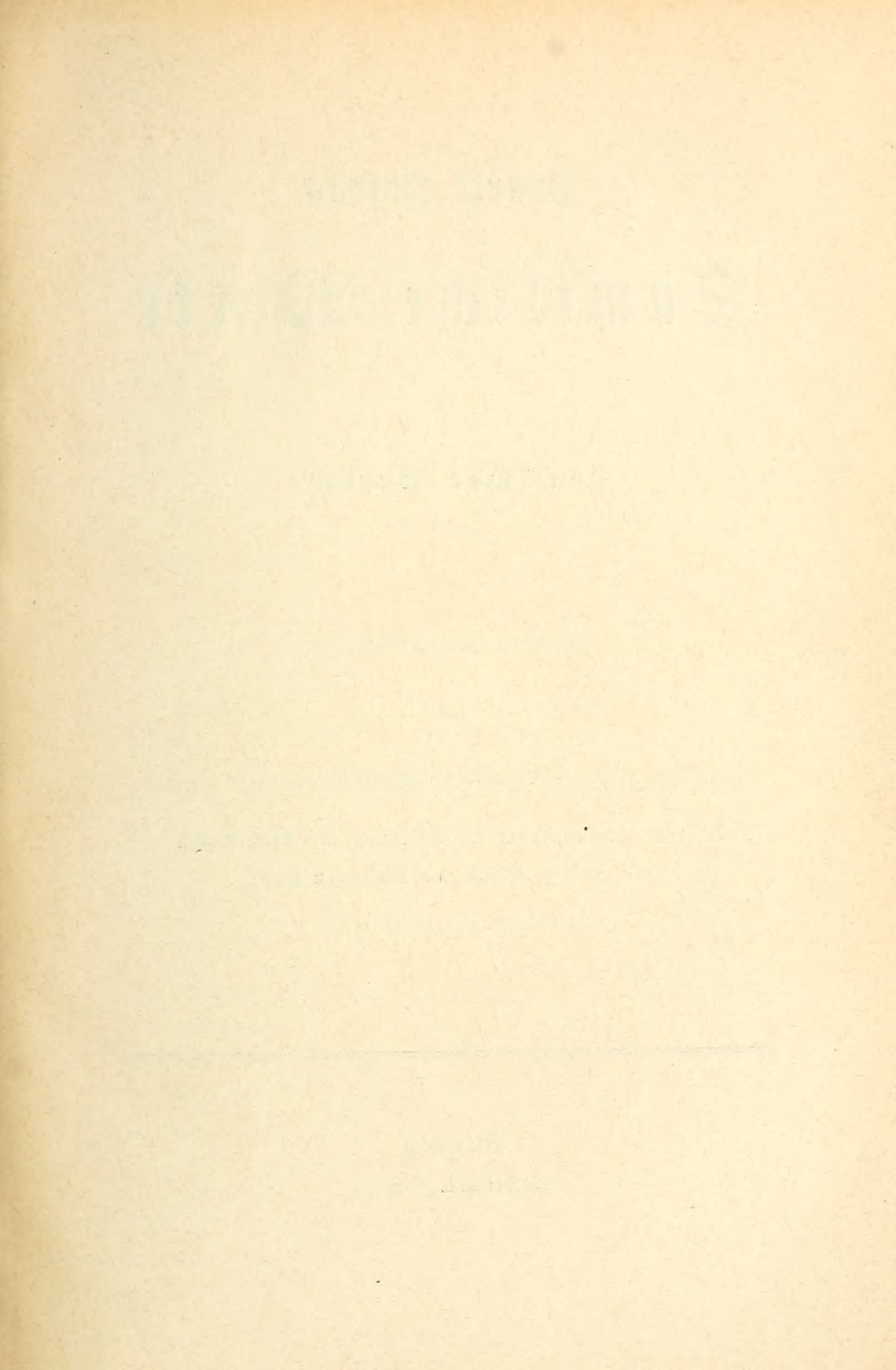

HENRIK IBSENS
sämtliche Werke
in
DEUTSCHER SPRACHE
ZEHNTER
BAND
SUPPLEMENTBAND
Preis 4 Mark 50 Pf.





Henrik Ibsens
Sämtliche Werke

in

deutscher Sprache

Zehnter Band

Briefe. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen
von Julius Elias und Halvdan Koht

Berlin
S. Fischer, Verlag

Henrik Ibsens
Sämtliche Werke

in

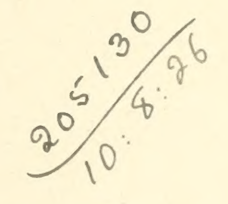
deutscher Sprache

Durchgesehen und eingeleitet

von

Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther

Vom Dichter autorisiert



Berlin
S. Fischer, Verlag

Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.

An Georg Brandes, 30. Oktober 1888

Briefe von Henrik Ibsen

Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen

von

Julius Elias und Halvdan Koht

Inhaltsverzeichnis



Vorwort.

Als die ersten Bände von Henrik Ibsens „Sämtlichen Werken" in deutscher Sprache erscheinen sollten, waren nur äußerst wenige Briefe ans Licht gelangt. Deshalb sollte die Gesamtausgabe, einem ursprünglichen Programm gemäß, im ersten Bande eine Auswahl von Briefen enthalten; Ibsen selbst hatte diese beiläufige Form der Veröffentlichung befürwortet, weil er meinte, es gäbe nicht allzu viele Briefe von seiner Hand. Das Material aber, das für diesen Zweck systematisch gesammelt wurde, hatte allmählich einen so großen Umfang angenommen, daß sich die Notwendigkeit herausstellte, die Briefe in einem besonderen Bande herauszugeben, den wir hiermit der Öffentlichkeit vorlegen.

Unsere Werbearbeit hat uns eine solche Fülle von Briefen zugeführt, daß sie unmöglich alle mitgeteilt werden konnten. Es gab darunter, sogar unter den bereits gedruckten Stücken, eine Menge brieflicher Äußerungen, die zur Geschichte von Ibsens Leben und seinen Werken so gut wie nichts beitrugen, vielmehr fast nur von rein geschäftlichen Dingen handelten. Hier war allerdings eine kleine Gruppe auszuscheiden, worin sich vereinzelte Stellen von litterarischem Interesse fanden: so hat Ibsen an seinen Verleger Hegel zweihundertundfünfzig Briefe gerichtet, die nur zu einem Fünftel vollständig zum Abdruck gelangen durften, — was die ausgeschiedene Briefmasse an bemerkenswerten Äußerungen enthielt, das haben wir teils in der „Einleitung", teils in den „Anmerkungen" verwertet, zumeist durch wörtliche Wiedergabe.

Es versteht sich von selbst, daß eine ganze Reihe von Briefen uns fürs erste nicht erreichbar gewesen ist. Viele und recht wichtige Briefe — wie an den Jugendfreund Due, an den Oberlehrer Lökke, an Henrik Jäger — sind im Laufe der Zeit durch böse Zufälle vernichtet worden oder spurlos verschwunden. Andere Briefe wiederum mögen wohl noch existieren, wir haben sie aber vorläufig nicht ans Licht schaffen können: so haben wir Adolf Strodtmanns Nachlaß nicht entdeckt; so konnten die Briefe an Johan Sverdrup von der Familie zunächst nicht aufgefunden werden; so ist uns die Auslieferung des Briefwechsels mit dem alten „Christianiaer Theater" trotz aller unserer Bemühungen verweigert worden, indem sich die überlebende Repräsentantenschaft des Theaters durch Beschluß vom 10. Dezember 1903 dahin entschieden hat: es solle auch in diesem Falle an der früher getroffenen Bestimmung festgehalten werden, daß das Theaterarchiv erst nach dem Jahre 1925 der Öffentlichkeit zugänglich zu machen sei — die Gründe dieses Beschlusses sind uns dunkel.

Die Herausgeber sind von dem Grundsatz ausgegangen, daß jeder aufgenommene Brief in seinem vollen Wortlaut mitgeteilt werden müsse, soweit der Text unverstümmelt vorhanden war. Selbständige Streichungen sind von uns nur in verschwindend wenigen Fällen vorgenommen worden, aus dringend gebotener Rücksicht auf lebende Persönlichkeiten. Auslassungen dieser Art sind durch Striche bezeichnet. Andererseits waren hier und dort zum Verständnisse des Textes Einschaltungen erforderlich; wir haben sie durch eckige Klammern angedeutet. Um dem Leser natürliche Ruhepunkte zu schaffen, haben wir neue Absätze an einer Reihe von Stellen angebracht, wo Ibsen selbst nur Gedankenstriche eingefügt hatte. Übrigens sind wir nicht in allen Teilen für eine diplomatisch genaue Wiedergabe des Textes verantwortlich, weil wir von verschiedenen Privatpersonen nicht die Originale, sondern nur Abschriften erhalten haben, deren absolute Genauigkeit wir selbst nicht zu prüfen in der Lage waren.

Um den biographischen Charakter des Buches zu wahren, haben wir die Briefmasse chronologisch geordnet und in den

zeitlichen Zusammenhang auch die Stücke aufgenommen, die nicht eigentlich Privatbriefe vorstellen, vielmehr in irgend einer Form offizielle Dokumente sind. Wir möchten überhaupt betonen, daß diese erste Ausgabe der Briefe Henrik Ibsens nicht nach philologischen, sondern rein nach litterarischen Gesichtspunkten beurteilt sein will.

Bei der Sammlung, Sichtung und Bearbeitung des Stoffes hat uns Staatsminister Dr. Sigurd Ibsen als Vertreter seines Vaters mit Rat und That unterstützt; vielen Dank schulden wir auch Carl Naerup in Christiania, der an den grundlegenden Vorarbeiten thätig teilgenommen und verschiedene Abschriften geliefert hat, — ferner P. Th. Moe in Christiania, Edvard und Georg Brandes, Peter Nansen, Karl Mantzius und Louis Bobé in Kopenhagen; J. Landau in Berlin; Moritz Alsberg in Cassel; Richard Rosenbaum und Rudolf Lothar in Wien, sowie auch allen, die uns Briefe Ibsens im Original oder in der Kopie aus ihrem Besitz übermittelt haben.

An der Herstellung des deutschen Textes haben Ida Jacob-Anders und Gertrud Klett eifrig mitgewirkt; die Nachdichtung des „Freiersbriefes" (S. 10—12) danken wir Ludwig Fulda, und für die Übertragung anderer Versstellen sind wir Max Bamberger verpflichtet. Ein besonders herzliches Wort der Anerkennung schulden wir Wilhelm Fabian, dem rührigen Freunde, der mit sicherer Stilempfindung uns die wichtige Arbeit des Korrekturlesens erleichtert hat.

Berlin und Christiania, im Oktober 1904.

Julius Elias.
Halvdan Koht.

Einleitung.

In einem Briefe vom 31. Mai 1880 berichtet Henrik Ibsen seinem Verleger Frederik Hegel, er trage sich mit dem Plan eines kleinen Buches, worin er sich über die inneren und äußeren Umstände aussprechen wolle, unter denen seine Dichtungen, jede für sich, entstanden sind. Das Büchlein sollte heißen „Von Skien nach Rom" und Schilderungen von seinem Leben in Skien und Grimstad, Bergen und Christiania, Dresden, München und Rom enthalten (S. 288).

Als Hegel Bedenken gegen die Unternehmung geltend machte, erklärte Ibsen, er wolle „bis auf weiteres" davon absehen. Aber ganz hat er den Gedanken nicht aufgegeben. Im Frühjahr 1881 äußerte er sich in Rom zu Lorenz Dietrichson, wie dieser Freund selbst in seinen Lebenserinnerungen mitteilt („Svundne Tider" 1, S. 363—64): „Die Leute meinen, ich habe meine Anschauungen im Laufe der Zeiten geändert: das ist ein großer Irrtum. In Wirklichkeit ist meine Entwicklung durchaus konsequent. Ich kann selber deutlich den Faden in meinem ganzen Entwicklungsgange aufweisen, die Einheit meiner Ideen und ihre allmähliche Entfaltung, und ich bin im Begriff, einige Aufzeichnungen niederzuschreiben, die der Welt darthun sollen, daß ich heute genau derselbe bin wie damals, als ich zuerst mich selbst fand."

Gegen Ende desselben Jahres schrieb er einem anderen Freunde in Norwegen, dem Professor Olaf Skavlan: er sei seit

längerer Zeit ein wenig damit beschäftigt, an einem Buche über seine Erlebnisse in dem halb humoristischen, halb ernsthaften Stil der „Catilina"-Vorrede zu schreiben; er stellte ihm anheim, ein paar Abschnitte daraus in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen (S. 302). Bisher ist jedoch von solchen Aufzeichnungen nur jenes kleine Kapitel Kindheitserinnerungen in Henrik Jägers Ibsenbiographie gedruckt worden (1888; deutsche Ausgabe von Zschalig, 1897, S. 5—13).

Seine Anschauung von dem lebendigen inneren Zusammenhang seines dichterischen Lebenswerkes hat Ibsen dann von neuem in dem Geleitwort „an die Leser" betont, das er der nordischen Gesamtausgabe voransetzte (s. Sämtliche Werke 1, S. 511—12). Und in demselben Monat — März 1898 — verkündete er in seiner Christianiaer Geburtstagsrede, er denke jetzt ernstlich daran, ein Buch zu schreiben, „das sein Leben und seine Dichtung zu einem einheitlich erläuternden Ganzen zusammenfasse" (s. Sämtl. Werke 1, S. 529). Doch auch diesmal blieb es bei der bloßen Absicht, denn er hatte „noch diverse Tollheiten auf Lager", die im Drama ihren Ausdruck suchten und fanden. Und als er im Jahre 1899 seinen „Epilog" fertig hatte, sollte dies sein letztes Werk sein — Siechtum nahm dem alternden Dichter die Feder aus der Hand. Was wir an Aktenstücken zur authentischen Beleuchtung seines inneren und äußeren Lebens von ihm selbst haben, das sind leider nur Ansätze und Bruchstücke, wie die Vorreden zu „Catilina", zum „Fest auf Solhaug", zur „Komödie der Liebe", wie die verschiedenen Reden und vereinzelten Zeitungsartikel; dahin würden auch seine Reisetagebücher gehören, von denen in seinen Briefen mehrere Male die Rede ist, besonders in dem Schreiben an Hegel vom 14. Dezember 1869 (S. 131).

Die Sammlung von Briefen, die wir hier dem Publikum übergeben, wird in manchen Beziehungen die geplante Selbstbiographie ersetzen. Ibsens Briefe, die sich über einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren erstrecken, lassen ihn in seinen wechselnden Lebensverhältnissen und Freundschaftsbeziehungen unmittelbar und persönlich hervortreten, und nicht wenig Neues

bringen sie an rein biographischem wie litterarischem Stoff. Sie sind ohne jeden Hintergedanken einer früheren oder späteren Veröffentlichung geschrieben und haben deshalb keinen sogenannten schriftstellerischen Charakter — bald tragen sie den schweren und holprigen Stil von Kanzleischriftstücken, bald sind sie frisch und temperamentvoll wie Stimmungsausbrüche des Augenblicks; doch gerade dadurch haben sie für uns den Zauber des Lebens und sind sie unschätzbare Quellenschriften für unsere Kenntnis Ibsens. Sie überliefern unmittelbare Äußerungen seines persönlichen Gefühlslebens, das bisher ein Buch mit sieben Siegeln war: wir sehen ihn in seiner menschlichen Schwäche und Größe: wir überzeugen uns, daß Ibsens traditionelle „Verschlossenheit" im Grunde gar nicht seines Wesens war: dann thun wir tiefere Einblicke in die Entwicklung seiner Welt- und Kunstanschauung und großenteils auch in das innere und äußere Wachstum seiner Werke und Zwecke. In einer Beziehung freilich enthalten diese Briefe eine fürs erste unausfüllbare Lücke: in der Frage des Herzenslebens. Dieses Thor zu entriegeln, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen.

Aber auch in anderer Hinsicht leidet die Ausgabe der Briefe Ibsens notgedrungen an einer Unvollständigkeit. Es fehlen die Briefe seiner Korrespondenten — die Briefe an ihn. Ibsen selbst hat sich über ein ähnliches einseitiges Verhältnis, das ihm Georg Brandes' Ausgabe von Julius Langes Briefen darbot, sehr treffend ausgesprochen. „Es ist für das Verständnis eines Dialoges nie günstig, wenn man nur die Reden der einen Person hört und die der anderen erraten muß" (S. 411). Indem Ibsen so als Monologist erscheint, erhält die Zeichnung seines Seelenlebens gewisse Mängel. Diesem Ausfall sucht einerseits die Einleitung, andererseits der Kommentar nach Möglichkeit abzuhelfen. Es ist also nicht die Absicht dieser Einführung, das viele Neue, das in den Briefen steckt, zu heben und die mancherlei Schlußfolgerungen daraus zu ziehen: das muß vielmehr eingehenderen litteraturgeschichtlichen Darstellungen überlassen bleiben. Hier soll

nur — zu leichterem Verständnis der Briefe — der Versuch gemacht werden, den Hintergrund zu zeichnen, gegen den man die Briefe sich gestellt denken muß: da jeder Brief eine getrennte Lebensäußerung für sich bildet, so muß wenigstens andeutungsweise der Zusammenhang dargestellt werden, in den er hineingehört. Es folgt hier also keine vollständige Biographie, sondern es soll nur Rechenschaft über einen Teil der Beziehungen gegeben werden, die Ibsen im Lauf der Zeit eingegangen ist — Beziehungen zu der großen und kleinen Welt, zu Personen und Ideen. Innerhalb dieser Begrenzung werden auch auf die Entwicklung seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit erhellende Lichter fallen.

*

Henrik Ibsen verließ sehr früh Skien, die Heimat seiner Kindheit, und damit seine Familie. Von seinem fünfzehnten Jahr an — seit der Konfirmation — war er darauf angewiesen, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen: denn von seinem einst wohlhabenden Vater hatte er nichts mehr zu erwarten. Er kam in die Apotheke zu Grimstad, wo er sechs Jahre (1844—50) blieb, zuerst als Lehrling, und dann als Provisor. In Skien war er immer nur auf kurzem Urlaub, und die Beziehungen zu seiner Familie wurden lockerer und lockerer. Als erwachsener Mensch schrieb er niemals nach Hause an seine Eltern. Es dauerte viele Jahre, bis er materiell in der Lage war, seinen Eltern eine Stütze zu sein (S. 267), und als diese Zeit endlich anbrach, da war er den Seinen „halbwegs ein Fremder“ geworden. Sodann — und das ist wohl der entscheidende Grund — fühlte er bei sich selbst, daß er im Gange der Entwicklung für sein Geistesleben eine neue Basis gewonnen hatte, die weit ab lag von den Ideenkreisen des Vaterhauses. Und bei seinem Streben nach „Ganzheit“ ist es ihm ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, im „Zustand eines halben Verständnisses zu verharren“ (S. 99). In seinem Vaterhause war man von einer bibelfesten, strengen Religiosität: er aber hatte sich frei gemacht von

jeder äußeren Autorität, und Gedankenfreiheit war ihm das höchste Gesetz. Für ihn war die Begabung nicht ein Recht, sondern eine Pflicht (S. 103). Wenn er seine Eltern ließ und seine Familie, so that er es seinem Lebenswerk zuliebe: es handelte sich da um die individuell berechtigte Art des „Vollblutegoismus“: „auf eine Weile nur sich und seiner Sache Wert und Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht existierend zu betrachten“, wie er einmal an Georg Brandes schreibt (S. 169). Hier entdecken wir in Ibsen selbst ein gut Teil „Brand“. Andererseits mußte die radikale Weltanschauung, die in seinen Werken mehr und mehr zur Geltung und Herrschaft kam, ihm auf ganz natürliche Weise seine Familie entfremden.

Zu einem wirklichen Bruch ist es indessen nie gekommen, und mit einer seiner Verwandten ist Ibsen immer in gewisser Verbindung geblieben — mit seiner Schwester Hedvig, der Gattin des Schiffskapitäns Stousland in Skien. In der herrlichen Kindesgestalt der „Wildente“ hat er diese Schwester geschildert, so wie ihr Bild aus den Jugendtagen vor seinem Herzen stand. Hedvig Stousland war es, von der Björnstjerne Björnson sagte: nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht habe, verstehe er erst, wie sehr der Hang Ibsens zum Mystizismus ein Familienerbe sei. In ganz frühen Jahren befaßte sie sich viel mit religiösen Fragen, sie hat gewiß auch den Versuch gewagt, auf Ibsen einzuwirken; freilich ohne positives Ergebnis. Ihre feine, warme und starke Seele aber fand allmählich und in der Stille den Weg zu einer milden und verzeihenden Toleranz; so ging ihr auch für ihres älteren Bruders so ganz anders geartete Entwicklung das Verständnis auf, und immer hat sie ihm ein liebevolles Herz bewahrt. Ihr hat Ibsen schon früh seine Zukunftspläne anvertraut. Er war zwanzig Jahre alt, als er ihr bei seinem letzten Besuch in Skien erklärte: er habe den Willen, „das Allerhöchste und Allervollkommenste zu erreichen, das ein Mensch erreichen könnte in Größe und Klarheit“, und so wolle er sterben. Voll Freude hat die Schwester gesehen, wie er sich vorwärts rang zu einer immer reineren und klareren Lebens-

anschauung, wie das gute Herz seiner Kindheit stärker und stärker in des reifen Mannes Urteil über die Menschen durchbrach.

Durch seine Ehe mit Susanna Thoresen kommt Ibsen in neue Familienverbindungen. Was freilich das menschliche Verhältnis des Dichters zu seiner Frau betrifft, so fehlen in dieser Briefsammlung fast alle inneren Aufschlüsse: nicht mehr als sein gereimter „Freiersbrief“ liegt vor (S. 10—12), und eine fein charakterisierende Äußerung aus einem Schreiben des Jahres 1870 (S. 149), worin ein gelegentliches Streiflicht auf die Stellung fällt, welche diese Frau in seinem Leben und seiner Geistesarbeit eingenommen hat. Besser lernen wir ihn als Vater kennen: er überwacht die geistige Entwicklung Sigurds mit scharfem Auge, regelt die Lektüre und die Studien des Knaben und wirkt mit aller Energie für des Sohnes politische Laufbahn (S. 107, 240—41, 274—75, 331—33). Seinem Kinde zuliebe verzichtet er nicht selten auf die eigensten Wünsche und Pläne: so macht er die Wahl seines Aufenthaltsortes oft von den Forderungen abhängig, welche die Erziehung Sigurds an ihn stellt.

Mit den übrigen Mitgliedern der Familie Thoresen sehen wir ihn sowohl in geschäftlichen (so mit seinem Schwager Joh. Herm. Thoresen) wie litterarischen Beziehungen (so mit seiner Schwiegermutter Magdalene Thoresen), — wirkliche Bedeutung für sein persönliches Wesen wie für seine Dichtung aber hat seine frühverstorbene Schwägerin Marie gewonnen, die ihm näher als die ganze übrige Familie gestanden und mehrere Jahre in seinem Hause zu Dresden gelebt hat.

*

Eine Reihe der wichtigsten Jugendjahre hat Ibsen in Grimstad verlebt, einem Landstädtchen von etwa achthundert Einwohnern — mehr Dorf als Stadt in der äußeren Erscheinung —, aber durch seine Interessen und Überlieferungen wesentlich auf die See angewiesen. Gesellschaftlich dominierten hier einige Rheder-, Kaufmanns- und Schifferfamilien, die in vornehmer Abgeschlossenheit den gemeinen Mann mieden

und alle Zugezogenen mit mißtrauischen Augen betrachteten. Der junge arme Ibsen, mit seinem verschlossenen Wesen, hatte nicht Zutritt zu diesen feinen Kreisen und stand in den ersten Jahren so ziemlich allein. Überdies lebte er bald „auf Kriegsfuß“ mit den Honoratioren des Städtchens — wie er selbst in der Vorrede zu „Catilina“ berichtet (Sämtl. Werke 1, S. 540): denn der „lüttje Aptekerjunge“ hatte die gefährliche Neigung, den Bürgern des Ortes allerlei Schimpfreimlein zu brauen, und er kränkte manchen braven Mann durch seine lustigen Karikaturen. Neunzehn Jahre alt, fand er allmählich Freunde unter der gleichaltrigen Jugend der Stadt; doch obwohl einige seiner Intimen zu den besten Familien Grimstads gehörten, erschloß sich ihm das gesellschaftliche Leben doch nie so recht: erstlich fehlte es an Mitteln, und dann genoß er auch keinen besonders guten Ruf in der Stadt. Seine scharfe Zunge und kecke Feder brachten ihn unausgesetzt in Kollision mit den Leuten, und er trieb zusammen mit seinen Freunden oft Possen, die den bürgerlichen Begriffen von geziemendem Betragen zuwiderliefen. Mehr von diesem Grimstader Leben erzählen die „Erinnerungen“, die vor nicht langer Zeit das Christianiaer Blatt „Eidsvold“ (1900, Nr. 233, 235, 238) veröffentlicht hat.

Unter Ibsens Grimstader Freunden verdienen zwei besondere Erwähnung, die bei seinen ersten Versuchen, sich als Dichter Bahn zu brechen, treulich zu ihm standen. Beide gehörten zu den zugezogenen Leuten. Der eine war Christopher Lorentz Due, dessen Vater 1840 als Oberzollbeamter in den Nachbarort Lillesand versetzt worden war; er selbst war schon in jungen Jahren bei der Grimstader Zollkasse beschäftigt und erhielt um Neujahr 1850 dort eine feste Anstellung. Der andere war Ole Schulerud, Studiosus der Rechte, der Sohn eines Oberzollkontrolleurs, der 1846 nach Grimstad berufen wurde: so kam der Student, nachdem er sein zweites Universitätsexamen bestanden hatte, im Sommer 1847 nach Grimstad. Diese beiden jungen Leute wurden in Ibsens Dichterträume eingeweiht. Due war musikalisch und machte zu einem Gedichte Ibsens, „Frühlings-

erinnerung" (1849; Sämtl. Werke 1, S. 195—96), die Komposition; ferner war er es, der die Reinschrift des Dramas „Catilina" angefertigt hat. Mit dieser Abschrift reiste Schulerud dann 1849 nach Christiania, um das Stück beim Theater einzureichen und bei einem Verleger anzubringen. Es ist bekannt, welch ungünstiges Ergebnis die Bemühungen Schulerunds hatten, — und daß Ibsen mit Schulerunds Gelde im April 1850 den „Catilina" im Selbstverlage drucken ließ: alle diese Fatalitäten hat Ibsen selbst in der schon erwähnten Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Catilina" (1875) geschildert, wo er auch aus Schulerunds Briefen über den Gang der Affären manches citiert hat. Gerade eben veröffentlicht der alte Due („Aftenposten", Christiania, 1904, Nr. 560, 574, 588) Erinnerungen an Ibsens Jugendzeit; die Kapitel, die bisher erschienen sind, enthalten eigentlich nur bekannte Dinge, und das wenige Neue, das sie bringen, entbehrt vorläufig des Interesses.

*

Als der „Catilina" herauskam, hatte Ibsen schon Grimstad und seine Apotheke verlassen und war nach Christiania gegangen, um sich auf das Abiturientenexamen vorzubereiten. In zwei Fächern fiel er durch — eins davon war das Griechische, so daß er später einmal mit Recht von sich sagen konnte, er sei kein großer Grieche gewesen (S. 201). Von dem Recht, das Examen in diesen beiden Fächern nachzuholen, machte er keinen Gebrauch, so daß er niemals immatrikulierter Student war. Seine materielle Lage war alles eher als glänzend; er mußte froh sein, mit seinem aufopferungsvollen Freunde Schulerud zusammenwohnen zu können, der sich mit einem dürftigen Monatswechsel durchschlug. Eine kurze Zeit teilte die Wohnung auch der Studiosus Theodor Abildgaard, der sich eben damals Marcus Thrane und seiner Arbeiterbewegung, der ersten in Norwegen, angeschlossen hatte. Die sozialen und nationalen Kämpfe, die dem Jahre 1848 folgten, hatten schon in Grimstad „mächtig und fördernd" in die Entwicklung des jungen Ibsen eingegriffen (Sämtl. Werke 1, S. 539), und er brachte der Arbeitererhebung unmittelbare

Sympathien entgegen, weil sie frisch und unverzagt an den Grundpfeilern der bestehenden Gesellschaft rüttelte. Er schloß Freundschaft mit Abildgaard und wurde durch ihn mit Thrane und anderen Arbeiterführern bekannt, nahm an den Versammlungen und Demonstrationen teil und schrieb verschiedenes für das „Arbejder-Foreningernes Blad" („Blatt der Arbeitervereine"). Als Thrane und Abildgaard im Juli 1851 verhaftet wurden, fürchtete auch Ibsen arretiert zu werden; aber der Faktor des Blattes verbrannte noch rechtzeitig mit anderen Papieren seine Briefe an Abildgaard, so daß die Polizei das Nachsehen hatte (S. 384).

Sodann unterstützte Ibsen den provisorischen Redakteur Bernhard Hansen, einen Maurergesellen (1818—1903), in seiner journalistischen Thätigkeit: er half ihm, seinen Gedanken Form und Stil zu geben, zumal wenn anständige Verse verlangt wurden (vgl. J. B. Halvorsen-H. Koht, Norsk Forfatter-Lexikon 5, S. 747). Doch auch Hansen wurde verhaftet, und als bald darauf Ibsen Christiania verließ, hörte die Verbindung mit den Thraniten von selbst auf. Eine innere Teilnahme hat er der Arbeiterbewegung gleichwohl bewahrt, wenn er auch aktiv sich nie mehr eingemischt hat und nie Partei ergreifen wollte in den theoretischen und praktischen Streitfragen, welche die Bewegung mehr und mehr zeitigte. Die Arbeiter selbst haben allerdings seine Dichtung immer als einen wirkungsvollen Bundesgenossen im Kampf für die neue Zeit betrachtet, und in Ibsens Briefen aus den achtziger und neunziger Jahren (S. 374, 390—91) wie auch in seinen Reden, namentlich in seiner Ansprache an die Drontheimer Arbeiter 1885 (s. Sämtl. Werke 1, S. 524—25) und in seiner Rede über das „dritte Reich", Stockholm 1887 (Sämtl. Werke 1, S. 527—28) liegen mancherlei Zeugnisse über seine eigenen Empfindungen für die Sache der Arbeiter vor.

*

Als Ibsen im März 1850 nach Christiania kam und auf des alten Heltberg „Studentenfabrik" ging (eine berühmte Abi-

turienten-„Presse", die auch Björnson besucht und besungen hat), da war der schon in der Journalistik wie in manchen anderen Berufen bewanderte Aasmund Vinje einer seiner ersten Bekannten. Dieser Bauernbursch und frühere Schulmeister war volle zehn Jahre älter als Ibsen; gleichwohl drückte er damals noch die Schulbank bei Heltberg, um zum Sommer sein Abiturientenexamen machen zu können: er hatte einen unstillbaren Wissensdurst und bereitete sich mit zähem Fleiße zu aktiver Teilnahme an den norwegischen Geisteskämpfen vor. Auch er stand, wie Ibsen, in gärendem Sturm und Drang und war trotz seiner zweiunddreißig Jahre noch immer ein Werdender. Bei ihm fand Ibsen den stärksten und eigenartigsten Ausdruck für eine Gedankenrichtung, die auch ihm selbst nicht fern lag — die herbe Skepsis, die dem Streben der Zeitgenossen mit Hohn und Spott begegnete und alles Große und Erhabene ohne jede Pietät in den Staub zog. Vinje war es ins Bewußtsein gedrungen, daß alle Wahrheit nur relativ ist — daß die Wahrheit sich in unaufhörlichem Wachsen und Werden befindet. Und aus dieser Erkenntnis abstrahierte er seine „Doppelanschauung" („Tvisyn") — jenen zwiefachen Gesichtspunkt, von dem aus dasselbe Ding Rechtens und Unrechtens sein konnte. Diese Erkenntnis war es, die seinem ironischen Stil die originale Kunstform gab — jenem Stil, der zugleich kratzt und streichelt, weint und lacht —, der, nach Vinjes eigenen Worten, „auf des Messers Schneide zwischen Himmelreich und Hölle tanzt" und sich da spielend hält, ohne sich von Himmelreich oder Hölle kapern zu lassen. Es war ein Stil der Zweifelsucht, der wohl an der Seele zehren konnte, und in der Worte lustigem Tanz glitt leicht die Verantwortung, das persönliche Einstehen weg. Eben darin lag eine Gefahr für Ibsen wie für Vinje: erst hatten sie sich zu des Zweifels Stärke durchringen müssen, und nun mußten sie mit diesem ihrem Zweifel selbst kämpfen. Das war die Geistesbrüderschaft, die sie zusammenführte. Ein besonders intimes Verhältnis jedoch hat sich zwischen ihnen kaum entwickelt: Vinje wird in dieser Sammlung Ibsenscher Briefe nur ein einziges

Mal genannt (S. 10), — und als reife Männer kamen die beiden Dichter einander mehr und mehr aus dem Gesichtskreis, — Vinje, „der nationale“, der Sprachstrebler, vertrug sich nicht mit dem Skandinavisten und Germanen Ibsen. Aber bei beiden siegte der leidenschaftliche Kampfeswille über die Zweifelsucht. Wohl bewahrten sie sich den wider alle Autorität empörten Radikalismus des Zweifels: doch sie gelangten über ihn hinaus zu einer intensiven Hingabe an einen Kampf für Ideen. Die Selbstironie trat auch in späterer Zeit bei Ibsen oft hervor, aber sie prägte sich doch nicht so starr in seinem Wesen aus wie bei Vinje — in Vinjes Stil ist die Selbstironie immer das lebenspendende Element geblieben. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Ibsen bei seinem „Peer Gynt“ in manchen Stücken an Vinje gedacht hat als den Mann, der nie alle Brücken hinter sich abbricht und sich immer den Rückzug auf eine neue Position offen hält, — wie auch in Peer Gynts Ausdrucksweise vieles ist, das an Vinje erinnert.

*

Ein anderer Kamerad, den Ibsen 1850 in Christiania fand, und der ihm fortan weit näher stehen sollte als Vinje, war der Universitätsstudent Paul Botten-Hansen — gleichfalls Bauernsohn und angehender Schriftsteller. Er war ein Mann mit noch gediegeneren und umfassenderen Kenntnissen als Vinje, ein Bücherliebhaber, der nicht seinesgleichen hatte, und ein Mensch mit selbständigem und originalem Gedankenleben. Er repräsentierte in mancher Hinsicht dieselbe Geistesrichtung wie Vinje: er war ein ironischer, halb blasierter Skeptiker. Aber sein Zweifel ging den Dingen nicht so derb auf den Leib: sein Spott war milder, mehr mit Humor versetzt. Vinje, der sich darauf verstand, hat von Botten-Hansen gesagt, er schriebe so fein und zweischneidig wie kaum einer, und Ibsen hat sicher für seinen Stil, wie er namentlich in der „Komödie der Liebe“ und in „Peer Gynt“ hervortritt, mehr von Botten-Hansen als von irgend einem anderen gelernt. Die poetischen Versuche, die

Botten-Hansen 1851 in „Andhrimner", der Zeitschrift dieser Freundestrias, veröffentlichte, die nationale Märchendichtung „Waldfrauenhochzeit" und die satirische Bauernnovelle „Norwegische Mysterien", haben zweifellos Ibsen — sowohl im Gedankeninhalt wie in der Form — Anregungen von bleibendem Werte gegeben (s. L. Daae in „Vidar" 1888, S. 322—25). Holbergs Stil war das Muster Botten-Hansens: und frisch, fromm, frei erstand dieser Stil wieder in seiner journalistischen Thätigkeit. Durch Botten-Hansen lernte auch Ibsen Holberg lieben: er wurde fortan nie müde, ihn zu lesen (S. 120): das bezeugt manche Holbergsche Wendung in den vorliegenden Briefen (S. 126, 158—159 u. s. w.). Dadurch knüpfte sich unmittelbar das Band geistiger Verwandtschaft zwischen dem genialen Norweger, der durch seinen Befreiungskampf im 18. Jahrhundert der Vater der modernen dänisch-norwegischen Litteratur geworden ist, und dem werdenden Dichter, der abermals durch einen Freiheitskampf ein neues Zeitalter der Litteratur und dem Geistesleben Norwegens mit heraufführen sollte.

Es ist eine charakteristische Zufälligkeit, daß Botten-Hansen wie Ibsen in ihrem Freundeskreise Spitznamen erhalten haben, die Holberg entlehnt waren. Es geschah einmal, daß einer der Genossen seiner Bewunderung für Botten-Hansens Glück, allerhand seltene Bücher aufzustöbern, durch ein Citat aus „Jakob von Tyboe" Ausdruck gab: „Schmach über den Holländer, er hat seine Spione allerwegen!" Und fortan hieß Botten-Hansen nur der „Holländer". Aber er seinerseits nannte Ibsen „Gert Westfaler". Denn wohl konnte Ibsen an der Tafelrunde still und schweigsam dasitzen — doch fing er erst einmal zu reden an, dann hörte er nicht so bald wieder auf: dann ergötzte er seine Freunde mit „Arius und den sieben Kurfürsten" und mit „seiner Reise von Hadersleben nach Kiel" (S. 161 und 162).

Um Botten-Hansen sammelte sich in den fünfziger und sechziger Jahren ein Kreis, der unter dem Namen das „gelehrte Holland" oder die „Holländer" (manchmal auch die „Westfalen") bekannt geworden ist. Es waren in erster Reihe Gelehrte und

Schriftsteller, zum größten Teil noch junge Leute, aber fast alles Männer, die dereinst einmal auf irgend eine Weise eine hervorragende Rolle in Norwegen spielen sollten. An der Stiftung dieser „holländischen" Gesellschaft hat Ibsen nicht eigentlich teilgenommen; er ging schon im November 1851 nach Bergen an das eben gegründete „Norwegische Theater" als Hausdichter und Dramaturg. Und als er im Sommer 1857 nach Christiania zurückkehrte, hatte sich der Kreis im wesentlichen schon gebildet. Da traf er seinen alten Dichtergenossen Aasmund Vinje wieder, der allerdings mit der Zeit anderwärts Stütz- und Ausgangspunkte für seine bahnbrechende litterarische Thätigkeit suchte und fand, und der im Umgang wie auch sonst ein höchst unregelmäßiger Gesell war. Da kam bisweilen Björnstjerne Björnson hin, so oft er sich in Christiania aufhielt, und ab und zu sprach auch J. S. Welhaven vor, wenn er sich von dem bibliographisch so gut beschlagenen Botten-Hansen litterarhistorische Aufschlüsse holen wollte. Vor allem aber gaben sich hier die Historiker ein Stelldichein. Dann und wann erschien sogar ihre größte Leuchte, der Professor Peter Andreas Munch, um sich in Botten-Hansens reiche Bücherschätze zu vertiefen, — nach Jahr und Tag sollte Ibsen in Rom am Grabe dieses Mannes seine warme und tiefe Gedächtnisrede halten (Sämtl. Werke 1, S. 515—20). Häufigere Gäste waren die beiden späteren Reichsarchivare Michael Birkeland und H. J. Huitfeldt, sowie Oluf Rygh und Ludvig Daae, die zukünftigen Universitätslehrer. Daae, der Lateiner des Kreises (S. 236) und eines seiner eifrigsten Mitglieder, ein großer Holbergfreund (S. 208) und rühriger Sammler von alten und raren Sachen, hat den „Holländern" in seiner zärtlichen, gehaltreichen Schilderung Botten-Hansens („Vidar" 1888) ein dauerndes Denkmal gesetzt (S. 381); diese Schilderung war auch für uns eine Quellenschrift. Von anderen Historikern, die bisweilen das Symposion besuchten, sei noch Björnsons und Vinjes Freund Ernst Sars genannt, der freilich in den sechziger Jahren selber der Mittelpunkt eines besonderen und ganz anders gearteten Kreises wurde, — eines

Kreises, wo in erster Reihe die nationalen Interessen gepflegt wurden. Zu Botten-Hansen kamen auch sonst noch Männer, deren Thätigkeit vorwiegend der nationalen Renaissance galt — Männer wie der Märchensammler P. Chr. Asbjörnsen, und manchmal der geniale Sprachforscher Ivar Aasen. Aber noch häufiger fanden sich eifrige und thätige „Skandinavisten“ wie der Jurist O. A. Bachke ein, der es zum Vorsitzenden des Obersten Gerichtshofes und zum Justizminister gebracht hat — er trat für eine gegenseitige Rechtshilfe der drei skandinavischen Reiche ein und für ein gemeinsames skandinavisches Wechselgesetz, und ihm ist im wesentlichen das Zustandekommen der litterarischen Konventionen Norwegens mit Schweden und mit Dänemark zu danken (S. 269—70). Endlich fehlte an den Vereinsabenden selten der sprachgelehrte Jakob Lökke, ein Hauptgründer des „skandinavischen Vereins“ zu Christiania (1864), ein Mann, der auch aktiv an den Arbeiten einer sprachlichen Annäherung der drei nordischen Völker teilgenommen hat (S. 135).

Es war, wie man sieht, ein Kreis von sehr verschiedenen Interessen, eine Genossenschaft, in der die ausgeprägtesten litterarischen und politischen Gegensätze Raum hatten. Solange Ibsen in Christiania war (1857—64), hatten sich diese Gegensätze noch nicht in ihrer vollen Schärfe zugespitzt: es war noch nicht zu dem offenen und allgemeinen Kampf alter und neuer Anschauungen gekommen, der in den siebziger und achtziger Jahren das Geistesleben des Nordens fast auf allen Gebieten umgestaltet hat. Aber es meldeten sich doch schon die Vorläufer dieses Kampfes, und allmählich schieden die vorwiegend radikalen und nationalen Elemente aus, so daß der Verein fortan die Heimstatt konservativer und skandinavistischer (s. S. XLV) Geistesrichtungen wurde. Einzelne dieser Männer, wie Bachke und Daae, wurden sogar Führer im Widerstande gegen die anmarschierende Demokratie, Freigeisterei und nationale Unabhängigkeitspolitik, an deren Spitze Johan Sverdrup, Sars und Björnson schritten. In diesem Kampf nahm Ibsen so ziemlich die Stellung des Einsamen, Parteilosen ein — er wurde deshalb bald von der einen,

bald von der anderen Seite in Anspruch genommen — ein Verhältnis, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird.

Die Freundschaften, die Ibsen im Kreise der „Holländer" geschlossen hatte, sollten ihm auf mannigfache Weise Nutzen bringen. Er kam dadurch mit den verschiedenartigsten Strömungen des zeitgenössischen Geisteslebens in Berührung und gewann so entschieden Fühlung mit den modernen Bewegungen — was er selbst (in einem Brief an Georg Brandes vom 18. Mai 1871) seinem glücklichen „Instinkte" zuschrieb. Aber auch rein praktisch hatte er von den Beziehungen zu den „holländischen" Freunden Vorteile: Løkke unterstützte ihn bei der Sammlung seiner Gedichte (S. 132, 147), Birkeland leistete ihm in seinen finanziellen und litterarischen Angelegenheiten Beistand (S. 63, 77—79, 171—73, 191—92), Daae sprang ihm mit seinen lateinischen und griechischen Kenntnissen für „Kaiser und Galiläer" bei (S. 201—202, 207—208), und Bachke erleichterte seinem Sohne Sigurd den Anschluß an die reguläre Beamtenlaufbahn (S. 331—33). Der beste Helfer jedoch war ihm Botten-Hansen selbst, denn er ist lange Jahre in Norwegen eine litterarische Großmacht gewesen. Von 1851 bis 1866 leitete er fast ohne Unterbrechung die Wochenschrift „Illustreret Nyhedsblad" („Illustrierte Neueste Nachrichten"). Hier führte er die erste ständige Litteraturkritik in das norwegische Zeitungswesen ein. Er hatte ein gesundes litterarisches Urteil, und seine kritischen Aufsätze wurden bald sehr beachtet. Es waren besonders seine beiden alten Freunde Ibsen und Vinje, die seine litterarische Unterstützung begehrten und erhielten. Beide — namentlich Ibsen — kamen im „Nyhedsblad" mit ihren Arbeiten zu Wort (S. 12—15); ihre Bücher fanden Besprechungen aus sachkundiger Feder, und im „Nyhedsblad" von 1863 konnten sie beide ihre ersten Biographien lesen (S. 148). Botten-Hansen verhalf in schweren Zeiten Ibsen zu einem Verleger und veröffentlichte sogar selbst zwei seiner Stücke durch den Druck („Frau Inger auf Oestrot" 1857 und die „Helden auf Helgeland" 1858). Mit großem Eifer auch nahm Botten-Hansen

sich seiner an, als es sich — 1866 — darum handelte, ihm eine feste Staatsunterstützung zu verschaffen (S. 73—75). Ibsen hat nie Gelegenheit gehabt, seinem Freunde für diese Dienste öffentlich zu danken; doch in den vorliegenden Briefen giebt er einer tiefen Empfindung der Dankbarkeit unzweideutigen Ausdruck.

*

Es war in vielen Beziehungen ein kümmerliches Dasein, das Ibsen während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Christiania fristete — kümmerlich vor allem in der gemeinen Brot- und Magenfrage. Mit Schulden kam er aus Bergen, und von Schulden mußte er in Christiania leben (S. 25). Die Gage, die er als artistischer Direktor des „Norwegischen Theaters" in Christiania bezog, war für einen Mann mit Frau und Kind nichts weniger als glänzend, und als das Theater im Juli 1862 in Konkurs geriet, verlor er Stellung und Geld. So finden wir ihn im Jahre 1863 als „ästhetischen Konsulenten" am alten „Christianiaer Theater" — die Gage ist hier nicht nur geringer noch, sie wird auch nicht einmal ganz ausbezahlt, weil die Einnahmen des Theaters nicht hinreichen. Einen Kampf ums Dasein — im eigentlichsten Sinne des Wortes — mußte Ibsen in jenen Tagen führen, und Hilfe mußte er zum Teil bei Geldgebern suchen, die der Klasse der Wucherer nicht allzu fern standen.

Viel Anerkennung als Dichter hat er um jene Zeit auch nicht gefunden. Er war ein verhältnismäßig wenig bemerkter Litterat, während dem jüngeren Björnstjerne Björnson bereits das ganze Land als nationalem Dichter huldigte. Doch hier muß ein hervorragender Mann der Christianiaer Gesellschaft genannt werden, der sich schon jetzt Ibsens entschieden annimmt, — es war der angesehene, ja berühmte Advokat Bernhard Dunker. Er gehörte sozial wie geistig zu den tonangebenden Männern der Zeit und hatte einen weitreichenden Einfluß in den verschiedensten Kreisen. Er war des Dichters Welhaven bester Freund und stand in persönlichen Beziehungen zu Björnson; er war Skandinavist und griff doch zu wiederholten Malen zu Gunsten der natio-

nalen Selbständigkeitspolitik ein. Er wurde Ibsen wie Björnson in litterarischen Fragen ein verständnisvoller Ratgeber, und seine vornehme Protektion war auch rein gesellschaftlich von großem Werte.

Ein bedeutender Mann aus einem anderen Lager bewies Ibsen ein nicht minder lebhaftes Interesse, — das war der neue liberale Parteiführer Johan Sverdrup, ein Politiker von wahrhaft europäischem Range. Seine nationalen Interessen brachten ihn mit dem „Norwegischen Theater" in nähere Berührung, und wahrscheinlich ist auf diesem Wege Ibsen persönlich mit ihm bekannt geworden. Es steht fest, daß Ibsen eine Reihe von Briefen mit ihm gewechselt hat: werden Sverdrups Papiere einmal geordnet und zugänglich sein, so steht einer Veröffentlichung der Korrespondenz nichts im Wege. Vorläufig ist uns nur ein kleines Billet vom Jahre 1883 ans Licht gekommen (S. 324): es bezeugt, daß Ibsen, obwohl in vielen Dingen ein politischer Gegner Sverdrups, doch die freundliche Hilfe, die Sverdrup ihm in den Zeiten der Bedrängnis geleistet hatte (S. 41), in dankbarer Erinnerung bewahrte.

So armselig war nämlich Ibsens Los, daß er direkte Geldunterstützungen von reicheren Freunden annehmen mußte (Sämtl. Werke 1, S. 519—20). Als er im Frühling 1864 mit einem öffentlichen Reisestipendium von sechzehnhundert Kronen nach Rom gehen konnte, da mußten Privatleute einspringen, um ihm fortzuhelfen und ihn in der Fremde zu unterhalten. Unter diesen Helfern war auch Sverdrup (S. 41), der rührigste von allen war aber wieder Dunker (S. 32, 50—51). Doch verschlossen, wie Ibsen nun einmal war, hätte er vielleicht nie diese Unterstützung erlangt, wenn er nicht einen eifrigen, unermüdlichen, allzeit bereiten Anwalt und Vertreter seiner Sache gehabt hätte — Bjørnstjerne Bjørnson.

Das Verhältnis Ibsens zu Björnson bietet eins der merkwürdigsten Bilder persönlicher Wechselbeziehungen, welche die norwegische Geschichte kennt. In seinem wandelbaren Charakter spiegelt sich eine ganze Epoche norwegischer Kulturentwicklung.

Erst jetzt — dank der Klarheit, die Ibsens Briefe schaffen — ist eine geschichtliche Darstellung jenes Verhältnisses möglich.

Als Ibsen im Frühling 1850 zu Christiania eintraf, wurde er rasch mit Björnson bekannt, denn Björnson kam just um dieselbe Zeit in die Stadt, um Heltbergs „Studentenfabrik" zu besuchen. Vertraulichere Beziehungen hatten sich jedoch zwischen ihnen noch nicht herausgebildet, als Ibsen 1851 nach Bergen zog. Aber gerade in der Entfernung bereitete sich die innerliche Annäherung vor. In der Folgezeit fand der nationale Sturm und Drang sie brüderlich Seite an Seite.

„Werkthätig standen sie zusammen" — so schrieb „Verdens Gang" (1884, Nr. 112) bei einer späteren Gelegenheit, nämlich bei ihrer festlichen Begegnung nach langen Jahren der Trennung — „als es galt, die alte Saga wieder auf den Schild unserer Dichtung zu heben. Sie haben gesungen und gesonnen über denselben Gedanken — den Häuptlingsgedanken, wer da König sein sollte in Norwegen. Ihm weihte Björnson sein erstes Stück. Der sei König, der etwas hat, wofür er König sein kann, heißt es in ‚Zwischen den Schlachten'. Der siegende König Sverre war Björnsons Jugendheld. Und in der Schilderung des Thronforderers löst Ibsen seine ganze gewaltige Kraft aus. Führer war der Mann, der es nicht nötig hatte, nur das Alte abermals zu erleben, der vielmehr mutig hinaussteuern konnte ins Neue, ins Unbekannte, in die werdende Zeit, weil er der Glückliche war, — der Mann, über den die Gedanken der Zeit gekommen waren gleich einem Feuerbrand."

Als das „Fest auf Solhaug" erschienen war, da beeilte sich Björnson, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen neuen und echt norwegischen Zuwachs der dramatischen Poesie zu lenken (Sämtl. Werke 2, S. 147—48). Und als die „Helden auf Helgeland" vom „Christianiaer Theater" abgelehnt wurden, unterstützte Björnson mit Nachdruck Ibsens Forderung, daß man dieses Stück aufführe (Sämtl. Werke 1, S. 651—52). Doch es sollte noch eine Weile dauern, bis es zu einem innigeren persönlichen Verkehre kam. Nachdem Ibsen im Sommer 1857

wieder nach Christiania zurückgekehrt war, ging Björnson kurze Zeit darauf nach Bergen, um an Ibsens Stelle dort die Leitung des „Norwegischen Theaters“ zu übernehmen, und erst im Herbst 1859 ließ er sich abermals in Christiania nieder. Nun entwickelte sich rasch eine herzliche Freundschaft zwischen den beiden Dichtern — eine Freundschaft, die sich im öffentlichen wie im privaten Leben kundgab: Björnson stand um Neujahr 1860 Gevatter bei Ibsens einzigem Sohn, und im November 1859 haben sie zusammen die „Norwegische Gesellschaft“ gegründet — Ibsen hatte die ersten Schritte gethan, und Björnson wurde Vorsitzender der Gesellschaft für die kurze Zeit ihres Bestehens (Sämtl. Werke 1, S. 671). Schon im Mai 1860 aber ging Björnson ins Ausland und blieb drei volle Jahre weg; aus der Fremde sandte er das Schauspiel „König Sverre“ (1861) und die große lyrisch-dramatische Trilogie „Sigurd Slembe“ (1862) in die Heimat: den „Slembe“ besprach Ibsen in „Illustreret Nyhedsblad“ (Sämtl. Werke 1, S. 494—96). Weitere Zeugnisse über ihre Beziehungen in diesen Jahren liegen nicht vor.

Ihre nächste Begegnung fand beim Sängerfest zu Bergen im Sommer 1863 statt, und den ganzen folgenden Winter waren sie beide in Christiania. Der Verkehr dieser Tage brachte sie einander näher als je zuvor. Die Gemeinsamkeit ihrer Ideen und Hoffnungen kam ihnen ins Bewußtsein, und sie erlitten dieselben bitteren Enttäuschungen. Mit Schmerz sahen sie das dänische Brudervolk einen Verzweiflungskampf wider deutsche Übermacht führen; sie mußten sehen, wie ein ganz kleines Volk von nordischer Art und Zunge einem fremden Reich einverleibt wurde, während die norwegischen und schwedischen Gesippen trotz heiliger Gelübde nicht zu Hilfe kommen wollten. Björnson und Ibsen fanden sich in ihren Erwartungen für den ganzen Norden wie für das norwegische Vaterland getäuscht, und das Erlebnis grub sich tief in ihre Gemüter, zumal in Ibsens Inneres: denn er war nicht gewohnt, sich mit Hoffnungen zu schmeicheln.

Zweifel und Mißmut haben in allen diesen Jahren an

Ibsens Seele genagt und gezehrt. Er hatte den brennenden Schmerz der angstvollen Frage empfunden, ob er denn überhaupt je zu der „Ganzheit und Klarheit" gelangen werde, die seiner Jugend Traum gewesen war. Würde er sich je frei und gesund fühlen? Würden allerlei äußere Fesseln und Rücksichten seine Entwicklung hemmen, so daß er aus der Kruste von „Unsinn und Schweinerei" (S. 99) nicht heraus gelange? Würde er nur ein „geistreicher Schriftsteller" werden, und nicht ein Streiter für hohe Ideale? Mit dieser Frage führte er einen einsamen und stummen Kampf. Und die kritische Skepsis gegenüber den Ideen, in denen er befangen war, machte den Kampf nur noch härter und schwerer.

Da kam ihm Björnson zu Hilfe.

Es ist bekannt, eine wie imponierende und hinreißende Wirkung Björnsons mächtige Persönlichkeit schon in ihrer Jugend auf die umgebende Welt ausgeübt hat. Diese Überlegenheit entsprang dem unerschütterlichen G l a u b e n, den sein ganzes Wesen ausstrahlte. Er ist in Wahrheit nie ein Zweifler gewesen. Er hatte das ganz naive Vertrauen eines Kindes zu sich selber, zu allen guten Mächten, und es war fast ein Ding der Unmöglichkeit, dieses Vertrauen nicht zu teilen, so unmittelbar nahm es die Herzen ein. Aus solchem Glauben schöpfte Henrik Ibsen Kraft in dem Kampf um sich selbst. Aus solchem Glauben lernte er, selbst zu glauben und seine ganze Person für seinen Glauben einzusetzen. Es wurde kein lichter und froher Glaube wie bei Björnson; aber es wurde ein Mut und ein Wille zum Leben, der sich nie mehr erschüttern ließ. Es wurde ein Vertrauen in seine Kraft, „sich selbst realisieren" zu können (S. 316); es wurde „ein voller und fester Glaube an die Fortpflanzungskraft und Entwicklungskraft der Ideale" (Sämtl. Werke 1, S. 528) — und das hat jenen Kampf befruchtet, dessen Ziel es wurde, die Völker einer freieren und reicheren Zukunft entgegenzuführen. Seinen eigenen Kampf, sich zu diesem Standpunkt durchzuringen, gestaltete Ibsen dramatisch in dem Gegensatz zwischen dem Herzog Skule und dem König Håkon: b e i d e Thronbewerber ent=

sprangen seiner eigenen Seele, und Hakon war das Neue, das Björnson ihm gegeben hatte. Wird Björnsons Lebenswerk dereinst einmal gewogen, so wird man ihm das Verdienst nicht gering anschlagen können: daß er Ibsen in schwierigen und gefährlichen Krisen geholfen hat, sich selbst zu finden.

Mit aufopferndem Eifer nahm sich Björnson aber auch Ibsens äußerer Lage an; er verschaffte ihm von Privatleuten Geldunterstützung sowie öffentliche Stipendien (S. 36—37 u. s. w.); er ermöglichte ihm im März 1864 die Reise ins Ausland und brachte ihn mit dem größten Verleger des Nordens in Verbindung: Frederik Hegel, dem Chef der „Gyldendalschen Buchhandlung" in Kopenhagen. Beides — herauszukommen aus den engen norwegischen Verhältnissen und einen Verleger großen Stils zu haben, mußte Ibsen als eine Befreiung empfinden. Die Verlagsfrage hatte Ibsen immer Schwierigkeiten bereitet, so oft er ein neues Werk veröffentlichen wollte; gerade um die Mitte der sechziger Jahre war die Lage des norwegischen Buchhandels so kümmerlich wie nur möglich. Der greise Johan Dahl ruhte auf seinen alten Lorbeeren aus, und Christian Tönsberg mit seinen kühnen Unternehmungen hatte nahezu Schiffbruch gelitten. Die jüngeren norwegischen Buchhändler aber wagten sich an größere Aufgaben noch nicht heran. Es war für Norwegen ein nationaler Verlust, daß seine Dichter mit ihren Werken ins Ausland gehen mußten; aber es war unleugbar ein Glück für diese Dichter, daß sie ihrer Wirksamkeit eine sichere Heimstatt bereiten konnten, und sei es auch in Kopenhagen. Besonders seit dem Jahre 1858 hatte Hegel sein Augenmerk auf das gesamte Schrifttum des Nordens gerichtet und dementsprechend seinen Verlag erweitert; von 1861 ab gab er Björnsons Werke heraus, und 1865 nahm er, durch Björnson ermuntert, auch Ibsen in seinen Verlag. Und so ward Hegel ein Förderer der ganzen skandinavischen Kultur.

Ibsen selbst ist es immer als ein Segen erschienen, in Hegel seinen Verleger gewonnen zu haben; denn er betrachtete dieses

Verhältnis nicht von einem rein persönlichen Standpunkt nur, vielmehr auch unter dem Gesichtswinkel des skandinavistischen Gedankens. Am 16. März 1866 — „Brand" war eben erschienen — schrieb er an Hegel aus Rom: „Ich hoffe in Zukunft nur Ehre und Annehmlichkeit von meinen schriftstellerischen Beziehungen zu Ihnen zu haben, wie es auch meine Absicht ist, meine Beziehungen zu Dänemark so eng wie möglich zu knüpfen. Norweger und Schweden haben eine schaurige Blutschuld Euch gegenüber zu tilgen, und — in dem Gefühl, daß dies meine Lebensaufgabe ist — will ich die mir von Gott verliehenen Kräfte darauf verwenden: meine Landsleute aus ihrer Dumpfheit aufzurütteln und ihren Blick auf das Ziel zu lenken, wohin die großen Lebensfragen weisen." Und als die Gyldendalsche Buchhandlung 1870 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, da stellte Ibsen in seinem Gratulationsschreiben wie in seinem Huldigungsgedicht ganz ähnliche Betrachtungen an (S. 145—46 und Sämtl. Werke 1, S. 117). In einem Münchener Briefe vom 10. Dezember 1875 erinnert er Hegel an die nun gerade zehn Jahre zurückliegende Zeit, da er mit Unruhe auf das Erscheinen des „Brand" gewartet hatte. „Dankbar blicke ich," so schreibt er, „auf den Zeitraum, der inzwischen verstrichen ist. Welch ein Unterschied in meiner Lage zwischen jetzt und damals — und daß dem so ist, das haben in erster Reihe Sie bewirkt. Seien Sie überzeugt, daß ich das nie vergessen werde." Hegel war seinen Autoren mehr als nur Verleger und Honorarbezahler. Er war ihnen ein stiller und treuer Freund, der sie bereitwillig mit Rat und That in schwieriger Lage unterstützte. Im besonderen hat er ganz selbstlos für die Anlage und Vermehrung des Vermögens gesorgt, das Ibsen sich nach und nach erworben hatte.

Ibsens langer Aufenthalt im Auslande (seit 1864) und sein Übergang zum Gyldendalschen Verlage schufen ihm die äußere Unabhängigkeit, deren er für seine Entwicklung bedurfte; er hatte ein überströmendes Gefühl des Dankes für Björnson, der ihm zu alledem die Wege geebnet hatte (S. 30, 34). Und

doch sollte die Zeit nicht ferne sein, da eine Scheidung zwischen den beiden Freunden eintrat, und sie jede Beziehung zu einander für lange Jahre abbrachen. Dieser Bruch hatte seine persönlichen wie seine sachlichen Gründe.

Ibsens Briefe wissen von dem Konflikt zu erzählen, den das Erscheinen des „Peer Gynt“ 1867 hervorrief. Sie deuten auch an, welche Kräfte wirksam waren, um die beiden Dichter von einander zu trennen. Die Stellung der Parteien in Norwegen nahm allmählich einen ausgesprochen scharfen Charakter an. Es begann sich eine Rechte und eine Linke zu bilden, politisch wie kulturell. In diesem Streit stellte Björnson sich ganz und unbedingt auf die Seite der Linken und stürzte sich mit Eifer in den Kampf für nationale Selbständigkeit und politische Demokratie. Ibsen dagegen stand weit „in der Ferne“ (Sämtl. Werke 1, S. 180) und hatte nicht dieselben politischen Interessen: er sah die Zukunft in einem Zusammenschlusse Skandinaviens. Die Bauernpartei, die jetzt in Norwegen ans Ruder kam, war ihm ganz und gar nicht sympathisch. Es war andererseits natürlich, daß „seine Freunde im ‚Morgenblad‘“, seine alten „Mitholländer“ (S. 105), ihn auf ihre Seite zu ziehen und für die Anschauungen der Rechten zu beanspruchen suchten. Sie deuteten „Peer Gynt“ als Hohngedicht auf alle nationalen Bestrebungen, und der „Bund der Jugend“ wurde als eine direkte Parteischrift für die Rechte gegen die Linke begrüßt.

Es war für Ibsen eine höchst „peinliche Empfindung“ (Sämtl. Werke 1, S. 531), sich so als Dichter einer Partei betrachtet zu sehen: es war ihm, als werde sein ganzes Lebenswerk dadurch herabgezogen, und er selbst kam in eine ganz schiefe Stellung. Wenn er auch in den damaligen politischen Tagesfragen mit gewissem Fug zu der Rechten gezählt werden konnte (S. 192, 197), so befand er sich doch in seiner Grundanschauung, seinem radikalen Freiheitsdrang keineswegs mit den Ideen und Zielen der Rechten in Übereinstimmung. Das gehört zu den natürlichen Widersprüchen, die in einer Menschenseele ruhen, wie denn Ibsen von jener Wahrheit durchdrungen ist: daß man keinen

Gedanken zu Ende denken könne, ohne auf Widersprüche zu stoßen („Henrik Ibsen zum 20. März 1898 gewidmet von der Freien Bühne", S. 14—15). In Wirklichkeit war er ein „einsamer Franktireur auf Vorposten" (S. 312), und er war geneigt, in jeder Parteibildung einen Feind seiner Lebensauffassung zu erblicken. „Alle Parteien kalt zurückzuweisen und einen eigenen Standpunkt für sich einzunehmen" (S. 123), darin erblickte er eine Lebensfrage für den Dichter. Der „Volksfeind" lag ihm schon früh im Blute. Und gerade deshalb sah er mit Unwillen, wie Björnson mit der norwegischen Bauernlinken eine Allianz einging — es war ihm nicht möglich, hier „eine Spur mehr wirklichen Freisinns zu entdecken, als ihn die ultramontane Bauernbevölkerung in Tirol hat" (S. 337). Er fürchtete, Björnson würde über der Politik noch ganz seine dichterische Thätigkeit vergessen und die Pflichten seiner Begabung verabsäumen (S. 140).

Bald gewann er auch den Eindruck, als werde der alte Freund dem nordischen Gedanken untreu, da Björnson im Herbst 1872 Dänemark aufforderte, Deutschland gegenüber „die Signale zu verändern" und jeden Gedanken einer kriegerischen Revanche und einer Wiedereroberung des dänischen Schleswig aufzugeben. Nun schuf Ibsen, voller Entrüstung, daß ein Traum vieler Jahre sollte preisgegeben werden, sein Gedicht: „Des Nordens Signale" (Sämtl. Werke 1, S. 276). Er wendet sich mit Hohn unmittelbar gegen Björnson, diesen „Wetterhahn, der schwenkt", diesen „Priester des Pangermanismus". Es handelt sich also nicht um ein „Hohngedicht gegen Deutschland", wie es Adolf Strodtmann nannte („Das geistige Leben in Dänemark" S. IX), vielmehr um eine bittere Anklage gegen die Verräter der skandinavischen Idee (S. 211).

Björnson seinerseits wähnte, im „Bund der Jugend" den Versuch eines „Meuchelmords" zu sehen, und war empört darüber (S. 451); dann war es ihm ein Dorn im Auge, daß Ibsen Orden annahm (S. 104), endlich aber beobachtete er kummervoll, wie Ibsen mehr und mehr zum schrecklichsten „Atheismus" ab-

schwenkte, während er selbst (noch einige Jahre) auf dem Boden des Christentums stand.

Es gab also der Gründe genug für einen Bruch zwischen den beiden Dichtern; seit 1868 war er Thatsache geworden. Ibsen dachte mehrere Male an eine Versöhnung. Er hatte 1870 die Absicht, Björnson die neue Ausgabe der „Kronprätendenten" zu widmen, aber Mitteilungen von den „Freunden im ‚Morgenblad'" brachten ihn wieder davon ab (S. 137—138). Dann versuchte er Ende 1877 wirklich eine Annäherung, nachdem Björnson sich sympathisch über Georg Brandes' Thätigkeit ausgesprochen hatte: Björnsons Auftreten zu Gunsten eines Mannes, der in vielen, um nicht zu sagen in den meisten Fragen sein Widersacher war, machte in Ibsens Augen sehr vieles andere wieder gut, und durch Hegel sandte er Björnson aus München am 28. Oktober 1877 ein kleines (leider verloren gegangenes) Billet, mit einem Exemplar der „Stützen der Gesellschaft". Es ist nicht ersichtlich, ob dieser entgegenkommende Schritt zu dem gewünschten Ergebnis geführt hat: wenigstens hat Björnson, als er in den letzten Monaten des Jahres 1879 eine längere Reise durch Deutschland unternahm und sich auch in München aufhielt, Ibsen nicht besucht.

Indessen kam es gerade um jene Zeit zu einer wesentlicheren Annäherung zwischen den beiden Männern, und zwar in ihrem dichterischen Schaffen selbst. Im Jahre 1875 siedelte sich Björnson mit dem „Redakteur" und dem „Fallissement" auf dem Gebiet des modernen „Gesellschaftsdramas" an, und Ende der siebziger Jahre brach er, nach hartem inneren Kampf, entschieden mit seinem alten Christentum — ihm ging nun wie Ibsen das freie Denken und die persönliche Wahrheitsforderung über alles. In der Rede an die Christianiaer Studenten, den 31. Oktober 1877, hatte er schon sein berühmtes Programm: „Sei in der Wahrheit!" formuliert. Auch Ibsen wandte sich 1877 mit den „Stützen der Gesellschaft" demselben Schaffensgebiete zu: die Keime eines sozialen Dramas, die schon in der „Komödie der Liebe" und im „Bund der Jugend" vorbereitet lagen, beginnen zu sprießen und Frucht anzusetzen, und er verfolgte seine heftigen Angriffe auf die bestehende Gesell=

schaftsordnung mit eiserner Folgerichtigkeit im „Puppenheim" und in den „Gespenstern". Während so die Angriffskolonnen mit schwerem und schwererem Geschütz aufmarschierten, wurde der Partei der Rechten „ihr" Dichter immer verdächtiger. Und als die „Gespenster" 1881 das Licht erblickten, da wurde Ibsen mit Pauken und Trompeten von der Rechten ausgestoßen und verflucht: mit ihrer ganzen moralischen Entrüstung wandte sie sich gegen seine gottlose, unsittliche, zersetzende Dichtung, — viele Jahre mußte er sich in die Ungnade der Partei schicken.

Diese Wandlung der Dinge führte von selbst Björnson und Ibsen wieder zusammen; sie hatten nun einander verstehen und würdigen gelernt wie nie zuvor, und der Winter 1880 auf 1881 sieht ihre Freundschaft in alter Blüte. Björnson weilte um jene Zeit in den Vereinigten Staaten. In einem Aufsatz, den er in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlichte, äußerte er sich am Schlusse folgendermaßen über Ibsen: „Ich bilde mir ein, die dramatische Weltlitteratur zu kennen, und ich trage keinen Augenblick Bedenken zu sagen, daß die größte dramatische Kraft, über die jetzt einer gebietet, Henrik Ibsen eignet. Ich bin meines Urteils um so sicherer, als ich keineswegs immer ein Freund dieser seiner Dramatik gewesen bin" (Björnson, Der norwegische Verfassungskampf, S. 14—15). Ibsen seinerseits fühlte sich trotz allem, was ihn zu allen Zeiten an Björnson abstieß, aufs neue unwiderstehlich zu dieser mächtigen Persönlichkeit hingezogen, und als er im Frühling 1881 hörte, daß Björnson mit knapper Not einer drohenden Lebensgefahr entgangen sei, da schrieb er ihm nach der Rückkehr in die Heimat einen (leider verloren gegangenen) Brief, worin es hieß: „er habe in dem Augenblick bei sich selbst das Gefühl gehabt, daß er nie wieder etwas hätte schreiben können, wenn Björnson damals umgekommen wäre." (Mündliche Mitteilung der Frau Mathilde Schjött, geb. Dunker.) Als dann bald darauf die „Gespenster" herauskamen, und alles sich gegen den zornerfüllten Kampfesdichter wandte, da trat Björnson frank und frei zu seiner Verteidigung auf den Plan, und Ibsen charakterisierte damals Björnson mit dem herrlichsten Wort, das

für ihn gefunden werden konnte: „er hat in Wahrheit eine große, königliche Seele“ (S. 312). Unmerklich waren beide sich bewußt geworden, daß sie in Wirklichkeit, jeder auf seine Art, für dieselbe Sache gekämpft hatten: diesem Gedanken gab Ibsen Ausdruck, als er, am 10. August 1882, aus Gossensaß an Björnson zu seinem Dichterjubiläum telegraphierte: „Habe Dank, daß wir zusammenwirken durften im Dienste der Freiheit während der verflossenen fünfundzwanzig Jahre.“ Ibsen bekam auch allmählich Interesse für den politischen Kampf der Norweger, in dessen Mitte Björnson mit Leib und Seele stand, und er, der mit Verachtung von „politisierenden Schreihälsen“ gesprochen hatte (S. 321), verfolgte nun mit Spannung und Unruhe, wie die Politiker der norwegischen Linken nach den Worten zu Thaten übergingen, — im Winter 1883 auf 1884 beschäftigten ihn die politischen Verwicklungen in Norwegen dermaßen, daß er (nach einem Brief an Hegel vom 21. April 1884) nicht ernsthaft an der neuen Dichtung arbeiten konnte, die er unter der Feder hatte.

Ein „Linker“ im Parteisinn ist Ibsen allerdings nie geworden; doch die Entwicklung der Dinge brachte es mit sich, daß seine Dichtung sich der ganzen übrigen Arbeit des norwegischen Liberalismus anschloß, auch der politischen. So lag denn in der Begegnung Ibsens und Björnsons zu Schwaz, September 1884, eine Art Symbol für alles Freiheitsstreben, das im Lande wirkte, — es war der Zusammenschluß der freiheitlichen Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit, was hier seine öffentliche Besiegelung empfing. Die beiden alten Freunde selbst waren tief erschüttert durch dieses Wiedersehen nach einer Trennung von mehr als zwanzig Jahren, und das Freundschaftsverhältnis, dessen Risse nunmehr völlig geheilt waren, ist fortan ungetrübt geblieben im wechselnden Lauf der Zeiten. Ibsens einziger Sohn Sigurd heiratete 1892 Björnsons Tochter Bergliot, und beiden Männern gedeiht ein gemeinsamer Enkel. Als Björnson an Ibsens fünfundsiebzigstem Geburtstage erschien, um ihm Glück zu wünschen, da umarmte Ibsen den Freund mit Thränen im

Auge und sagte: „Du bist doch der, den ich am meisten geliebt habe.“

*

Im Jahre 1864 hat Ibsen Norwegen verlassen. Die erste That, die er fern von der Heimat vollbrachte, war die Dichtung „Brand“. Sie erschien im März 1866, und die nächste äußere Wirkung dieses Buches war, daß sein Dichter vom Staate die langersehnte, lebenslängliche „Dichtergage“ erhielt als öffentliche Anerkennung seines Schaffens. Bei dieser Gelegenheit haben jene selben „Seelen im Taschenformat“ (S. 40), bei denen er keinerlei Verständnis vorausgesetzt hatte, eine überraschende Einstimmigkeit an den Tag gelegt. Obwohl er nun dank dieser und anderen Zuwendungen der staatlichen Behörden einer der bestbehandelten Dichter war, so hat er seinerseits es doch in seinem Verhältnisse zum Staate nicht an scharfer Opposition fehlen lassen. Diese Erscheinung hängt eng mit seiner ganzen Anschauung vom Verhältnis des Individuums zum Staat zusammen, einer Anschauung, die sich in seinen Dichtungen, z. B. in der berühmten Grabrede aus „Peer Gynt“ (Sämtl. Werke 4, S. 353—57), vor allem aber in einer Reihe seiner Briefe entschieden und unzweideutig kundgab. Ihm steht das Leben der Nation, d. h. ihre geistige und kulturelle Existenz, höher als das Wesen des Staatsverbandes; für die Existenz des Staates und des gegenwärtigen „politischen und sozialen Begriffes“ (S. 159) sieht er überhaupt keine vernünftige Notwendigkeit ein. Für die einzelnen freiheitlichen Fortschritte, die durch jeweilige Staatsumwälzungen dem Bürger gewonnen werden, hat er kein Verständnis. Er wäre nur für die Revolution zu haben, die den Staat ganz beseitigt und dem Individuum für alle Zeiten ein unbegrenztes Maß von Freiheit sichert.

Darum suchte er selbst sich dem hemmenden Einfluß des Staates so weit wie möglich zu entziehen, und so erklärt es sich auf natürliche Weise, daß er sich fast sein ganzes Leben

hindurch von Norwegen fern hielt, daß er es immer als ein Bedürfnis, ja als eine Notwendigkeit empfand, sich zu der Heimat und den norwegischen Zuständen die gebotene Distanz zu wahren. „Zieh hinaus, Carissimo,“ so ruft er Björnson zu (S. 103), — „weil der Abstand den Gesichtskreis erweitert und weil man gleichzeitig auch selbst den guten Leuten aus dem Gesichtskreise kommt.“ Und alle Landsleute, deren geistige und menschliche Fortbildung ihm am Herzen liegt — wie Kristian Elster (S. 283—84), Laura Kieler (S. 144), Magdalene Thoresen (S. 92) —, fordert er auf, in die Fremde zu ziehen. Er selbst hat die friedlichste Stätte immer in Rom gefunden, der Stadt, wo „weder Politik, noch Handelsgeist, noch Militärwesen“ (S. 47) der Bevölkerung das Gepräge gab. Solange Rom nicht die Hauptstadt eines Königreichs Italien war — solange es noch nicht „den Menschen genommen und den Politikern überantwortet war“ (S. 155), konnte er nicht begreifen, wie man überhaupt anderswo zu leben vermöchte (S. 108). Und es ist bezeichnend für seine Scheu vor dem Staate, daß er sich nie in Preußen hat dauernd niederlassen mögen, das, besonders nach dem großen Kriege, für ihn der Typus einer Nation war, deren „Stärke erkauft war mit dem Aufgehen der Individuen in dem politischen und geographischen Begriff“ (S. 159). Um so entschiedener aber konnte er, vom Alb des Staats befreit, nun in der Fremde als Dichter norwegisch empfinden und gestalten. Denn, wie er in seiner Rede an die Christianiaer Studenten 1874 sagte (Sämtl. Werke 1, S. 523): ein Dichter „gehört von Natur zu den Weitsichtigen. Nie habe ich die Heimat und der Heimat lebendiges Leben so stark, so klar und so nah erschaut, wie gerade aus der Ferne und in der Abwesenheit.“ Just um das Jahr 1875 setzt mit den „Stützen der Gesellschaft“ eine Epoche in Ibsens Schaffen ein, wo er durchaus auf dem Boden norwegischen Gesellschafts- und Sittenlebens steht und norwegische Menschen und norwegische Zustände schildert. Die Mittel, durch die er sich das Leben der Heimat nahe und gegenwärtig hielt, bot ihm die eifrige Lektüre nordischer Zeitungen: er stand im

Briefwechsel mit näheren oder weitläufigeren Bekannten in Norwegen, wobei er ganz gewiß mehr der Empfangende als der Gebende war, und überall hatte er bei dem lebhaften Wandertrieb des norwegischen Volkes Gelegenheit, Landsleute zu sehen und zu sprechen. Während der siebenundzwanzig Jahre seiner freiwilligen Landesflucht kam zweimal die Sehnsucht über ihn, sein Vaterland wiederzusehen. Bei seinem Aufenthalt in Christiania 1874 empfand er mit freudiger Genugthuung, daß — wie er Hegel am 16. September jenes Jahres schreibt — „jede frühere Mißstimmung gegen ihn geschwunden sei". Gleichwohl verspürte er damals keine Neigung, wieder festen Fuß in der Heimat zu fassen. „Als ich den Fjord hinauffuhr," so schrieb er später einmal an Björnson (S. 344), „da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammenschnürte. Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gehabt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten." Als er dies schrieb, stand der Dichter der „Gespenster" und des „Volksfeinds" schon in offener Fehde mit den politischen und gesellschaftlichen Mächten der Heimat, und der folgende Besuch in Norwegen 1885 endet mit einem schrillen Mißton (S. 352—59). Doch diese Reise hat er dazu benutzt, um einmal ganz in der Nähe Verhältnisse und Menschen zu studieren — und die erste Frucht dieser Studien war das aufwühlende Kampfesdrama „Rosmersholm" (S. 363).

In Wirklichkeit war das polemische Verhalten seinem Vaterlande gegenüber, die Rolle des „Staatssatirikus", die er spielte (S. 104), nur die andere Seite seiner Vaterlandsliebe. Wenn Ibsen auch in seinen Gegenwartsdramen vor allem der Dichter ist, der Menschen und Menschenschicksale erlebt und gestaltet und das unbestreitbare Recht hat, als D i c h t e r beurteilt zu werden, so schlägt in seine Werke doch eine Tendenz ein — der Trieb: sein Volk „zu wecken und es zu lehren, groß zu denken" (S. 55). Diese Tendenz hat den „Staatsfeind" verführt, in einem

seiner Briefe etwas wie ein politisches Programm aufzustellen, dessen Grundgedanke ist, daß alle „Unprivilegierten“ sich aufraffen sollen, um ihr Recht auf Freiheit durchzusetzen (S. 336). Im allgemeinen aber war es ihm doch „sehr zweifelhaft, ob es gelingen könnte, das norwegische Volk stückweise zu reformieren“: ihm blieb es immer das wichtigste, den „geistigen Grund und Boden nach jeder Richtung auszuroden und zu säubern“ (S. 279) — die „Revolutionierung des Menschengeistes“ (S. 156). Hier spricht der Künstler, der an einer Bevölkerung verzweifelt, die es „noch für wichtiger hält, Bethäuser zu bauen als Theater“ und „lieber die Zulumission unterstützt als das Museum der Künste“ (S. 279). Was ihn aber trotz alledem in diesem Kampf um eine höhere Volkskultur stärkt, das ist die Hoffnung auf die Jugend, die er nicht wie sein Baumeister Solneß fürchten wird, wenn sie kommt und an die Thür klopft. Denn — wie er einem jungen norwegischen Freund einmal sagte („Dagbladet“, Christiania, 1885, Nr. 203) — er hatte die Überzeugung: „das, was bei den Jungen wie Tollheit aussehen mag, das ist am Ende doch das Siegende“, und er versprach, mit der norwegischen Jugend zu gehen „als linker Flügelmann“. Die praktischen Reformen, die er als Forderung aufgestellt hatte: allgemeines Wahlrecht, Emanzipierung der Frau, Befreiung des Schulunterrichts von der Kirche u. s. w., sind denn auch zum großen Teile in Norwegen durchgeführt worden.

Wenn Ibsen sich in bitteren Stunden wohl einmal vorgenommen hat, „alle seine Beziehungen zu Norwegen abzubrechen und nie wieder einen Fuß dorthin zu setzen“ (S. 172), so schreckt er doch, als der Gedanke einer vollständigen „Expatriierung“ thatsächlich an ihn herantritt, davor zurück wie vor einer gar zu „ernsten Sache“ (S. 332), zu der er sich „unsagbar schwer entschließen würde“ (S. 26). „Nach Hause möchte ich im Grunde doch,“ schrieb er 1865 an Björnson (S. 36), und „nach den Hütten Verschneiter aus der Südhaine Pracht reitet ein Reiter Nacht um um Nacht“ (Sämtl. Werke,

1, S. 147). Im Jahre 1891 nahm er dann wieder seinen festen Wohnsitz in Christiania. Die geheime Sehnsucht, die ihn in der Fremde immer zum Vaterlande hingezogen, hatte sich in eine Sehnsucht nach dem Meere umgesetzt, das einst der Jüngling in Grimstad so sehr lieben lernte. „Von allem, was ich hier entbehren muß, kann ich mich damit am schwersten aussöhnen, daß ich das Meer entbehren muß," so schreibt er an Hegel sowohl aus München wie aus Rom (S. 292 und 351). Aber seine große, schweifende Sehnsucht blieb in der Heimat auf die Dauer ungestillt. „Wer ein Heim gewonnen hat in den vielen fremden Ländern draußen, der fühlt sich in der Tiefe seines Innern nirgends zu Hause. Vielleicht nicht einmal im eigenen Vaterlande," — zu diesem schmerzlichen Resultat ist er nach siebenjährigem Aufenthalt in Christiania selbst gekommen (Sämtl. Werke 1, S. 531). Er konnte sich nicht mehr akklimatisieren. Er hat es in der Heimat nicht gefunden, das freie offene Meer. Hier waren „alle Sunde zu — und alle Kanäle des Verständnisses verstopft" (S. 407). Und abermals sehnt sich der alte Dichter in die Welt hinaus. Diesmal nach Dänemark, wo er schon einmal, im Sommer 1887, an einer „freien, offenen Stätte" in Skagen des Meeres froh geworden war. Aber nun war er an Christiania gebunden, und er sollte nicht mehr hinauskommen.

*

Es giebt dichterische Zeugnisse aus Ibsens Feder, die bekräftigen, wie früh er sich — über sein Norwegertum hinaus — als „Skandinaven" gefühlt hat. Während seiner Jugendzeit entstand die stetig wachsende, politisch-ethische Bewegung, die man den „Skandinavismus" nennt: sie nahm während der dreißiger und vierziger Jahre in Dänemark ihren Ursprung und hatte die Tendenz, die drei nordischen Reiche zu vereinigen. Im Geiste dieser Bewegung richtete Ibsen 1849 einen flammenden Aufruf an die nordischen Brüder, zusammenzustehen, um Schleswig zu schützen (Sämtl. Werke 1, S. 198—204). Und 1863 ermahnte

er abermals sein Volk, dem dänischen Bruder zu helfen, „der verlassen vor dem Feinde steht, verlassen ohne Bund" (Sämtl. Werke 1, S. 61). Die Idee des Skandinavismus hat Ibsen immer in seinem Herzen getragen, und mehr als einmal hat sie ihn als Dichter begeistert, am allerstärksten in den „Kronprätendenten", deren Grund- und Leitmotiv der Sammlungsgedanke ist; dann in „Peer Gynt", wo Ibsen gegen norwegische Absonderung und Selbstgenügsamkeit in Opposition trat; ferner hat er den nordischen Gedanken in einzelnen Gedichten, die zeitlich weit auseinanderliegen, wie in dem lyrischen Bekenntnis „Zur Tausendjahrfeier" (1872; Sämtl. Werke 1, S. 160—166) und in dem merkwürdigen, kleinen kosmischen Bilde „Sterne im Lichtnebel" (1886; Sämtl. Werke 1, S. 168) bald laut, bald leise anklingen lassen. Und noch als Greis kann er sich — wie aus der Stockholmer Rede vom Jahre 1898 (Sämtl. Werke 1, S. 533) hervorgeht — von der Vorstellung „eines einigen Nordens als einer Kultureinheit" nicht trennen. Die Briefe bringen weitere Beiträge zu diesem Lieblingsthema Ibsens; sie zeigen, wie tief und leidenschaftlich jene Eintrachts- und Einheitsidee in seiner Seele glühte; er wurde nie müde, sie weiter auszubauen.

Auf Ibsens Entwicklung hat von den skandinavischen Ländern Schweden den geringsten Einfluß ausgeübt. Er ist, obwohl er das Land mehrere Male und sogar zu Studienzwecken (S. 175) besucht hat, niemals tief in die schwedische Kultur eingedrungen und hat sie immer als etwas Fremdes empfunden (S. 108, 190). Von schwedischen Freunden ist ihm nur der Lyriker Carl Graf Snoilsky wirklich näher getreten; sie haben sich 1864 in Rom kennen gelernt und später mehrere Male das alte Freundschaftsband erneuert, so 1885 in Molde (S. 362) und zuletzt (1898) in Stockholm, wo Snoilsky den Dichtergenossen in einer festlichen Rede charakterisierte und feierte (Sämtl. Werke 1, S. 672—673). Snoilsky war es auch, der mittelbar das französische Publikum mit Ibsen bekannt machte, indem er die Aufmerksamkeit seines Vetters, des Grafen Prozor, auf die

Werke des norwegischen Dichters lenkte und ihn anregte, sie ins Französische zu übertragen.

Eine weit größere, ja in mancher Beziehung entscheidende Bedeutung haben Dänemark und seine Kulturkreise für Ibsens Leben gewonnen, und zwar schon zu einer Zeit, da Ibsen noch keinen Fuß in das Land gesetzt hatte. Die erste Zeitschrift, an der Ibsen in Christiania sich an der Seite Botten-Hansens und Vinjes bethätigt hat, — der „Andhrimner", war die unmittelbare Nachahmung eines dänischen Vorbildes, des „Korsaren", eines von Meir Goldschmidt herausgegebenen polemischen Organs. Im „Andhrimner" findet sich aus der Feder Vinjes auch ein ausführlicher Aufsatz über Goldschmidt, worin dieser Schriftsteller und Dichter nicht nur gefeiert, sondern — was wichtiger ist — auch als geistiger Lehrer charakterisiert wird: sein Skeptizismus allem Autoritätsglauben gegenüber, sein freies, nach allen Seiten unabhängiges Urteil, seine Überzeugung von der Veränderlichkeit des Wahrheitsbegriffes, sein Abscheu gegen alles Parteiwesen und die kompakten Majoritäten. Später hat Ibsen diesen Lehrer seiner Jugend persönlich kennen gelernt; Anfang 1867 erhielt er von Goldschmidt einen außerordentlich schönen und herzlichen Brief (S. 88), und 1872 reiste Goldschmidt nach Dresden, einzig zu dem Zwecke, um den jungen Norweger zu besuchen, der so genial seine Ideen weiterentwickelt hatte.

Kurz nach der „Andhrimner"-Zeit, im Frühling 1852, kam Ibsen in künstlerischer Sendung zum ersten Male nach Dänemark (S. 5—9). Ihm war wohl schon damals, wie er später in einer Rede geschildert hat (Sämtl. Werke 1, S. 532), zu Mute: „als sei er aus dem Dunkel hinaus ans Licht geschlüpft, aus den Nebeln durch einen Tunnel hinaus in den Sonnenschein." Wenn Ibsen für Kopenhagen später den Ausdruck „nordische Hauptstadt" prägte, so ward das der Ausdruck für seine persönlichste Erfahrung. Gleichwohl konnte und durfte diese Überzeugung ihn nicht hindern, allen Übergriffen dänischen oder Kopenhagener Geisteslebens entgegen zu treten: indem er an die Dänen ebenfalls die Forderung

stellte, ihrerseits den Grundgedanken des Skandinavismus, die geistige Gleichberechtigung der drei Völker zu respektieren (Sämtl. Werke 1, S. 418), zieht er gegen den überwiegenden, alle nationale Eigenart tilgenden Einfluß des dänischen Theaters in Norwegen wie auch besonders scharf gegen die spezifische Kopenhagenerei, d. h. litterarische Kirchturmpolitik, und „die Kopenhagener Unwissenheit in skandinavischen Angelegenheiten" zu Felde (S. 229—30, 233—34). Diese Dinge haben es Kopenhagen erschwert, seine Stellung als die Hauptstadt des Nordens thatsächlich einzunehmen.

Während alles, was Ibsen in den fünfziger Jahren und in der ersten Hälfte der sechziger Jahre geschrieben hatte, in Dänemark so gut wie unbekannt geblieben war, eroberte er sich mit „Brand" auch in der dänischen Litteratur seinen hervorragenden Platz. Äußerlich erhielt dies Verhältnis seine Bestätigung dadurch, daß er in Kopenhagen für alle Zeit seinen Verleger fand. Allein das Eigenste und Persönlichste seiner Dichtung wurde in Dänemark bei der herrschenden ästhetischen Richtung nicht verstanden. Sprach doch der erste Kritiker der Zeit, Clemens Petersen, dem dramatischen Gedicht „Peer Gynt" alle Poesie ab, indem er dieses Werk auf eine Stufe mit den Erzeugnissen eines polemischen Blattes wie des „Korsaren" stellte. Einer solchen Verständnislosigkeit hielt Ibsen das monumentale Wort entgegen: „Mein Buch ist Poesie; und ist es keine, dann soll es Poesie werden. Der Begriff Poesie wird sich in unserem Lande schon noch dem Buche anpassen" (S. 98). Dänemark konnte diesem aus dem Neuen schaffenden Dichter nicht seine Schönheitsreglements (S. 128) aufzwingen; vielmehr war es Ibsen, der die Anschauungen vom Wesen der Poesie auch in Dänemark von Grund auf umgestaltet hat.

Bald aber sollte Ibsen eben in Dänemark einen waffenkundigen Kampfesgenossen finden, der nicht in seinem engeren und weiteren Vaterlande nur, nein in ganz Europa für das dichterische Lebenswerk Ibsens das Verständnis weckte. Es war der junge Georg Brandes. Sehr früh ist Ibsen auf den kommenden

Mann aufmerksam geworden: Ludwig David, Brandes' Jugendfreund (S. 56—63), hat ihm schon in Rom Schilderungen von der Persönlichkeit des jungen Forschers und Kritikers gegeben, der sich rüstete, das Wahrzeichen der Zukunft aufzupflanzen. Es hatte Ibsen ungemein angesprochen, wie dieser Vierundzwanzigjährige keck der Orthodoxie des Landes den Fehdehandschuh hinwarf, wie er auf der anderen Seite Rasmus Nielsen in die Schranken forderte, den Philosophen, der es sich zur höchsten Aufgabe gestellt hatte, „den Wert zu erkennen, welcher der Wissenschaft innewohnt, und doch festzuhalten an den Forderungen des Glaubens" (R. Nielsen: Hindringer og Betingelser for det aandelige Liv i Nutiden „Das geistige Leben der Gegenwart. Seine Hemmungen und Bedingungen", S. 253). Ibsen war sich bald darüber klar, daß „dieser Mann noch einmal eine große Rolle in der Wissenschaft und den höheren Lebensverhältnissen der Heimat spielen würde" (S. 97). Allerdings war auch Brandes anfangs in den Traditionen dänischen Ästhetentums befangen; er nahm, was „Peer Gynt" betrifft, den Standpunkt Petersens ein; er verdammte mit den stärksten Worten Ibsens „Moralisieren" und fand die Dichtung „weder schön noch wahr" (Samlede Skrifter 3, S. 271). Ibsen wandte ein, daß er sich um die „herkömmlichen Regeln" der Ästhetik nicht kümmere und im formal Unschönen noch Schönheit finden könne, wenn es charaktervoll sei — „kraft der ihm innewohnenden Wahrheit" (S. 128), und zu dieser Anschauungsweise wurde Brandes unschwer hinübergezogen, weil seine Persönlichkeit einer solchen Kunst- und Lebensbetrachtung innerlich zustrebte. Das Leben gab ihm bald einen weiteren Gesichtskreis und ein geschmeidigeres Empfindungsleben — er sagte sich von all den Dogmen los, die auf Erziehung und Überlieferung zurückzuführen waren (Brandes, Samlede Skrifter 3, S. 239). Und Ibsens Aufforderung an Brandes, einer „von denen zu sein, die bei der Revolutionierung des Menschengeistes an der Spitze marschieren" (S. 156), wurde von Brandes mit einem flammenden Huldigungsgedicht erwidert, worin er sich als den geborenen „Knappen"

dieses „Häuptlings ohnegleichen“ bekennt (Samlede Skrifter 12, S. 366—67).

Die neue Kunstanschauung, die als oberstes Gesetz die charaktervolle Menschenschilderung aufstellt, hat Brandes schärfer als irgend ein anderer in seinen Vorlesungen über die „Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts“ formuliert. Die erste Reihe dieser Vorlesungen kam im Druck 1872 heraus, — wie stark dieses Buch nun wieder auf Ibsen zurückwirkte, das bezeugt er selbst an manchen Stellen seiner Briefe. „Ein gefährlicheres Buch konnte einem trächtigen Dichter gar nicht in die Hände fallen“, schreibt er gleich im Jahre 1872 (S. 184). Was ihn an diesem Buche unablässig beschäftigte, was ihm die Ruhe seiner Nächte störte, das war weit weniger der litterarhistorische Stoff, die „Emigrantenlitteratur“, die darin behandelt wurde, sondern das war die Art, wie Brandes von der Litteratur aus unmittelbar gegen die Zustände der Zeit Front machte (S. 220—21); wie er mit frischem Kampfesmut und himmelstürmendem Freiheitsdrang loszieht gegen die Vorurteile der Gesellschaft; wie er z. B. über Selbstmord und illegitime Liebesverhältnisse ganz ohne die übliche moralische Entrüstung spricht. Und das meint Ibsen, wenn er sagt, das Buch lege „eine gähnende Kluft zwischen dem Gestern und dem Heute“ (S. 184). So kann man denn wohl sagen, daß Brandes' Buch „epochemachend“ auch für Ibsens Dichtung gewesen ist (S. 220). Es stählte und stärkte ihn, als sich sein Schaffen nunmehr mit Entschiedenheit dem Drama der modernen Gesellschaft zuwandte. Auf den Entwicklungspfaden, die Ibsen als Dichter fortan durchlief, ist ihm Brandes von Etappe zu Etappe gefolgt, sein bedingungslos ergebener Verteidiger. Die heftige Kampfesstimmung tritt in Ibsens Werken mehr und mehr hinter der reinen Dichterstimmung, welche die Menschen nicht verurteilt, sondern zu verstehen sucht, also hinter dem zurück, was Ibsen schon 1871 als sein eigentliches Programm aufgestellt hat (S. 165): nur zu sehen und das Leben zu schildern in seinen tragischen wie komischen Ausdrucksformen. Den großen Wendepunkt bezeichnet

die „Wildente" (S. 341—42). Nachdem er dann in „Rosmersholm" abermals etwas abgestoßen hatte, was vor der Welt auszutragen ihm eine „Lebensnotwendigkeit" war, selbst auf die Gefahr hin, daß er sich viele Sympathien verscherze (Rede zu Molde am 4. September 1885: „Romsdals Budstikke" 1885, Nr. 71), — da fühlte er keine so starken „politischen Interessen" mehr (Rede zu Göteborg am 12. September 1887: „Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning" 1887, S. 211 A). Eine neue Periode, von vorwiegend reiner Psychologie, bricht in seiner Dichtung an. Er fand hier abermals Brandes an seiner Seite: was er als das „Neue", „das Zukunftselement" aus Brandes' Geschichtsschreibung herausfühlte (S. 327), das war dieselbe Kraft des Sehens — das war die künstlerische intuitive Wiedervergegenwärtigung vergangener Zeiten und Menschen, — und das machte in erster Reihe Brandes' Werke für ihn zu „Dichtungen" (S. 411).

Indem auf solche Weise der Dichter und der Kritiker während ihres Entwicklungsganges einander entgegenkamen (S. 338), befestigte sich ihre Waffenbrüderschaft mehr und mehr zu wirklicher persönlicher Freundschaft (S. 217), und so schroffe und streitbare Männer beide waren, jeder auf seine Art, so ist doch ihre Freundschaft ohne Erschütterungen geblieben. War auch dann und wann einmal Brandes ärgerlich über Ibsens Saumseligkeit im Briefeschreiben, so zog das Band innerer Verwandtschaft ihn doch allezeit zu seinem Dichter-Freund und -Häuptling hin, und Ibsen seinerseits ließ nie eine Mißstimmung in dem alten Verhältnis aufkommen, denn bei Brandes war er immer des Verständnisses sicher, das ihm mehr wert war als alle Lobrednerei: „Ich fordere nicht," schrieb er ihm (S. 134—35), „die Art Einigkeit, die für gewöhnlich darüber entscheidet, ob ein Verhältnis von Dauer sein soll." Es war eine höhere Art von Einigkeit, welche die beiden Männer an einander band.

*

Über seinen inneren Entwicklungsgang äußerte Ibsen einmal in einem Brief an Brandes (S. 379): „Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet." Und es war sein fester Glaube, daß (wie er einmal in einer Rede gesagt hat: Sämtl. Werke 1, S. 527) man sich erst „im großen germanischen Hause" heimisch machen müsse, um den Sieg seiner Ideen im eigenen Vaterlande durchzusetzen. „Das Ausland," ruft er Brandes zu (S. 194), „ist es, wo wir Nordländer unsere Feldschlachten gewinnen müssen. Ein Sieg in Deutschland, und Sie werden daheim die Oberhand haben."

Ibsens Beziehungen zu Deutschland setzen sehr früh ein. Auf der Kunstfahrt des Jahres 1852 hält er sich zwei Monate in Dresden auf, um dort das Theater zu studieren, — eine Zeit, an die er die „hellsten und freundlichsten Erinnerungen" bewahrt (S. 54). Gleichwohl hat er weder in jenen Tagen, noch auch in den nächsten Jahrzehnten geistige Anregungen in Deutschland gewinnen können; er sah die Deutschen damals noch als die „Erbfeinde" des Nordens an, weil er der Ansicht war, daß die Abhängigkeit der Dänen von deutscher Kultur den selbständigen Fortschritt des nordischen Geisteslebens gehemmt habe. Hatte ihm doch die Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts gezeigt, daß der Norden weit mehr reaktionäre als fortschrittliche Strömungen aus Deutschland bezogen hatte: sowohl in der Theologie wie in der Philosophie und in der Litteratur zumal durch die Romantik. Als er auf seiner Romreise 1864 abermals deutschen Boden betrat, da waren seine skandinavischen Empfindungen durch die Kriegsereignisse zur höchsten Leidenschaft gediehen, und die Ausbrüche verhaltener Wut, die sich in den Briefen an Björnson und Frau Thoresen (S. 34 und 45) sowie zu Rom in heißerregten Gesprächen (s. L. Dietrichson, Svundne Tider 1, S. 334—35, 342), ja sogar in jugendlich überspannten Karikaturenzeichnungen Luft machten, sind auf sein Mitgefühl mit dem Unglück des Brudervolks zurückzuführen. In

der berühmten Rede am Grabe des Historikers Munch (Rom, 12. Juni 1865: Sämtl. Werke 1, S. 517) rief er mit erhobener Stimme den Dänen zu: „Rottet aus durch Wort und Geistesthat die Partei eures Landes, die bei ihrem ganzen Thun und Handeln die Augen nach Süden richtet, als wäre dort ihr Stammland.“

Im Frühling 1868 rüstete sich Ibsen, freilich mit innerstem Widerstreben, aus Italien in die Heimat zurückzukehren. Auf der Reise machte er in München Station und in Dresden, wo er sich dann versuchsweise für den folgenden Winter niederließ. Allmählich aber befreundete er sich mit Deutschland und deutschem Wesen, — aus dem Winterbesuch wurde ein Aufenthalt vieler Jahre. Bei seinem Entschluß, zu bleiben, sprach ganz gewiß die Sorge um die geistige Ausbildung seines einzigen Sohnes mit. Außerdem aber war gerade um diese Zeit zwischen ihm und den Freunden, auf die er sich in der Heimat hatte stützen wollen, ein sehr gespanntes Verhältnis eingetreten, wie man gesehen hat. In Dresden erlebte Ibsen Deutschlands „große Zeit“, das Kriegsjahr und seine politischen Nachwirkungen. Diese bewegte Epoche machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er seine Gedanken zu dichterischem Werke durchaus nicht zu sammeln vermochte (S. 152, 162). In dieser Zeit unfreiwilliger Muße trat in seinen Anschauungen von deutschem Volk und Wesen mehr und mehr eine Wandlung ein. Ihm begann die „Disziplin“ zu imponieren, der nach seiner Meinung der Sieg und die Einheit Deutschlands zu danken waren (S. 154). Den idealen Reichsgedanken, dessen Erfüllung er für die drei skandinavischen Völker so heiß ersehnt hat, — für Deutschland sah er ihn zur That und zum Ereignis geworden. Und mit der Macht starker Volksdisziplin, deren fortschrittbildende Kraft er in Deutschland kennen lernte, hat sich sein späteres Ideen- und Seelenleben anhaltend beschäftigt. In der Rede an die Frauen (26. Mai 1898: Sämtl. Werke 1, S. 535—36) legt er den „Müttern“ ans Herz, in den Kindern „eine bewußte Empfindung von Kultur und Disziplin zu wecken“. So zog Ibsen aus der deutschen Kultur seinen ersten großen

geistigen Gewinn; so wurde der alte Skandinave ein Germane, doch ohne seine skandinavistischen Ideen aufzugeben, — er empfand sie jetzt nur als Vorbereitung zu einer höheren geistigen Rasseneinheit. Ibsen hatte, wie bekannt, 1871 (S. 174) in Dresden eine Polemik durchzufechten, die ihm deutschfeindliche Äußerungen in der eben erschienenen Sammlung seiner „Gedichte“ zugezogen hatten. Mit vollem Recht konnte er in seiner „Rechtfertigung“ (Sämtl. Werke 1, S. 506—509) darauf hinweisen, daß jene älteren Ideengänge für seinen heutigen Standpunkt nicht mehr maßgebend sein könnten, und daß er eigentlich nie gegen die Deutschen, sondern für den Norden in die Schranken getreten sei. Unter dem vollen „Einfluß des deutschen Geisteslebens“ (S. 372) schreibt er das schon lange geplante Weltdrama „Kaiser und Galiläer“, und während er es dichtete, spielte sich der gewaltige Konflikt zwischen Staat und Kirche, zwischen dem Reich, das von dieser, und dem Reich, das von jener anderen Welt ist, vor seinen Augen im deutschen „Kulturkampf“ ab: Ibsens Drama wurde „zeitgemäßer“ (S. 221), als er selbst gedacht hatte; die Gestaltungen der dichterischen Phantasie und die Wirklichkeit einer neuen Geistesbewegung kamen einander entgegen und bestätigten einander.

Von einem kürzeren und einem längeren Aufenthalt in Italien abgesehen (1878—79, 1880—85), hat Ibsen die Zeit von 1868 bis 1891 in Deutschland verlebt, zuerst in Dresden und dann in München — Beweis genug, wie sehr er sich hier mit den Jahren eingebürgert hatte. „Ich fühle mich hier ganz wie zu Hause, weit mehr als in meiner eigentlichen sogenannten Heimat“, konnte er am 13. November 1885 aus München an Georg Brandes schreiben. In Deutschland wurde zu seinem Weltruhm der Grund gelegt, und über die innere Geschichte seiner deutschen Siegeslaufbahn giebt eine Reihe von Briefen Aufschluß. Die Persönlichkeit, die zuerst auf den Gedanken kam, Ibsens Werke ins Deutsche zu übertragen, ist merkwürdiger Weise ein Norweger gewesen, ein künstlerisch veranlagter Kaufmann, John Grieg, der Bruder

des Komponisten: er hat bereits 1866 die „Kronprätendenten" übersetzt (S. 53), und zwar im Blankvers, — eine Idee, die ihr Seitenstück in der Äußerung des Engländers Gosse hat, „Kaiser und Galiläer" hätten eigentlich in Versen geschrieben sein müssen (S. 223). John Griegs Arbeit ist nie veröffentlicht worden. Drei Jahre später wagte der Litteraturliebhaber P. F. Siebold zu Cassel den gut gemeinten, doch wenig gelungenen Versuch, Ibsen durch eine Übersetzung des „Brand" in Deutschland bekannt zu machen. Äußere Umstände bewirkten, daß diese Übersetzung erst 1872 erschien, in demselben Jahre, da ein feinerer, poetischer gestimmter Geist, Adolf Strodtmann, mit den Übersetzungen der „Kronprätendenten" und des „Bundes der Jugend" hervortrat. Auf der deutschen Bühne hielt Ibsen 1875 und 1876, dank der Pionierarbeit der „Meininger" und den Bemühungen der Münchener Freunde, zumal Emma Klingenfelds, seinen Einzug mit den „Kronprätendenten" und den „Helden auf Helgeland", — aber diese Werke blieben damals fast unbeachtet; sie brachten einer fremden Kunstempfindung ja auch in der That nichts, was als neues Element sie angesprochen und angeregt hätte.

Erst mit den „Stützen der Gesellschaft", dem „Puppenheim", den „Gespenstern" trat Ibsen wirksam in das deutsche Kulturleben ein. Die „Stützen" gingen 1878 gleichzeitig über eine ganze Reihe deutscher Bühnen, zumal in Berlin, und entscheidende Eindrücke gewann aus diesem Werke eine Generation, die später die Sache Ibsens in Deutschland wesentlich fördern sollte. Paul Schlenther legt im sechsten Bande der Gesamtausgabe (S. XVII—XVIII) für seine Altersgenossen und sich Zeugnis davon ab: „Bis dahin war uns Ibsen ein bloßer Name gewesen. Durch dieses Stück lernten wir ihn lieben, fürs Leben lieben ... Unter dem Einfluß dieser modernen Wirklichkeitsdichtung zur entscheidenden Lebenszeit ist in uns die Geschmackslinie entstanden, die fürs Leben entschieden hat." Und sechsundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen der „Stützen der Gesellschaft" bekennt Otto Brahm (Neue Freie Presse 10. Mai 1904): „Von Stund an

gehörten wir dieser neuen Wirklichkeitskunst, und unser ästhetisches Leben hatte seinen Inhalt empfangen."

Je tiefer aber Henrik Ibsen mit seiner Dichtung in die Kritik moderner Zustände eindringt, desto heftiger werden auch in Deutschland die Widerstände gegen seine Dramen, was sich beim „Puppenheim", ganz besonders aber bei den „Gespenstern" gezeigt hat. Die Übersetzung der „Gespenster" war geradezu eine litterarische That: das Stück lag vor, doch niemand wagte sich daran, bis — nach drei Jahren — die wackere Frau Marie von Borch das Werk zunächst dem deutschen Lesepublikum zugänglich machte. An dieser Stelle ist der stillen Arbeit zweier Männer zu gedenken, die, beide dänischen Ursprungs, eine Art Mittler darstellten zwischen dem skandinavischen und dem deutschen Geistesleben, und die im besonderen, kritisch wie durch persönliche Anregungen, viel für die Sache Ibsens in Deutschland gethan haben: Georg Brandes und Julius Hoffory. Während seines fünfjährigen Aufenthalts in Berlin hat Brandes bei einer neuen litterarischen Jugend Deutschlands für sein eigenes Werk und seinen Kampf Interesse geweckt, und zumal durch seine Aufsätze über Ibsen hat er für die Gesamtproduktion des norwegischen Dichters und ihre Bedeutung aufklärend gewirkt. Hoffory aber hat in die deutsche Übersetzungsarbeit besonders für Ibsens neuere Werke System gebracht und durch seine starke, originelle Persönlichkeit auch widerstrebende Geister auf Ibsens Seite gezogen. Um Ibsens streitbares und strittiges „Gespenster"-Drama hatten sich in Deutschland Parteien für und wider gebildet; mit den öffentlichen Aufführungen loderte der Zwist in hellen Flammen auf. Der erste, der das Werk auf die Bühne zu bringen wagte, war der durch den Münchener Ibsenkreis (besonders durch Felix Philippi) ermutigte Direktor des Augsburger Stadttheaters August Grosse; ihm folgte Herzog Georg von Meiningen. Doch eigentlich entscheidend für den Sieg des Stückes und den Durchbruch der neuen Weltanschauung und der künstlerischen Ideen, die es brachte, war die Berliner Aufführung (9. Januar 1887: Sämtl. Werke 7, S. XIX);

hier ist es Hoffory gewesen, der den Häuptern des Unternehmens Mut machte und aktiv in die Vorbereitungen eingriff. Die Bedeutung, die das Jahr 1887 für Ibsens Stellung in Deutschland hat, bekundete sich auch darin, daß in jenen Monaten nicht weniger als drei theoretisch aufklärende Schriften über seine Dichtung erschienen sind; das erste große litterarische Porträt Ibsens aber hatte in Deutschland Ludwig Passarge entworfen, der für seine Arbeit schon dadurch ein günstiges Vorurteil erweckte, daß er das norwegische Land und Volk sehr gründlich kannte, und der auch den Mut hatte, ein so ausgeprägt norwegisches Werk wie „Peer Gynt" einer fremden Nation durch eine Übersetzung zugänglich zu machen (S. 287, 289—291).

So eroberte Ibsen sich allmählich, doch sicher seinen festen Platz in der deutschen Litteratur und auf der deutschen Bühne. Wie Pilze schossen die Übersetzungen aus dem Boden, und wenn Ibsen (am 31. August 1892) an Rudolf Schmidt schrieb: „der deutschen Übersetzer habe ich leider mehr, als mir lieb ist", so hatte dieser Stoßseufzer seinen guten Grund. Schon früh hatte Ibsen den Versuch gemacht, durch „deutsche Originalausgaben" seiner Werke, die gleichzeitig mit dem norwegischen Text erschienen (S. 280), sich gegen Ausbeutungen unberechtigter und unberufener Geschäftslitteraten zu schützen (S. 295—96); erst in den neunziger Jahren ist es ihm gelungen, aus dieser Lage der Rechtlosigkeit herauszukommen. Er hat zu Berlin in S. Fischer den Verleger gefunden, der ihn im Kampfe für sein litterarisches Recht unterstützte, und hier entstand der Gedanke einer deutschen „Gesamtausgabe" (S. 407—409). Als litterarisches Programm wurde aufgestellt: die deutschen Leser in den inneren Zusammenhang der Dichtung Ibsens durch eine chronologische Anordnung seiner Werke einzuführen; sodann galt es, mit dem steifen Buchdeutsch vieler der älteren Übertragungen aufzuräumen und Ibsens Prosa in charakteristischem und lebendigem Ausdruck wiederzugeben; endlich war an seinen Versdramen und lyrischen Arbeiten manches Unrecht wieder gutzumachen, und nicht

Übersetzer, sondern Nachschöpfer sollten hier dem Dichter geben, was des Dichters ist.

So konnte Ibsen als dichterische und künstlerische Persönlichkeit klar und einheitlich unter das deutsche Volk treten. Doch er hat nicht nur dem deutschen Lesepublikum Bücher, der deutschen Bühne ein Repertoire gegeben — er hat, was viel höher steht, des Landes nationale Dichtung neu befruchtet und produktive Kräfte entbunden, die ohne sein schöpferisches „Werde“ vielleicht verkümmert oder sich doch des rechten Weges nicht bewußt geworden wären. Eine ganze Dichterschule ist auf dem Boden seiner Ideen und seiner Kunstübung emporgediehen, als deren feinste und reinste Blüte Gerhart Hauptmann mit Recht angesehen wird. Für diese Schule, zumal für Hauptmann, handelt es sich aber nicht um eine äußerliche Nachahmung, sondern um eine freie und selbständige Weiterbildung empfangener Einflüsse. Daß Ibsen dem jungen Deutschland ein Lehrer und Führer geworden war, — diese geschichtliche Thatsache erhielt ihre öffentliche Bestätigung, als die Berliner „Freie Bühne“ am 30. September 1889 ihre Aufführungen mit den „Gespenstern“ eröffnete.

*

Weder in England noch in Frankreich hat Ibsen so durchgreifend, so lebenerweckend gewirkt. Begabte Kritiker haben sein Werk zu deuten, litterarisch geschulte Übersetzer es ihren Landsleuten nahe zu bringen versucht: Bühnenleiter und Schauspieler haben den Versuch nicht gescheut, im englischen wie im französischen Theaterrepertoire für Ibsen Raum zu schaffen. Den Engländern hat Edmund Gosse, ein Mann, in dem sich Gelehrsamkeit und Schärfe des Urteils mit einem feinen poetischen Empfinden vereinigen, Ibsen entdeckt: er hat des Dichters Namen dem englischen Publikum zuerst genannt und in wohlgelungener Nachdichtung die ersten Proben von Ibsens Poesie gegeben. In seinen Spuren ging William Archer, der in systematischer Arbeit der Aufgabe diente, Ibsens Dramen ins Englische zu übersetzen und ihnen den Weg auf die Bühne zu

ebnen, wobei der anglisierte norwegische Journalist H. L. Braekstad ihn wesentlich unterstützt hat.

In denselben Jahren, da Archers Propaganda einsetzte (1888), begann in Frankreich der russische Diplomat Graf Moritz Prozor, ein künstlerisch angeregter, feinsinniger Dilettant, eine Übersetzerthätigkeit, die beinahe alle modernen Dramen Ibsens umfaßte. André Antoine, der mutige Neuerer, wagte sodann auf seinem „Théâtre libre“ den ersten Versuch, Ibsens Gestalten auf der französischen Bühne Licht und Leben zu geben. Ihm folgte der Leiter einer anderen freien und vom Tagesgeschmack unabhängigen Bühne, des „Oeuvre“, Lugné-Poë, der die Ibsenspiele allmählich zu seiner besonderen Aufgabe machte. Frankreich ist recht eigentlich das Land des „Ibsenismus“, d. h. um Ibsen hat sich dort eine Sekte gebildet, in der viel über den Dichter und die Absicht seiner Werke diskutiert und philosophiert wurde. Er hat auch im französischen Drama eine ganze Reihe von Nachahmern gefunden: man hat Fragen sozialer Kritik aufgeworfen und sie mit mehr oder weniger Geist, mit schwächerer oder schärferer Dialektik auf den Brettern durch Theaterfiguren erörtern lassen, ohne doch im wesentlichen über den Rahmen des alten französischen Theaterspieles hinauszukommen. Kein Dramatiker aber ist in Frankreich aufgestanden, der den wahren „Ibsenismus“, die menschliche Charakterschilderung, erkannt und geleistet hätte. Einen noch geringeren Einfluß auf die Entwicklung des zeitgenössischen Dramas hat Ibsen in England geübt, — man müßte denn Bernard Shaw ausnehmen, der Anregungen Ibsens in seine geistreiche und originelle Theaterdichterei hinübergeführt und bezeugt hat, daß er den norwegischen Meister wohl verstanden hat. Auch in London wurde — am 13. März 1891 — ein „Independent Theatre“ mit den „Gespenstern“ eröffnet. Doch das Unternehmen konnte sich nicht lange halten, und keins der ständigen Theater machte den Versuch, die Ideen jener freien Bühne aufzunehmen und weiterzubilden, wie es in Berlin geschehen ist. Die Männer aber, die mit Mut, Verständnis und Überzeugungstreue versucht haben, ihre englischen Landsleute ibsenreif zu machen, —

sie gelten in der öffentlichen Meinung als „men of the lost causes“.

In Italien wurde Ibsens Dichtung teilweise früher bekannt als in Frankreich; aber erst in den neunziger Jahren ist sie dort allgemeiner durchgedrungen, und heute werden, vom Norden und von Deutschland abgesehen, in keinem Lande die Gegenwartsdramen Ibsens, namentlich „Ein Puppenheim“ und die „Gespenster“, so häufig und an so vielen Orten gespielt wie in Italien, wo die bedeutendsten Bühnenkünstler, besonders die Duse, in der Darstellung Ibsenscher Menschen Meisterhaftes geleistet haben. Auch hier ist allerdings keine Dichterschule den Spuren Ibsens gefolgt; doch die großen Fragen der Gesellschaft, die seine Dramen aufgerollt haben, sind in weiten Kreisen Gegenstand eifriger Untersuchungen und Betrachtungen geworden, und besonders die studierende Jugend hat sie mit Ungestüm aufgegriffen. Ibsen ist in Italien eine vorwärtstreibende Kraft geworden in der Arbeit für des Landes soziale Wiedergeburt.

*

Die Briefe Ibsens, die hier folgen — Briefe an Nordländer, an Deutsche, an Engländer, an (halbe) Franzosen —, bezeugen, wie sein Ruhm und sein Einfluß von Land zu Land gegangen sind: sie bezeugen es nicht in restloser Vollständigkeit der Urkunden, doch dieses Bruchstück großen Stils ist charakteristisch im ganzen wie im einzelnen. Wohl hat Ibsen nicht gleichmäßig tief noch gleichmäßig weit von dem Kunst- und Kulturbewußtsein der verschiedenen Nationen Besitz ergriffen. Aber ein Weltdichter ist er am Ende doch geworden, der „Schriftsteller aus Norwegen“, der einst so schwer zu kämpfen hatte. Und die prophetischen Worte, die in früher Zeit sein Wille prägte, noch vor dem Erscheinen des „Brand“ (S. 49): „Ich will und werde einmal einen Sieg haben“ — diese prophetischen Worte hat er selbst zur geschichtlichen Wahrheit gemacht.

Briefe



Briefe

an

Die Zahlen bezeichnen die Nummern der Briefe.

Die Zahlen bezeichnen die Nummern der Briefe.

1.

An Ole Schulerud.

Grimstad, 15. Oktober 1849.

Mein lieber Freund!

Dein letzter Brief hat mich in doppelter Hinsicht erfreut, sowohl deshalb, weil ich mir daraus eine rasche Abwicklung unseres Unternehmens versprechen darf, als auch besonders, weil Du Dich darin als wahren Freund erweisest, indem Du mein Schreiben als ein Produkt ansiehst, das sein Entstehen der Aufwallung und Übereilung verdankt. Diese schonende Auffassung läßt mich hoffen, daß Du Dich an meine Stelle versetzt und Dir vergegenwärtigt hast, von welchem Gesichtspunkt ich die Sache betrachtet habe. Ich hoffe, Du hast Dir die getäuschte Spannung ausgemalt, mit der ich jedem Posttag entgegengesehen habe, und daß sie mich in eine höchst ungemütliche Stimmung versetzte, da ich als Abwesender mir ja die Ursache nicht denken konnte, und daß diese Ungewißheit notwendigerweise tausend Zweifel hervorrufen mußte, die alle um so peinlicher waren, als ich in meinem Innersten auch nicht einen davon als begründet ansehen konnte.

Dein Brief hat alles beseitigt, was mir an der Art Deines Vorgehens zweifelhaft erscheinen mußte, und ich würde Deiner Freundschaft wenig würdig sein, wenn ich nicht mit größter Bereitwilligkeit alles zurücknähme, was in meinem Schreiben etwa auf kränkende Zweifel an der Redlichkeit Deiner Absichten schließen

1850 läßt. Ich bitte Dich also, ignoriere die ganze Sache fortan als etwas, das auf die zukünftige Gestaltung unseres Freundschaftsverhältnisses keinen Einfluß hat, und ich erwarte, daß Du mir das im nächsten Brief versicherst.

Ich habe heute keine Zeit, mehr zu schreiben, — Due läßt für die Guitarre danken, er erwartet sie mit Sehnsucht. Ebenso danke ich Dir vielmals für den Hosenstoff, — ich hatte schon nicht mehr darauf gerechnet und geglaubt, daß er auch bei Dir in Vergessenheit geraten sei. Er ist mir jedoch sehr willkommen, da ich zur Zeit gezwungen bin, so viel wie möglich zu sparen. Von Olaf Trygvesön ist der erste Akt so gut wie fertig; ich glaube, er wird recht gut werden, und ich hoffe, dieses Stück wird uns weniger Unannehmlichkeiten bereiten als Catilina.

Leb' wohl.

Dein getreuer Freund

Henrik Ibsen.

P. S. Thu mir den Gefallen und übergieb meinen letzten Brief den Flammen. Es ärgert mich, ihn in Deinen Händen zu wissen!

2.

An Ole Schulerud.

Grimstad, 5. Januar 1850.

Mein lieber Freund!

Durch Dein letztes Schreiben habe ich „Catilinas" Todesurteil empfangen, — es thut mir weh, aber es hat keinen Zweck, den Mut zu verlieren. Du hast wirklich recht: die scheinbare Niederlage darf man im Grunde nicht als solche ansehen. Catilina war ja nur als Vorläufer der einschlägigen Pläne gedacht, die wir besprochen hatten, und kann noch trotzdem seine Bestimmung erfüllen. Ich bin ganz Deiner Meinung, nämlich daß es das richtigste ist, das Stück zu verkaufen, und ich glaube, daß die Ablehnung des Stückes, nach dem Schreiben der Direktion,

eher von Vorteil als von Nachteil sein wird, da es nicht den 1850 Anschein hat, als wäre Mangel an innerem Gehalt der Grund gewesen, daß es nicht angenommen wurde. Den Verkauf des Stückes besorgst Du natürlich nach eigenem Gutdünken; nur möchte ich bemerken, daß es mir geratener scheint, das Verlagsrecht zu verkaufen, als das Buch im Selbstverlag drucken zu lassen, da wir im letzteren Fall nicht nur mit einem Stück Geld herausrücken müßten, um die Druckkosten zu bestreiten, sondern außerdem auch erst nach und nach in den Besitz der Einnahmen kämen, während wir im ersteren Fall nur das Honorar einzustreichen brauchten — doch das muß sich nach den Umständen richten.

Nun ein wenig über meine litterarische Thätigkeit. Von Olaf Tryggvesön ist, wie ich ja wohl schon gesagt habe, der erste Akt ungefähr fertig; der kleine Einakter „Die Normannen" ist umgearbeitet, oder richtiger, soll umgearbeitet werden, womit ich gegenwärtig beschäftigt bin, und er wird in seiner neuen Gestalt als Einkleidung einer Idee erscheinen, die gegen die ursprüngliche eine Erweiterung aufweist. Ein paar Sagen und Schilderungen aus Telemarken habe ich für einige kleinere Gedichte benutzt, die bekannten Volksmelodien angepaßt wurden, und so habe ich mich auch in nationaler Richtung versucht. Dann habe ich eine größere, vielleicht etwas überspannte Dichtung, betitelt „Ballerinnerungen", vollendet, die ihr Entstehen meiner eingebildeten Verliebtheit vom letzten Sommer verdankt. Was aber recht eigentlich mein Hauptwerk genannt werden kann, seitdem Du uns verlassen hast, das ist eine nationalgeschichtliche Novelle, die ich „Der Gefangene von Akershuus" genannt habe, — sie behandelt des Christian Lofthuus trauriges Schicksal.

Das Leben dieses Mannes ist Dir sicherlich bekannt; wenn nicht, so folgt es hier in kurzen Umrissen. C. L. lebte Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Hof Lofthuus bei Lillesand. Die dänischen Beamten hausten hier schlimmer als sonstwo, und Lofthuus, der damals ein noch junger Mann und allgemein geachtet war, beschloß, sich seiner unterdrückten Landsleute anzunehmen. Er sammelte Klagen über die Beamten und begab

1850 sich damit nach Kopenhagen, wo er sich persönlich dem König vorstellte und so kräftig für die Sache des Volkes eintrat, daß eine Kommission niedergesetzt wurde: sie verabschiedete von den Beamten diejenigen, die sich am meisten verhaßt gemacht hatten. Das war mehr, als seine Feinde ertragen konnten. Er ward beschuldigt, mit dem schwedischen König in Unterhandlungen zu stehen, um ihm Norwegen in die Hände zu spielen und dafür selbst einen Teil des Landes als selbständiges Reich zu behalten. Die Folge davon war, daß ein Haftbefehl gegen Lofthuus erlassen wurde; als dies jedoch ruchbar wurde, traten ganze Scharen bewaffneter Bauern zu seinem Schutze zusammen. Er befestigte seinen Hof und hielt eine förmliche Belagerung aus, bis er durch Verräterei auf einen benachbarten Hof gelockt wurde, wo man ihn ergriff und auf einem bereitliegenden Boote nach Christiania schaffte. Hier saß er zehn Jahre (bis 1794) ohne Urteilspruch auf der Festung Akershuus. Seine heimlichen Freunde waren für ihn thätig und erwirkten seine Begnadigung. Aber zu spät — just, da sie eintraf, hatte der Tod ihn erlöst. Dies ist das Historische der Sache; ich habe es einer alten Schrift entnommen, in deren Besitz ich glücklicherweise gekommen bin. Meinst Du nicht auch, daß sich hieraus etwas machen läßt?

Ich halte es für nötig, den „Catilina“ mit einem Vorwort zu versehen, und bitte Dich deshalb, Folgendes abzuschreiben und beizulegen:

Vorwort.

Das vorliegende Stück war ursprünglich für die Bühne bestimmt. Aber die Direktion des Theaters hat es für diesen Zweck nicht tauglich gefunden. Obgleich der Verfasser Grund zu der Annahme hat, daß sich die Motive der Ablehnung in der Hauptsache nicht aus inneren Mängeln des Stückes herschreiben, so legt er doch nicht ohne ein sehr natürliches Bangen seine Arbeit dem Publikum vor, — er hofft jedoch, bei ihm die schonende Beurteilung zu finden, auf die das erste Hervortreten eines Anfängers billigerweise Anspruch erheben darf.

N. B. Laß nur ja keinen Druckfehler stehen — das 1852 Manuskript möchte ich gern zurück haben, ebenso bitte ich, mir zwei Exemplare des Stückes zu senden, wenn es fertig ist.

Leb' wohl.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

3.

An die Direktion des „Norwegischen Theaters" in Bergen.

Kopenhagen, 16. Mai 1852.

An die

Direktion des „Norwegischen Theaters".

In meinem vorigen Schreiben an die verehrliche Direktion konnte ich nur in Kürze andeuten, was ich hier meinen Instruktionen gemäß erreicht habe. Ich werde mir diesmal gestatten, ausführlicher zu sein.

Als Tanzlehrer für Herrn Nielsen wie für Herrn Brun und seine Gattin habe ich den königlichen Solotänzer Hoppe engagiert, der als erster Tänzer des Balletpersonals gilt, und der auch, wie ich mich vorher vergewissert habe, die größte Routine im Unterrichten hat. Was hauptsächlich zum Gegenstand des Tanzunterrichts gemacht wird, ist das Menuett sowie alles, was überhaupt zu einem eleganten Auftreten auf der Scene beitragen kann. Herr Hoppe nimmt sich zu diesem Zwecke die Unterrichtsmethode der hiesigen Theaterschule als Muster. Er setzt für den Unterricht einen Kursus von drei Wochen an, eine Zeit, während welcher täglich eine Stunde getanzt werden, und wofür das Honorar für alle drei mit 24 Reichsthalern (ungefähr 12 Speziesthaler norwegischer Währung) berechnet werden soll, was gewiß nicht für unbillig angesehen werden kann.

Was das in Aussicht genommene Engagement eines Tänzers für das übrige Bergener Schauspielpersonal betrifft, so erlaube ich mir, Folgendes zu bemerken: den Balletmeister Bournonville, der gleich nach meiner Ankunft nach Christiania abreiste, konnte

1852 ich am Abend vor seiner Abreise nur flüchtig im Theater sprechen. Ende dieses Monats folgt der größte Teil des Balletpersonals ihm dorthin nach. Der Solotänzer Gade, der hier zurückbleibt, wäre vielleicht nicht abgeneigt, im Sommer nach Bergen zu kommen; aber die Direktion müßte in diesem Fall solche Garantien bieten, daß er die Reise unternehmen könnte, ohne einen Geldverlust befürchten zu müssen. Nach den Diskussionen, die in dieser Angelegenheit, wie die verehrliche Direktion sich entsinnen wird, stattgefunden haben, glaube ich nicht, daß die Direktion hierauf eingehen wird. Sie hatte sich, wie ich glaube, gedacht, der betreffende Tänzer würde seine Reisespesen durch Privatunterricht zu decken suchen und das Honorar des Theaters als Vergütung für die auf den Unterricht des Personals verwandte Zeit betrachten. Es wird jedoch unter solchen Umständen nicht gelingen, einen Tänzer zu engagieren, wenn ihm nicht zum mindesten durch ein im voraus eröffnetes Abonnement ein festes und ausreichendes Honorar für den privaten Tanzunterricht gesichert wird. Im August beginnt der Dienst des Ballets wieder, und alle müssen dann zurück sein. Wenn nun die Direktion glaubt, daß sich das hier angedeutete Arrangement treffen läßt, ohne daß die Zeit für dies Jahr zu kurz wäre, so bitte ich, mich so bald wie möglich davon in Kenntnis zu setzen; andernfalls hat sich Herr Hoppe bereit erklärt, sofern zeitig eine Abmachung getroffen wird, nächstes Jahr mit einem Teil des Balletpersonals nach Bergen zu kommen, wenn man ihm das Theater in der Zeit, da es nicht benützt wird, für eine bestimmte Anzahl von Abonnementsvorstellungen überläßt, zu denen im voraus eingeladen werden müßte, wogegen dann das Theaterpersonal während dieser Zeit eine vollständige Schule des Tanzes durchmachen könnte. Dieses Arrangement hat zwar seine guten Seiten, aber es würde doch ein ganzes Jahr darüber hingehen, und es wäre sicherlich wünschenswert, wenn das Publikum auch in dieser Richtung so bald wie möglich die ersprießlichen Folgen der Maßregeln verspürte, welche die Direktion heuer zum Wohle des Theaters getroffen hat. Glaubt deshalb

die Direktion, dem Tänzer, der noch in diesem Jahr nach 1852 Bergen kommen könnte, auch nur einigermaßen ausreichende Garantien bieten zu können (z. B. durch Eröffnung eines vorläufigen Abonnements auf Tanzunterricht, so bitte ich, wie schon gesagt, mich davon in Kenntnis zu setzen.

Herr Nielsen wie Herr Brun und Gattin bringen dem Tanzunterricht viel Interesse entgegen, und, was das Beste ist, sie sehen die Notwendigkeit davon vollkommen ein.

Was Herrn Nielsen betrifft, so weiß ich nicht, was ich thun soll, um ihm freien Zutritt zum Theater zu verschaffen. Bei unserer Ankunft hier war er wider Erwarten noch nicht eingetroffen, und da weder die vorausgegangenen Briefe der Direktion an Etatsrat Heiberg, noch die Schriftstücke, die wir mitbrachten, über ihn etwas enthielten, seine Reise außerdem ein ganz privates Unternehmen war, das nach unserer Abreise von Bergen möglicherweise aufgegeben sein konnte, so mochte ich vor seiner Ankunft, der ich jeden Tag entgegensah, bezüglich seiner nichts unternehmen. Diese erfolgte jedoch erst nach Verlauf von mehr als 14 Tagen, und da er nun selbst, ebenso wider Erwarten, nichts Schriftliches mitbrachte, so habe ich wegen freien Zutritts zum Theater nichts für ihn thun können. Er hat jedoch natürlich das Theater jeden Abend besucht, und da der Preis eines Parterrebillets ganz unbedeutend ist, so möchte ich der Direktion anheimstellen, ob sie es für nötig hält, ihm dieselbe Vergünstigung zu verschaffen wie uns. Nur möchte ich bemerken, daß die Theatersaison mit der letzten Woche des laufenden Monats schließt, und er somit nur wenige Tage noch von dem freien Eintritt, der ihm möglicherweise zugestanden wird, Gebrauch machen könnte.

Was die innere Einrichtung des Theaters angeht, so hat Herr Overskou mich damit wie auch mit dem Regiewesen, der Maschinerie u. s. w. bekannt gemacht.

Kostümwerke sind hier nicht zu bekommen; doch wird Herr Overskou mir angeben, welche Ausgaben davon existieren und wo sie erhältlich sind; ich werde diese also auf meiner Reise an-

1852 schaffen können. Über den Kostenpunkt vermag ich Bestimmtes nicht anzugeben; doch nehme ich an, daß man für 10 bis 12 Speziesthaler wird erhalten können, was das Bergener Theater braucht. Von neuen Stücken habe ich nur eins erworben, nämlich „Vor zehn Jahren“ von Carl Bernhard; — aber es wird nötig sein, auch für diesen Teil der Ausgaben eine kleine Summe zu bewilligen, da ich wahrscheinlich in Deutschland Verschiedenes finden werde, was die Anschaffung lohnt. Mit des Schauspielers Sichlau Hilfe hoffe ich, einen Posten gebrauchter Musikalien beschaffen zu können; ich bin jedoch in dieser Sache ziemlich unsicher, da es mir so gut wie unbekannt ist, was das Theater schon besitzt, und ich auf diese Weise leicht Gefahr laufe, ihm unnötige Ausgaben zu verursachen. Wenn ich ein Verzeichnis erhalten könnte, was ich an Musikalien nicht kaufen soll, so wäre mir das sehr lieb.

Was mein Reisestipendium betrifft, so hege ich die große und begründete Befürchtung, damit nicht auszureichen. Ich habe während meines Aufenthaltes in Hamburg einen Vorgeschmack davon bekommen, was es heißt, in Deutschland zu reisen. Auch Brun wäre in arge Verlegenheit geraten, wenn ihm nicht die Hilfe unseres Reisegefährten, des Doktor Hofmann, ermöglicht hätte, die Reise nach Kopenhagen fortzusetzen. Ich erlaube mir daher, an die verehrliche Direktion das Ansuchen zu richten, daß mir von meiner Gage ein Vorschuß von 48 Speziesthalern bewilligt wird, der dann zugleich mit den 12 Speziesthalern, um die ich vor meiner Abreise eingekommen bin, und die, wie ich hoffe, die Direktion bewilligt hat, in monatlichen Raten von 5 Speziesthalern von meiner Gage in Abzug gebracht werden könnte. Wenn die Direktion dem zustimmt, so hoffe ich, sie wird gütigst dafür Sorge tragen, daß dieses Geld zugleich mit dem Honorar für Herrn Hoppe und der für die Anschaffung von Büchern, Musikalien u. s. w. zu bestimmenden Summe mir hier zugeht.

Mit dem Repertoire haben wir viel Glück gehabt. So haben wir z. B. Hamlet sowie mehrere andere Stücke Shake-

speares gesehen, auch Holbergsche, — sodann „Damenkrieg", 1853
„Ein Sonntag auf Amager", „Die Verwandten" u. a. m.

Daß wir uns im übrigen mit allem vertraut machen, was irgendwie künstlerisches Interesse bietet, versteht sich von selbst. Die Dänen sind überall außerordentlich höflich und zuvorkommend gegen uns, und — weit entfernt, Unwillen darüber zu empfinden, daß wir uns von ihrem Einfluß auf unser Theaterwesen frei zu machen suchen, wundert man sich nur darüber, daß dies nicht schon längst geschehen ist. Ich habe H. C. Andersens Bekanntschaft gemacht; er rät mir sehr, von Dresden einen Abstecher nach Wien zu machen, um das Burgtheater zu sehen. Vielleicht wird er zur selben Zeit dort sein und dann mein Führer sein; wenn nicht, so würde hoffentlich Professor Dahls Assistenz dieselben Dienste leisten.

In der Hoffnung, daß die verehrliche Direktion dies Schreiben so bald wie möglich beantworten wird, bin ich

mit ausgezeichneter Hochachtung

Henrik Ibsen.

P. S. Von Etatsrat Heiberg habe ich sowohl der Direktion als Herrn Stadtvogt Hansen einen Gruß zu überbringen.

4.

An Paul Botten-Hansen.

[Bergen,] 5. August 1853.

Mein lieber Freund!

In größter Eile bringe ich diese Zeilen zu Papier. Ich hätte schon längst von mir hören lassen sollen, aber ach! könnt' ich doch nur des Aufschubteufels Herr werden, der umgeht wie ein brüllender Löwe und alle meine guten Vorsätze verschlingt, — dann wär' ich ganz bestimmt der pünktlichste Mensch von der Welt.

Wie geht es Dir? Bist Du in gesegneten Umständen? Wird die „Waldfrauenhochzeit" nicht bald einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester bekommen? Ich bin ziemlich produktiv, was Du im Laufe des Winters erfahren wirst. Du mußt

1856 mir wirklich ein Exemplar der „Waldfrauenhochzeit" schicken: ich kann sie hier nicht kriegen, — ebenso die Nummer des „Andhrimner", in der „Helge Hundingsbane" steht. Versprichst Du mir das?

Grüße Vinje, den Nationalen!

Du wirst bald mehr von mir hören. Kannst Du für den Überbringer ein bißchen was thun (ich meine vor allem als Kritikus), so genier' Dich nicht, — er wünscht sehr, Deine Bekanntschaft zu machen.

Freundschaftlichst

Henrik Ibsen.

Wie geht es Abildgaard?

5.

An Susanna Thoresen.

An die Einzige.

[Bergen,] Januar 1856.

Im strahlend geschmückten Saale
Des Balles Beginn ist genaht.
Schon wirbeln im bunten Reigen
Die Damen in lustigem Staat.
Es laden herab vom Orchester
Die gaukelnden Töne zum Tanz,
Und festlich leuchten die Augen
Zu festlicher Lichter Glanz.

Hör' nur die kosenden Reden,
Dies Flüstern zärtlich und weich
Von allem, was hurtig ersonnen
Entführt in der Träume Reich.
Den listig lächelnden Damen
Steigt all der Weihrauch zu Haupt:
Sie hegen im Buch der Erinn'rung
Geschmeichel, dem niemand glaubt.

Und Lachen und eitel Freude
Durchflutet den ganzen Saal;
Nicht Einer ist hier, der begriffe,
Wie lästig die Welt und schal.
Nicht Einer ist hier, der begriffe,
Nicht Einer ist hier, der entdeckt,
Daß sich im verschleiernden Jubel
Das Weh der Leere versteckt.

Doch ja, eine Einzige fand ich,
Nur Eine im ganzen Schwarm.
Im Auge wohnt heimlicher Kummer;
Dort les' ich Sorgen und Harm.
Dort les' ich verträumte Gedanken,
Dort ahn' ich ein Herz, beklemmt
Von ewig pochender Sehnsucht,
Dem Frieden des Lebens fremd.

Du junges, träumendes Rätsel,
Ach, würd' ich mit dir vertraut;
Ach, dürft' ich kühn dich erwählen
Zu meiner Gedanken Braut.
Ach, dürft' in den Quell ich tauchen,
Der reich in der Seele dir sprüht;
Ach, dürft' ich im Tiefsten erschauen
Dein blühendes Kindergemüt.

Dann würden die süßesten Lieder
Aufsteigen aus meiner Brust;
Dann würde befreit ich segeln
Wie der Vogel zum Wolkenduft.
Und all die zerstreuten Gebilde
Verschmölzen zu einigem Klang:
Dann würde der Zauber des Lebens
Sich spiegeln in meinem Gesang.

1856

1857

Du junges, träumendes Rätsel,
Ach, würd' ich mit dir vertraut;
Ach, dürft' ich kühn dich erwählen
Zu meiner Gedanken Braut.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Henrik Ibsen.

6.

An Paul Botten-Hansen.

Bergen, 17. April 1857.

Mein lieber alter Freund!

Hiermit sende ich Dir vor allen Dingen einen herzlichen Gruß und dann einige Bemerkungen über die „Kaempevise" mit der Bitte, sie in Dein Blatt aufnehmen zu wollen. Falls Du geneigt bist, meinen Aufsatz zu verwenden, so bitte ich Dich, ihn in so großen Portionen wie möglich zu bringen, und vor allem, ihn an den passendsten Stellen abzuteilen, auch dafür zu sorgen, daß eine genaue Rechtschreibung und Interpunktion beobachtet werden: ich habe nämlich, wie Du siehst, das Manuskript von einem anderen ins Reine schreiben lassen und die Reinschrift nur flüchtig durchgelesen.

Ich habe oft vorgehabt, Dir zu schreiben, aber immer wieder kam eine Störung. Auch dachte ich einmal daran, Dir einige Reiseschilderungen zu schicken; doch auch daraus wurde nichts, — zum Sommer beabsichtige ich indessen, eine lange Wanderung zu unternehmen, und dann könnte ich Dir vielleicht etwas Brauchbares senden. Von meiner Existenz hier weiß ich Dir nichts Interessantes zu erzählen, außer daß ich mich im vorigen Jahr mit einer Tochter des Propstes Thoresen in Bergen verlobt habe (ihre Stiefmutter ist die Verfasserin von

„Ein Zeuge" und einigen anderen Sachen, die Du seinerzeit im 1857 „Nyhedsblad" besprochen hast).

Für Deine Anzeige des „Festes auf Solhaug" nimm herzlichsten Dank; mein neues Stück „Olaf Liljekrans" habe ich vor einigen Monaten ans Christianiaer Theater geschickt, aber Borgaard gehört nicht eben zu den Leuten, die sich übereilen. Mein bestes Stück, „Frau Inger auf Östrot", hat er nicht ins Repertoire aufnehmen wollen, bis Verschiedenes daran geändert sei, worauf ich jedoch nicht eingehen wollte. Um Neujahr habe ich es Chr. Tönsberg mit der Bitte geschickt, es herauszugeben, doch er wollte zur Zeit nicht darauf eingehen, und da mir ungemein viel daran gelegen ist, diese meine beste Arbeit veröffentlicht zu sehen, so möchte ich Dich hiermit bitten, Dich der Sache anzunehmen und für mich zu thun, was Du kannst. Das Stück liegt bei Tönsberg; lies es und verschaffe mir einen Verleger! Die Bedingungen sind mir gleichgültig — auf Honorar verzichte ich gern, wenn Du es nur zum Druck befördern kannst — ich bin sicher, wenn Du recht freundschaftlich für mich eintreten wolltest, so würde es gelingen. Ich habe mir gedacht, ob man den Ertrag der Veröffentlichung nicht dem Baufonds des Studentenvereins zuwenden könnte; - ich möchte dem Stück gern einen kleinen, dem jungen skandinavischen Norden gewidmeten Prolog zum Geleite mitgeben. Lieber Freund! Zeig' mir, daß Du mir helfen willst — ich gebe Dir Hals- und Handrecht über „Frau Inger". Preß' einen Verleger so lange, bis er nachgiebt —!!

Es wäre nett, wenn Du mir möglichst bald ein paar Zeilen senden wolltest. Laß mich wissen, wie es Dir und unseren Bekannten in der Stadt geht.

Bis dahin lebe wohl.

Freundschaftlichst

Henr. Ibsen.

1857

7.

An Paul Botten-Hansen.

Bergen, 28. April 1857.

Lieber Freund!

Heute nur ein paar Zeilen, da die Post bald abgeht. Betitle meinen Aufsatz, wenn es Dir richtig scheint: „Über die Kaempevise und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie“. Einen Titel, der den Inhalt näher bezeichnet, kann ich in der Eile nicht finden. „Ein Weniges über“ u. s. w. ist übrigens gar nicht schlecht; denn ich hätte Stoff für eine noch zehnmal so lange Abhandlung über diesen Gegenstand. Da aber der Ausdruck „Ole Vigisch“ ist — weg damit!

Deinen Vorschlag, „Frau Inger“ ins „Nyhedsblad“ aufzunehmen und daneben einen Sonderabdruck zu veranstalten, finde ich ganz prächtig. In zwei Nummern wird das Stück jedoch sicher nicht untergebracht werden können; das beste wäre wohl, in jeder Nummer einen Akt zu bringen. Ich verlasse mich darauf, daß der Sonderabdruck hübsch und geschmackvoll wird, und ermächtige Dich hiermit, in allen Dingen über das Stück wie über Dein persönliches Eigentum zu disponieren und namentlich das seinerzeit Herrn Tönsberg übergebene Manuskript in Empfang zu nehmen. Zu diesem Zwecke diene Dir das beifolgende Schreiben.

„Olaf Liljekrans“ möchte ich gern in derselben Form veröffentlicht haben, sobald das Stück am „Christianiaer Theater“ aufgeführt ist. Doch ich habe von Borgaard noch kein Wort über die Sache gehört. Ich hätte große Lust, eine Polemik mit ihm anzufangen wegen seiner Weigerung, „Frau Inger“ in ihrer jetzigen Gestalt aufzuführen. Nach seinen eigenen Briefen findet er das Stück „poetisch, voll guter Charakterschilderungen und starker dramatischer Momente“ — aber trotzdem — — hm ja, seine Beweggründe wirst Du selber verstehen, wenn Du das Stück liest.

Was das Honorar u. s. w. betrifft, so bitte ich Dich, alles

nach eigenem Gutdünken zu ordnen. Was Du in dieser Hinsicht 1858 bestimmst, damit will ich zufrieden sein. Noch eins: ich habe in „Frau Inger" an ein paar Stellen den weiland Ehemann „Reichshofmeister Henrik Gyldenlöve" genannt, obwohl er (worauf ich erst später aufmerksam wurde) „Nils Henrikssen Gyldenlöve" hieß. Da sich aber unter den Personen noch außer ihm zwei Nielsse befinden, so bitte ich Dich, ihn bloß „Reichshofmeister Gyldenlöve" (ohne Vornamen) zu nennen. Wenn Du mir mit einigen Worten Deine Meinung über das Stück sagen wolltest, nachdem Du es gelesen hast, so würde das mich ganz besonders freuen.

Siehst Du O. Schulerud, so grüß' ihn von mir; Abildgaard — ja, wie geht es dem eigentlich? Hast Du nicht Lust, einen Ausflug in unser Land hier zu machen? Glaube mir, die Reise würde sich lohnen. Eine herrliche Natur — alles eigenartig.

Leb' wohl für diesmal. Ich bin ohne Sorge: Du ordnest meine Sachen aufs beste.

Freundschaftlichst

H. J.

Ich habe schon ein neues Drama unter der Feder. Es wird nach Inhalt und Ton sich ziemlich von meinen früheren unterscheiden.

H. J.

8.

An Carl Johan Anker.

Christiania, 30. Januar 1858.

Lieber Freund!

Was müssen Sie wohl von mir denken, daß ich erst jetzt, nach so langem Zögern, Ihnen einige Worte als Erwiderung auf Ihre drei freundschaftlichen Briefe sende? Denn ich habe sie wirklich alle erhalten, und noch nichts geantwortet! Wie mag ich Ihnen wohl vorkommen? Und doch bin ich mir im Innersten bewußt, weniger schuldig zu sein, als es scheinen mag. Jedenfalls ist

1858 der Grund meines langen Schweigens nicht Gleichgültigkeit, wohl aber eine egoistische Empfindung, der man sich oft beugt, weil man sie nicht bekämpfen mag.

Lieber Anker, Sie verstehen mich vielleicht nicht, aber die Sache liegt so: ich war Ihnen täglich in meinen Gedanken so nahe, daß es mir überflüssig schien, auch . . .

Sie können mir glauben, ich lebe die Tage unserer kurzen Bekanntschaft oft wieder durch. Die Fahrt nach Hardanger steht wie eine leuchtende Erinnerung vor mir, wie einer der schönen Momente im Menschenleben, von denen man lange, lange Zeit noch geistig zehren kann.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie Sie mich eigentlich damals beurteilt haben mögen, — ob Sie mich nicht von einer gewissen abstoßenden Kälte fanden, die einen näheren Anschluß erschwerte. Und doch war es mir unendlich leichter, mich Ihnen anzuschließen als irgend einem anderen, denn es war in Ihnen eine Jugend der Seele, eine Freude am Leben, eine Ritterlichkeit der Gesinnung, die mir wohl gethan haben. Bewahren Sie sich all dies; glauben Sie mir, es ist nicht angenehm, die Welt von der Oktoberseite zu sehen, und doch hat es, lächerlich genug, eine Zeit gegeben, da ich keinen anderen Wunsch hatte als diesen. Ich habe mich brennend heiß gesehnt nach einem großen Leid — ja fast gebetet um ein solches Leid, welches das Dasein so recht ausfüllen, dem Leben Inhalt geben könnte. Das war thöricht; ich habe mich aus diesem Stadium herausgerungen, — und doch bleibt immer eine Erinnerung zurück.

Tausend Dank für all Ihre Bemühungen um mein Stück. Bald sende ich Ihnen eine neue Arbeit: „Die Helden auf Helgeland", die demnächst hier und vielleicht auch in Kopenhagen aufgeführt werden soll.

Im „Nybedsblad" (Nr. 4) habe ich ein Gedicht veröffentlicht: „Zu Carl Johans Gedächtnis", das hier Beifall gefunden hat. Es ist dem Carl Johans-Bunde zugeeignet, einer Gesellschaft, deren Tendenz Sie gewiß kennen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich im Sommer nach

Stockholm reise. Werde ich Sie dort treffen, oder haben
Sie vielleicht auch Reisepläne?

Ich bitte Sie, Herrn Hyltén Cavallius meinen verbindlichsten Gruß und Dank für das Wohlwollen auszurichten, womit er sich über meine früheren Sachen ausgesprochen hat. Wenn er für meine neue Arbeit Verwendung hätte, so würde mich das sehr freuen. Bei Fougstad habe ich mich noch nicht nach dem schwedischen Schauspiel erkundigt, werde es nun aber bei erster Gelegenheit thun.

Lieber Anker, üben Sie nicht das Recht der Wiedervergeltung, sondern schreiben Sie mir, sobald Sie können. Ich habe ein böses Gewissen wegen meines langen Schweigens, ein paar freundliche Worte würden mich beruhigen.

Ihr getreuer
Henrik Ibsen.

9.

An die norwegische Regierung.

Christiania, 6. August 1860.

An den König.

Henrik Johan Ibsen bewirbt sich unterthänigst um die Zuerkennung eines Betrags von 400 (vierhundert) Speziesthalern aus den Mitteln, die für Künstler und Männer der Wissenschaft zwecks Reisen im Ausland bewilligt sind, um während eines Zeitraums von sechs Monaten auf einer Reise nach London, Paris, den größeren deutschen Städten, Kopenhagen und Stockholm dramatische Kunst und Litteratur zu studieren.

Während eines zehnjährigen litterarischen Wirkens und auch während einer längeren Vorbereitung, die ihm vorausgegangen ist, hat die Beschäftigung mit der dramatischen Kunst und Litteratur in ihren Prinzipien, ihrem System und ihrer Geschichte den größten Teil meiner Zeit in Anspruch genommen und mein wesentlichstes Studium ausgemacht. Die Besprechungen

1860 meiner dramatischen Arbeiten, die in dieser Zeit von einheimischen wie ausländischen Kunstrichtern veröffentlicht wurden, dürften wohl hinreichend Zeugnis dafür ablegen, daß dies Studium nicht fruchtlos gewesen ist: und nicht minder dürfte meines Erachtens das Wohlwollen, womit das Publikum meine verschiedenen Schauspiele aufgenommen hat, von denen einzelne auch in Schweden und Dänemark auf die Bühne gebracht worden sind, meine Begabung in der eingeschlagenen Richtung bezeugen.

Zu Ende des Jahres 1851 erhielt ich eine Anstellung als Instruktor an dem eben gegründeten Norwegischen Theater in Bergen. Von dieser Bühne wurde mir zu Beginn des Jahres 1852 ein Stipendium bewilligt, das mir ermöglichte, eine fünfmonatliche Reise nach Kopenhagen, Hamburg, Berlin und Dresden zu unternehmen, wesentlich zu dem Zweck, mich mit der Technik der dramatischen Kunst, den Prinzipien ihrer praktischen Ausübung an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Formen sowie mit allem übrigen bekannt zu machen, was mit der Leitung eines Theaters zusammenhängt.

In meiner Stellung am Bergener Theater verblieb ich bis zum Sommer 1857, wo ich ein Engagement als artistischer Direktor am hiesigen Norwegischen Theater erhielt, einen Posten, den ich noch jetzt bekleide.

In den letzten Jahren ist mehr und mehr die Anschauung durchgedrungen, daß die Entwicklung der Kunst und der Poesie in ihren verschiedenen Formen dem Staat nicht gleichgültig sein kann: er hat deshalb mit stetig wachsender Bereitwilligkeit unsere Maler, Bildhauer und Musiker unterstützt, wie denn auch zwei Dichtern unseres Landes nicht unbedeutende Reisezuschüsse zugewendet worden sind. Wenn der dramatischen Kunst bis jetzt jede derartige öffentliche Unterstützung versagt geblieben ist, so darf der Grund hierzu nicht darin gesucht werden, daß die Berechtigung dieser Kunst vom Staat unterschätzt worden ist. Im Gegenteil, der Staat hat, indem er Poesie, Plastik, Malerei und Musik beschützt, ausdrücklich, wenn auch nicht unmittelbar, den Stempel seiner Anerkennung der Schauspielkunst aufgedrückt, die

ja ihrer Natur gemäß die Einheit aller übrigen Kunstformen 1860
ist. Erfahrungen aus allen anderen civilisierten Ländern haben
außerdem genugsam bezeugt, daß die dramatische Kunst zu allen
Zeiten, wo sie gepflegt worden ist, sich — in höherem Grad
denn irgend eine andere Kunstgattung — als einen wesentlichen
Faktor in der Volkserziehung erwiesen hat, eine Thatsache, die
ihre sehr naheliegende Erklärung in dem innigeren und weit
unmittelbareren Verhältnis dieser Kunst zur Wirklichkeit, sowie
in ihrer größeren Verständlichkeit und in ihrer leichteren und
ausgedehnteren Zugänglichkeit für das ganze Volk hat.

Der Grund, daß dem Theaterwesen hier zu Lande jede
öffentliche Unterstützung versagt worden ist, muß deshalb, nach
den in dieser Sache gefallenen Äußerungen, logischer Weise in
der offiziellen Mißbilligung der Formen zu suchen sein, in
denen die Unterstützung nachgesucht worden ist, namentlich als
direkte Beiträge zum Betrieb einzelner Theater oder zu Bau-
unternehmungen und dergleichen. Man hat nämlich die An-
schauung geäußert, ein Theater müsse aus eigener Kraft be-
stehen können, vorausgesetzt, daß es an einer kundigen künst-
lerischen Leitung und einer nationalen Dramenlitteratur nicht fehlt.

Mit Berufung auf jene Anschauung stelle ich als drama-
tischer Schriftsteller und als Leiter eines hauptstädtischen Theaters
diesen meinen unterthänigsten Antrag.

Es darf hier meines Erachtens nicht unerwähnt bleiben, daß,
wenn der Staat, wie schon angedeutet, stillschweigend die Be-
rechtigung der dramatischen Kunst anerkannt hat, es ihm auch
von Interesse sein muß, die einzelnen theatralischen Kunstinstitute
mit möglichst großer Erfahrung und Einsicht geleitet zu wissen,
und daß dies namentlich für eine Zeit wie diese gilt, wo die
nationale dramatische Kunst hier zu Lande in ihrer Entwicklung
begriffen ist, und also die Richtung, in der sie jetzt und in der
nächsten Zukunft ausgeübt wird, von wesentlichem Einfluß auf
die Formen sein muß, die sie dereinst, wenn sie mehr gefestigt
ist, annehmen wird.

Indem ich wage, der Meinung zu sein, daß ich durch eine

1862 zehnjährige Thätigkeit als dramatischer Schriftsteller, durch neunjährige praktische Beschäftigung mit dem Theaterwesen, durch die Erfahrungen, die ich auf einer früheren, zu demselben Zweck unternommenen Reise gesammelt habe, sowie endlich durch die teils auf dieser Reise, teils in meinem Geschäftsverhältnis angeknüpften Beziehungen als im Besitz der wesentlichen Bedingungen gelten darf, um mit Nutzen eine wiederholte Reise unternehmen zu können, bewerbe ich mich hiermit um ein Stipendium im Betrag von 400 Speziesthalern, um während einer Zeit von sechs Monaten in London, Paris, den größten deutschen Städten, Kopenhagen und Stockholm meine Kenntnisse der dramatischen Litteratur und Kunst zu erweitern.

Unterthänigst

Henr. Ibsen.

10.

An das akademische Kollegium der Universität Christiania.

Christiania, 14. März 1862.

An das akademische Kollegium.

Hierdurch erlaube ich mir, mich bei dem hohen Kollegium ergebenst um ein Stipendium von 120 Speziesthalern aus den für wissenschaftliche Reisen in Norwegen bewilligten Mitteln zu bewerben, um in einem Zeitraum von zwei Sommermonaten eine Reise nach dem äußeren Hardanger wie auch nach den Distrikten um den Sognefjord und weiter nordwärts nach Molde und über Romsdal zurück zu unternehmen, zwecks Sammlung und Aufzeichnung von Volksliedern sowie älteren und jüngeren Sagen, die eben dort noch zu finden sind. Ein detaillierterer Reiseplan läßt sich im voraus unmöglich vorlegen, da die während der Reise an jedem Ort gesammelten Auskünfte und Erfahrungen natürlicherweise von überwiegendem Einfluß darauf sein werden, in welcher Richtung die Untersuchungen fortzusetzen sind. Indessen beabsichtige ich, sofern mein Gesuch bewilligt wird, vornehmlich die äußeren Seedistrikte zu durchforschen, die für den

von mir angedeuteten Zweck bis jetzt am wenigsten beachtet 1863 worden sind.

In größter Ergebenheit

Henr. Ibsen.

11.

An das akademische Kollegium der Universität Christiania.

Christiania, 6. März 1863.

An das akademische Kollegium!

Indem ich dem hohen Kollegium ergebenst dahin Bericht erstatte, daß das mir im vorigen Jahr erteilte Stipendium in Übereinstimmung mit dem von mir seinerzeit eingereichten Gesuch verwendet worden ist, erlaube ich mir zu bemerken, daß der Grund, weshalb der mir obliegende Bericht nicht früher eingeliefert wurde, der ist, daß ich gleich nach meiner Rückkehr mit einem hiesigen Verleger einen Kontrakt über die Herausgabe einer Sammlung norwegischer Volkssagen abgeschlossen habe, die schon im Lauf des Winters erscheinen, und aus welcher der Gewinn meiner Reise am deutlichsten hervorgehen sollte. Die Umstände haben indessen die Herausgabe des Werkes verhindert, und ich erlaube mir daher, bis sie sich ermöglichen lassen wird, hiermit ergebenst mitzuteilen, daß es mir auf meiner Reise, hauptsächlich in Nordfjord und Söndmör, gelungen ist, siebzig bis achtzig verschiedene und bisher ungedruckte Volkssagen aufzuzeichnen, wovon mehrere Proben im „Illustr. Nyhedsblad" gedruckt worden sind. Auch Volkslieder und Märchen habe ich in ziemlicher Anzahl gefunden, doch sind dies zum größten Teil nur Varianten von dem, was schon durch Landstads oder Moes und Asbjörnsens verschiedene Sammlungen bekannt ist. Meine Sagensammlung, an der ich gegenwärtig arbeite, wird, sobald sie erscheint, dem hohen Kollegium zugestellt werden.

In größter Ergebenheit

Henrik Ibsen.

1863

12.
An das akademische Kollegium der Universität Christiania.

Christiania, 6. März 1863.

An das akademische Kollegium.

Unterzeichneter bewirbt sich hiermit bei dem hohen Kollegium ergebenst um ein Stipendium im Betrag von 120 (einhundert=undzwanzig) Speziesthalern aus dem Fonds für wissenschaftliche Reisen in Norwegen, um während eines Zeitraums von zwei Monaten im Sommer dieses laufenden Jahres eine Reise nach den Drontheimer Fjord= und Seedistrikten sowie, wenn möglich, in das Nordländische zu unternehmen, zwecks Fortsetzung der von mir im vorigen Jahr dank dem gnädigst bewilligten Stipen=dium begonnenen Sammlung von Sagen und Volksliedern.

Der verhältnismäßig nicht geringe Gewinn meiner ersten Reise, auf der es mir gelungen ist, namentlich in Nordfjord und Söndmör, siebzig bis achtzig verschiedene und bisher ungedruckte Volkssagen aufzuzeichnen, verbunden mit den in verschiedenen Richtungen gesammelten Erfahrungen, lassen mich hoffen, daß Untersuchungen in den diesmal vorgesehenen Landesteilen mit Nutzen angestellt werden können. Ich gestatte mir zugleich, er=gebenst darauf aufmerksam zu machen, daß ich im Sommer, gleich nach meiner Rückkehr von der damals unternommenen Reise, mit einem hiesigen Verleger einen Kontrakt über die Heraus=gabe einer möglichst vollständigen Sammlung norwegischer Volks=sagen geschlossen habe, die wesentlich darauf angelegt ist, ein Volksbuch zu werden, und für welche, wie man wohl annehmen darf, ein Bedürfnis vorliegt, da A. Fayes Sammlung, die einzige, die es hierzulande giebt, kaum als eine den Anforderungen der Zeit genügende gelten kann und jedenfalls weit hinter dem zurücksteht, was man in den Nachbarländern auf diesem Gebiete schon längst besitzt. Diese Arbeit, mit der ich im Lauf des Winters ununterbrochen beschäftigt war, ist nun ziemlich weit vorgeschritten; doch ist es mir während der Beschäftigung damit immer klarer geworden, daß das vorliegende Material bei weitem

nicht ausreicht, um auch nur eine einigermaßen vollständige Arbeit zu liefern, und daß darum die Herausgabe des Werkes davon abhängen wird, ob das hohe Kollegium durch Befürwortung dieses meines Gesuches mich in den Stand setzt, eine wesentliche Reihe von Lücken auszufüllen, die der Stoff gegenwärtig aufweist.

Ich habe gedacht, die Reise von Opdal aus durch Sundal, dann durch den Fjord und weiter nordwärts durch Nordmör zu machen. Doch läßt sich ein detaillierter Plan der Reise für den beabsichtigten Zweck unmöglich aufstellen, da die während der Reise selbst gewonnenen Auskünfte häufig und notwendigerweise einen entscheidenden Einfluß auf deren weitere Fortsetzung ausüben müssen. Was die Höhe der Summe angeht, so wage ich ergebenst zu bemerken, daß sie meines Erachtens so niedrig wie möglich bemessen ist, wenn man in Betracht zieht, daß die Route, so wie sie dem Zweck entsprechend größtenteils genommen werden muß, Bootfahrt im Akkord verlangt, wodurch die Unkosten in nicht geringem Grade vermehrt werden.

In größter Ergebenheit

Henr. Ibsen.

13.

An die norwegische Regierung.

Christiania, 10. März 1863.

An den König.

Henrik Ibsen beantragt unterthänigst, daß dem gegenwärtig versammelten Storthing eine königliche Vorlage unterbreitet werde, dahin gehend, dem Antragsteller aus der Staatskasse eine jährliche Gage in der Höhe von 400 (vierhundert) Speziesthalern zu bewilligen, um ihm dadurch die Fortsetzung seiner litterarischen Thätigkeit zu ermöglichen.

Zur Begründung dieses meines unterthänigsten Antrags erlaube ich mir, einen kurzen Überblick über mein Leben und meine litterarische Thätigkeit zu geben.

Ich bin am 20. März 1828 in Skien geboren. Da meine

1863 Eltern unvermögend waren, war ich genötigt, schon von meinem fünfzehnten Jahr an für mich selbst zu sorgen. Ich erhielt eine Anstellung erst als Lehrling, dann als Gehilfe in der Apotheke zu Grimstad: ein Beruf, in dem ich bis Ende 1849 verblieb, und alle Zeit, die meine Beschäftigung mir übrig ließ, verwandte ich zur Vorbereitung auf das Examen artium, dem ich mich im Sommer 1850 unterwarf. Schon damals hatte ich, außer einigen kleineren Gedichten, die in der „Christianiaer Post" veröffentlicht wurden, das dreiaktige Versdrama „Catilina" geschrieben und drucken lassen, eine Arbeit, die von verschiedenen Kritikern und namentlich in Langes „Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur", zum Gegenstand sehr günstiger Besprechungen gemacht worden ist. Darauf folgte eine größere Arbeit „Das Hünengrab", eine dramatische Dichtung in einem Akt, die im September desselben Jahres am Christianiaer Theater zur Aufführung gebracht und von der öffentlichen Kritik ebenfalls günstig aufgenommen wurde. Gegen Ende des Jahres 1851 erhielt ich eine Anstellung an dem im Jahr vorher begründeten Norwegischen Theater zu Bergen, erst als fest besoldeter Theaterdichter und dann zugleich als Instruktor. Im Sommer 1852 unternahm ich auf Kosten des Theaters eine Reise nach Kopenhagen und verschiedenen größeren deutschen Städten, hauptsächlich zu dem Zweck, Kunst und Litteratur zu studieren, und brachte von dieser Reise ein neues Schauspiel in drei Akten, betitelt „St. Johannisnacht", zurück, das später zur Darstellung gelangte, bis jetzt aber noch ungedruckt ist. 1854 schrieb ich „Frau Inger auf Östrot", historisches Drama in fünf Akten, das häufiger und an verschiedenen Orten aufgeführt und in Christiania herausgegeben wurde. „Das Fest auf Solhaug", Drama in drei Akten, das 1855 gedichtet wurde, ist ebenfalls mit vielem Beifall auf allen Theatern unseres Landes, in Kopenhagen und am Königlichen Theater zu Stockholm gespielt worden, wo man es als Feststück zur Feier des vierten November 1857 wählte. Das vieraktige Schauspiel „Die Helden auf Helgeland" kam 1858 heraus und wurde zum Gegenstand zahlreicher umfassender und

für das Stück außergewöhnlich günstiger Besprechungen gemacht 1863 sowohl hierzulande wie in Dänemark und Schweden; auch diese Arbeit ist auf sämtlichen Bühnen des Reiches dargestellt worden. Heuer habe ich ein dreiaktiges Lustspiel in gereimten Versen, „Die Komödie der Liebe", und außerdem während meiner ganzen litterarischen Thätigkeit eine ansehnliche Reihe kleinerer Gedichte veröffentlicht, deren Gesamtausgabe gegenwärtig vorbereitet wird.

Mein Amt am Bergener Theater kündigte ich 1857 und wurde unmittelbar darauf an die hiesige Norwegische Bühne als artistischer Direktor berufen, eine Stellung, in der ich verblieb, bis das Theater im verwichenen Sommer aufgelöst wurde und dem Konkurs verfiel. Seit dem ersten Januar d. J. bin ich vorläufig als ästhetischer Konsulent am „Christianiaer Theater" angestellt. 1858 verheiratete ich mich mit einer Tochter des verstorbenen Propstes Thoresen in Bergen und habe aus dieser Ehe ein Kind. Mein jährliches Gehalt am Bergener Theater betrug 300 Speziesthaler, und ich war genötigt, die Stadt mit Schulden zu verlassen. Mein Posten am „Norwegischen Theater" zu Christiania trug mir eine durchschnittliche Jahreseinnahme von ungefähr 600 Speziesthalern ein, doch die Verhängung des Konkurses über das Theater brachte mir einen Verlust von mehr als 150 Speziesthalern, abgesehen davon, daß ich dadurch zugleich jeder festen Thätigkeit verlustig ging. Am „Christianiaer Theater" werde ich mit einer nominellen Monatsgage von 25 Speziesthalern honoriert, doch die Ausbezahlung des vollen Betrages setzt größere Einnahmen voraus, als das Theater sie während dieses laufenden Winters hat erzielen können. Ausschließlich oder auch nur im wesentlichen von litterarischer Arbeit zu leben, ist hierzulande ein Ding der Unmöglichkeit. Meine besthonorierte Arbeit, „Die Helden auf Helgeland", die mich etwa ein Jahr Zeit gekostet, hat mir alles in allem 227 Speziesthaler eingetragen. Unter diesen Umständen habe ich ungefähr 500 Speziesthaler Schulden machen müssen, und da ich bis jetzt hierzulande keinerlei Aussicht auf eine Verbesserung meiner Lebenslage habe, so sah ich mich

1863 gezwungen, die ersten nötigen Schritte zu thun, um im Frühjahr nach Dänemark auswandern zu können.

Mein Vaterland zu verlassen und eine Thätigkeit aufzugeben, die ich bisher als mein eigentliches Lebenswerk betrachtet habe und auch fernerhin betrachte, das ist jedoch ein Schritt, zu dem ich mich unsagbar schwer entschließe, und nur um diesen Schritt, wenn möglich, zu vermeiden, versuche ich jetzt das letzte Mittel, indem ich unterthänigst beantrage, daß dem gegenwärtig versammelten Storthing eine königliche Vorlage unterbreitet werde, dahin gehend, daß mir aus der Staatskasse eine jährliche Gage im Betrage von 400 Speziesthalern bewilligt werden möge, wodurch es mir ermöglicht würde, im Dienst der Litteratur eine Thätigkeit fortzusetzen, deren Unterbrechung, wie ich Grund zu glauben habe, dem Publikum unerwünscht wäre.

Unterthänigst
Henrik Ibsen.

14.

An die norwegische Regierung.

Christiania, 27. Mai 1863.

An den König.

In dem unterthänigsten Antrag, den ich in diesem Jahr eingereicht habe, und der dahin ging, daß, gemäß dem, was im Interesse eines anderen norwegischen Schriftstellers geschehen ist, dem gegenwärtig versammelten Storthing eine königliche Vorlage unterbreitet werde, mir eine jährliche Gage aus der Staatskasse zu bewilligen, habe ich einen Überblick über meine bald dreizehnjährige Schriftstellerthätigkeit und über meine sonstige Lebenslage gegeben, eine Darstellung, auf die ich mich als Unterlage für diese meine erneute unterthänigste Petition an Ew. Majestät zu berufen wage. Die zahlreichen und großen Schwierigkeiten, mit denen ein Schriftsteller hierzulande zu kämpfen hat, werden in noch höherem Grade vermehrt durch den

vollständigen Mangel an Gelegenheit, sich die Elemente einer allgemeinen Bildung anzueignen, die überall sonst als die notwendige Vorbedingung gelten, um mit Glück und möglichst großem Gewinn in dem Beruf zu wirken, für den ich eine Mission zu haben glaube.

Indem ich zu bemerken wage, daß, mit meiner alleinigen Ausnahme, Reisestipendien ähnlicher Art schon sämtlichen norwegischen Schriftstellern zuerkannt worden sind, die das litterarische Schaffen zu ihrer ausschließlichen Lebensarbeit gemacht haben, stelle ich hiermit unterthänigst den Antrag, daß mir aus dem Reisefonds für Männer der Wissenschaft und Künstler ein Stipendium im Betrag von 600 Speziesthalern bewilligt werde, um während eines einjährigen Aufenthaltes hauptsächlich in Rom und Paris Kunst, Kunstgeschichte und Litteratur zu studieren.

Unterthänigst

Henrik Ibsen.

15.

An Randolph Nilsen.

Christiania, 24. Juni 1863.

Mein lieber Freund!

In dieser Stunde sind gerade acht Tage verflossen, seit wir Abschied von einander genommen haben, und ich preise Gott dafür, daß ich noch immer die Festesstimmung in mir trage, und ich hoffe, sie wird noch lange vorhalten. Herzlichen Dank Dir und Deiner prächtigen Frau für die unendliche Freundschaft und Güte, die Ihr mir erwiesen habt. Das Fest bei Euch und die vielen lieben, unvergeßlichen Menschen, mit denen ich zusammengekommen bin, wirken auf mich wie ein erquicklicher Kirchgang, und ich hoffe zuversichtlich, daß diese Stimmung nicht verschwinden wird. Alle waren so gut zu mir in Bergen; wie anders hier, wo es viele giebt, die jede Gelegenheit ergreifen, mich zu kränken und zu verwunden. Dieser starke, erhebende Eindruck:

1864 daß man sich in allen seinen Gedanken gewissermaßen veredelt und geläutert fühlt, — der ist, glaube ich, allen Gästen des Sängerfestes gemeinsam, und wahrhaftig auch, viel Hartes und Böses muß in der Seele sein, die sich einem solchen Eindruck zu entziehen vermöchte. Hierin liegt vielleicht des Festes tiefste und wohlthätigste Wirkung.

Dein Telegramm habe ich bei der Abreise von Stavanger erhalten, und ich danke Dir auch für diese Deine freundliche Aufmerksamkeit. Von der Heimreise will ich hier weiter nicht erzählen: ich hoffe, es bald in einem unserer Blätter thun zu können. So leb' denn wohl und laß von Dir hören. Grüße alle, mit denen wir da oben zusammengekommen sind, Chr. Grans, W. Mohrs, Deine Brüder, Blytt — kurz, alle, alle! Wenn Jakob v. d. Lippe nach Christiania kommt, so werden wir zwei zusammen eine Erinnerungsfeier halten. Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Dich und Deine liebe Frau wiederzusehen und sende Euch bis dahin die herzlichsten und aufrichtigsten Grüße. Vergeßt nicht Euern dankbaren und getreuen

Henr. Ibsen.

16.

An Bernhard Dunker.

Kopenhagen, 17. April 1864.

Herrn Regierungsadvokaten Dunker.

Hiermit erlaube ich mir, meinen herzlichsten Dank für die Rimesse abzustatten, die ich empfangen habe. Mittwoch reise ich von hier nach Lübeck und weiter nach Triest. Von meinem hiesigen Aufenthalt habe ich viel Freude und Nutzen gehabt. Sobald ich nach Rom gekommen bin, fange ich ein neues fünfaktiges Drama an, womit ich im Laufe des Sommers fertig zu werden hoffe. Die Theaterverhältnisse werden hoffentlich bis dahin geregelt sein, und es würde mich sehr freuen, könnte die Saison mit meinem neuen Stück eröffnet werden.

Ihr dankbarst ergebener

Henrik Ibsen.

17.

1864

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 16. September 1864.

Lieber Björnson!

Dietrichson hat mir Deinen Brief gezeigt. Daß Du damals, als Du ihn schriebst, Ende August, noch nichts von meiner Antwort auf das Anerbieten der Theaterdirektion wußtest, war mir sehr auffällig. Doch daß Du einen Augenblick in Ungewißheit darüber sein konntest, welche Antwort mir als die einzig mögliche erscheinen mußte, — das war mir etwas mehr als auffällig. Ratschläge von der Art, wie Du annimmst, hat man mir allerdings gegeben. Hätte ich mir aber die Möglichkeit denken können, daß Du nach dem jüngsten Verlauf der Theaterverhandlungen in Zweifel darüber wärest, woran Du eigentlich mit mir seist, — dann würde ich Dich zugleich mit meinem Brief an die Theaterdirektion von der Beschaffenheit meiner Antwort verständigt haben, denn ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein solcher Zweifel jedenfalls dem Gang der Sache in keiner Hinsicht dienlich war. Doch ist es mir, wie gesagt, nie in den Sinn gekommen, daß ein solcher Zweifel entstehen könnte.

Mitte Juli (mit dem Datum vom 16.) schrieb mir Richard Petersen, — er benachrichtigte mich, daß die Verhandlungen mit Dir gescheitert seien, und er bot mir im Namen der Theaterdirektion den Posten eines artistischen Direktors an, oder richtiger: er versuchte mir zu beweisen, daß jetzt, da Du nicht wolltest, ich den Posten übernehmen müßte. Einigen Ausschnitten aus dem „Morgenblad", die dem Briefe beilagen, entnahm ich die gegenwärtige äußere Sachlage. Da ich mich damals gerade in Genzano aufhielt, so gelangte das Schreiben etwas verspätet in meinen Besitz. Doch sobald ich es empfangen hatte, gab ich ohne weitere Erwägung meine Antwort. Ich lehnte das Anerbieten ab, lehnte es definitiv, ohne Vorbehalt ab, und ohne irgend eine Möglichkeit offen zu lassen, daß veränderte Umstände bei mir einen anderen Entschluß bewirken könnten. Nie, weder damals noch späterhin,

1864 wäre es mir auch nur einen Augenblick in den Sinn gekommen, daß für mich eine andere Antwort möglich sei, als eine, die eine bedingungslose Absage enthielt.

Lieber Björnson, Du siehst also, Du hast mir in diesem Punkt unrecht gethan, indem Du ein Mißtrauen hegtest, wie es aus Deinem Briefe an Dietrichson hervorgeht. Ich will jedoch nicht leugnen, daß ich dieses Mißtrauen erklärlich finde, und daß ich die Schuld daran nicht so sehr Dir als mir selbst beimesse. Ich weiß, es ist mein Fehler, daß ich den Leuten nicht ganz und recht von Herzen nahe kommen kann, vor denen ich mich offen und mit jeder Faser geben sollte. Ich habe etwas von dem Skalden in den „Kronprätendenten" an mir: ich bringe es nie recht über mich, ganz mich zu entkleiden. Ich habe die Empfindung, daß mir in den persönlichen Beziehungen nur ein falscher Ausdruck für das zu Gebote steht, was ich im tiefsten Innern trage und was eigentlich mein Ich ist. Deshalb ziehe ich vor, es zu verschließen, und daher kommt es, daß wir uns zuweilen, gewissermaßen einander observierend, in der Entfernung hielten. Aber dies — oder wenigstens etwas dergleichen — mußt Du selbst eingesehen haben, — es ist nicht anders möglich: denn sonst hättest Du mir nicht ein so reiches und warmes Freundesherz bewahren können.

Den Grund, warum man Dich daheim so lange über meine Antwort in Unwissenheit gelassen hat, kann ich mir nicht erklären, oder richtiger, ich will lieber nicht versuchen, ihn mir klar zu machen. Und somit genug von dieser Geschichte.

Nimm denn meinen Dank für all die Schönheit, die ich auf meiner Reise eingesogen habe. Du kannst glauben, sie hat mir gut gethan. Namentlich hier in Rom ist mir vieles Neue aufgegangen.

Aber zur Antike kann ich noch nicht in ein rechtes Verhältnis kommen, — ich begreife ihren Zusammenhang mit unserer Zeit nicht, ich vermisse die Illusion und vor allem den persönlichen und individuellen Ausdruck im Kunstwerk wie beim Künstler, und ich kann mir nicht helfen: ich sehe oft nur Her-

kömmlichkeiten da, wo sich nach der Behauptung anderer Gesetze finden. Es kommt mir vor, als ob die Werke antiker Plastik genau wie unsere „Kaempeviser" mehr von der Mitwelt geschaffen worden sind, die sie entstehen sah, als von diesem oder jenem Meister. Aber deshalb finde ich auch, daß so viele unserer Bildhauer gehörig fehlgreifen, wenn sie in unseren Tagen noch fortfahren, „Kaempeviser" in Thon und Marmor zu dichten. Michelangelo, Bernini und seine Schule verstehe ich besser, — die Kerle hatten den Mut, zwischendurch einmal eine Tollheit zu begehen.

Die Architektur hat mich mehr gepackt. Doch weder die Antike noch ihre späteren Erben sprechen mich so an wie die Gotik. Für mich ist der Mailänder Dom das Überwältigendste, was ich mir auf diesem Gebiete denken kann. Der Mann, der den Plan eines solchen Werkes aushecken konnte, der hätte auch in seinen Freistunden auf den Einfall geraten können, einen Mond zu machen und ihn in den Himmelsraum hinauszuschleudern.

Vieles von dem, was ich hier flüchtig angedeutet habe, wirst Du gewiß nicht unterschreiben; aber ich glaube, daß dies mit meinem Standpunkt im ganzen zusammenhängt, und daß meine Kunstauffassung sich ihm gemäß entwickeln wird.

Hier in Rom hat man den herrlichsten Frieden zum Schreiben. Gegenwärtig arbeite ich an einer größeren Dichtung und habe eine Tragödie „Julianus Apostata" in Vorbereitung — eine Arbeit, in die ich mich mit unbändiger Freude versenke, und die mir, wie ich bestimmt glaube, glücken wird. Im Frühjahr oder jedenfalls im Laufe des Sommers hoffe ich beides fertig zu haben.

Im Laufe des Herbstes kommen meine Frau und mein kleiner Junge hierher. Ich hoffe, Du billigst dieses Arrangement. Was die äußeren Motive hierfür anlangt, so will ich nur bemerken, daß es für uns billiger sein wird, wenn wir zusammen leben, als wenn ich wie bisher in Kopenhagen einen Haushalt bezahlen muß. Hinzu kommt, daß Dietrichson zu Neujahr

1864 Rom verläßt, und daß ich seinen Posten übernehmen werde, wodurch ich freie Wohnung nebst Zubehör und sogar noch ein kleines Gehalt haben werde. Mit 400 Speziesthalern, alles in allem, kann ich in Rom leben. Das Reisegeld für meine Frau besorgt mein Schwager in Christiania von dem Restbetrage meines Stipendiums, und nach dem Überschlag wird sie billig reisen, indem sie sich einer Kopenhagener Dame anschließt, die schon früher hier gewesen ist und Übung hat im billigen Reisen.

Anfang Oktober brauche ich Geld, worauf Du, wie ich aus Deinem Brief ersehe, vorbereitet bist, und deshalb bitte ich Dich, es mir zu diesem Termin gütigst senden zu lassen.

Ich gratuliere zur Vermehrung Deiner Familie, — das kam mir ganz unerwartet — und ich bitte Dich, Deine Frau vielmals zu grüßen.

Dem Advokaten Dunker bitte ich gleichfalls meinen besten Gruß auszurichten, und ich ersuche Dich, ihm meinen Brief zu zeigen, weil das, was ich Dir hier gesagt habe, im ganzen und im wesentlichen auch ihm gilt, und weil ich wohl annehmen darf, daß er, was mein Verhältnis zu der Theateraffäre betrifft, sich dieselben Möglichkeiten gedacht hat wie Du. Jede Geldsendung an mich hat er mit einigen herzlichen Worten begleitet, und ich werde nie ohne Dankbarkeit der reinen und humanen Empfindung gedenken, die es ihm, wiewohl ich ihm doch so vieles schulde, immer verboten hat, auch nur mit einem Wort anzudeuten, daß er mich als sein reisendes Eigentum betrachte, oder mir in irgend einer Hinsicht detaillierte Instruktionen zu geben. Dafür will ich Euch beiden doppelt erkenntlich sein: nicht bloß weil Ihr mir gut geholfen habt, sondern auch weil Ihr mir schön und voll Schonung geholfen habt.

Du bist im Irrtum, wenn Du meinem Kopenhagener Briefe zu entnehmen glaubst, daß ich keine Korrespondenz wünsche. Ich bin ein schlechter Briefschreiber, deshalb empfinde ich oft ein Entsetzen davor, selbst zu schreiben. Aber mich dürstet danach, auch nur das allerarmseligste Billet aus der Heimat zu bekommen.

Was arbeitest Du jetzt? Hierüber und über die Theater- 1865
frage u. s. w. hoffe ich bald etwas zu hören.

Die politischen Verhältnisse in der Heimat haben mich sehr betrübt und mir manchen Genuß verbittert. Lügen und Träume — das war also alles. Auf mich werden jedenfalls die Ereignisse der letzten Zeiten einen großen Einfluß üben. Durch unsere alte Geschichte müssen wir nun einen Strich machen: denn die Norweger von heute haben offenbar mit ihrer Vorzeit nicht mehr zu schaffen, als die griechischen Piraten mit dem Geschlecht, das nach Troja segelte und von den Göttern geschirmt wurde. Ich ersehe aus Deinem Briefe, daß Du Hoffnung hast. Ja, möchtest Du nur recht haben, und möge Deine Hoffnung nicht getäuscht werden.

Leb' wohl.

Dein
Henrik Ibsen.

18.

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 28. Januar 1865.

Lieber Björnson!

Glaube mir, ich bin voll Unruhe und Sorge. Mitte Dezember v. J. schrieb ich Dir und dankte für den Empfang des Wechsels auf hundert Speziesthaler, der Deinem Brief vom 4. Oktober beilag. Von dem gütigen Anerbieten dieses Deines Briefes, Dich zu verständigen, wenn ich wieder Geld nötig hätte, machte ich bei derselben Gelegenheit Gebrauch und teilte Dir mit, daß ich gegen Ende des Monats ohne Mittel sein würde. Eigentlich war mein Geld schon etwas früher zu Ende: denn das Budget meiner monatlichen Ausgaben beträgt vierzig Scudi, und um meine Ausgaben vom ersten Oktober bis zur Ankunft der Rimesse (am 16. Oktober) zu bestreiten, hatte ich borgen müssen.

Auf meinen letzten Brief habe ich keine Antwort erhalten, und obgleich ich mir ja, um dies zu erklären, mancherlei

1865 Gründe denken kann — z. B. daß Du von der Stadt abwesend warst, oder daß das Geld sich nicht so leicht auftreiben ließ, und noch manches andere — so bin ich doch geneigt zu glauben, mein Brief sei nicht angekommen. Trotz der Ungewißheit, in der ich lebte, wäre es mir im Grunde lieb, wenn dies der Fall ist; denn ich muß Dir gestehen (wenn Du es nicht selbst gesehen haben solltest), der Brief war in einem lieblosen, bittern, vielleicht übertrieben hoffnungslosen Ton gehalten da, wo ich von den Angelegenheiten unseres Landes und seinen Aussichten für die Zukunft sprach. Ich habe bereut, daß ich diese ganze Bitterkeit vor Dir ausschüttete, statt Dir helle Schilderungen von der Herrlichkeit zu geben, die hier mich erhoben und veredelt hat — dank Deiner Hilfe. Aber ich kann mich von den traurigen Gedanken an die heimatlichen Verhältnisse nicht losreißen und habe es während meiner ganzen Reise nicht können. Wäre ich noch länger in Berlin geblieben, wo ich den Einzug im April sah, den Pöbel, der sich brüllend zwischen den Trophäen von Düppel wälzte, sah, wie er auf den Laffetten ritt und in die Kanonen spuckte, — dieselben Kanonen, denen keine Hilfe ward, und die doch Schüsse so lange abgegeben hatten, bis sie barsten, — ich weiß nicht, ob ich da nicht den Verstand verloren hätte.

Wenn Du schreibst, so sage mir Deine Ansicht über unsere Verhältnisse. Welchen Weg wird man bei uns einschlagen? Und was, glaubst Du, können die Führer mit der jetzigen Generation erreichen? Es wird mich beruhigen, das zu hören. Ich weiß ja wohl, daß Du Hoffnung und Vertrauen hast: aber ich möchte gern wissen, auf welcher Grundlage. Oft kommt es ja auch mir undenkbar vor, daß wir untergehen sollten. Ein Staatsverband kann vernichtet werden, aber eine Nation nicht. Polen ist eigentlich keine Nation, es ist ein Staatsverband: die Aristokratie hat ihre Interessen, die Bürger haben die ihren und die Bauern wiederum die ihren, alle unabhängig von einander oder sogar im Kampf mit einander. Polen hat auch nicht eine Litteratur oder Kunst oder ein wissenschaftliches Leben von be-

sonderer Mission für die Weltentwicklung. Wird Polen russisch, 1865
so wird die polnische Bevölkerung aufhören zu sein. Aber selbst wenn wir unserer scheinbaren formellen Freiheit beraubt werden, wenn unsere Länder genommen, unsere Staatsverbände aufgelöst werden, so werden wir doch als Nationen bestehen. Die Juden waren zugleich ein Staatsverband und eine Nation; der jüdische Staat ist vernichtet, aber die Nation als solche lebt doch fort. Das Beste in uns, glaube ich, wird auf solche Art fortleben — vorausgesetzt, daß unser Volksgeist genügend Schwung und Feuer hat, um im Unglück und durch das Unglück zu gedeihen; das aber ist die große und entscheidende Frage. Wer doch nur Glauben und Vertrauen hätte! Aber nun nichts mehr von Politik für diesmal.

Die Schönheit antiker Skulptur geht mir mehr und mehr auf, ganz wie Du in Deinem Brief vorausgesagt hast. Es kommt blitzhaft, aber solch ein einzelner Blitz wirft Streiflichter über große Flächen. Erinnerst Du Dich der „tragischen Muse", die in dem Saal des Vatikans draußen vor der Rotunde steht? Kein Werk der Bildhauerkunst hier in Italien hat in dem Maße aufklärend auf mich gewirkt wie dies. Ich möchte behaupten, mir ist dadurch erst aufgegangen, was die griechische Tragödie gewesen ist. Diese unbeschreiblich hohe, große und stille Freude im Gesichtsausdruck, das reich mit Laub bekränzte Haupt, das etwas überirdisch Schwelgendes und Bacchantisches hat, die Augen, die zugleich in ihr Inneres und durch das Ziel ihrer Blicke hindurch und weit drüber hinweg schauen, — so war die griechische Tragödie. Die Demosthenesstatue im Lateran, der Faun in der Villa Borghese und der Faun (des Praxiteles) im Vatikan (bracchio nuovo) haben mir ebenfalls reiche Einblicke in das Leben und Wesen der Griechen und alles in allem das Verständnis dafür eröffnet, was das Unvergängliche der Schönheit eigentlich ist. Wenn ich doch jetzt nur auch für mein Gebiet von dieser Erkenntnis Anwendung machen könnte! Michelangelos „Moses" in S. Pietro in vincoli hatte ich noch nicht gesehen, als ich Dir zuletzt schrieb; aber ich hatte darüber

1865 gelesen und danach mir etwas konstruiert, das sich nicht ganz erfüllt hat; doch habe ich ihn erst einmal gesehen.

Wie herrlich ist hier die Natur! In Formen und Farben eine unbeschreibliche Harmonie. Ich liege oft halbe Tage lang draußen zwischen den Gräbern der Via latina oder der alten Via Appia und glaube, das ist ein Müßiggang, der keine Zeitvergeudung genannt werden kann. Caracallas Bäder sind auch ein Ort, der etwas besonders Anziehendes für mich hat. —

Von meinem Reisestipendium und vielleicht von meinem Guthaben beim Theater ist wohl noch etwas übrig; dies gedachte ich für eine Wanderung in den Sabinerbergen zu verwenden, um . . . und den Rest mitzunehmen. Alban . . . so ziemlich vom vorigen Sommer. Ich habe an meinen Schwager in Christiania, dem ich diese Angelegenheiten vor meiner Abreise übertrug, deswegen geschrieben. Demnächst komme ich bei der Gesellschaft der Wissenschaften in Trontheim ein, und bitte um die Erlaubnis, diese Eingabe durch Dich schicken zu dürfen, sowie darum, daß Du Dich dieser Sache annehmen möchtest. Von der Zeit kurz vor Weihnachten an, und bis wieder ein Brief von Dir kommt, muß ich auf Borg leben. Ein Teil von dem, was ich diesmal erhalte, ist also vorweg aufgebraucht; sollte es Dir möglich sein, mir jetzt eine größere Summe zu senden, so wäre mir das sehr lieb. Doch sollst Du es machen, wie Du willst und kannst. Dank für alles, was Du bisher für mich gethan hast, und Dank für Deinen letzten herzlichen Brief. Du darfst überzeugt sein, ich werde mich von ganzem Herzen Dir in allem anschließen, wenn ich heimkehre, — denn nach Hause möchte ich doch im Grunde, obwohl ich glaube, ich habe das Entgegengesetzte in dem Brief geäußert, den Du, wie ich jetzt **hoffe und wünsche, nicht gelesen haben mögest.**

Mein Zuave läßt Dich grüßen und Dir danken; Deine Frau sollst Du auch von uns grüßen, und zwar auf das herzlichste. Unser Leben ist behaglich und schön, und ist erst die kleine Verlegenheit vorüber, in der ich jetzt stecke, so will ich mit neuer Kraft meine Arbeit aufnehmen, die mir viel

Freude bereitet, obschon sie wohl im ganzen genommen ein recht düsteres Kolorit erhält. 1865

Ich gratuliere Dir zu Deiner „Maria Stuart" und freue mich mit allen Skandinaviern hier über die Aufnahme, die sie gefunden hat. Wie wir das Buch hierher kriegen sollen, das weiß ich nicht. Die Zeitungen von Norwegen sind Monate alt, wenn wir sie vom skandinavischen Verein in Hamburg erhalten. Ich weiß also auch nicht, ob Du das Theater übernommen hast. Es war eine Unwahrheit, die sich die Direktion des Theaters in ihrem Jahresbericht im Herbst geleistet hat, wenn sie sagte, sie hätte Unterhandlungen mit mir angeknüpft; sie hatte mir den Posten ohne Unterhandlungen angeboten, und meine Ablehnung empfangen lange, ehe der Bericht vorgelegt wurde.

Grüße den Advokaten Dunker herzlichst und verbindlichst von mir.

Dein

Henr. Ibsen.

19.

An die Königliche norwegische Gesellschaft der Wissenschaften.

Rom, 25. März 1865.

An die

Königliche Gesellschaft der Wissenschaften

in Drontheim.

Seinerzeit wurde mir von der Regierung ein Stipendium in Höhe von 400 Speziesthalern bewilligt, um damit eine Reise ins Ausland, hauptsächlich nach Rom und Paris, zu unternehmen.

Teils dank diesem Stipendium, teils und vornehmlich vermöge privater Hilfe von Christiania habe ich mich nunmehr ein Jahr lang im Ausland aufgehalten — und zwar den größten Teil dieser Zeit in Rom. Aber es ist unmöglich, Rom in so kurzer Zeit zu durchleben. Ich für mein Teil brauche noch ein Jahr Aufenthalt hier, wenn die Reise nicht überwiegend

1865 verfehlt sein soll. Dazu kommt, daß ich ein größeres Drama in Arbeit habe, dessen Stoff der römischen Geschichte entnommen ist. Dieses Drama, das ich hier begonnen habe, muß ich auch hier vollenden; mitten in solchem Schaffen den Aufenthaltsort wechseln, hieße so viel wie die Stimmung und den geistigen Gesichtspunkt zugleich wechseln, und dadurch würde die Einheit der Arbeit auf jeden Fall leiden, wenn nicht ganz und gar gestört werden.

Auf die Unterstützung, die ich bisher von Hause erhalten habe, kann ich nicht länger rechnen, und die Regierungsstipendien werden nur in größeren Zwischenräumen erneuert.

In Anbetracht dessen wende ich mich hiermit an die Direktion der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften mit dem Antrag, mir so, wie es schon früher für norwegische Dichter und Männer der Wissenschaft der Fall gewesen ist, aus den Mitteln der Gesellschaft eine Summe von 500 (fünfhundert) Speziesthalern zu bewilligen, um mit ihrer Hilfe meinen Aufenthalt in Italien auf ein Jahr — vom Empfang des Stipendiums an gerechnet — verlängern zu können.

Mein Freund Björnstjerne B j ö r n s o n, in dessen Hände ich im übrigen diese Angelegenheit gelegt habe, wird hoffentlich des Näheren auseinandersetzen, was zu Gunsten meines Antrags sprechen könnte.

Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß eine rasche Entscheidung von großer Wichtigkeit für mich ist.

In größter Ergebenheit

Henrik Ibsen.

20.

An Björnstjerne Björnson.

Ariccia, 12. September 1865.

Mein lieber Björnson!

Dein Brief und der Wechsel von H e g e l kamen zu guter Stunde! Dank für beides, mein lieber teurer Freund! Aber so schön und liebevoll Dein Brief auch war, — oder hauptsächlich gerade deswegen — so habe ich ihn doch unter Selbstvorwürfen

gelesen, da ich sehe, daß Du meinetwegen in Angst und Sorge warst. Dank auch dafür! Und doch: jenes ganze Große, das, was unbedingt das Größte für mich und die Richtung meines Lebens war: Dir begegnet zu sein und Dich wirklich gefunden zu haben, — das kann ich Dir nicht anders als durch eine Ergebenheit vergelten, auf die weder meine Freunde noch Deine Feinde irgendwelchen Einfluß haben werden. Ich weiß, Du verstehst mich — es ist nicht der Geldsammler Björnson, den ich hier zunächst im Auge habe. Na ja, mehr hierüber, wenn wir uns sehen; jetzt kann ich mit Dir reden; früher hab' ich das nie so recht können.

1865

Alles ist jetzt gut und schön, und im Grunde war es immer so, ausgenommen jene vereinzelten Stunden, da ich nicht aus noch ein wußte — nicht in der Geldfrage allein, sondern auch weil meine Arbeit nicht vom Fleck wollte. Da trat ich eines Tages in die Peterskirche ein — ich hatte in Rom etwas zu besorgen — und da ging mir mit einem Mal eine kraftvolle und klare Form für das auf, was ich zu sagen hatte.

Jetzt habe ich alles über Bord geworfen, womit ich mich ein Jahr lang gequält habe, ohne weiterzukommen, und Mitte Juli habe ich etwas Neues angefangen, das mir von der Hand ging, wie mir bisher noch nie etwas von der Hand gegangen ist. Neu ist es in dem Sinn, daß ich mit dem Niederschreiben den Anfang gemacht habe; Stoff und Stimmung aber haben wie ein Alb auf mir gelegen, seit mir die vielen unangenehmen Ereignisse in der Heimat Anlaß gaben, in mich selber und in unser heimatliches Leben zu blicken und über die Dinge nachzudenken, die früher flüchtig an mir vorübergestrichen waren, und denen ich jedenfalls früher keinen Ernst entgegengebracht hatte. Es ist ein dramatisches Gedicht, Stoff aus der Gegenwart, ernster Inhalt, fünf Akte in gereimten Versen (keine „Komödie der Liebe"). Der vierte Akt ist gleich fertig, und den fünften, das fühle ich, kann ich in acht Tagen schreiben. Ich arbeite vormittags und nachmittags, was ich früher nie gekonnt habe. Hier draußen ist es wunderbar friedlich; keine Bekanntschaften; ich lese nichts anderes als die Bibel, — die ist kräftig und stark.

1865 Wenn ich in diesem Augenblick bekennen sollte, worin die wesentlichste Ausbeute meiner Reise besteht, so würde ich sagen, sie besteht darin, daß ich das Ästhetische aus mir selbst ausgetrieben habe, so wie es früher Macht über mich hatte: nämlich isoliert und mit dem Anspruch, für sich selbst Geltung zu haben. Ästhetik in diesem Sinn scheint mir jetzt ebenso sehr ein Fluch für die Poesie zu sein, wie die Theologie es für die Religion ist. Du hast Dich nie mit dem Ästhetischen in diesem Sinn herumzuschleppen brauchen, Du hast niemals die Dinge durch die hohle Hand angesehen.

Ist es nicht ein unermeßliches Glücksgeschenk, schreiben zu können? Aber eine große Verantwortung ist dabei; und ich habe jetzt Ernst genug, das zu fühlen und gegen mich selbst hart zu sein. Ein Kopenhagener Ästhetiker sagte einmal, als ich dort war: „Christus ist doch wirklich das interessanteste Phänomen der Weltgeschichte", — der Ästhetiker genoß ihn, wie der Schlemmer den Anblick einer Auster genießt. Um solch ein Knorpeltier zu werden, dazu war ich freilich immer zu stark; was aber allerhand geistreiche Esel aus mir hätten machen können, wenn sie mich ungestört gehabt hätten, das weiß ich nicht, und das, was sie gestört hat, das, lieber Björnson, bist eben Du. Du hast einen hinreichend geschärften Blick, für Dich wie für mich, um zu sehen, wie das, was mir not that, mit dem zusammenfällt, was Du gegeben hast und geben wolltest. Mich dünkt, ich habe Dir unendlich viel zu sagen, es kommt gleichsam wie ein Strom über mich und ist ganz ungeordnet; aber sollte ich es alles niederschreiben, so würde kein Postporto hinreichen, — also hinein ins Geschäftliche!

Du sagst, das Storthing soll bewilligen: ja, glaubst Du wirklich, daß das Storthing das thut? Ich habe die Vermutung, meine neue Arbeit wird die Storthingsmänner nicht milder für mich stimmen, aber Gott straf' mich, wenn ich aus diesem Grund auch nur eine Zeile streichen möchte oder könnte, wie sie ihnen auch schmecken möge, diesen Seelen in Taschenformat! Lieber mein Lebtag ein Bettler bleiben! Kann ich nicht ich selbst

sein in dem, was ich schreibe, so ist das Ganze Lüge und 1865 Humbug, und davon hat unser Land genug, und braucht nicht Extragagen zu zahlen, um mehr zu kriegen. Den Versuch werde ich indessen machen: — wie fasse ich es am besten an mit der Eingabe? Soll ich sie durch Dich einsenden? Es ist wohl noch Zeit, aber ich werde nicht zu lange zögern.

Die Drontheimer haben sicher einen leeren Vorwand gebraucht, wenn sie angeben, mein Antrag sei zu spät gekommen. Er ist am 26. März geschrieben. Ist jedoch der Rektor Müller in der Direktion, so habe ich Ursache zu glauben, daß ich einen Feind darin habe. Ich danke Dir, daß Du die Sache nicht aufgiebst, auch dafür, daß Du um den Posten an der Universitätsbibliothek einkommst: ich weiß zwar nicht, welchen Posten Du meinst, aber das thut nichts. Das Anckersche Legat wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich an Skandinavier, weder an dänische noch an norwegische, vergeben; willst Du aber einkommen, so habe Dank für Deinen guten Willen auch in dieser Sache!

Einliegenden Briefes an den Anwalt Sverdrup mußt Du Dich freundlichst annehmen: vor meiner Abreise ermutigte er mich, ihm mitzuteilen, wenn ich auf meiner Reise Geld nötig hätte. Hiervon habe ich bis heute keinen Gebrauch gemacht, aber die Schuld bei Bravo drückt mich, und das Manuskript kann ich nicht absenden, ehe das Ganze fertig ist, wenn ich nicht während der Niederschrift des Restes mir eine Kopie zu eigenem Gebrauch machen will, und dadurch würde ich aufgehalten werden. — Ich glaube nicht, daß das Theater mir eine Aufführung bewilligen wird, — wäre ich in der Direktion, so müßte ich dagegen stimmen, — könnt Ihr aber meine neue Arbeit brauchen, so ist das eine andere Sache: dramatisch ist sie, — ob sie aber aus anderen Gründen aufführbar ist, das mußt Du selber beurteilen.

Deine „Maria Stuart" haben wir schon im Frühling erhalten und uns daran erfreut und erfrischt. Wann kommt Dein Lustspiel? — Was reden sie da für ein Teufelszeug von einem Volkstheater in Christiania? Steckt etwa Krohn dahinter?

1865 Auf jeden Fall könnte er's sein, wenn er's nicht ist! Lebe wohl und empfange unsere herzlichsten Grüße für Dich und die Deinen.

Dein getreuer

Henr. Ibsen.

21.

An Frederik Hegel.

Rom, 25. November 1865.

Herrn Kanzleirat Hegel.

Gestern Abend hatte ich die Ehre, Ihr Schreiben vom 18. d. M. zugleich mit der zweiten Korrektur der ersten drei Bogen meiner Dichtung zu empfangen. Hoffentlich haben Sie schon am 22. die letzte Manuskriptsendung erhalten und werden aus dem Begleitbrief, der am 16. Nov. von hier abging, ersehen haben, daß ich der Rücksicht auf den für das Erscheinen des Buchs Ihrerseits angegebenen Termin (Anfang Dezember) alle anderen Rücksichten hintansetze. Ich kann dies jetzt um so ruhiger thun, als ich aus den eingetroffenen drei Bogen ersehe, daß vom Setzer wie vom Korrektor eine ausgezeichnete Sorgfalt und Genauigkeit beobachtet wird. Ich hoffe deshalb, Sie haben die Druckarbeit ohne Unterbrechung fortsetzen lassen; weitere Sendung von Korrekturbogen ist nicht notwendig. Die empfangenen Bogen schicke ich nicht zurück, da ich annehme, daß Sie schon die zweite Korrektur davon in Kopenhagen haben lesen lassen, und daß die einzelnen kleinen Fehler, die sich vorfinden, berichtigt sind, daß namentlich die 26. und die 27. Seite, die in verkehrter Reihenfolge eingesetzt sind, ihren richtigen Platz bekommen haben. Ich halte es für meine Pflicht, mich in Bezug auf die Orthographie ganz nach Ihren Wünschen zu richten, sofern die Änderungen ohne Zeitverlust vorgenommen werden können. Jedoch bitte ich, daß sich diese Änderungen auf die angegebenen Buchstaben l, k und p beschränken. Daß ich selbst meine Rechtschreibung für die richtigste ansehe, ist natürlich. Es ist dieselbe, die in unserer alten Einheitssprache gebraucht wurde, und je mehr man in

Dänemark und Norwegen fortfährt, die doppelten Vokale zu verwerfen, die die Länge der Silben bezeichnen, desto notwendiger erscheint es mir, die Kürze durch doppelte Konsonanten zu kennzeichnen. Wo jedoch Mißverständnisse entstehen könnten, muß ich um Beibehaltung der Verdoppelung bitten, z. B. „en Egg“ (die Schneide eines Beils), „en Eg“ (eine Eiche), „Dugg“ (der Tau auf dem Feld), „Dug“ (das Tuch auf dem Tisch), „en viß Mand“ (ein gewisser Mann), „en vis Mand“ (ein weiser Mann) u. s. w. Für schwedische Leser ist meine Orthographie eine große Erleichterung. 1865

Briefe an mich bitte ich auch fernerhin an den Konsul zu adressieren, da ich sie so am sichersten und schnellsten erhalte. — Der Gruß an Professor Molbech soll ausgerichtet werden.

Sofern es in Kopenhagen keine Schwierigkeiten verursachen sollte, gestatte ich mir, geehrter Herr Kanzleirat, Sie ergebenst zu bitten, mir später, wenn die Honorarabrechnung stattfindet, einen auf Francs lautenden Wechsel zu schicken, da diese Münzsorte hier, den Umständen gemäß, zur Zeit vorteilhaft steht, während für Hamburger Mark in Rom kein Kurs notiert wird.

Indem ich zum Schluß die Hoffnung ausspreche, daß mein Wunsch, Korrektur zu lesen, die Druckarbeit nicht zu sehr aufgehalten haben möge, bin ich

mit Hochachtung und Dankbarkeit
Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

22.

An Magdalene Thoresen.

Rom, 3. Dezember 1865.

Liebe Schwiegermutter!

Lange schon war ich entschlossen, Dir zu schreiben, — denn nun kann ich es. Bis jetzt bin ich eigentlich nie so recht ich selber gewesen in meinem Verhältnis zu Dir — weder mit der Feder noch persönlich. Was ich aus meinem wirklichen

1865 Inneren heraus zu sagen hatte, erhielt immer einen falschen Ausdruck, und da ich das selber recht gut fühlte, schloß ich rings um mich ab. Aber so eine Reise, wie ich sie jetzt gemacht habe, kehrt im Menschen das unterste zu oberst, und das ist ein Glück für mich gewesen. Was ich gesehen und erlebt habe, davon will ich nichts erzählen: das würde ja doch nichts Ganzes und nichts Halbes, und darauf kommt es ja auch gar nicht an.

Das war für mich das Entscheidende und Bedeutungsvolle, daß ich hinreichende Distanz gewann zu unseren eigenen Verhältnissen, um die Hohlheit hinter diesen selbstgeschaffenen Lügen unseres sogenannten öffentlichen Lebens und die Jämmerlichkeit dieser ganzen persönlichen Phrasendrescherei zu sehen, der es an Worten nie fehlt, wenn es gilt, über eine „große Sache" zu schwadronieren, die aber nie den Willen, die Kraft oder das Pflichtgefühl für eine große That hat. Wie oft hört man nicht in Norwegen die guten Leute mit tiefster Selbstgenügsamkeit von der norwegischen Besonnenheit reden, womit im Grunde nichts anderes bezeichnet wird als jene laue Mitteltemperatur des Blutes, die es einer honetten Seele unmöglich macht, eine Dummheit großen Stils zu begehen. Die Herde ist gut eingeexerziert, das läßt sich nicht leugnen: sie hat eine Uniformiertheit, die in ihrer Art mustergültig ist: ein Schritt und Takt für alle. Hier ist es anders, das glaube mir! So unzweifelhaft man sich von da oben her etwas Menschliches bewahren konnte, hier fühlt man doch, daß es etwas giebt, das mehr ist, als einen scharfen Kopf zu haben — und das ist: eine ganze Seele zu haben. Ich kenne Mütter oben in Piemont, in Genua, Novara, Alessandria, die ihre vierzehnjährigen Jungen aus der Schule nahmen, um sie mit Garibaldis abenteuerlichem Zug nach Palermo gehen zu lassen: und damals galt es nicht einmal, das eigene Land zu retten, sondern einen Gedanken zu verwirklichen. Was glaubst Du wohl — wie viele unserer Storthingsmänner würden ebenso handeln, wenn die Russen über Finmarken einbrächen? Bei uns tritt die Unmöglichkeit ein, sobald die Ansprüche die Forderung des Alltags übersteigen.

Glaube mir, es ist eigentlich keine Lustfahrt, die ich gemacht 1865 habe. Ich war in Berlin, als der Einzug stattfand, ich sah, wie der Pöbel in die Schlünde der Düppeler Kanonen spuckte, und das nahm ich als ein Zeichen, wie einst die Geschichte um dieser Affäre willen Schweden und Norwegen ins Antlitz spucken wird. Hier in Rom fand ich allerhand geistigen Unrat unter den Skandinaviern. Was sagst Du dazu, daß selbst dänische Männer und Frauen am Sonntag in der preußischen Gesandtschaftskapelle saßen — mitten unter Deutschen — mitten während des Krieges — und andächtig zuhörten, wenn der preußische Geistliche von der Kanzel für das Glück der preußischen Waffen in dem gerechten Krieg gegen den Feind betete! Aber Du kannst glauben, ich habe gerast und habe aufgeräumt! Denn hier in Italien bin ich vor gar nichts bange; daheim war ich bange, wenn ich im Knäul der Herde stand und das Gefühl hatte von ihrem häßlichen Lächeln hinter meinem Rücken. Was willst Du in Norwegen? In Dänemark ist doch so viel Schönes und Gutes — selbst in jetziger Zeit. Mein kleiner Junge soll mit meinem Willen niemals einem Volk angehören, dessen Aufgabe es ist, Engländer anstatt Menschen zu sein. Es kommt mir oft ganz trostlos vor, in einer Zeit wie der gegenwärtigen zu arbeiten. Wenn das geistige Leben des Volkes nicht eine unendliche Zukunft vor sich hat, so ist's im Grunde ganz gleichgültig, ob die Frist auf ein Jahr oder auf hundert Jahre lautet. Und so sehe ich die Sache für Schwedens und Norwegens Teil an. Wir haben den Willen nicht, das Opfer zu bringen, wenn die Zeit kommt; wir haben nichts, um das wir uns sammeln können, keine große Trauer wie Dänemark: denn unserem Volk geht die seelische Erhebung ab, die man braucht, um trauern zu können. Des Staates Untergang würde unseren Völkern als das Schlimmste erscheinen; aber eines Staates Untergang kann nicht Gegenstand der Trauer sein, und die Bedeutung vom Untergang der Nation fühlen sie nicht. Deshalb wird auch Dänemark als Nation nicht zu Grunde gehen; denn solange ein Volk trauern kann, so lange lebt es auch. Im großen ganzen fehlt mir das Verständnis dafür,

1865 wie man sagen kann, Dänemark sei von unseren Ländern am schlimmsten dran. Du kannst mir glauben, dem ist nicht so.

Hast Du nichts in dieser Zeit geschrieben? Nichts Dichterisches? Mich dünkt, das müßtest Du jetzt können. Der Gedichte köstlichstes: „Signes Geschichte", haben wir hier. Wenn wir uns wiedersehen, kann ich mit Dir darüber reden; bis jetzt stand sozusagen ein Etwas dazwischen. Und auf das hast Du sicherlich angespielt, als Du beim Abschied sagtest, es würde anders werden und besser. Wohl verstand ich Dich damals schon, aber es muß zur Thatsache werden, ehe es sich durchaus und ganz verstehen läßt. Ja, glaube mir, ich beurteile Dich jetzt so, wie Du es verdienst und es immer verdient hast. Aber ich mußte heraus aus der Schweinerei da oben, um einigermaßen sauber zu werden. Da bei uns konnte ich nie ein zusammenhängendes Innenleben führen; so war ich ein anderer in meiner Produktion, ein anderer in der äußeren Welt; — aber so ward auch die Produktion nichts Ganzes. Ich weiß ja wohl, daß ich auch jetzt nur auf einem Durchgangspunkt stehe, aber ich fühle doch festen Boden unter meinen Füßen. Ich habe letzten Sommer eine große dramatische Dichtung geschrieben, die zu Weihnachten bei Hegel herauskommt und Dir sofort zugehen wird. Schreib mir ja, wenn Du sie gelesen hast, und sag' mir alles, was Du darüber zu sagen hast. In einliegendem Brief bitte ich Clemens Petersen, das Drama zu kritisieren, und zwar bald; die Kritik in Norwegen taugt nichts.

Susanna hat Dir zwei Briefe gesandt, einen durch L. Dietrichson und den anderen durch den Bildhauer Runeberg. War was in diesen Briefen, das Dir die Antwort unmöglich machte, so antworte doch jetzt!

Thomas war ja nicht in allen Teilen des Examens glücklich; aber das kann er ja wohl zu Weihnachten wieder gutmachen. Was für Absichten hast Du mit Axel? Soll er wirklich hinauf und wieder Norweger werden? Alles, was etwas taugt, sollte doch in Kopenhagen bleiben; denn da ist doch der eigentliche Mittelpunkt Skandinaviens — das geringste Maß der Unfreiheit

bei den verschiedenen Einseitigkeiten. Wenigstens sieht es von 1866 weitem so aus.

Grüße die große Sara und die kleine Dorothea! Grüße auch Axel; er ist wohl nach wie vor ein tüchtiger Bursche. Marie ist ja auf Reisen, und Sophie geht es wohl gut: wir haben über ein halbes Jahr nichts von ihr gehört.

Über Rom kann man unmöglich schreiben. Man kann es beschreiben, aber das Beste, das, worin es ohne Seitenstück ist, muß unausgesprochen bleiben. Ich arbeite viel und halte mich zu Hause. Susanna und Sigurd durchstreifen die Stadt nach allen Richtungen, bald die Ruinen, bald die Museen, Galerien und Sammlungen. Alles hier ist riesig, doch über allem ein unbeschreiblicher Friede. Weder Politik, noch Handelsgeist, noch Militärwesen giebt der Bevölkerung ein einseitiges Gepräge. Sie kann nicht viel und weiß nicht viel, das ist sicher: aber sie ist unbeschreiblich schön und vollkommen und wahr und still. Hier solltest Du eine Zeit leben!

Sigurd kann jetzt lesen; er liest jeden Tag Volkssagen und Märchen; könntest Du uns aber durch irgend einen Reisenden eine kleine biblische Geschichte senden, — das wäre, glaub' ich, eine wahre Wohlthat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Leb' wohl!

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

23.

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 4. März 1866.

Lieber Björnson!

Gestern habe ich aus Norwegen ein Memento erhalten, so bitter und so verletzend, daß ich nicht anders glauben kann noch mag, als daß hier ein Mißverständnis obwaltet. Sag' mir, hast Du Mitte Dezember einen Brief von mir erhalten, der abgesandt war als Einlage eines Schreibens von Ravnkilde an den

1866 Studiosus F. Baetzmann? Ich schrieb darin, daß ich mit Bezug auf Deine mir kurz vorher gemachten Mitteilungen über die Deckung meiner Schuld bei Bravo geglaubt hätte, ich dürfe Ravnkilde den Dienst leisten, eine Anweisung auf Dich im Betrage von 25 Speziesthalern auszustellen, — eine Summe, die ich von ihm erhielt und an Bravo zahlte. Ferner habe ich geschrieben: ich bäte Dich, falls eine solche Summe — entgegen der früher von Dir geäußerten Hoffnung — noch nicht bei Dir eingelaufen sei, persönlich das Geld auszulegen, mich davon zu benachrichtigen und von mir eine Gegenanweisung auf Hegel in Empfang zu nehmen, bei dem ich nichts erhoben habe, außer was Du mir im Herbst geschickt hast. Lieber Björnson, hat Dich dies gekränkt, so setze mich nicht der Qual der Ungewißheit und allerhand bitteren und aufreibenden Vermutungen aus, sondern schreibe mir und teile mir rückhaltlos mit, wieso mein Brief eine solche Wirkung haben konnte. Im Vergleich zu alledem, was Du so warm und hochherzig in der Heimat für mich gethan hast, konnte das, was ich damals von Dir erbat, ja doch nur wie ein Tropfen im Meere sein.

Doch nun erhält Ravnkilde gestern einen im höchsten Grad höhnischen und unverschämten und noch dazu in gewisser Hinsicht unerklärlichen Brief von Baetzmann, worin dieser die Anweisung zurückschickt, indem er sich unter anderem des Ausdruckes bedient: „So was geht hier nicht.“ Diesen Ausdruck braucht man für gewöhnlich, wenn man einen Betrüger auf frischer That ertappt, bei dem Versuch eines Schurkenstreichs, den man durchschaut, und der infolgedessen mißglückt! Aber so etwas soll man nicht von mir sagen. Würde man es in meiner Gegenwart sagen, so schlüge ich den Betreffenden auf der Stelle tot. Lieber Björnson, wenn Du es weißt, so sag' mir ohne Vorbehalt, was ihn veranlaßt haben kann, in der Weise zu schreiben. Einen Fehler habe ich vielleicht insofern begangen, als ich die Gegenanweisung auf Hegel nicht sofort beilegte. Hier folgt sie, und jetzt mußt Du mir helfen die Sache abzuwickeln: denn ich kann vor Ravnkilde nicht als ein Ehrloser dastehen. Lieber Freund, daß

Du einmal Anlaß nehmen könntest, mit mir zu brechen, liegt 1866
natürlich nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit: daß es
aber geschehen könnte auf Grund einer Sache, wie diese es ist,
das weiß ich, ist unmöglich, — dazu bist Du zu großgesinnt. Aber
deshalb ist es mir auch so unerklärlich, daß Du nicht mit ein
paar Worten auf die mannigfachen Dinge geantwortet hast, über
die ich in meinem Brief um Auskunft bat. Thu es jetzt und
hilf mir aus meiner Ungewißheit heraus.

An das Storthing oder die Regierung habe ich, da Du
schweigst, über diesen Punkt keine Eingabe gemacht. Ich weiß
ja schon, es wäre eine vergebliche Demütigung gewesen. Um ein
neues Reisestipendium will ich jedoch einkommen, wenn Du
glaubst, daß es einen Zweck haben kann. Sage mir auch,
behält das Drontheimer Gesuch noch weiter seine Gültigkeit oder
muß ein neues eingereicht werden?

In diesen Tagen kommt vermutlich mein Buch heraus —
— — — — — — — — — — — — — — —
und in meiner jetzigen Lage — harrend, von Spannung und Unruhe
verzehrt, dem Buch und damit vielleicht Kämpfen und
Angriffen aller Art entgegensehend, außer stande, inmitten aller
dieser Dinge an etwas Neues heranzugehen, was doch schon
ausgetragen in mir liegt — ja, darüber will ich mich nicht
weiter auslassen.

Lieber Björnson, mir ist, als sei ich durch eine große,
unendliche Wüste von Gott und den Menschen geschieden; im
Sommer, als ich an meinem Stücke dichtete, war ich trotz Not
und Pein so unbeschreiblich glücklich; ich fühlte einen Kreuzzugsjubel
in mir; da war nichts, womit es aufzunehmen mir der
Mut gefehlt hätte. Aber nichts erschlafft und untergräbt mehr
als dies trostlose Abwarten. Na, das ist wohl ein Übergang:
ich will und werde einmal einen Sieg haben! Hat man es so
schlecht mit mir gemeint, mich in diese Welt zu setzen, und mich
zu dem gemacht, der ich bin, so muß es eben seinen Lauf haben!
— Genug davon!

Ein frohes und gutes Jahr möchte ich, obwohl spät, Dir

1866 und den Deinen und Deiner ganzen Wirksamkeit wünschen. Von Dir haben wir schon den besten Neujahrsgruß erhalten, den Du senden konntest: wir haben „Die Neuvermählten“ bekommen. Das Stück ist bei Munchs vor einem Kreis von Skandinaviern vorgelesen worden, die Dir alle ihren freudigsten Dank senden. Ja, so muß das Schauspiel der Gegenwart sich bei uns gestalten. Ist es nicht seltsam? Es dämmert und zwitschert und gleißt da oben: Hebel, mächtige und blumengeschmückte, werden unserem Volke dargereicht, wie kein zeitgenössisches Volk sie hat: aber man richtet sich nicht auf. Eine Angst überkommt mich, die mir sagt, daß unserem Volk nicht die Ewigkeit, sondern nur ein Termin gegeben ist. Wenn ich die Berichte aus der Heimat lese, wenn ich auf diese ganze respektable und wohlanständige Engbrüstigkeit, dieses am Staube Kleben blicke, so geschieht es mit demselben Gefühl, womit der Wahnsinnige auf einen einzigen, festen, hoffnungslos dunkeln Punkt hinstarrt. — Was geschieht in und mit dem Theater? Aus den Zeitungen werde ich nicht klüger, was den springenden Punkt betrifft — die Stimmung. Frau Brun ist tot; das war ein großer Verlust. Aber Bruns Rettung muß viel wert sein, da sie so teuer erkauft werden konnte — und wird der Preis überdies hinreichen? Ich glaube es nicht.

Mein Buch erhältst Du, sobald es erscheint. Du wirst mir mehr als nur einen Freundschaftsdienst erweisen, wenn Du mir darüber restlos alles sagst, was Du darüber zu sagen hast.

Dunker hat mir zu Neujahr einen Wechsel geschickt; er kam zu guter Stunde. Vergiß nicht, um was ich Dich in meinem vorigen Brief gebeten habe: Aufklärung über die Quelle jener großen Summe, die Du mir letzthin geschickt hast, und die so herrlich zupaß kam. Nochmals Dank dafür! Aber sie war von einigen rätselhaften Worten begleitet: wie soll ich sie deuten? Sag' mir auch, ob ich dem Pastor Sverdrup für etwas zu danken habe: er hält sich hier auf, und es ist mir peinlich, mit ihm zu verkehren, wenn ich in der Ungewißheit bin, ob ich ihm möglicherweise einen Dank schulde, den ich nicht abstatten

kann, bevor ich es weiß. In Frau Munch wirst Du eine bewundernde Seele finden; sie hat ein warmes und feines Empfinden und eine tausendmal größere Gesinnung als der Gemahl. 1866

Meinen Reisebericht samt der Bewerbung um neues Reisestipendium schicke ich ein, wenn Du glaubst, es könnte zweckdienlich sein; unterstütze mich in dieser Sache mit Deinem Rat. Einliegenden Brief bist Du vielleicht so gut Dunker zu geben. Die Sache mit der einliegenden Doppelanweisung ist eine Ehrensache. Bring sie um Gotteswillen in Ordnung und entreiße mich dann durch einen guten Brief der peinlichen Unsicherheit, in der ich lebe. Du bist der einzige, den ich habe. Du weißt nicht, was das heißen will, nur einen einzigen zu haben.

An Clemens Petersen habe ich geschrieben und ihn gebeten, sich meines Buches anzunehmen, wenn sein Gewissen es ihm gestattet. Von der norwegischen Kritik erwarte ich nichts zur Klärung der Sache; auf Angriffe mache ich mich natürlich gefaßt. Na, das muß eben seinen Gang gehen, ich habe das Recht auf meiner Seite, und sie sollen es nicht erleben, daß ich zu Kreuze krieche. Adieu! Grüße Deine Frau aufs herzlichste und schreibe bald

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

P. S. Mein lieber Björnson! Für diesmal mache ich von Deinem Anerbieten, nicht zu frankieren, Gebrauch. Es geschieht notgedrungen — nicht freiwillig. H. J.

Nordraaks Komposition zu „Sigurd Slembe“ wird häufig als Lieblingsstück im Verein aufgeführt. Ich weiß, daß er leider krank ist oder war. Grüße ihn.

24.

An Bernhard Dunker.

Rom, 1. März 1866.

Lieber Herr Dunker!

Ich hätte Ihnen schon längst meinen herzlichsten Dank ausdrücken sollen für die Übersendung des Wechsels, der mir am

1866 Neujahrstage zuging und mir unendlich willkommen war wegen der Geldsumme selbst wie auch deshalb, weil ich darin einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens erblicke, — und alles, was in meiner Macht steht, werde ich mein Lebelang thun, um mir dieses Wohlwollen zu erhalten.

Wenn mein Buch nicht schon herausgekommen ist, so wird das in allernächster Zeit geschehen. Ich habe bereits im Herbst meinen Verleger angewiesen, Ihnen ein Exemplar zuzustellen, und wenn Sie nach der Lektüre mir rückhaltlos Ihr Urteil mitteilen wollten, so wäre mir das mehr als lieb — wie auch dieses Urteil ausfallen möge.

Ich habe viel auf meiner Reise durchlebt, vielleicht mehr im inneren als äußeren Sinne, und vielleicht haben hauptsächlich die Verhältnisse der Heimat — verglichen mit dem, was ich draußen in der Welt als möglich gesehen habe, — auf mich eingewirkt. Als das Ergebnis dessen ist das Buch entstanden. Obgleich ich aber die unerschütterlichste Gewißheit habe, daß ich im Rechte bin, so weiß ich doch nicht, ob ich viele auf meine Seite ziehen werde. Ich denke oft mit Spannung daran, welche Aufnahme das Werk besonders bei Ihnen finden wird: denn Sie sind einer von den wenigen Zuschauern gewesen, die ich in meiner Phantasie beim Werden des Stückes ständig auf der ersten Bank gesehen habe.

Seien Sie nicht böse, daß — wider alle Pflicht und Schuldigkeit — erst jetzt Dank und Gruß sendet

Ihr stets ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

25.

An John Grieg.

Rom, 22. März 1866.

Herrn John Grieg.

Schon längst hätte ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihren warmen und freundlichen Brief ausdrücken sollen, und

das einzige, was die Verzögerung entschuldigen kann, ist der vor- 1866
läufige Gruß, den ich Ihnen durch Ihren Bruder gesandt habe.

Es ist mir natürlich lieb, wenn meine Arbeit übersetzt wird; kann sie außerhalb unseres eigenen Landes wen erheben und ergreifen, so soll es mich freuen. Bei uns in Norwegen muß die Poesie leider fortan einen anderen Weg einschlagen; unsere historischen Erinnerungen wachzurufen, hat für den Augenblick nicht den Zwang und die Notwendigkeit innerer Wahrheit. Was in den letzten zwei bis drei Jahren sich bei uns ereignet hat — oder richtiger: was sich nicht ereignet hat, zeigt zur Genüge, daß die Norweger der Gegenwart und unsere mächtige Vorzeit nicht mehr miteinander gemein haben, als die Griechenpiraten unserer Tage mit jenen Alten, die Mut und Glauben und Willen und darum auch die Götter in ihren Reihen hatten. Na, möglicherweise wird es noch einmal tagen, aber ich meine, vor der Hand haben wir daheim anderes zu thun.

Daß die Bearbeitung Ihnen gelingen wird, und gelingen wird im besten Sinn für das Publikum, auf das sie berechnet ist, davon bin ich fest überzeugt. Ich habe mir das Buch vorgenommen und finde selbst, es enthält manches, was in Deutschland Anklang finden müßte. Es ist eine eigene Sache um das Historische; es wiederholt sich selbst, in wechselnden Formen, wie die Variationen über ein Musikthema. In Deutschland wird ja zur Zeit der gleiche Kampf um Sammlung und Zersplitterung gekämpft; die gleichen Leidenschaften und Interessen regen sich; die Deutschen haben gewissermaßen auch ihren Bischof Nikolas und ihren Jarl Skule, und Hakon ist der, den sie ersehnen, auf den sie hoffen.

Es ist ganz richtig, daß ich einen heftigen Unwillen — nicht, wie Sie sagen, gegen die Deutschen — wohl aber gegen das Deutschtum und gegen die Deutscherei hege. Wenn wir, wie ich hoffe, uns einmal sehen, so werde ich mir erlauben, mich näher zu erklären. Es ist mir nicht gegeben, lange Briefe zu schreiben, aber bemerken möchte ich doch, daß ich in mancher Hinsicht das Schöne und Gute anerkenne, das bei

1866 diesen unseren Erbfeinden zu finden ist — denn das sind sie für den Augenblick. Aber die Situation muß und wird sich ändern, denn sie ist unnatürlich in ihrem innersten Wesen. Ich habe vor mehreren Jahren vier Monate in Dresden gelebt, und meine Erinnerungen an diese Zeit gehören zu den hellsten und freundlichsten meines Lebens.

Ob es richtig ist, die Übersetzung in Jamben zu machen, darüber wage ich keine eigene Meinung zu haben. Ich verlasse mich vielmehr ganz auf Ihren richtigen Takt hierin wie in allen anderen Dingen. Ich bin natürlich ganz Ihrer Ansicht, daß diese Form der Übersetzung notwendigerweise eine freie Behandlung der Einzelheiten bedingt.

Indem ich uns beiden Glück zu Ihrem Vorhaben wünsche, hoffe ich, bei Gelegenheit weiteres über den Gang der Sache zu hören, und bin mit herzlichem Gruß

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

26.

An König Karl.

Rom, 15. April 1866.

An

Seine Majestät den König!

Der unterzeichnete Henrik Ibsen stellt hiermit das unterthänigste Ansuchen, es möge Eurer Königlichen Majestät gnädigst gefallen, durch die Königlich Norwegische Regierung dem gegenwärtig versammelten Storthing den Antrag vorlegen zu lassen, daß mir eine jährliche Gage von 400 Speziesthalern bewilligt wird, um mir dadurch die Möglichkeit zu verschaffen, ausschließlich meinem Beruf als Dichter leben zu können.

Nachdem mir zwei aufeinander folgende Jahre hindurch, 1862 und 1863, durch Königliche Resolution Stipendien von je 100 Speziesthalern bewilligt waren, um im Sommer einige Monate Reisen im Lande zu unternehmen, wurde mir 1863

ein Stipendium im Betrag von 400 Speziesthalern aus dem Fonds für Künstler und Gelehrte zwecks Reisen im Ausland zuerkannt, worauf ich zu Anfang des Jahres 1864 eine Reise ins Ausland angetreten und mich seit der Zeit hauptsächlich in Italien aufgehalten habe.

1866

Die erste Frucht meiner Reise liegt nun der Öffentlichkeit vor in meinem dramatischen Gedicht, betitelt „Brand", das kürzlich in Kopenhagen herausgekommen ist und schon jetzt, wenige Wochen nach der Veröffentlichung, auch außerhalb der Grenzen meines Vaterlandes die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Doch von den empfangenen Dankesäußerungen kann ich nicht leben, und das übrigens verhältnismäßig reichliche Schriftstellerhonorar genügt ebenfalls nicht, um mir die Fortsetzung meiner Reise zu ermöglichen oder auch nur im großen Ganzen meine nächste Zukunft sicher zu stellen.

Dem Rate folgend, der mir von meinen Freunden aus Christiania telegraphisch zugeht, wage ich diesen ungewöhnlichen Schritt, mich mit meinem unterthänigsten Ansuchen direkt an Euere Majestät zu wenden.

Wir hatten früher geglaubt, es werde sich in einem Jahr Gelegenheit finden, mittels Erlangung einer Königlichen Vorlage meine Sache vor das dann tagende Storthing zu bringen; doch zeigt es sich jetzt, daß wir drei Jahre warten müssen, und das kann ich nicht.

Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiß, Gott mir auferlegt hat: — das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken.

Der private Antrag, den, wie man mir gesagt hat, verschiedene Mitglieder des Storthings einbringen werden, hat keine Aussicht durchzugehen; eine Eingabe an die Regierung erlaubt die Zeit nicht.

Mein König ist deshalb meine einzige und letzte Hoffnung. Es ruht in Eurer Majestät Königlicher Hand, ob ich werde

1866 schweigen und mich der bittersten Entsagung beugen müssen, die eines Menschen Seele treffen kann — der Entsagung, auf sein Werk in diesem Leben verzichten zu müssen, da das Feld räumen zu müssen, wo mir, wie ich weiß, die Waffen des Geistes zum Kampf verliehen wurden; und das ist für mich ein zehnfach Schweres: denn bis zu diesem Tag habe ich noch nie das Feld geräumt.

Aber ich bin getrost; denn wenn ich hier mein Lebenswerk so gekennzeichnet habe, wie es geschehen ist, so weiß ich auch, daß ich mich selbst damit als einen Streiter unter Eurer Majestät geistigem Banner bezeichnet habe.

Unterthänigst
Henrik Ibsen.

27.

An Georg Brandes.

Rom, 25. April 1866.

Herrn Georg Brandes.

Den angefangenen Brief kann ich Ihnen nicht senden; er ist unmittelbar aus der peinlichen Stimmung heraus geschrieben, die in den ersten Tagen nach Davids Tod uns Skandinavier hier samt und sonders ergriffen hatte. Jetzt sehen wir die Sache mit anderen Augen an; keiner von uns hat Grund zu Selbstvorwürfen, und das Ereignis muß darum in anderer Weise berichtet werden. Wie viel von dem Vorfall Ihnen bekannt ist, weiß ich nicht; ich will darum schreiben, als wäre Ihnen gar nichts bekannt.

Ungefähr Mitte März kam David von einem Ausflug ins Neapolitanische zurück. Er war lebhaft und verhältnismäßig munter, aber körperlich nicht ganz wohl; namentlich sprach er von leichten Fiebererscheinungen, die ihn jedoch nicht hinderten, sich unter uns anderen zu bewegen, und denen weder er selbst noch wir irgend welche Bedeutung beimaßen, da sie hier so häufig sind, besonders im Frühling. Ich sprach ihn

nach seiner Rückkehr oft, häufiger als früher; meist waren es 1866
die politischen Verhältnisse der Heimat, die uns beschäftigten.
Auch von Ihnen sprachen wir viel; die Streitigkeiten, in denen
Sie steckten, interessierten mich, und hier in Italien haben wir
nur unvollkommen Gelegenheit, sie zu verfolgen. Auf seinem
Ausflug nach dem Süden hatte ihm besonders Sorrent gefallen;
er fand die Lage dicht am Meer entzückend, und wenn
er unter der Hitze und den Fiebererscheinungen und dem
Scirocco litt, der uns just in diesen Tagen heimsuchte, entschlüpften
ihm häufig wiederholte und ungewöhnlich lebhafte
Äußerungen, wie herrlich es jetzt sein müßte, von dem hohen
Strand da unten zu Sorrent ins Meer zu springen und ein
gutes, erfrischendes Bad zu nehmen. (Bitte, beachten Sie dies!)

Freitag den 23. März sah ich David im Vereinslokal; er
hatte sich als Teilnehmer eines Banketts vormerken lassen, das
wir dem Etatsrat Bravo am Abend geben wollten. Er schien
wohl zu sein, nahm aber Medizin ein und erzählte, er habe
Dr. Erhard zu Rate gezogen, der ihm allgemeine Vorsicht in
der Diät auferlegt und ihm einige Tropfen gegeben habe.
Unser Gespräch berührte dann verschiedene ernste Gegenstände,
und gerade als ich gehen wollte, sagte er: „Ist ja wahr, —
ich habe heute einen Brief von Georg Brandes bekommen; er
läßt Sie grüßen." Ich dankte und fragte, in der Vermutung,
meine neue Dichtung sei erschienen, ob weiter nichts darin
stünde, worauf er mit einem bestimmten Nein antwortete. In
der darauf folgenden Unterredung äußerte er seine Verwunderung
darüber, daß ich Sie persönlich nicht kenne, eine Verwunderung,
die mir auffallend war, da ich bei unseren früheren Gesprächen
über Sie ausdrücklich gesagt und überdies durch verschiedene
Fragen zur Genüge dargethan hatte, daß eine persönliche Bekanntschaft
nicht bestehe. Ich legte jedoch weiter kein Gewicht
darauf; denn in dem Wirrwarr von Eindrücken, die man auf
einer Reise empfängt, entfällt dem Gedächtnis leicht, was es im
Vorübergehen aufnimmt, und David schien im großen Ganzen
noch mitten in den Unruhen der Reise zu stecken.

1866 Bei dem Bravo-Bankett war David nicht zugegen: es hieß, er sei zu Bett gegangen. Sonnabend den 24. abends fand allgemeine Zusammenkunft mit Konzert im skandinavischen Verein statt. Um 8½ Uhr sah ich David, der aufgeräumt schien und nun mit einem Lächeln äußerte, in dem Brief stehe noch sehr viel mehr als nur ein Gruß, — er sei aber am Tag zuvor so wirr im Kopf gewesen, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, mir etwas davon mitzuteilen. Nun erhielt ich einen vollständigen und — soweit ich das beurteilen kann — durchaus korrekten Bericht: wenigstens war er vom ersten bis zum letzten Wort zusammenhängend. Ich bat ihn natürlich, Ihnen meinen besten Dank und Gruß zu übermitteln: dann redeten wir eine Weile über mein Buch, das ich ihm am nächsten Mittag zu leihen versprach, und ich fragte ihn bei dieser Gelegenheit, in welchem Stock er wohne. Darauf antwortete er: erster Stock, und fügte hinzu, die Musik und die Hitze belästigten ihn: er wolle zu Bett gehen. Gleich darauf hörte ich von dem Kammerherrn Wolfhagen, er sei nach Hause gegangen.

Das Haus, worin David wohnte, ist ein Eckgebäude. Es hat seine Fassade auf den Korso hinaus und einen langen Seitenflügel, der nach einer engen Querstraße, Via della croce, geht. Dieser Seitenflügel ist unregelmäßig. David wohnte darin nicht, wie er gesagt hatte, im ersten, sondern im dritten oder vierten Stock (in welchem, läßt sich schwer mit Bestimmtheit sagen, da die Fußböden in den verschiedenen Zimmern nicht auf gleicher Höhe liegen). Im Vorderhaus, nach dem Korso, wohnt ein französischer Oberst: eine Schildwache steht vor der Thür. Gegen 4 Uhr in der Nacht auf Palmsonntag hörte der Soldat einen schweren Fall in der Gasse Via della croce. Er sieht nach und findet einen nackten Menschen leblos auf dem Pflaster liegen. Es war David. Das Fenster seines Zimmers stand offen. Die Wache schlug natürlich Lärm und ließ ein paar Krankenträger von dem nahegelegenen St. Giacomo-Hospital herbeiholen, wohin David sofort gebracht wurde.

Cand. Kierkegaard war der erste, der von dem Ge-

schehenen erfuhr, als er sich am Morgen nach Davids Befinden 1866 erkundigen wollte. Er ließ den Konsul rufen; dieser versiegelte die Papiere des Verstorbenen und übergab sie zugleich mit den übrigen Effekten seiner Tante, der Fürstin Pignatelli.

Nachdem David Samstag Abend um 10 Uhr nach Hause gekommen war, hatte er von dem Dienstmädchen kochendes Wasser verlangt, teils um ein Fußbad zu nehmen, teils um Thee aufzubrühen. Als das Mädchen ihm das Wasser brachte, gab er ihr einen Scudo (2 Reichsthaler). Etwas erstaunt hatte sie gefragt, ob er denn ausziehen wolle: darauf antwortete er: nein, indem er dankte und hinzufügte, er brauche weiter nichts. Dann war das Mädchen zu Bett gegangen. Neben Davids Thür wohnte ein Lohndiener, den er ab und zu beschäftigte; dieser hatte im Laufe der Nacht nichts gehört. Am Morgen fand man die Thür zu Davids Zimmer halb offen, und das Licht brannte noch.

Das Fußbad war augenscheinlich genommen worden; in der Theekanne fand sich der ganz unbedeutende Rest eines außerordentlich starken Thees; — nach der Äußerung des Konsuls: schwarz wie Kaffee. Der übrige Inhalt der großen Kanne war verschwunden. Eine Spirituslampe, die David sonst benützte, stand an ihrem Platz; sie war nach Aussage des Mädchens seit mehreren Tagen nicht in Ordnung gewesen und außerdem bei dieser Gelegenheit überflüssig, weil ihm ja kochendes Wasser gebracht worden war. Die Spiritusflasche stand jedoch auf dem Tisch und neben ihr ein Weinglas, in das, nach vorhandenen Spuren zu schließen, Spiritus gegossen worden war. Beim Bett lagen sein Hemd und die wollene Jacke, die er auf dem Leib zu tragen pflegte. Beide waren noch am Morgen ganz durchnäßt von Schweiß.

Auf Davids Schreibtisch lagen zwei angefangene Briefe. Beide sind augenscheinlich an seine Tante gerichtet. Der eine beginnt damit, daß er dem Kammerherrn Wolfhagen und verschiedenen mit Namen genannten Personen die Einladung zu dem bewußten Diner überbracht habe, daß er selber aber wegen

1866 eines Unwohlseins nicht vor Mittwoch würde kommen können. (Dies war auch vollkommen richtig: die Einladung war Samstag Abend überbracht worden.) Aber dann kommen ein paar Zeilen, offenbar tief in der Nacht geschrieben, die teils undeutlich, teils sinnlos sind. Die erste Seite des Blattes, von der Größe des vorliegenden Papiers, war vollgeschrieben, dann waren die zweite und die dritte Seite übersprungen, und auf der vierten steht, immer verwirrter, die Fortsetzung. Die letzten, fast unleserlichen Worte sind: „Ich bin tot; ich bin im höchsten Wahnsinn"; und statt seines Namens als Unterschrift hat David geschrieben: „Ich bin verrückt."

Der zweite Brief, ein kleiner Fetzen, ist augenscheinlich zwischen Anfang und Abschluß des oben erwähnten geschrieben und darauf berechnet, dem Diener seiner Tante, der sich morgens einzustellen pflegte, übergeben zu werden. Er spricht in unklaren Ausdrücken von dem Unglück, das ihn betroffen hat; er bittet, sofort den Arzt zu holen; er sei sehr krank. Seinen Eltern solle von allem Mitteilung gemacht werden — schonend, aber ohne Umschweife. Auch in diesem Billet läßt sich die wachsende Geistesumnachtung erkennen. Er schließt damit, er wolle keinen von den Hausleuten wecken, „denn indem sie unterlassen, ihm zu Hilfe zu kommen, sollen sie nicht mitschuldig werden an dem, was geschehen muß". Beide Briefe waren offen. Nach dem Aussehen des Bettes hatte er darin gelegen; auf dem Kopfkissen fand man die Spur von zwei, drei großen Blutstropfen, wie nach einem heftig einsetzenden, aber plötzlich wieder abbrechenden Nasenbluten.

Was hat sich nun in der entsetzlichen Nacht da oben ereignet? — Daß er einen überlegten Schritt gethan hat, davon kann nicht die Rede sein. Eine Geistesstörung, wie sie aus jeder Zeile der beiden Briefe spricht, läßt sich von keinem Menschen simulieren, der im Besitz seiner fünf Sinne ist. Die Krankheit, die ihn gepackt hatte, war ein gastrisches Fieber, das sich unter den hiesigen klimatischen Verhältnissen leicht und mit Geschwindigkeit aufs Gehirn werfen kann. Er hatte mehrere Tage nur von

Fleischbrühe und Thee gelebt; seinen Zustand mochte er niemand, 1866 nicht einmal dem Arzt, anvertrauen; er wurde gereizt, wenn man sich nach seinem Befinden erkundigte. Beim Nachhausekommen am Abend hat die Krankheit sich entwickelt; die große Menge starken Thees ist ihm schädlich gewesen, und wenn er dazu, fieberkrank wie er war, in der Absicht, sich Schlaf zu verschaffen, Spiritus getrunken hat, so kann der reißende Fortschritt der Krankheit niemand mehr Wunder nehmen. Aber selbst seine Fieberphantasien haben sich offenbar nicht in der Richtung des Selbstmords bewegt; denn seine Hinweise auf das, „was geschehen muß", gelten offenbar seiner Besorgnis, die Autoritäten möchten ihn in eine Irrenanstalt sperren, ohne daß die Hausleute es verhindern würden.

David ist vollständig nackt hinausgesprungen; so springt man in ein Bad. Er ist ferner, wie Sie aus dem Folgenden ersehen werden, hinausgesprungen den Kopf voran. Darin, meine ich, haben wir den Faden seines verwirrten Gedankengangs zu erblicken, und diese meine Hypothese haben sowohl der Arzt wie alle seine hier anwesenden Landsleute durchaus bestätigt. Unklare Erinnerungen an Sorrent und seine Bäder schwebten ihm vor; die Fieberhitze hat ihn gewissermaßen verzehrt, der ausströmende Schweiß war ihm unerträglich geworden, Wirklichkeit und Erinnerung vermischten sich ihm in Eins, und so ist das Unglück geschehen; — keiner hätte es verhindern können.

Da der Verstorbene nicht Katholik war, so konnte die Leiche nicht in St. Giacomo bleiben. Seine Tante hatte alle Fassung verloren und hatte überdies nach den hier geltenden Gesetzen nicht das Recht, den Toten in ihre Wohnung bringen zu lassen. Die Leiche wurde deshalb Sonntag Nachmittag nach dem skandinavischen Verein überführt, wo ein Gerichtsarzt und Dr. Erhard am Montag in Gegenwart der Polizei die Obduktion vornahmen, um die Todesursache zu konstatieren.

Ich war zugegen. Nach dem Falle war auf der Stelle der Tod eingetreten. Die oberste Hirnschale war zerschmettert und eingedrückt, was beweist, daß er den Kopf voran hinaus-

1866 gesprungen ist. Dies geht ferner daraus hervor, daß das Gesicht blutig war wie nach einer starken Schürfung nach unten, einer Schürfung, die offenbar davon herrührt, daß er im Fallen gegen das Gesims des unteren Fensters gestoßen ist. Und dadurch erklärt es sich auch, daß er, herübergeschleudert, auf der anderen Seite der Straße aufgefunden wurde. Arme und Beine waren heil, aber mehrere Rippen waren gebrochen und die Lunge zerrissen, weswegen ein bedeutender Bluterguß stattgefunden hatte. Die Kennzeichen eines heftigen und rasch entwickelten Typhus waren vorhanden, und Dr. Erhard erklärte, daß trotz seiner Fragen der Verstorbene absichtlich verheimlicht habe, wie schlimm es im Grunde um ihn gestanden haben mußte. Er fügte auch hinzu, wäre jemand bei David gewesen, hätte man allerdings die Todesart, schwerlich aber das verhindern können, daß derselbe traurige Ausgang auf einem natürlichen Weg stattfand. Das ist uns ein Trost gewesen, wie wir es uns auch gegenseitig stets wiederholt haben, daß sein Arzt auch nicht einen Augenblick sich veranlaßt sah oder hätte veranlaßt sehen können, irgendwelche außergewöhnliche Beaufsichtigung zu empfehlen. Es befanden sich außerdem verschiedene andere Landsleute unter uns, die scheinbar weit kränker waren als er, und er wollte, wie schon bemerkt, in keiner Weise dulden, daß man irgend welche Besorgnis seinetwegen äußerte. Auch seiner Tante, in deren Haus er täglich kam, fiel es nicht ein, seinem Übelbefinden irgend welche besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Am Dienstag nach seinem Tode wurde David draußen auf dem freundlichen protestantischen Kirchhof begraben; fast sämtliche Nordländer gingen mit, und wir beschlossen da draußen in ernsterer Weise als gewöhnlich unsere Zusammenkünfte für diesen Winter.

Ich habe Ihnen nun die ganze unglückliche Begebenheit erzählt — kalt, wie in einem offiziellen Bericht: aber so vermag ich jetzt auf sie zurückzublicken, wenn es nötig ist, und so, meine ich, wird Ihnen am ehesten damit gedient sein.

Sehr oft weilte Ihr verstorbener Freund in seinen Gedanken

bei Ihnen während seiner letzten Lebenstage. Ich habe David freilich nicht bis auf den Grund gekannt, aber so viel habe ich doch gesehen, daß sein Wesen viele stille, schöne Tiefen barg.

Wieweit seine Eltern den Zusammenhang kennen, weiß ich nicht; Sie müssen deshalb mit den Mitteilungen vorsichtig sein, die Sie hier erhalten.

Schließlich danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Worte, die mir mitgeteilt worden sind. Ich hoffe und freue mich darauf, Ihnen einmal persönlich zu begegnen; wenn es bei mir steht, meinen künftigen Aufenthalt zu wählen, so wird es Kopenhagen sein. Weiter nach Norden möchte ich nicht.

Einliegendes Billet darf ich vielleicht bitten gütigst Herrn Hegel zuzustellen. Kennen Sie Clemens Petersen, so bitte ich ihn zu grüßen und ihm für seine Besprechung zu danken. „Faedrelandet" ist das einzige dänische Blatt, das wir hier halten. Sollten die übrigen Blätter sich mit meinem Buch befassen, so wäre ich Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie mir, — vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht zu viel Mühe macht — unter Kreuzband und unfrankiert, wie gewöhnlich bei Zeitungen, — die betreffenden Nummern senden oder auch Herrn Hegel ersuchen wollten, es zu thun. Ich habe vergessen, es in beiliegendem Billet zu erwähnen.

Leben Sie wohl und schlagen Sie tapfer drauf los! Das thut oben bei uns in so mancher Beziehung not!

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

28.

An Michael Birkeland.

Rom, 4. Mai 1866.

Mein lieber vortrefflicher Freund!

Habe Dank für Deine beiden Briefe, deren letzten ich gestern erhalten habe. Ein Gesuch um ein Reisestipendium habe ich nicht eingereicht, da Björnson vor einiger Zeit in einem Brief

1866 äußerte, er wollte es für mich thun. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht; aber wenn das Storthing die Gage bewilligt, so darf ich ein erneutes Stipendium nicht erwarten, und wenn die Gage nicht bewilligt wird, so ist mein Wirken in Norwegen abgeschlossen, und ich halte es dann nicht für recht und billig, von dieser Seite etwas zu begehren. Ich werde Euch braven Kerlen nie vergessen, was Ihr für mich gethan habt! An den König habe ich mich direkt gewandt mit einem Gesuch, das einem Brief an Staatsminister Sibbern vom 16. April beigelegt war. Antwort habe ich natürlich noch nicht. Ein Brief von hier nach Stockholm braucht zehn bis elf Tage. In Versen konnte ich nicht schreiben, aber ich glaube, es war trotzdem Kraft darin, und überdies habe ich Sibbern ersucht, seinen Einfluß aufzubieten. Björnson hat mir gesagt, er habe die Storthingsmänner in meinem Interesse bearbeitet; sprich mit ihm und sorge dafür, daß sein Eifer nicht erkalte wegen des Umstands, daß ein Königlicher Antrag vorgelegt wird.

Über meine Reise im Lande werde ich unter allen Umständen einen Bericht einsenden. Grüße die lieben Freunde Bachke, Botten-Hansen und Lökke; komme ich einmal zurück, so werde ich einen besseren Dank für Euch haben.

Ich hatte nicht erwartet, daß mein Buch eine so gute Aufnahme finden werde; aus Dänemark habe ich aus diesem Anlaß mannigfache Glückwünsche, Grüße und Danksagungen empfangen, zum Teil von hervorragenden Leuten, wie dem Etatsrat Krieger, Konferenzrat David, Frau Heiberg u. s. w. Einladungen und dergleichen habe ich ebenfalls erhalten, und das ist ganz gut; denn vielleicht wird Kopenhagen in Zukunft meine Heimat sein.

Thu mir den großen Gefallen und sende mir alle Nummern der verschiedenen norwegischen Blätter (ausgenommen „Morgenbladet"), die Besprechungen meiner Dichtung enthalten, soweit Du sie beschaffen kannst. Sende sie unfrankiert und unter Kreuzband, wie Zeitungen gewöhnlich geschickt werden. Ich bekomme sie dann für eine Bagatelle. Sag' auch Hansen, daß wir mit

Sehnsucht darauf warten, ob er unser Gesuch um das „Nyhedsblad“ 1866 bewilligen wird. Das schwedische ist schon da.

Hier ist es wundervoll — märchenhaft schön! Ich habe eine Arbeitsfähigkeit und eine Kraft, daß ich Bären fällen könnte! Mit meiner Dichtung habe ich im Kopf ein Jahr lang gerungen, ehe sie sich klar ausgestaltete, aber als ich sie hatte, da schrieb ich von Morgen bis Abend und vollendete sie in noch nicht drei Monaten. Über Rom kann man unmöglich schreiben, besonders wenn man es, wie ich, inwendig und auswendig kennt. Den größten Teil des Kirchenstaats habe ich zu verschiedenen Zeiten durchwandert zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken. Das Räuberwesen ist nicht so gefährlich, wie man es sich bei uns vorstellt.

„Julian“ gebe ich nicht auf, obschon ich sehe, daß Hauch denselben Stoff behandelt hat.

Du sagst, die Gelehrten zerbrechen sich die Köpfe über „quantum satis“. Das war doch meiner Treu zu meiner Zeit gutes Latein; — aber freilich Doktorlatein. Jeder Mediziner wird bezeugen können, daß es eine stehende Formel in Rezepten ist, wenn von einem Stoff nicht ein gewisser Gewichtsteil, sondern so viel wie nötig oder eine genügende Dosis verordnet wird. Darum ist es auch der Doktor, der in der Dichtung den Ausdruck zuerst gebraucht, und in Erinnerung daran wiederholt ihn Brand. Ob „caritas“ ein klassischer Ausdruck ist, weiß ich nicht; aber im modernen katholischen Latein wird er angewendet, um (als Gegensatz zu amor = irdische Liebe) die himmlische Liebe, den Inbegriff der Barmherzigkeit zu bezeichnen. So auch italienisch: „carità“.

Nimm vorlieb mit diesem unzusammenhängenden Brief, so wie er ist, und sei so gut und sorge dafür, daß die einliegenden Billets in die rechten Hände gelangen. Grüße Deine Frau und alle anderen, von denen Du annimmst, ich lege auf ihre Freundschaft und gute Meinung Wert.

Was meinen inneren Menschen betrifft, so ist er, glaube ich, in gewissen Beziehungen sehr verändert; trotzdem aber meine ich, daß ich mehr als je zuvor ich selbst bin. Äußerlich bin

1866 ich mager geworden, was ich durch eine Photographie bekunden werde, wenn Fladager im Sommer nach Hause reist.

5. Mai. So weit war ich gestern gekommen, als ich ganz unerwartet von Staatsminister Sibbern, dem Trefflichen, einen Brief erhielt, datiert vom 25. April, worin er mir mitteilt, daß er am selben Tag mein Schreiben erhalten, das Gesuch sofort dem König vorgelegt und von ihm Befehl erhalten habe, noch am gleichen Abend dem Kultusministerium den Antrag zwecks Vorlage zuzustellen. Das, schreibt er, ist schon geschehen, und er beeile sich, mich davon zu benachrichtigen. Das nenne ich eine flotte Expedition! — Es schadet sicherlich nichts, wenn bekannt wird, daß auch der König so gewissermaßen die Initiative ergriffen hat.

Es ist mir lieb, wenn Du dem Minister Stang dankst; später werde ich ihm selbst schreiben.

Die „Kronprätendenten“ sind ins Deutsche übersetzt und kommen vermutlich in der allernächsten Zeit heraus; die drei ersten Akte wurden einem litterarischen Kreise in Dresden vorgelesen und mit großem Beifall aufgenommen. Die Ausdrücke, in denen mir dies mitgeteilt wurde, sind jedoch zu wohlwollend und warm, als daß ich sie citieren möchte.

Leb' wohl und grüße nochmals alle guten Freunde von

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

P. S. Noch ein Brief von Sibbern, worin er meldet, daß der Antrag angekommen und am selben Abend zurückbefördert worden ist. — Mein Schreiben an den König ist natürlich nicht für eine Veröffentlichung bestimmt; ich hoffe auch, daß dies nicht geschieht. Sorge dafür.

Dein H. J.

29. 1866

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 5. Mai 1866.

Lieber Björnson!

Heute nur wenige Worte. Was da jetzt in der Heimat für mich entscheidend verhandelt wird, nimmt mir die Seelenruhe zum Schreiben wie zu allem anderen. Aber ich bin es Dir und mir selbst schuldig, zu erklären, daß ich an den Schritten, die Birkeland und andere aus Güte für mich unternommen haben, ganz unbeteiligt bin und keinerlei Veranlassung dazu gegeben habe. Ich weiß es nicht — aber ich hoffe, es ist nach einer Verständigung mit Dir geschehen, und sollte dem nicht so sein, so bitte ich Dich, daraus nicht zu schließen, ich hätte mehrere Eisen auf einmal im Feuer. Über diese Taktik bin ich, das kann ich Dir versichern, hinaus. Birkeland hat mir zwei Briefe geschrieben; erst einen, worin er mir rät, mich mit dem Gesuch direkt an den König zu wenden und zugleich die Bewerbung um ein Reisestipendium einzureichen; dann einen zweiten Brief, worin er mir mitteilt, daß er mit verschiedenen anderen das Gesuch für mich eingereicht habe, da er aus meinem Schweigen schließe, daß ich selbst nichts unternommen hätte. Auf diese Briefe antworte ich nämlich erst heute. Das Reisestipendium habe ich nicht nachgesucht, da diese Sache sich ja in Deinen Händen befand. Dem König schrieb ich unter der Adresse des Staatsministers Sibbern, der mir unverzüglich mitteilte, daß der König noch am selben Tag Ordre nach Christiania erlassen habe, Kgl. Antrag vorzulegen; und in einem neuen Brief teilte Sibbern mir den Tag darauf mit, der Regierungsantrag sei von Christiania eingelaufen und werde noch am selben Abend vom König unterzeichnet. Dies ist alles, was passiert ist, und worüber ich Dir Rechenschaft schulde, da ich nicht weiß, auf welchem Fuß Du mit denen stehst, die an dieser Sache beteiligt sind.

Jetzt ein anderes Anliegen, über das ich in strenger Diskretion Dir allein schreibe. Birkeland erwähnt in seinem letzten Brief flüchtig, daß zwischen Dir und Dunker etwas los

1866 sein soll. Ich will von Herzen wünschen, daß es nichts von Bedeutung ist. Sollte es aber zu einem Bruch kommen, so bitte ich mir aus, daß Du auf mich baust. Du entsinnst Dich, daß man vor zwei Jahren den Versuch machte, mich gegen Dich auszuspielen, und ich muß deshalb mit der Möglichkeit rechnen, daß so etwas sich wiederholt. Ich erkläre Dir deshalb, daß ich mich für moralisch verpflichtet halte, mich unter keinen Umständen mit dem Theater und allem, was drum und dran ist, einzulassen, solange es nicht mit Deiner Einwilligung und in Übereinstimmung mit Deinen Wünschen geschieht. Ich gebe Dir Vollmacht, von dieser Erklärung, die vorläufig natürlich für Dich allein bestimmt ist, öffentlich Gebrauch zu machen, falls meine Handlungen jemals mit dem im Widerspruch stehen sollten, was ich hier ausgesprochen habe. Na, übrigens hoffe ich, die ganze Sache wird schon wieder in Ordnung kommen. Es würde mir natürlich leid thun, Dunker vor den Kopf stoßen zu müssen, der mir so viel echte Güte und Freundlichkeit erwiesen hat.

Wäre noch Zeit gewesen, so hätte ich Dich gebeten, den alten Rektor Holmboe zu veranlassen, entweder durch einen Zeitungsartikel oder auf andere Weise für meine Sache zu wirken. Sein Wort hat großen Einfluß im Storthing. Übrigens scheint mir, die Aussichten klären sich, — soweit ich das beurteilen kann. Habe Dank für Deine Unermüdlichkeit! Deinem Blatt geht es ja vortrefflich. Baetzmann wird wahrscheinlich im Sommer eine Kiste mit Büchern für den Verein hierher nach Italien herunterschaffen: wolltest Du uns bei dieser Gelegenheit ein Exemplar von allem, was bisher von Dir erschienen ist, verehren und uns auch in Zukunft bedenken, so würdest Du alle Skandinavier erfreuen, die hier sind und die da kommen werden.

Grüße Deine Frau und Deine kleinen Jungen von mir und den Meinen, und lebe im übrigen herzlich wohl!

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

P. S. Grüße meine Schwiegermutter nur ja, — falls sie angelangt ist und Du sie siehst. H. I.

30. 1866

An Frederik Hegel.

Rom, 21. Mai 1866.

Lieber Herr Kanzleirat!

Heute hatte ich die besondere Freude, Ihren Brief vom 12. d. M. zu erhalten, und ich beeile mich, ihn vor Abgang der Post zu beantworten.

Nichts konnte mir willkommener sein, als von der Notwendigkeit einer neuen Auflage meiner Dichtung zu hören. Hoffentlich sorgt der Korrektor dafür, daß die angegebenen Druckfehler ausgemerzt werden, wie auch, daß sich keine neuen einschleichen. Das Honorarangebot nehme ich mit vielem Dank an.

Vielleicht darf ich Sie auch diesmal bitten, daß ich den Betrag als Wechsel auf Paris erhalte. Außerdem ersuche ich Sie, von der Honorarsumme fünf Reichsthaler abzuziehen und diesen Betrag im Kontor des „Vaterland“ für die Witwe und die Kinder des Redakteurs Grimm einzahlen zu lassen, doch ohne meinen Namen zu nennen.

Aus eingelaufenen Telegrammen erfahre ich, daß das Storthing die von der Regierung für mich geforderte Gage von jährlich 400 Speziesthalern bewilligt hat. Da ich ferner aus den norwegischen Blättern ersehe, daß die „Gesellschaft der Wissenschaften“ in Drontheim mir 100 Speziesthaler bewilligt hat, und ich außerdem hier mit Geld versehen bin, so habe ich im Augenblick nicht nötig, von Ihrem wohlwollenden Anerbieten eines Vorschusses Gebrauch zu machen — ein Anerbieten, das ich — seien Sie dessen versichert — gleichwohl warm und aufrichtig zu schätzen weiß, und für das ich meinen herzlichsten Dank entgegenzunehmen bitte. Dagegen erlaube ich mir, Sie zu ersuchen, von der zweiten Ausgabe des „Brand“ drei Exemplare auf meine Rechnung schön einbinden und versenden zu lassen: zwei nach Stockholm an Staatsminister Sibbern und das dritte an Minister Stang in Christiania. Eins der an Sibbern zu

1866 übersendenden Exemplare ist für den König bestimmt, der sich in dieser Zeit meiner Sache mit großer Wärme angenommen hat. Die Ausstattung überlasse ich im übrigen Ihrer Wahl, und ich werde so frei sein, an einem der nächsten Posttage ein paar kleine Begleitschreiben einzusenden, die ich den Büchern mitzugeben wünsche.

Welche Arbeit ich zuerst vornehme, werde ich Ihnen in nächster Zukunft mitteilen können. Ich bekomme immer mehr Lust, mich ernstlich an „Kaiser Julian" zu machen, mit dem ich mich schon zwei Jahre trage. Daß Hauch das Sujet behandelt hat, kann mich natürlich nicht abhalten, da ich sicher bin, daß meine Auffassung in allen Stücken von der seinen grundverschieden sein wird. Hauchs Dichtung beabsichtige ich aus diesem Grunde auch nicht zu lesen. Davon übrigens demnächst mehr!

Bitte, grüßen Sie Clemens Petersen, Brandes und Chr. Richardt. Von den beiden letztgenannten habe ich Briefe erhalten, und vielleicht darf ich Sie ersuchen, Herrn Richardt gelegentlich davon zu verständigen, daß ich ihm einen Beitrag zu der geplanten Sammlung zwar senden werde, daß er aber wohl kaum einen Bogen füllen wird.

Der Rezension des Pastor Helveg sehe ich mit gespannter Erwartung entgegen. Aus Norwegen habe ich die Nachricht erhalten, daß V. Lyng (Staatsstipendiat der Philosophie) an einer größeren Abhandlung über die Dichtung arbeitet, die zum Abdruck in des Professor Hamilton neuer nordischer Zeitschrift bestimmt ist.

Indem ich Ihnen für all Ihre Freundlichkeit meinen Dank ausspreche, wünsche und hoffe ich, daß das Unternehmen der neuen Auflage vom Glück begünstigt sei, und bin ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

31. 1866

An Georg Sibbern.

Rom, 2. Juni 1866.

An
Seine Excellenz Herrn Staatsminister Sibbern.

In tiefer Dankbarkeit wage ich diese Zeilen zu senden, um mit größter Ergebenheit Eurer Excellenz zu versichern, wie sehr ich mir bewußt bin, daß ich die glückliche Erledigung meiner Sache seitens des Storthing zum guten Teile dem vielvermögenden und gütigen Beistand Eurer Excellenz verdanke. Man hat mir aus Christiania berichtet, — was ich übrigens im voraus wissen konnte —, daß die rasche Expedition von Stockholm auf viele Storthingsabgeordnete einen für mich außerordentlich günstigen Eindruck gemacht hat.

Nicht weniger warm weiß ich die Güte und Gewogenheit zu schätzen, die Euer Excellenz durch die beiden unmittelbar aufeinander folgenden Schreiben für mich an den Tag gelegt haben.

Wenn diese Dankeszeilen trotz Pflicht und Schuldigkeit erst jetzt abgehen, so geschieht es, weil ich mir gern erlaubt hätte, Eurer Excellenz verehrungsvoll ein Exemplar von der zweiten Auflage meines neuen Buches zu übersenden, wobei ich das Ersuchen wage, es möge — als ein geringer Ausdruck meiner unterthänigsten Dankbarbeit — die Ablieferung des beifolgenden zweiten Exemplares an die Privatbibliothek des Königs angeordnet werden.

Meine Zukunft ist nun gesichert, und ich kann ungehindert für meinen Beruf wirken: in wie hohem Grade aber ich Eurer Excellenz diesen glücklichen Ausgang zu danken habe, werde ich nie vergessen.

In größter Ergebenheit

Henrik Ibsen.

1866

32.

An Frederik Hegel.

Frascati, 9. Juni 1866.

Lieber Herr Kanzleirat!

Vielmals Dank für die übersandten Rezensionen! Helvegs Buch habe ich mit großem Interesse gelesen; es stellt verschiedenes richtig, worin die meisten Kritiker gefehlt haben. Brandes bitte ich zu grüßen. Die Exemplare der zweiten Auflage von „Brand" habe ich ebenfalls mit Vergnügen in Empfang genommen.

Inliegend sende ich die beiden Briefe, von denen ich in meinem Schreiben vom 21. v. M. gesprochen habe: sind die gebundenen Exemplare fertig, so bitte ich, sie meinem früheren Brief gemäß zu versenden: eins mit dem Briefe nach Christiania und zwei mit dem Briefe nach Stockholm.

Meine Adresse bleibt weiter dieselbe. Ich lebe hier draußen in den Bergen, sehe von Zeitungen nichts und weiß nichts von dem, was in der Welt vorgeht. Aber hier ist es wunderbar schön. Leben Sie wohl!

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Björnson verläßt wahrscheinlich das Theater zum Sommer.

Zu Helvegs Buch muß ich doch zur Ehre der Wahrheit bemerken, daß die Voraussetzung, es habe mir S. Kierkegaard wesentlich als Stoff oder dergleichen vorgeschwebt, nicht eigentlich zutrifft. Die Sache verhält sich so, daß die Darstellung eines Daseins, das sich als Ziel die Durchführung eines Ideenverhältnisses gesteckt hat, immer an gewissen Punkten mit Kierkegaards Leben zusammenfallen muß.

H. I.

33. 1866

An Paul Botten-Hansen.

Frascati, 22. Juli 1866.

Mein lieber Freund!

Vor allen Dingen habe ich Dir den verbindlichsten und herzlichsten Dank aller römischen Skandinavier auszurichten für Dein vortreffliches Blatt, das wir lange und mit Sehnsucht erwartet haben, und das jetzt einzutreffen begonnen hat. Photographien von Arbeiten nordischer Künstler und, was sonst als für das Blatt verwendbar erscheinen könnte, soll Dir mit dazugehörigen Texten oder wenigstens mit kurzen Erläuterungen zugehen, sobald dergleichen vorliegen wird: zur Zeit befinden sich die meisten fertigen Sachen in Stockholm und werden von dort aus auf Wunsch leichter erhältlich sein.

Ferner habe ich in amtlicher Eigenschaft als Vorstandsmitglied des skandinavischen Vereins an Dich die Bitte, Dich des beiliegenden Gesuches wohlwollend anzunehmen — zunächst natürlich, es einzureichen, und dann, wenn es Dir, wie ich vermute, zur Begutachtung vorgelegt wird, es mit einer so guten Empfehlung zu versehen, wie Dein Gewissen nur irgend zuläßt. Ob die Form richtig und üblich ist, weiß ich nicht; ist sie es nicht, so müßt Ihr, Du und das Ministerium, uns solches zugute halten und die Sache nichtsdestoweniger nach besten Kräften fördern.

Das im Gesuch angekündigte Verzeichnis folgt schon anbei; es läßt sich dadurch vielleicht ein ganz Teil unnötiger Hin- und Herschreiberei vermeiden. Einer Deiner Assistenten, Herr Fr. Baetzmann, hat sich diesen Winter in einem Brief an den Konsul Bravo erboten, sich unserem Verein dadurch nützlich zu machen, daß er die Christianiaer Buchhändler zu milden Gaben im Interesse hiesiger bücherhungriger Landsleute preßt, und er wird gewiß auch in dieser Sache unter Deiner Oberaufsicht die Auswahl besorgen und Dir so die wesentliche und eigentliche Arbeit ersparen, was wohl angebracht ist, da Deine Zeit, wie

1866 ich mir denken kann, in hohem Grad in Anspruch genommen ist. Ich sehe übrigens, daß das Storthing Dir einen neuen Assistenten bewilligt hat. Gratuliere!

Meine Frau läßt Dich und Deine Gattin bestens grüßen. Es geht uns ungemein gut, und wir haben natürlich in diesen heißen Sommermonaten, da der Scirocco verpestend über die Campagna bläst, Rom verlassen. Hier draußen in Frascati, hoch in den Albanerbergen, leben wir nun; wir wohnen in einem alten Adelspalast, Palazzo Gratiosi, glänzend und billig. Frascati liegt unterhalb des alten Tusculum, wo, wie Dir bekannt ist, Cicero seine prachtvolle Villa hatte und seine tusculanischen Briefe schrieb. Die Ruinen der Villa stehen noch; sein kleines Theater, vermutlich dasselbe Lokal, das er seine „Schola“ nennt, und wo er vor einem auserwählten Kreise von Gästen vorzutragen pflegte, steht fast unbeschädigt. Hier oben zu sitzen, in einer Abendstunde, ist unbeschreiblich schön — zweitausend Fuß über der See, mit weitem Ausblick auf das Mittelmeer, die Campagna und Rom. Das ganze bergige Sabinerland mit den Appeninen liegt gen Osten, und gen Süden erheben sich auf der Grenze des Neapolitanischen die Volskerberge. Von den Fenstern meines Arbeitszimmers sehe ich in der äußersten Ferne den Mons Soracte isoliert und herrlich über der unermeßlichen Ebene aufsteigend — kurz, wohin Du Dich wenden magst, Dir ist, als blicktest Du über das Schlachtfeld hin, wo die Weltgeschichte ihr Haupttreffen geliefert hat.

Nun werde ich mich bald ernstlich an den Schreibtisch setzen. Noch ringe ich mit dem Stoff, aber ich weiß, ich werde das Biest bald geworfen haben, und dann läuft das übrige von selber.

Habe Dank für die treue Hilfe in der Gagesache. Grüße alle lieben Freunde. Løkke einen speziellen Dank für seinen willkommenen Brief, den ich noch nicht beantwortet habe; er möge mir, bitte, seinem Versprechen gemäß mit erster Gelegenheit seine Grammatik senden. Wann ich zurückkehre, weiß ich nicht. Ich kenne mich schon aus und ich fühle mich heimisch hier.

Aber nach Hause muß ich doch einmal. Hier in Italien kann 1866 ich von meiner Gage leben, denn es ist hier sehr billig, und das Klima bekommt uns allen gut.

Ich möchte noch über manches schreiben, aber ich muß mich beeilen, weil morgen eine Gelegenheit nach Rom geht: auf die Post hier draußen darf man sich nämlich nicht verlassen.

Lieber Freund, schreibe wieder und zwar bald; es würde mich unendlich freuen, direkt von Dir zu hören. Habe Dank für Deine Besprechung des „Brand". Sag' mir — woran mag es liegen, daß das Buch noch nicht im schwedischen „Aftonblad" besprochen ist? Bei den guten Schweden hier unten habe ich manches auf dem Kerbholz, und ich kann nicht wissen, ob das Totschweigen vielleicht darauf zurückzuführen ist. Daß ich die Dichtergage bekommen habe, ist dort auch mit keinem Wort berührt.

Deine Familie hat sich wohl jetzt beträchtlich vermehrt; laß es mich wissen und lebe mit den Deinen und allen anderen lieben, gemeinsamen Freunden herzlich wohl! Bedenke mich ab und zu mit ein paar Zeilen.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

Das Manuskript des „Brand" habe ich für Dich aufgehoben, da Du wohl noch immer rare Sachen und Kuriositäten sammelst.

34.

An Frederik Hegel.

Frascati, 22. August 1866.

Lieber Herr Kanzleirat!

Ihr freundliches Schreiben vom 5. August habe ich mit Freude empfangen und vermute, daß in diesem Augenblick die dritte Auflage schon im Handel ist. Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich jetzt und in Zukunft es werde zu schätzen wissen, in wie wesentlichem Maße dieses günstige Resultat dem Umstand

1866 zuzuschreiben ist, daß mein Buch mit Ihrem mit Recht hochgeachteten Namen in Verbindung getreten ist, und ich wünsche nur, daß unsere künftigen litterarischen Beziehungen Ihnen nur annähernd so viel Befriedigung gewähren mögen, wie sie mir gewährt haben.

Ich bin so saumselig gewesen, mich noch nicht zum Empfang des Honorars für die zweite Auflage bekannt zu haben, das mir als Wechsel auf 400 Francs im Juni zugegangen ist, und wofür ich hiermit verbindlichst danke.

Hoffentlich hat auch die dritte Auflage eine sorgfältige Korrektur erfahren. — Daß ein so großer Teil der Exemplare in Dänemark abgesetzt worden ist, bestärkt mich noch mehr in der Ansicht, die ich mir schon lange gebildet habe, daß sich die gemeinsame litterarische Wirksamkeit unseres Nordens in Kopenhagen konzentrieren muß.

Für den Augenblick bin ich noch im Zweifel, ob meine neue Arbeit zum Herbst fertig wird. Aber ich möchte einen Vorschlag machen — nämlich den, ob Sie nicht bereit wären, als Weihnachtsbuch die „Komödie der Liebe" herauszugeben. Sie erschien um Neujahr 1862–63 als Neujahrsgabe für die Abonnenten des „Illustr. Nyhedsblad" und ist in Dänemark kaum ordentlich bekannt. Das Buch kann man als Vorläufer von „Brand" betrachten, und in Dänemark wird es sein Publikum finden. Der sprachliche Ausdruck müßte gereinigt, verschiedenes verbessert werden u. s. w.; auch müßte die neue Ausgabe von ein paar einleitenden Worten begleitet sein. Ich habe ein Exemplar hier, das ich Ihnen in durchgesehener und korrigierter Fassung senden werde, sofern Sie mit Ihrer besseren Einsicht in die Verhältnisse glauben, auf den Vorschlag eingehen zu können. Ich darf vielleicht hierüber baldigst einige Zeilen von Ihnen erwarten.

Ich hoffe, daß mein Brief von Mitte Juni mit den einliegenden Schreiben an Staatsminister Sibbern in Stockholm und Minister Stang in Christiania angelangt ist, und daß die eingebundenen Exemplare den genannten Herren zugesandt worden sind. Ich habe indessen von beiden nichts gehört. Aus

den norwegischen Zeitungen ersehe ich, daß die Regierung mir, 1866
von meiner Gage abgesehen, aus dem Stipendienfonds für Reisen im Auslande 350 Speziesthaler bewilligt hat, obwohl ich kein Gesuch eingereicht habe, so daß ich nächsten Sommer möglicherweise einen Ausflug nach Griechenland unternehme.

Ich weiß nicht mehr, ob ich Sie früher gebeten habe, Brandes zu grüßen und ihm für seine warme und freundliche Kritik zu danken. Ich sehe, daß er ein Reisestipendium erhalten hat. Es würde mich sehr freuen, wenn wir uns irgendwo hier unten treffen könnten; aber er hat wohl andere Pläne.

24. August. Ich habe mir die „Komödie der Liebe" vorgenommen, habe sie von neuem durchgelesen und bin in meiner Ansicht, daß sich eine neue Ausgabe verlohnen würde, durchaus bestärkt worden. Ich habe schon angefangen, im Buche Verbesserungen und Änderungen zu machen, wie ich auch das Vorwort in Gedanken fertig habe, überlasse aber natürlich die Entscheidung Ihnen, ohne irgendwie versuchen zu wollen, Ihren Entschluß zu beeinflussen. — Nur möchte ich bemerken, daß ich in einer Nummer des „Illustr. Nyhedsblad" einen Artikel finde, in dem es u. a. heißt, die Redaktion habe erfahren, daß angesehene Dänen, die sich kürzlich mit dem Buche vertraut gemacht haben, ihre Verwunderung darüber geäußert hätten, daß es in Dänemark nicht verbreitet worden sei. Das einliegende Billet bitte ich gütigst Herrn Grieg zuzustellen, dessen Kopenhagener Adresse mir unbekannt ist. — Indem ich ein paar Zeilen von Ihnen erwarte, bin ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

35.

An Michael Birkeland.

Rom, 5. Oktober 1866.

Lieber Freund!

Vor allen Dingen muß ich Dir schreiben und Dir — wozu ich alle Ursache zu haben glaube — für das neue Stipen-

1866 dium danken, das mir zuteil geworden ist. Mein Schwager schreibt, es sei mir auf Grund eines von ihm eingereichten Gesuches bewilligt worden. Aber da Du in einem früheren Brief angedeutet hast, daß man 750 Speziesthaler für mich erwirken müßte, und da dieser Betrag, meine Gage und das Stipendium zusammengenommen, gerade herauskommt, und da Du Dich ferner auch sonst in meinem Interesse so rührig gezeigt hast, so darf ich wohl annehmen, daß Du vielleicht mit anderen braven Männern auch in dieser Sache Deine Hand im Spiele gehabt hast. Also, wie gesagt, herzlichen Dank! An den Minister Stang habe ich gleichfalls im Sommer einen Dankbrief gerichtet.

Aber nun eine andere Sache, die Du für mich regeln mußt. Hegel will eine neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe von der „Komödie der Liebe" veranstalten. Ich bekomme dafür ein Honorar, für das ich im Sommer nach Paris und später nach Griechenland reisen möchte. Aber er macht zur Bedingung, daß die Restexemplare der ersten Auflage aus dem Handel zurückgezogen werden. Das können nicht viele sein. Ich verkaufte, wie Du weißt, seinerzeit die erste Auflage der Dichtung als Neujahrsprämie für die Abonnenten des „Nyhedsblad", und gestattete Jonas Lie damals, ein paar überzählige Abzüge herzustellen, deren Besitzer jetzt vermutlich Dybwad ist. Sprich also zu ihm (oder wer sonst in Betracht kommt) mit der ganzen Kraft Deiner Überzeugung. Nimm noch andere mit, wenn es nötig sein sollte! Stelle ihm vor, daß die norwegische Ausgabe so gut wie wertlos ist, was er gewiß erfahren hat; sage ihm, daß es sich hier um nichts Kleines für einen landflüchtigen Poeten handle. Mache ihn darauf aufmerksam: wenn er die Restexemplare zu Makulatur macht, so wird er durch den Handel mit der neuen verbesserten Ausgabe keinerlei Verlust erleiden, mir aber einen großen Dienst erweisen. Juristisch würde ich mich an Jonas Lie halten können, der doch ein Einsehen haben muß, daß er für das lächerlich geringe Honorar weiter kein Anrecht hat, als die damaligen Abonnenten des „Nyhedsblad" zu versorgen.

Aber das würde Zeit erfordern, und die Zeit ist hier kost- 1866
bar, wenn das Buch, wie bestimmt, im November fertig sein und nach Norwegen versandt werden soll. Nimm Bachke, Lökke, Botten-Hansen, Sars, Daae u. s. w. mit, geht in Prozession zu den Leuten und laßt nicht locker, bis die Sache in Ordnung ist! Sobald dies geschehen ist, unterrichte, bitte, Hegel mit ein paar Worten von dem Ergebnis. Er wartet auf diese Nachricht, um mit dem Druck zu beginnen. Doch im übrigen halte die Geschichte vor Björnson und anderen geheim; ich fürchte sonst, unter uns gesagt, Kontramanöver. Lieber Birkeland, Du siehst, ich ziehe Wechsel auf Deine Zeit und Deine Freundschaft. Aber dies ist eine große, sehr große Sache für mich: scheitert sie, so fällt meine griechische Reise ins Wasser! Laß Hegel nicht länger warten als unbedingt notwendig ist; das durchgesehene und verbesserte Exemplar hat er schon in Händen.

Sprich Lökke noch einmal meinen Dank für seinen Brief aus und bitte ihn, bei erster Gelegenheit an die Grammatik zu denken.

Wir haben den Sommer in den Bergen verlebt und sind erst im Oktober zurückgekommen. Wenn alles gut geht, bleibt meine Frau nächsten Sommer in Sorrent, während ich hinausziehe. Nichts Neues hier; aber viel Unruhe und Spannung. Die Kaiserin von Mexico ist hier angekommen und hat den Verstand verloren. Die Fremdenlegion ist eingerückt, und es heißt, die Franzosen ziehen noch vor Weihnachten ab. Bricht Revolution aus, so denken wir uns für einige Tage gut zu verproviantieren und uns einzuschließen, bis das Ärgste vorüber ist; die Päpstlichen werden nicht lange Widerstand leisten.

Grüße Deine Frau und überhaupt alle gemeinsamen Bekannten.

Ich verspreche mir ein gutes Ergebnis von dieser Mission, und hoffentlich verzeihst Du, daß ich sie Dir aufgebürdet habe. Inzwischen ein herzliches Lebewohl und Gruß und Dank von

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

1866 36.

An Frederik Hegel.

Rom, 5. Oktober 1866.

Lieber Herr Kanzleirat!

Ich habe das Vergnügen, Ihnen anbei das durchgesehene und verbesserte Exemplar der „Komödie der Liebe" zu übersenden, das ich den Postämtern im Gebirge draußen nicht anzuvertrauen wagte, und das aus diesem Grunde erst jetzt eintrifft. Sorgsame Korrektur wird vorausgesetzt; Inkonsequenzen, die möglicherweise vorkommen, bitte ich richtig zu stellen. Die angebotenen Bedingungen nehme ich dankbar an. Die Höhe der Auflage bleibt also Ihnen überlassen; sollten Sie, um das Risiko zu verringern, sie in zwei kleinere Auflagen teilen wollen, so habe ich natürlich nichts dagegen, daß beide als eine Auflage angesehen werden, will also eine nochmalige Honorarforderung nicht erheben. Die Zusätze zu den Namensüberschriften wünsche ich, da das besser aussieht, unter den Namen gedruckt wie in der norwegischen Ausgabe.

Die erste Auflage habe ich an das „Ill. Nyhedsblad" verkauft als Neujahrsgabe für seine Abonnenten und seinem damaligen Besitzer erlaubt, ein paar Separatabdrucke zu veranstalten; das sind die Exemplare, die sich im Handel befinden. Ich habe einem meiner Freunde in Christiania, dem Universitätsbibliothekar P. Botten-Hansen, zu dem Zwecke geschrieben, um in Übereinstimmung mit Ihrem Wunsche Herrn Dybvad zu bewegen, daß er die erwähnten Exemplare einzieht, und Sie von dem Resultat zu unterrichten, an dem gar nicht zu zweifeln ist, da ich den Betreffenden kenne, und da die norwegische Ausgabe wohl so ziemlich wertlos und außerdem in nur wenigen Exemplaren vorhanden ist. Eine Nachricht abzuwarten, ist deshalb kaum nötig; schlimmstenfalls werde ich natürlich die Resterемplare des Buches einlösen; aber das wird sicherlich nicht verlangt werden. Das Vorwort

zur zweiten Ausgabe sende ich in einigen Tagen; es wird kurz, 1866
eine halbe oder eine ganze Seite ungefähr.

Es thut mir sehr leid, mein Versprechen, einen Beitrag zu Chr. Richardts Weihnachtsgabe zu liefern, nicht halten zu können. Zwar habe ich verschiedene Sachen liegen, aber sie sind nach meinem Dafürhalten nicht von solchem Wert, daß man damit bei einer derartigen Gelegenheit aufwarten könnte und dürfte; in einer größeren Sammlung eigener Arbeiten könnten sie dagegen schon einmal mitgehen. Ich bitte Sie, ihn auf das freundlichste zu grüßen und im übrigen ihm meine Entschuldigung nebst dem Dank für sein ehrenvolles Anerbieten zu übermitteln. Ebenso habe ich Ihnen selbst für den dem Brief vom 12. Sept. beigelegten Wechsel auf 400 Francs zu danken. Das Honorar für die „Komödie der Liebe" bitte ich Sie, wenn die Zeit da ist, mir nicht zu senden, sondern es bis nächsten Sommer oder bis zu einem anderen Zeitpunkt aufzuheben, da ich hier in Rom nicht gern mehr Geld in Händen haben möchte, als ich brauche.

Eine Bitte habe ich indessen an Sie, nämlich: wenn es sich ohne allzugroße Umstände machen läßt, für mich ein Los (entweder ein ganzes, zwei halbe oder vier viertel) der Kopenhagener Klassenlotterie zu kaufen und das Geld auszulegen. Ich rechne nicht gerade auf einen Gewinn, aber es bringt doch eine Spannung mit sich, die ich gern habe. Verzeihen Sie, daß ich es wage, Sie deswegen anzugehen!

Ihnen mein Porträt zu senden, wird mir eine Ehre und Freude sein, sobald ich eines habe, das etwas taugt; dürfte ich auf das Ihrige als Gegengabe hoffen, so wäre mir das besonders lieb.

Clemens Petersen sende ich bald ein paar Zeilen.

Durch Dr. Salomonsen habe ich zu meiner Freude die beiden prachtvollen und schönen Exemplare der dritten Auflage des „Brand" erhalten; das ist ja eine vollständige Prachtausgabe, der ich von ganzem Herzen Absatz wünsche.

Gegenwärtiges Paket frankiere ich nur bis zur Grenze

1866 und bitte Sie deshalb, mir den Rest des Portobetrages in Rechnung zu stellen.

Wie gesagt, in einigen Tagen erhalten Sie das Vorwort und noch einige Zeilen von

Ihrem hochachtungsvollst ergebenen

Henrik Ibsen.

P. S. Die Interpunktionsfehler, die in beifolgendem Exemplar etwa stehen geblieben sind, werden der Aufmerksamkeit des Korrektors empfohlen. Ebenso bitte ich, den Setzer darauf aufmerksam zu machen, daß die Verszeilen mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt werden — wie in „Brand" —, ausgenommen natürlich nach einem Punkt, bei Substantiven u. s. w. — was selbstverständlich ist.

37.

An Björnstjerne Björnson.

[Oktober 1866.]

Lieber Björnson!

Meiner offiziellen Antwort muß ich einige Zeilen an Dich beilegen, um Dir für Deinen letzten Brief zu danken, den ich noch nicht erwidert habe. Die Korrespondenz hatte freilich eine derartige Wendung genommen, daß eine rasche Erledigung meinerseits hätte nötig scheinen sollen. Doch ich habe vorausgesetzt, daß Du in unserem kleinen Zusammenstoß nichts anderes oder nichts mehr als etwas Vorübergehendes gesehen hast — und meine Mißstimmung hat sich ja auch nicht direkt gegen Dich gerichtet. Nein, lieber, prächtiger Björnson, — ich weiß bestimmt: was im Ernst mein Herz Dir und Deiner Sache entfremden könnte, das wird nie zwischen uns treten. Aber Du wirst zugeben, daß das Eintreffen dieser Botschaft für mich etwas unsagbar Bitteres sein mußte. Ich habe nicht über den Verlust der Möbel und dergleichen geflennt, aber meine Privatbriefe, Papiere, Entwürfe u. s. w. in den Händen der ersten besten Leute zu

wissen, das war mir ein im höchsten Grade fataler Gedanke, 1866
von dem Verlust vieler Dinge, die einen anderen als den bloßen Taxwert hatten, ganz zu schweigen. Man hat Dir nicht die Wahrheit gesagt, wenn man Dir mitteilte, daß Auktion stattfinde, weil ich meinen Aufenthaltsort nicht angegeben hätte. Sie fand statt, weil Randrup die ganze Zeit seit meiner Abreise in Dunkers Bureau auf eine ablehnende und irritierende Manier abgefertigt worden ist, die ich nicht näher detaillieren will. Im übrigen wollen wir die ganze Affäre auf sich beruhen lassen!

Grüße Dunker von mir (ich hoffe, das Verhältnis ist ein gutes!) und sage ihm, ich würde ihm, wie versprochen, einige gute Photographien schicken. Sage ihm auch, das kleine rote Stück, das ich ihm im Frühjahr gesandt habe, hätte ich von Ciceros jüngst ausgegrabener Villa in Tusculum genommen. Hab' Dank für Deine freundliche Aufforderung, etwas für Dein Blatt zu schreiben; sollte ich etwas Passendes hier zu Papier bringen, so werde ich es Dir senden. Im „Nyhedsblad" hat etwas über die Paläste Roms oder dergleichen gestanden; ich bin an der Autorschaft unbeteiligt und habe überhaupt nicht das geringste damit zu thun gehabt.

Du würdest dem „Verein" eine große Freude bereiten, wenn Du uns von Neujahr ab ein Exemplar Deines Blattes schenktest; das Porto würde natürlich von hier aus bezahlt werden. Schreibe mir in dieser Sache; sie ist nämlich von Einfluß auf die Zeitungsbestellungen, welche die Generalversammlung Weihnachten für das kommende Jahr vornimmt. Deiner neuen Erzählung sehe ich mit Verlangen entgegen.

Grüße Deine Frau von uns, ebenso meine Schwiegermutter, von der ich seit ihrer Ankunft in Norwegen nicht eine Silbe gehört habe. Siehst Du meine Schwägerin Marie, so bitte sie, in Briefen an meine Frau die Auktion oder solche Geschichten nicht zu erwähnen — ich weiß, das würde ihr sehr weh thun. Ich hoffe, alles wieder gutmachen zu können.

Nun bist Du wohl Alleinherrscher in der Leitung des Theaters; aber glaubst Du, das wird auf die Dauer für Dich

1866 gut sein? Schließe hieraus nun aber nicht etwa, daß ich mit diesen Sachen etwas zu thun haben möchte, — im Gegenteil! In einem Jahr oder zwei denke ich nach dem Norden zu gehen, aber schwerlich weiter als bis Kopenhagen. Kann ich dann ab und zu eine Sommerreise nach Norwegen machen, so ist dies das ratsamste Arrangement, meine ich.

Ein paar Worte privatim über die Aufführung des vierten Aktes von „Brand“. Ich hätte sehr gewünscht, in Deinem Brief einen Wink über Deine Ansicht zu erhalten; da ich ihn nicht erhielt, habe ich meine Antwort so abgefaßt, daß Du thun und lassen kannst, was Du willst. Ich bin überzeugt, daß Du die Sache aufs beste ordnest.

Herzlichen Gruß, und schreibe mir, sobald Du kannst.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

P. S. Um der Baetzmannschen Affäre ein Ende zu machen, habe ich Ravnkilde den Betrag bar zurückbezahlt. — Die Geschichte ist also erledigt.

H. I.

38.

An Frederik Hegel.

Rom, 2. November 1866.

Lieber Herr Kanzleirat!

Es war mir in der That eine höchst angenehme Überraschung, aus Ihrem freundlichen Schreiben d. d. 17. Okt. von der Notwendigkeit einer vierten Auflage des „Brand“ zu erfahren. Daß ein solches Bedürfnis in der nächsten Zukunft eintreten werde, das überstieg meine Erwartungen, und stets werde ich mit Erkenntlichkeit mich erinnern, einen wie wesentlichen Anteil Sie an diesem seltenen Erfolge haben. Das Honorar, für das ich Ihnen im voraus meinen besten Dank ausspreche, bitte ich bei Ihnen stehen lassen zu dürfen, bis etwas nach Frühjahr oder zu einem anderen Zeitpunkt, worüber ich noch Näheres schreiben werde.

Daß die Veröffentlichung der zweiten Ausgabe der 1866 „Komödie der Liebe", wie Ihr Brief andeutet, bis zum nächsten Frühjahr hinausgeschoben wird, finde ich natürlich ganz in der Ordnung, und ich bitte Sie übrigens, in diesen Dingen durchaus nach Gutdünken zu verfahren.

Ich bin im wahren Sinne des Wortes betrübt darüber, keinen Beitrag zu Richardts Sammlung liefern zu können; aber wenn ich trotz der ehrenvollen Aufforderung, die man an mich gerichtet hat, mich außer stande sehe, in dieser Sache mein Wort einzulösen, so dürfen Sie glauben, daß es nach reiflicher Überlegung geschieht. Ich ersuche Sie, Richardt auf das wärmste von mir zu grüßen, und bitte Sie wie ihn, mir in dieser Angelegenheit, die ja im Grunde mir selbst am meisten zum Schaden gereicht, nichts nachzutragen.

Für die versprochenen neuen Bücher von Dunker, Dietrichson und Listov bin ich Ihnen außerordentlich dankbar; auf das letzte freue ich mich ganz besonders. Jetzt wünschte ich nur, Ihr Wirken für die Wiedergeburt unserer alten dänisch-norwegischen Stammeslitteratur möge auch pekuniär Früchte tragen: daß Sie einst, wenn der Einheitsgedanke klarer durchgedrungen ist, die ganze Anerkennung der Zukunft ernten werden, ist ja gut und schön, aber nicht genug!

Für die Photographie, die ich erhalten habe, bin ich Ihnen herzlich verbunden; einliegend sende ich Ihnen die meine, so gut wie ich sie im Augenblick zur Verfügung habe, bitte mir aber die Erlaubnis aus, später eine andere senden zu dürfen.

Aus Ihrem Brief ersehe ich, daß ein kleines Mißverständnis obwaltet hinsichtlich einer Arbeit, die ich plane und brieflich erwähnt habe. Sie wird nämlich nicht von Chr[istians] IV. Jugend handeln, — es ist nur der Stoff dieser Zeit entnommen. Ob diese Arbeit übrigens als die erste zur Ausführung gelangen wird, weiß ich noch nicht mit Bestimmtheit. Ich habe noch einige andere Sujets im Kopf; doch gerade diese Zerstreutheit meines Interesses zeigt, daß noch keines von ihnen genügend reif ist. Aber ich habe das sichere Gefühl, daß dies bald geschieht, und

1867 hoffe, Ihnen so gegen Ende des Frühjahrs das fertige Manuskript zustellen zu können.

Von dem Staatsminister Sibbern, und durch ihn von König Karl habe ich nun einen ausnehmend freundlichen Brief erhalten. Sibbern war von Stockholm abwesend und hat deshalb erst im vorigen Monat die Bücher empfangen.

Herzlichen Dank, daß Sie die Mühe mit meinem Lotterielos haben auf sich nehmen wollen! Stünde es nur in meiner Macht, Ihnen meine Erkenntlichkeit für all Ihr Wohlwollen durch die That zu beweisen!

Was die Restauflage von der norwegischen Ausgabe der „Komödie der Liebe" betrifft, so werden Sie hoffentlich bald befriedigende Antwort erhalten entweder durch P. Botten=Hansen oder durch einen anderen meiner Freunde, den Reichsarchivar Birkeland, dem ich ebenfalls aus demselben Anlaß geschrieben habe. Das Vorwort werde ich Ihnen später senden; es macht mir ordentliches Kopfzerbrechen, denn es darf weder zu viel noch zu wenig enthalten.

Dr. Salomonsen hat hoffentlich meinen Gruß überbracht. Professor Clausens Ankunft sehe ich mit großer Sehnsucht entgegen; es sind zur Zeit äußerst wenig Skandinavier in Rom. Die hiesigen Verhältnisse sind ja auch nicht verlockend, und die nächste Zukunft verspricht gerade keine Besserung in dieser Hinsicht.

Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

39.

An Frederik Hegel.

Rom, 5. Januar 1867.

Lieber Herr Kanzleirat!

Ich habe hiermit das Vergnügen, Ihnen das Vorwort zur „Komödie der Liebe" zu senden. Die paar Zeilen haben mir mehr Kopfzerbrechen verursacht als die ganze Dichtung. Ich habe

sie unzählige Male umgeschrieben und bin zuletzt bei der ersten 1867
Redaktion stehen geblieben. Sind Sie mit der Vorrede nicht zufrieden, so mag sie meinetwegen fortfallen; aber dann müßte dafür gesorgt werden, daß eine verbreitete Zeitung ungefähr das brächte, was ich im Vorwort gesagt habe, um dänische Leser zu orientieren. Das liebste wäre mir jedoch, wenn meine Zeilen vorn im Buche stünden; aber darüber sollen Sie ganz nach Belieben verfügen.

Ihnen und Ihrer geehrten Familie wünsche ich von ganzem Herzen ein fröhliches Neujahr, und ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen für die wertvolle Büchersendung, die ich durch die Familie Brun von Ihnen empfing, meinen besten Dank auszusprechen. Die Bücher habe ich allesamt mit Interesse gelesen. Die Reise, zu der Dietrichsons schriftstellerische Thätigkeit gediehen ist, hat mich in hohem Maße erfreut und überrascht; man liest sein Buch mit wirklichem Vergnügen, und ich glaube, ihm eine große Verbreitung auch in Norwegen prophezeien zu können. Auch Listovs Wörtersammlung habe ich mit Freuden gelesen, hauptsächlich weil ich sehe, daß eine sehr große Menge der sogenannten neu-norwegischen Wortformen sich in dänischen Dialekten wiederfindet, und daß also nur die Aufnahme in die Schriftsprache neu ist.

Ich weiß nicht, ob Sie die norwegischen Zeitungen lesen; ist dies der Fall, so werden Sie bemerkt haben, daß sich dort namentlich im „Morgenblad", „Nyhedsblad" und „Aftenblad" eine ganze Litteratur über „Brand" entwickelt hat. Das beste, was von norwegischer Seite über die Dichtung geschrieben worden ist, sind nach meiner Meinung die Artikel im „Morgenblad" vom 1. und 4. Dezember; der Verfasser ist mir unbekannt. Clemens Petersen bitte ich von mir zu grüßen; ich werde ihm, was meine Pflicht und Schuldigkeit ist, in allernächster Zeit schreiben.

Über den Restbestand der „Komödie der Liebe" habe ich nichts gehört; da aber der Besitzer ein alter guter Freund von mir ist, so sehe ich die Sache als geregelt an.

1867 Schließlich muß ich Ihnen noch erzählen, daß es mit meiner neuen Arbeit gut vorwärts geht, und daß sie, wenn nichts dazwischen kommt, Anfang Sommer fertig sein wird. Es wird ein großes dramatisches Gedicht, dessen Hauptfigur eine von den halb mythischen und märchenhaften Gestalten aus der neueren Periode des niederen Volkes in Norwegen ist. Es wird „Brand" ganz und gar unähnlich sein, ohne direkte Polemik u. s. w. Der Stoff ist mir lange im Kopf herumgegangen; jetzt ist der ganze Plan ausgearbeitet und niedergeschrieben und der erste Akt in Angriff genommen. Das Werk wächst in der Arbeit, und ich bin überzeugt, daß Sie damit zufrieden sein werden. Übrigens bitte ich, dies vorläufig für sich zu behalten.

Mit aufrichtigem Dank für das verflossene und mit wiederholten guten Wünschen für das neue Jahr bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

40.

An Frederik Hegel.

Rom, 8. März 1867.

Lieber Herr Kanzleirat!

Heute schreibe ich Ihnen hauptsächlich deshalb, weil ich die zwei beigeschlossenen Billets besorgt haben möchte. Goldschmidt hat mir, obwohl ich ihn nicht persönlich kenne, einen außerordentlich schönen und herzlichen Brief gesandt.

Für die Jahresabrechnung, die ich erhalten habe, danke ich in jeder Hinsicht. Ich habe darin vergeblich nach verschiedenen Posten gesucht, namentlich nach den Kosten der drei Prachtexemplare für Stockholm und Christiania, — ich erlaube mir, hierin einen neuen Ausdruck der großen Liberalität zu erblicken, die Sie mir auch sonst in so vielen Beziehungen bewiesen haben, und ich danke Ihnen verbindlichst dafür.

Die beiden Nummern der „Ill. Tidende" habe ich erhalten und bin Ihnen für Ihre Mühewaltung sehr verbunden. Aber

wer ist der Biograph? Keiner von den hiesigen Dänen kennt 1867 ihn. Der Mangel an Takt, mit dem er nicht zur Sache gehörige Privatverhältnisse behandelt, läßt mich in ihm am ehesten einen Norweger vermuten, aber das kann er doch kaum sein. Übrigens ist ja seine Beurteilung in vielen Punkten wohlwollend und voll Anerkennung. Viele Inkorrektheiten finden sich gleichwohl, z. B. da, wo er des Staatsministers Riddervold Stellung zur Bewilligung meiner Dichtergage bespricht. Unrichtig ist auch, daß ich ein gründliches Studium Heines getrieben habe; — ich habe nur einmal einen Band seiner „Reisebilder" und sein „Buch der Lieder" gelesen. Dasselbe gilt von Kierkegaard, von dem ich nur wenig gelesen und noch weniger verstanden habe. — Es würde mich übrigens interessieren zu erfahren, wer der Mann ist.

Mit meinem neuen dramatischen Gedicht bin ich nun bis zur Mitte des zweiten Aufzugs vorgeschritten (es werden fünf Akte und, soweit ich das im voraus berechnen kann, ungefähr 250 Seiten werden). Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen schon im Juli das Manuskript senden können.

Ich erfahre von Ravnkilde, daß meine Anweisung auf 100 Reichsthaler präsentiert und honoriert worden ist. Darf ich Sie um die große Güte bitten, mir im Laufe dieses Monats einen Wechsel auf den Restbetrag des Honorars für die vierte Auflage des „Brand" zu senden? — Die Lotteriespekulation hat ja einen guten Anfang genommen. Wenn sie Ihnen nur nicht zu viel Mühe machte!

Die Rezension von Listovs „Wörtersammlung" im „Faedreland" (unterzeichnet A. L.) habe ich mehrmals mit großem Vergnügen gelesen. Sie ist zweifellos das Vortrefflichste und Richtigste, das noch über die neueren norwegischen Sprachverhältnisse geschrieben worden ist. Sollten Sie den Verfasser zufälligerweise kennen, so bitte ich Sie, den zahlreichen Danksagungen, die er sicherlich empfangen hat, die meine zuzugesellen. Professor Clausen ist mit Familie hier angekommen, A. Hage ebenso; Orla Lehmann wird erwartet.

1867 Björnson teilt mir mit, daß er zum Sommer das Theater verlassen will, und daran thut er ganz recht. Er schreibt gegenwärtig nichts, sagt er, und ich fürchte, daß sein Blatt — „Norsk Folkeblad" — ihm mehr von seiner Arbeitskraft stiehlt, als wünschenswert ist.

Möchte doch jetzt die neue Ausgabe der „Komödie der Liebe" Erfolg haben! Die früheren Rezensenten werden das Buch kaum einer neuen Erörterung unterziehen; aber es wird hoffentlich doch besprochen werden.

Mit den besten Grüßen bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

41.

An Frederik Hegel.

Villa Pisani, Casamicciola. Ischia, 8. August 1867.

Lieber Herr Kanzleirat!

Hierdurch erlaube ich mir, wie es meine lange versäumte Schuldigkeit ist, mich zum Empfang Ihres geehrten Schreibens sowie des einliegenden Wechsels auf 600 Francs zu bekennen und mich dafür zu bedanken; es ist mir in Rom am 9. Mai zugegangen. Sodann habe ich Ihnen zu melden, daß ich Ihnen heute durch Generalkonsul Danchertsen in Neapel das Manuskript von den ersten drei Akten meiner neuen Arbeit sende, betitelt: Peer Gynt, ein dramatisches Gedicht. Hoffentlich empfangen Sie das Paket ungefähr gleichzeitig mit diesen Zeilen. Was ich sende, das wird im Druck ungefähr 120 Seiten ausmachen, und der Rest ebensoviel. Den vierten Akt hoffe ich Ihnen Ende des Monats schicken zu können und das übrige danach in nicht allzulanger Zeit.

Nun bin ich gespannt zu hören, wie es Ihnen gefällt. Ich selbst habe gute Hoffnung. Falls es Sie interessiert, so mögen Sie wissen, daß Peer Gynt eine geschichtliche Persön-

lichkeit ist, die im Gudbrandsdal gelebt hat, wahrscheinlich zu Ende 1867 des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts. Seinen Namen kennt der gemeine Mann da oben noch recht gut; doch von seinen Thaten weiß man wohl kaum mehr, als was in Asbjörnsens „Norske Huldreeventyr“ (im Abschnitt „Höjfjelds-billeder“) steht. An stofflicher Grundlage habe ich also für das Gedicht nicht viel gehabt, aber desto größere Freiheit ist mir darum auch geblieben. Es würde mich interessieren zu erfahren, was Clemens Petersen dazu sagt.

Aber nun fragt es sich — vorausgesetzt, daß Sie mit der Arbeit zufrieden sind —, ob Sie wünschen, daß das Buch zu Weihnachten heraus soll. Mir wäre dies natürlich das liebste, doch ich überlasse die Sache im übrigen Ihnen. Ferner erlaube ich mir, von Ihrem früheren liebenswürdigen Anerbieten Gebrauch zu machen und Sie um einen Vorschuß in Höhe von 200 Reichsthalern zu ersuchen, die ich zusammen mit dem kleinen Betrag, der noch bei Ihnen steht, als einen Wechsel auf Paris und in einem rekommandierten Brief unter der Adresse: Cavaliere D. Danchertsen. Console-Generale di Danimarca. Vico calanzione. Pizzofalcone. Napoli mir erbitte. Dürfte ich hoffen, gegen Ende des Monats einen solchen Brief in Neapel vorzufinden, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Ich reise nämlich zu der Zeit nach Sorrent, um dort die letzte Hand an meine Arbeit zu legen. Hier auf Ischia haben wir seit Mitte Mai gewohnt. Die Hitze ist manchmal auf 30 Grad Reaumur gestiegen, und da muß man stark sein, wie ich es, Gott sei Dank, bin, um mit gutem Humor arbeiten zu können. Wie steht es mit dem Absatz der „Komödie der Liebe“? Ich will doch hoffen, daß Sie bei der Sache nicht allzu schlecht abschneiden? Ich denke oft daran.

V. Bergsöe, der sich mit Familie hier auch aufhält, legt ein Manuskript bei. Ich bitte Sie, die Portokosten nach bestem Ermessen auf beide Absender zu verteilen und mir meinen Part vorläufig in Rechnung zu stellen.

Molbech, G. Brandes und Clemens Petersen bitte ich

1867 zu grüßen, und in der Erwartung, recht bald einige Zeilen von Ihnen zu erhalten, bin ich

hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

42.

An Magdalene Thoresen.

Sorrent, 15. Oktober 1867.

Liebe Schwiegermutter!

Ich will ganz gewiß nicht versuchen, mein langes Stillschweigen zu rechtfertigen, — ich kann Dich nur um Verzeihung bitten. Von einer Woche zur anderen habe ich mir vorgenommen, einen langen Brief zu schreiben; aber hier, wie in meinem ganzen übrigen Briefwechsel, ist es beim bloßen Vorsatz geblieben.

Zu Saras Verheiratung wünsche ich Dir von Herzen Glück und bitte Dich, ihr meinen besten Gruß auszurichten. Es freut mich aufrichtig für sie, daß Kopenhagen ihre Heimat wird. Für die norwegischen Lebensverhältnisse war sie, glaube ich, nicht sonderlich veranlagt, und wenn hierin eine Herabsetzung liegt, so trifft diese die Verhältnisse und nicht sie. Ich begreife oft nicht, wie Du es da oben aushalten kannst! Das Leben dort, so wie es mir jetzt erscheint, hat etwas unbeschreiblich Langweiliges; es langweilt einem den Geist aus dem Wesen, die Tüchtigkeit aus dem Willen heraus: das ist das Verdammte an den kleinen Verhältnissen, daß sie die Seelen klein machen.

Jetzt wird wohl auch Dorothea bald aus dem Hause entführt, und dann bist Du ja nicht mehr so fest gebunden. Italien solltest und müßtest Du sehen, nicht auf einer flüchtigen Durchreise, sondern während eines längeren Aufenthaltes. Schaffe Dir ein Reisestipendium; komme nicht ein, sondern fordere, verlange. Auf andere Weise geht es nicht; setze Federn und Zungen in Bewegung. Man sollte ja nicht so viel Umstände zu machen

brauchen; aber anders setzt man bei uns in Norwegen nichts 1867
durch — ja, anderwärts wohl auch nicht.

Von meiner Reise kann ich brieflich nicht viel erzählen. Etwa Mitte Mai gingen wir nach Ischia, blieben dort bis Mitte August und sind seither auf dieser Südseite des Golfs herumgezogen, unter allerhand Manövern, um der Cholera u. s. w. zu entgehen. Ende dieses Monats kehren wir nach Rom zurück. Der Kirchenstaat ist, wie Du weißt, in Aufruhr, und wir möchten doch gern ein bißchen von den Dingen sehen.

Ich habe ein neues dramatisches Gedicht vollendet, das Weihnachten herauskommt: es wird mich ungemein interessieren zu hören, was Du davon hältst. Das Gedicht heißt: „Peer Gynt", nach der Hauptgestalt, über die in Asbjörnsens „Huldreeventyr" zu lesen ist. An stofflicher Grundlage habe ich nicht viel gehabt, aber desto freier konnte ich auch mit dem Gegenstand umspringen, nach eigenem Ermessen.

Von Hegel höre ich, daß Dein neues Buch erst zum Frühjahr herauskommt, und daß es ein großes Buch ist. Mehr verlautet nicht; aber ich freue mich und sehne mich danach, es zu erhalten. Den Vorteil hat man doch, wenn man im Ausland lebt, daß man das nationale Leben der Heimat gereinigt und im Extrakt bezieht. Von dem, was auf Straßen und Gassen vor sich geht, bleibt man verschont, und das ist ein Gewinn. Norwegische Zeitungen, die jünger wären als vom Anfang Mai, haben wir nicht zu Gesicht bekommen.

Wie geht es Thomas? Beharrt er auf seinem Vorsatz, zum Theater zu gehen? und ist er etwa schon aufgetreten? Die Verhältnisse in Norwegen sind für einen Künstler ja nicht gerade verlockend: wenn aber sein wirklicher Beruf in dieser Richtung liegt, so ist ja nichts dagegen zu sagen. — Axel ist gewiß ein wackrer Junge. Er ist nun wohl bald mit der Schule fertig?

Daß der Buchdrucker Tönsberg mich um einen Beitrag für ein Buch ersucht, das er herausgeben will, hat mich in hohem Grade wunder genommen. Als ich Norwegen verließ, ernährte

1867 besagter Tönsberg sich unter anderem durch Herausgabe eines Schmutzblattes, worin mir wie so vielen anderen mehr als einmal in der solchen Zeitungen geläufigen Art die Ehre abgeschnitten wurde. Ob er dies Geschäft auch jetzt noch fortsetzt, ist mir unbekannt. Aber ich habe nicht die Absicht, meine Feinde zu kaufen, und Herr Tönsberg bekommt von meiner Hand nie eine Zeile.

Susannas Brief von Ischia hast Du hoffentlich erhalten. Ihr und Sigurd geht es gut. Einige vorübergehende Fieberanfälle waren nach wenigen Tagen glücklich überstanden. Beide treiben sich viel in den Bergen umher, und inzwischen arbeite ich. Jetzt bleibt uns nur noch Pompeji und das Museum in Neapel, und dann hoffentlich auf nach dem lieben Rom. Es sollte mir leid thun, wenn Politik und so ein Blödsinn auch dort Einlaß fänden; doch früher oder später wird das schon geschehen.

Möchtest Du jetzt, da Du an Deinem Buch arbeitest, doch nur Deine volle Kraft und Gesundheit haben! Wie Du unter Krankheit und Leiden arbeiten kannst, ist mir unfaßlich.

Über eine Bemerkung darfst Du nicht böse sein: behandle in Deinem neuen Buch die Sprache sorgfältig. Es finden sich in „Signes Geschichte" und in Deinen anderen Erzählungen viele Ausdrücke und Wendungen, die norwegisch etwas ganz anderes bedeuten, als Du gemeint hast: und noch mehr finden sich, die weder norwegisch sind noch es je waren. Provinzielle Verballhornungen, die nicht in der Ursprache wurzeln, darf man nicht aufnehmen. Erkundige Dich, wo Du nicht sicher bist, und nimm es nicht übel, daß ich Dich hierauf aufmerksam mache. Es ist besser, es geschieht privatim in einem Brief als öffentlich in einer Kritik; und früher oder später kann doch irgend einer diese Sache aufgreifen, die ja zur Zeit ein Gegenstand der Kontroverse ist. Wir dürfen den Gegnern nicht Waffen in die Hand geben.

Herzliche Grüße an Euch alle von Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

13. 1867

An Jonas Collin.

Sorrent, 21. Oktober 1867.

Lieber Herr Collin!

Es ist ganz gewiß unverantwortlich von mir, Ihren freundschaftlichen Brief erst jetzt zu beantworten; aber eine weitläufige litterarische Arbeit hat in den mittlerweile vergangenen Monaten meine Zeit ausschließlich mit Beschlag belegt und das bißchen Korrespondenz unterbrochen, das ich sonst mit den Freunden in der Heimat führe.

Trotz dieses meines langen Stillschweigens kann ich Ihnen doch versichern, daß meine Gedanken oft, sehr oft bei Ihnen waren. Wir sprechen häufig von Ihnen, und die kurze Zeit unseres römischen Verkehrs wird mir immer eine liebe, schöne und freundliche Reiseerinnerung bleiben.

Herzlichen Dank für die Freude, die Sie mir durch Übersendung Ihres Porträts bereitet haben!

Bergsöe hat Ihnen, wie ich hoffe, einen vorläufigen Gruß von mir überbracht. Ich habe ihn wenigstens darum gebeten, und er hat es versprochen.

Ihren Brief erhielt ich am Tag vor unserer Abreise von Rom. Seither haben wir unsere Zeit im wesentlichen zwischen Ischia und Sorrent geteilt. Meine neue Arbeit, ein dramatisches Gedicht, das vermutlich nächsten Monat herauskommt, habe ich hier vollendet. Ich habe, wie versprochen, das Manuskript für die Sammlung Ihres Herrn Vaters aufgehoben und werde Ihnen das Paket bei erster Gelegenheit schicken.

Ich hoffe, Sie haben Ihre Krankheit nun längst überstanden. Für Ihren freundlichen Brief kann ich Ihnen gar nicht genug danken; ich bin ein schlimmer Briefschreiber und möchte deshalb dies und noch vieles andere am liebsten aufschieben, bis wir uns einmal persönlich sehen.

Mit Bergsöe und seiner Familie sind wir im Sommer

1867 zusammen gereist. Wir treffen uns natürlich recht oft; doch was man so einen näheren Verkehr nennt, davon wird zwischen ihm und mir kaum die Rede sein können. Die Schuld liegt an uns beiden. Was bei mir dem im Wege steht, darauf will ich nicht weiter eingehen. Bergsöe hat viel Gutes in seinem Wesen; aber ich glaube, es könnte ihm nicht schaden, wenn er etwas mehr Haltung, Charakter, Überzeugung und Selbständigkeit besäße, und vor allen Dingen, wenn er sich gegen äußere Einflüsse zu wehren verstünde. Er hat übrigens einen sehr unruhigen Sommer verbracht: — auf Ischia Angst vor dem Erdbeben, — Cholera in Neapel, — in Sorrent Briganten und jetzt Krieg im Kirchenstaat mit dazugehörigen Garibaldisten und aufgerissenen Eisenbahnen!

Trotz alledem gehen wir doch nächste Woche über Pompeji und Neapel nach Rom, um den Winter dort zuzubringen. Wohin die politischen Ereignisse steuern, das läßt sich schwer voraussagen; aber die nächste Zukunft wird ganz sicher eine Entscheidung bringen.

Wenn Sie mir trotz meiner Saumseligkeit zeitweilig und bei Gelegenheit einige Zeilen senden wollten, so würden Sie mir eine wirkliche Freude bereiten. Meine Frau läßt Sie vielmals grüßen. Von den Skandinaviern in Rom haben wir keine Nachrichten. Die traurige Neuigkeit von Schous Tod in Florenz wird Ihnen wahrscheinlich bekannt sein; das ist ein wirklicher Verlust: Schou war ein ungewöhnlich aussichtsreicher Künstler.

Anbei folgt ein Billet von V. Bergsöe. Er sagt, Ihr Herr Vater habe in einem gestern eingetroffenen Brief meiner gütigst gedacht. Ich bitte Sie, ihm meinen ergebenen Gegengruß zu übermitteln.

Aus dem „Dagblad" ersehe ich, daß in Kopenhagen ein Federkrieg zwischen Philosophen und Theologen ausgebrochen ist. Ich bin nicht genügend mit der Sache vertraut, um mir eine Meinung darüber bilden zu können. Aber ich muß gestehen, daß in Georg Brandes' Auftreten eine ungewöhnliche Kraft

und Stärke der Überzeugung liegt. Ich weiß nicht, ob Sie sein Freund oder sein Gegner sind; aber mir ist es klar, daß dieser Mann noch einmal eine große Rolle in der Wissenschaft und den höheren Lebensverhältnissen der Heimat spielen wird. Hiermit will ich natürlich nichts über mein persönliches Verhältnis zu seinem Standpunkt gesagt haben.

1867

Lieber Collin! So leben Sie denn für diesmal wohl und empfangen Sie kurz und gut die herzlichsten und wärmsten Grüße von Ihrem stets ergebenen

Henrik Ibsen.

44.

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 9. Dezember 1867.

Lieber Björnson!

Was ist denn das eigentlich für ein Höllenspuk, der auf jedem einzigen Punkt uns in die Quere kommt? Es ist, als ob der Satan in Person käme und uns das Licht nähme! Ich hatte Deinen Brief erhalten. Wenn man schreibt, wie Du da geschrieben hast, so hat man nicht Trug im Munde. Es giebt Dinge, die sich nicht erheucheln lassen. Ich hatte auch eine Antwort geschrieben aus der Fülle eines dankbaren Herzens; denn für Lob kann man nicht danken; aber verstanden zu werden, das macht unaussprechlich dankbar. Und jetzt habe ich keine Verwendung für meine Antwort; ich habe sie in Stücke gerissen.

Vor einer Stunde habe ich Herrn Clemens Petersens Besprechung in „Faedrelandet" gelesen. Soll ich jetzt Deinen Brief beantworten, so muß ich ganz anders beginnen: ich muß den Empfang Deines geehrten Schreibens von dem und dem Datum mit dazu gehöriger Kritik in dem erwähnten Blatt bestätigen.

Wäre ich in Kopenhagen und hätte ich dort einen, der mir so nahe stände, wie Clemens Petersen Dir, — ich hätte

1867 ihn zum Krüppel geschlagen, ehe ich ihm erlaubt hätte, an Wahrheit und Recht ein so tendenziöses Verbrechen zu begehen. Es ist eine Lüge in Clemens Petersens Artikel verborgen: nicht in dem, was er sagt, sondern in dem, was er verschweigt. Und hier ist vieles vorsätzlich verschwiegen. Du kannst ihm diesen Brief getrost zu lesen geben: so sicher ich weiß, daß er ein tiefes und ernstes Verhältnis zu dem hat, wofür es sich in dieser Welt zu leben lohnt, so sicher weiß ich, daß dieser Artikel dereinst einmal wie Feuer auf seiner Seele brennen wird. Denn ein Verschweigen kann genau ebenso eine Lüge sein wie die positive Aussage, und Clemens Petersen hat eine große Verantwortung: unser Herrgott hat ihm eine große Aufgabe anvertraut.

Glaube nicht, daß ich ein blinder, eitler Narr bin! Du kannst mir glauben, daß ich in meinen stillen Stunden ganz hübsch in meinen eigenen Eingeweiden herumwühle und sondiere und anatomiere, und zwar an den Stellen, wo es am wehsten thut.

Mein Buch ist Poesie: und ist es keine, dann soll es Poesie werden. Der Begriff Poesie wird sich in unserem Lande, in Norwegen, schon noch dem Buche anpassen. Es giebt nichts Stabiles in der Welt der Begriffe: die Skandinavier unseres Jahrhunderts sind keine Griechen. Er sagt, der fremde Passagier sei der Begriff „Angst"! Wenn ich auf der Richtstatt stünde und mein Leben mit dieser Erklärung retten könnte, sie wäre mir nicht eingefallen. Ich habe nie daran gedacht: ich habe die Scene heruntergeschmiert als eine Caprice. Und ist Peer Gynt etwa nicht eine Persönlichkeit — abgeschlossen, individuell? Ich weiß, daß er es ist. Ist es die Mutter nicht?

Man kann mancherlei von Clemens Petersen lernen, und ich habe viel von ihm gelernt: aber eins wäre ihm gesund zu lernen, — und wenn ich es ihn auch nicht lehren kann, so habe ich es doch vor ihm voraus, und das ist, was Du in Deinem Brief „Treue" nennst. Ja, just das Wort ist es!

Nicht die Treue gegen einen Freund, ein Ziel oder dergleichen, 1867
sondern gegen etwas unendlich viel Höheres.

Ich bin jedoch froh über das Unrecht, das mir zugefügt worden ist. Es liegt eine Hilfe und Schickung Gottes darin: denn ich fühle meine Kräfte wachsen mit dem Grimm. Soll es Krieg geben, dann nur zu! Bin ich kein Dichter, so habe ich nichts zu verlieren. Ich werde es als Photograph versuchen. Meine Zeitgenossen da oben werde ich mir einzeln, Mann für Mann, vornehmen, wie ich es mit den Sprachstreblern gethan habe. Ich werde nicht das Kind im Mutterleib werde den Gedanken oder die Stimmung hinter dem Wort bei keiner Menschenseele schonen, welche die Ehre verdient, nicht übergangen zu werden.

Lieber Björnson, Du bist eine warme, prächtige Seele, die mir mehr des Großen und Herrlichen geschenkt hat, als ich Dir je vergelten kann. Aber in Deiner Natur ist etwas, das leicht die Ursache werden kann, daß Dein Glück, und gerade das, Dir zum Fluch werde. Ich habe ein Recht, Dir dies zu sagen: denn ich weiß, daß ich unter der Kruste von Unsinn und Schweinerei ernst gewesen bin in meiner Lebensführung. Weißt Du, daß ich mich fürs ganze Leben von meinen eigenen Eltern, von meiner ganzen Familie fortgemacht habe, weil ich nicht in dem Zustand eines halben Verständnisses verharren wollte?

Was ich hier zusammenschreibe, ist gewiß recht zusammenhangslos. Aber Summa summarum: ich will nicht Antiquar oder Geograph sein. Ich will nicht meine Anlage zur Monradschen Philosophie weiter ausbilden, kurz — ich will nicht guten Ratschlägen folgen. Aber eines will ich, und sollten auch äußere und innere Mächte mich dazu treiben, mir selbst das Dach über dem Kopf anzustecken — ich will immerdar —, so wahr mir Gott helfe, sein und bleiben

Dein treu und aufrichtig ergebener

Henrik Ibsen.

1867 10. Dezember.

Ich habe die vorstehenden Zeilen beschlafen und sie mit kaltem Blut durchgelesen. Sie sind der Ausdruck meiner Stimmung von gestern, aber trotzdem sollen sie abgehen.

Jetzt will ich Dir nach ruhiger und genauer Überlegung sagen, was Herrn Cl. Petersens Artikel für Folgen haben wird.

Ich weiche nicht gutwillig, und Herr Cl. Petersen kann mich nicht vertreiben; dazu ist es zu spät. Möglicherweise kann er erreichen, daß ich Dänemark den Rücken kehre, — aber in diesem Fall will ich mehr als nur den Verleger wechseln. Unterschätze meine Freunde und meinen Anhang in Norwegen nicht. Die Partei, deren Blatt seine Spalten der Ungerechtigkeit gegen mich geöffnet hat, soll dann fühlen, daß ich nicht allein stehe. Nur bis zu einer gewissen Grenze kenne ich Rücksichten, und wenn ich mir nur angelegen sein lasse (was ich auch vermag), die Unbändigkeit dieser Stimmung mit Kaltblütigkeit in der Wahl der Mittel zu paaren, so sollen meine Feinde spüren: bin ich nicht im stande aufzubauen, so werde ich doch der Mann sein, **alles um mich her niederzureißen.**

Dies bezieht sich jedoch nur auf die Zukunft. Jetzt will ich Dir etwas über den gegenwärtigen Augenblick sagen.

Ich stehe nicht in Korrespondenz mit der Heimat. Aber gleichwohl kann ich Dir etwas von dort sagen. Weißt Du, was man sich in diesen Tagen sagt in Norwegen, überall wo Carl Plougs Zeitung verbreitet ist? Man sagt sich: es ist der Kritik Cl. Petersens anzumerken, daß Björnson in Kopenhagen ist.

Hast Du „Peer Gynt" im „Norsk Folkeblad" besprochen, so heißt es: diplomatischer Zug, aber nicht fein genug!

So werden einige aus Überzeugung, andere aus Rachsucht und Ingrimm sprechen. Die Kritik wird Parteien für oder wider bilden. Du wirst es erfahren.

Man wird Clemens Petersens Kritik einen „Dank für neulich" nennen. Ein mir unbekannter Mann hat vor einiger Zeit etliche Artikel im „Morgenblad" geschrieben, worin Herrn

Petersens litterarische Thätigkeit unverschämt heruntergerissen 1867
wurde; von mir wurde darin mit Wohlwollen gesprochen. Diese Kombinationen wird man in der Erinnerung auffrischen. Ich kenne den Gedankengang der Kerle.

Lieber Björnson, laß uns doch versuchen zusammenzuhalten! Unsere Freunde haben uns oft genug das Leben sauer und den Kampf unnötig schwer gemacht.

Daß ich in dieser Sache kein Mißtrauen gegen Dich hege, wirst Du ja daraus ersehen, daß ich Dir dies alles schreibe. Ich stehe nicht und werde nicht auf seiten meiner Anhänger wider Dich stehen. Wider Deine Freunde — das ist eine andere Sache.

Herrn Petersens Artikel — ich komme wieder darauf zurück — wird mir nicht schaden können. Der Abwesende hat immer einen großen Vorteil in der Abwesenheit selbst. Aber den Artikel in der Form zu schreiben, wie es geschehen ist, war unklug. In dem Artikel über „Brand" behandelte er mich mit Achtung, und das Publikum wird in den inzwischen verstrichenen Jahren nichts finden, was mich der Verachtung preisgäbe. Das Publikum wird Herrn Petersen nicht das Recht zugestehen, mich so obenhin abzuthun, wie er es zu thun versucht hat. So etwas müßte er den Kollegen überlassen, die von ihrer kritischen Thätigkeit leben; aber von Herrn Petersen glaubte ich allerdings bisher, daß er für die seine lebe.

Dir mache ich nur den Vorwurf der Unthätigkeit; es war nicht schön, daß Du aus Nachlässigkeit einen derartigen Versuch zugelassen hast, in meiner Abwesenheit meine litterarische Stellung unter den Hammer zu bringen.

So! Nun habe ich mir alles vom Herzen heruntergeschrieben. Schilt mich nur gehörig aus, am liebsten in einem langen Brief, wenn Du das nötig hast! — Und so empfange in guter Gesinnung von uns allen einen Gruß für Dich und die Deinen! Zeige Deiner Frau diesen Brief nicht; doch übermittle ihr unsere besten Wünsche zu Weihnachten und

1867 Neujahr und besonders zu der bevorstehenden dritten großen Festesstunde!

Dein

Henrik Ibsen.

45.

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 28. Dezember 1867.

Lieber Björnson!

Einen herrlicheren Gruß, als ihn mir Dein Brief am ersten Weihnachtsmorgen brachte, hätte ich auf dieser Welt nicht empfangen können.

Die Ladung Quark, die ich in meiner Epistel das letzte Mal verfrachtete, war die Ursache, daß ich in der Zwischenzeit keine Stunde der Ruhe oder Zufriedenheit mit mir selbst hatte. Das Schlimmste, was ein Mensch sich anthun kann, ist, anderen unrecht zu thun. Ich danke Dir, daß Du mit Deiner großherzigen Gesinnung die Sache so aufgefaßt hast, wie Du es gethan! Ich sah auf lange Zeit nichts als Unfrieden und Bitterkeit vor mir; aber jetzt, hinterher, erscheint es mir als so ganz Deiner Natur gemäß, daß Du die Sache gerade so genommen hast und nicht anders. Ich lese Deinen Brief immer wieder und wieder durch und lese mich frei von dem quälenden Gedanken, daß ich Dich verletzt haben könnte.

Verstehe meine Äußerungen im vorigen Briefe nicht fälschlicher Weise so, als ob ich das Wesen der Poesie nicht dorthin verlegen will, wo es Clemens Petersen haben will. Im Gegenteil; ich verstehe ihn und bin ganz einer Meinung mit ihm. Aber ich meine, daß ich die Forderung erfüllt habe; er sagt nein. Er spricht von unserer reflektierenden Zeit, die Macbeths Hexen etwas bedeuten läßt, das in Macbeths Innern selbst vorgeht. Aber in eben demselben Artikel läßt er einen verstörten Schiffspassagier „Angst" bedeuten! Ja, auf diese Art mache ich mich anheischig, Deine wie die Werke aller anderen Dichter von

Anfang bis Ende in Allegorien umzuwandeln. Nehmen wir 1867
Götz von Berlichingen! Sagen wir, daß Götz selbst den gärenden volkstümlichen Freiheitsdrang, der Kaiser den Staatsbegriff bedeutet u. s. w. — was kommt dabei heraus? Ja, daß es keine Poesie ist!

Über meine „Paroxysmen" brauchst Du Dir übrigens keine Sorgen zu machen; sie sind nicht angekränkelt, in gar keiner Beziehung. Deinen Rat, ein Lustspiel für die Bühne zu schreiben, werde ich wohl befolgen, denk' ich. Ich habe selbst auch daran gedacht. Es ist möglich, daß ich den Sommer nach Norditalien gehe, und wo wir den nächsten Winter zubringen, das weiß ich nicht. Ich weiß nur das eine: nicht in Norwegen. Würde ich jetzt zurückkehren, so würde eines von beiden geschehen: entweder hätte ich mir binnen eines Monats alle Menschen daheim zu Feinden gemacht, oder ich würde unter allerhand Verkleidungen wieder einschlüpfen und mir selbst wie anderen eine Lüge werden.

Lieber Björnson! Willst Du Dich wirklich wieder mit dem Theater einlassen? Du hast da freilich eine Mission zu erfüllen; aber Du hast ja doch eine Mission, die Dir näher liegt: in Deiner eigenen Dichtung. Ja, wenn nur Zeitverlust die Folge wäre, dann könnt' es noch hingehen; wenn alle dichterischen Gesichte, Stimmungen, Bilder nur beiseite träten, um sich hernach zu melden! Doch so ist es nicht. Es kommen andere, aber was dazwischen liegt, das stirbt ungeboren. Die Theaterfrone ist für einen Dichter eine sich täglich wiederholende Abtreibung der Leibesfrucht: die bürgerlichen Gesetze belegen so etwas mit Strafe; ich weiß nicht, ob unser Herrgott freier gesonnen ist. Vergiß nicht, lieber Björnson, — Begabung ist kein Recht, sie ist eine Pflicht!

Nein, zieh hinaus, carissimo! Weil der Abstand den Gesichtskreis erweitert, und dann weil man gleichzeitig auch selbst den guten Leuten aus dem Gesichtskreis kommt. Ich bin sicher, die Weimaraner waren seiner Zeit Goethes schlechtestes Publikum.

Es wäre herrlich, wenn wir uns hier unten treffen könnten. Aber ich habe so eine Ahnung, daß es nicht geschieht. Auf das

1867 „Fischermädchen" warte ich wie ein Verdurstender — ja, genau so. Im übrigen bleibe ich mit mir allein und bin ein sehr schlechter Gesellschafter in dem großen skandinavisch-römischen Kreise. Später werde ich Dir vielleicht etwas über meine Reise für das „Norsk Folkeblad" senden. Einige kleine Beiträge aus Italien sollst Du jedenfalls haben. Habe Dank für das, was Du über mich geschrieben hast; Hegel hat versprochen, mir die Nummern zu senden. Nicht minder Dank im voraus für die Biographie!

In besagter Sache, dem „Ordenssegen", kann ich nach meiner besten Überzeugung Deine Ansicht ganz und gar nicht teilen. Unsere Heimat ist in einer Monarchie und nicht in einer Republik; ich für mein Teil bin kein Freund der Republik. Die „Ähnlichkeit mit Bravo" ist schon da: denn wir sowohl wie er bekommen Sold vom Staat. Von der bewilligenden Staatsgewalt bekommen wir Geld; die Königsgewalt verleiht uns ein Zeichen der Ehre, weil sie eine Volksstimmung respektiert, die sie als vorhanden anerkennt. Weshalb die eine Ausdrucksform ablehnen, wenn wir die andere für dieselbe Sache nicht abgelehnt haben? Blicken wir doch hinein in unser eigenes Innere, bis auf den Grund! Ist es unsere Absicht, in Zukunft Asketen zu werden? Beabsichtigen wir, uns jede gutgemeinte festliche Veranstaltung, jeden Toast u. s. w. zu verbitten? Aber wenn nicht: was hat dann die Ablehnung in dem einen Punkte zu besagen? Orla Lehmann hat gegen Orden und Titel deklamiert: aber sage mir aufrichtig, kennst Du einen eitleren Mann als ihn? August Blanche hat sich über solche Dinge spöttisch geäußert: und wie läßt er sich nicht von hinten und von vorn be-ordenen und be-sternen von der Volksgunst auf dem „Operakällar" und anderwärts? Ich für mein Teil fühle, daß ich mich durch eine Ablehnung einer Unwahrheit gegen mich selbst und andere schuldig machen würde. Hätte ich irgendwelches positive Verlangen nach solchem Kram, so hätte ich mich natürlich gehütet, als „Staatssatirikus" aufzutreten; aber sollte es kommen — dann kein Wesens davon!

Ich schreibe Dir bald noch einen langen Brief. Dieser 1868 hier ist in keiner Beziehung, was er sein sollte. „Meine Freunde im ‚Morgenblad'" — sei unbesorgt, sie werden mir nie etwas anhaben können! Wer diese schreibenden Freunde sind, das weiß ich übrigens ebensowenig, wie ich weiß, wer in den Zeitungen der Südsee-Inseln schreibt. Nach Norwegen keine Korrespondenz, ausgenommen alle drei Monate einen Brief an meinen Schwager.

Und somit ein fröhliches Neujahr! Schreibe, wenn Du kannst, und möchte ich doch bald hören, daß alles wohl und guter Dinge ist. Grüß' Deine Frau und Deine Buben von uns allen.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

Hegel bitte zu grüßen. Clemens Petersen, und wer sonst einen Gruß haben will, ebenso. Du seist auf einem Triumphzug begriffen, sagen die Dänen hier. Ja, das verdienst Du. Wenn es Deiner Arbeit nur nicht zu viel Zeit und Seelenruhe wegnimmt!

Dein

H. J.

46.

An Frederik Hegel.

Rom, 24. Februar 1868.

Lieber Herr Kanzleirat!

Haben Sie auch diesmal Nachsicht mit meiner Unzuverlässigkeit im Briefschreiben, da ich erst heute Ihre geehrte und freundliche Zuschrift vom 12. Dezember v. J. beantworte. Für den beigeschlossenen Wechsel auf 700 Francs verbindlichsten Dank.

Die besagten Korrekturen zum „Brand" sollen in wenigen Tagen expediert und abgesandt werden.

Wie steht es mit „Peer Gynt"? In Schweden ist er, soweit ich aus den Zeitungsreferaten ersehen kann, sehr gut aufgenommen worden. Aber ist nun der Absatz dementsprechend?

1868 In Norwegen, erfahre ich, hat das Buch viel Lärm erregt. Ich mache mir nicht das geringste daraus, aber dort wie in Dänemark hat man viel mehr Satire herausgelesen, als ich beabsichtigt hatte. Warum kann man das Buch nicht als ein Gedicht lesen? Denn als ein solches habe ich es doch geschrieben. Die satirischen Partien stehen ziemlich isoliert. Aber wenn die heutigen Norweger, wie es ja den Anschein hat, in Peer Gynts Person sich selbst wiedererkennen, so mögen das die guten Leute schließlich mit sich selber abmachen.

Ich bin Ihnen herzlich verbunden für die vielen Rezensionen, die Sie mir gütigst übersandt haben. „Morgenbladet" ist das einzige norwegische Blatt, das hier gehalten wird. Sollte es Ihnen möglich sein, mir gelegentlich Björnsons Artikel im „Norsk Folkeblad" zu verschaffen, so würden Sie mir eine große Freude machen.

Meine nächste Arbeit wird wahrscheinlich ein Schauspiel für die Bühne sein, und es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, bis ich ernstlich daran gehe.

Es drückt mich, daß ich Herrn G. Brandes noch nicht über seinen Artikel in „Dansk Maanedsskrift" geschrieben habe; aber jetzt soll es geschehen. Ich bitte Sie, gelegentlich meinen Gruß zu bestellen.

Daß die Ausgabe von P. Hjorts Briefen Ihnen Unannehmlichkeiten zugezogen hat, thut mir wahrhaftig leid, aber mir scheint doch, diese Seite der Sache muß unschwer zu ertragen sein, da es doch klar ist, daß die ganze Verantwortung den namhaft gemachten Herausgeber trifft.

Das Geheul der „Sprachstrebler" darüber, daß „Peer Gynt" nicht zeitiger nach Bergen gekommen ist, braucht man sich wohl auch nicht weiter zu Herzen zu nehmen. Nach dem, was später passiert ist, hat es den Anschein, als ob ihn die Kerle noch früh genug gekriegt haben.

Ich habe schon daran gedacht, eine Sammlung meiner verstreuten und ungedruckten Gedichte zu veranstalten. Doch dies kann nicht hier in Italien geschehen, da die Sachen in allerhand

verstreuten Zeitungen u. s. w. aufgestöbert werden müssen; aber 1868
einmal muß ich doch wohl wieder nach dem Norden; dann mache ich wohl auch einen Abstecher nach Christiania, und bei dieser Gelegenheit ließe sich die Unternehmung recht gut ins Werk setzen. Ich danke Ihnen, daß Sie diese Angelegenheit zur Sprache gebracht haben!

Mit einem herzlichen — wenn auch freilich etwas späten Neujahrsgruß und mit einem nicht minder warmen Dank für das verflossene Jahr bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Darf ich zu allem übrigen es wagen, Ihre Güte noch für ein Anliegen in Anspruch zu nehmen? Wenn ja, so bitte ich Sie, auf meine Kosten eine Geographie, eine allgemeine Weltgeschichte, eine skandinavische Geschichte, eine Naturgeschichte, ein Rechenbuch sowie die für den ersten Religionsunterricht nötigen Bücher mir besorgen zu lassen — alles geeignet für ein achtjähriges Kind, das jedoch gerade kein Anfänger mehr ist. Mein kleiner Junge hat nämlich schon ein ganz Teil gelesen, namentlich Welt- und Bibelgeschichte, aber bisher ganz unsystematisch, und so darf es nicht weitergehen. Sollte es nicht zu teuer sein, die Bücher per Fracht oder mit der Post zu senden, so wäre mir dies das liebste, es müßte sich denn irgend ein Reisender finden, der ein leeres Plätzchen in seinem Koffer hätte. — Seien Sie mir deshalb nicht böse. Das ist eine für mich wichtige Angelegenheit.

Ihr

H. J.

47.

An Magdalene Thoresen.

Rom, 31. März 1868.

Liebe Schwiegermutter!

Einige wenige Zeilen bitte ich Dich freundlich aufzunehmen, ein so untüchtiger Briefschreiber ich auch bin. Ich meine, ich

1868 hätte wohl eine Unendlichkeit von Dingen zu sagen, aber schriftlich wird nie etwas daraus. Möge es auf mündlichem Wege besser werden; ich hoffe und glaube dies mittlerweile, trotzdem ich wohl einsehe, daß ich eigentlich erst ich selbst bin, wenn ich allein mit meinen Gedanken bin.

Wie es möglich sein wird, außerhalb Italiens zu leben, und vor allem, wie es möglich sein wird, in Christiania zu leben, das ist mir einfach unfaßbar! Aber es muß wohl geschehen. Daß man sich da oben isolieren muß (wenigstens ich), das fühle ich, falls ich mir nicht jeden zweiten Menschen zum Feinde machen will. Alles übrige mag hingehen; aber das Scharwenzeln um die Schweden kann ich nicht ertragen. Die Schweden sind, wegen der Grundlage ihrer Kultur, unsere Geisteswidersacher, und nun meint man, durch Nachgiebigkeit gegen einander oder dergleichen das Widerstrebende zusammenflicken zu können! Ein Glück für die Kerle, die sich mit diesem Unfug befassen, ist es, daß unsere Presse auf solchem Niveau steht, daß kein anständiger Mensch sie anpacken kann, ohne Handschuhe anzuziehen; aber mit ihnen zu polemisieren, ist unbequem. Und wen würde man auf seiner Seite haben? Niemand. Man würde allein stehen. Für mich unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß da oben den Leuten, die Geist und Gefühl haben, ohne Ausnahme eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als sich wie das angeschossene Tier ins Dickicht, in die Einsamkeit und Stille zu schleppen, um zu sterben. Das Beste, was unserem Lande widerfahren könnte, wäre ein großes Nationalunglück. Kann man es nicht überstehen, so hat man kein Recht zu leben. Ich bin hier unten Zeuge von Opferthaten gewesen, die es mir ermöglicht haben, Vergleiche anzustellen, und unser Land schneidet dabei nicht ehrenvoll ab.

Glück auf zu den Vorlesungen! Daß es gut gehen würde, wußte ich ja im voraus. Übrigens hören wir nichts von Hause. Norwegische Zeitungen haben wir heuer bis jetzt nicht bekommen. Auch bezeichnend! Während dänische und schwedische Redaktionen im Interesse ihrer hiesigen Landsleute uns nicht

allein ihre Blätter gratis senden, sondern sogar das Porto bis zur Grenze des Kirchenstaates aus eigener Tasche bezahlen, hat der Eigentümer des „Morgenblad“, der Leibarzt des Königs, Dr. de Besche, die Versendung des Blattes eingestellt, weil das Porto zu Neujahr von dem skandinavischen Verein nicht pränumerando bezahlt worden ist! Es liegt etwas bitter Kränkendes darin, sich in der Fremde seiner eigenen Landsleute schämen zu müssen.

Thomas ist wohl jetzt in Stockholm? Wenn es ihm doch nur gut ginge. Axel hast Du wohl bald die Freude als tüchtigen Studenten zu sehen. Grüße sie alle miteinander, und nimm selbst die herzlichsten Grüße hin von Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

N. S. Summa summarum des obenstehenden Geschwätzes ist: Sieh wegzukommen! Reise! Thu es, ob es nun möglich oder unmöglich ist! Unmöglich ist übrigens nichts, wozu man den unbezwinglichen Willen hat.

H. J.

48.

An Frederik Hegel.

München, 22. September 1868.

Lieber Herr Kanzleirat!

Herzlichen Dank für Ihren letzten freundlichen Brief mit den nötigen Aufklärungen über die Direktion des Theaters. Wenn ich nach Dresden komme, mache ich von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch und sende Ihnen ein verbessertes Exemplar der „Kronprätendenten“ zur Besorgung. Daß die Zeit für eine neue Auflage noch nicht gekommen ist, konnte ich mir wohl denken, denn die erste Auflage war sehr hoch, und ich bin überzeugt, daß ich alles, was davon verkauft und verbreitet ist, im wesentlichen Ihnen verdanke, der mich in ein Verhältnis zum dänischen Publikum gebracht hat. Norwegen allein kann keinen Schriftsteller ernähren.

1868 In Dresden schreibe ich mein neues Schauspiel — hierüber später mehr. Ich hoffe, es bis Weihnachten fertig zu haben, aber da die Zeit für Ausgabe und Aufführung ja doch in diesem Jahre zu weit vorgeschritten ist, so mag es liegen bleiben. Ich werde Ihnen Abschrift senden, und dann können wir ja vereinbaren, was weiter zu thun ist. Ich bin dieser meiner neuen friedfertigen Arbeit sehr froh.

Hier haben wir die ganze Zeit unter einem herrlichen italienischen Himmel gelebt, die echten Kunstschätze Münchens alle und den Preußenhaß der Bevölkerung genossen, von dem man sich bei uns keine Vorstellung machen kann. Wir reisen von hier wahrscheinlich direkt nach Dresden am 1. oder 2. Oktober. Trotzdem ich nicht ganz ohne Geld bin, so erlaube ich mir doch, für jeden möglichen Fall, Sie zu ersuchen, mir gütigst 200 Reichsthaler zu senden, entweder in preußischem Gelde oder als Wechsel. Meine Adresse ist: Frau C. Bauer, Maximiliansplatz, Nr. 13, 3. Stock. Für die Zeitungen, die ich empfangen habe, danke ich vielmals. Das Bücherpaket von Turin ist bis dato ausgeblieben: das ist eine lange und seltsame Geschichte, die ich Ihnen von Dresden aus in aller Ausführlichkeit erzählen werde.

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

49.

An Frederik Hegel.

Dresden, 31. Oktober 1868.

Lieber Herr Kanzleirat!

Aus den häufig eintreffenden Zeitungskonvoluten ersehe ich, daß Sie mein letztes Billet, worin ich meine Adresse u. s. w. aufgegeben und auch versprochen habe, bald etwas ausführlicher zu schreiben, empfangen haben. Die Freude, die Sie uns durch das „Dagblad" verschaffen, ist wirklich groß, — stände es doch nur in meiner Macht, meine Erkenntlichkeit in etwas mehr als bloßen Worten zu zeigen!

Meine neue Arbeit schreitet rasch vorwärts. Den ganzen 1868 Sommer habe ich mich, wo ich ging und stand, im Kopf damit getragen, doch ohne eigentlich zu schreiben. Nun ist der ganze Entwurf fertig und niedergeschrieben; der ganze erste Akt ist vollkommen ausgeführt, der zweite Akt wird es in acht Tagen sein, und ehe noch das Jahr um ist, wird das Ganze vollendet sein. Die Arbeit ist in Prosa geschrieben und durchaus für die Bühne berechnet. Der Titel des Stückes ist: „Der Bund der Jugend oder Herrgott u. Comp.", Lustspiel in fünf Akten. Es behandelt Reibungen und Strömungen aus dem Leben der Gegenwart, und wird, obwohl es in Norwegen spielt, ebensogut auf Dänemark passen. Ich befinde mich in einer glücklichen und versöhnten Gemütsstimmung und schreibe in Harmonie damit. Diesmal soll der liebe vortreffliche Mann Georg Brandes keinen Grund haben, sich über ungesetzlichen Umgang mit den Musen zu beklagen. — Von Brandes' „Ästhetischen Studien" bitte ich mir ein Exemplar zu senden und es mir in Rechnung zu stellen. Schon in Rom habe ich davon reden hören, daß er an einer Abhandlung über das Komische schriebe, einen Begriff, über den ich, offen gestanden, theoretisch genommen durchaus nicht mit mir im Reinen bin, und den ich gerade von Brandes ganz besonders gern geklärt sehen würde.

Das Turiner Bücherpaket ist und bleibt verschwunden, und, wie es mir bis heute vorkommt, unter verdächtigen Umständen. Ich habe nun inzwischen den letzten Versuch gemacht, und sobald ein Brief, den ich aus Rom erwarte, eingetroffen ist, werde ich Ihnen schreiben und die bisher in dieser Sache geführte Korrespondenz übersenden.

Kennen Sie keine Dänen, die sich den Winter hier in Dresden aufzuhalten gedenken? Ich sehne mich sehr nach Skandinaviern. Vielleicht giebt es hier schon einige; aber mir ist noch keiner in den Weg gelaufen, und der Konsul weiß von nichts.

In Dresden lebt es sich sehr angenehm und sehr billig. Da wir uns indessen für ein halbes Jahr hier eingerichtet haben, so hat dies verschiedene Pränumerando-Zahlungen verursacht. Ich

1868 bin dadurch in Geldverlegenheit geraten, und, indem ich von einem früheren wohlwollenden Anerbieten Ihrerseits Gebrauch mache, bitte ich Sie, mir gütigst 200 Reichsthaler zu senden. Ja, nun dürfen Sie aber keinen Schreck bekommen und, bei dem Gedanken an die schönen Summen, die ich schon vorher im Sommer geschluckt habe, sich einbilden, ich sei hier in Deutschland ein „Verschwender" geworden. Die Sache verhält sich eher umgekehrt, indem ich in diesem Jahre so glücklich gewesen bin, meine Gage in Norwegen sparen zu können, und nun nicht gern Ordre geben möchte, etwas von dem in der Christianiaer Kreditkasse festgelegten Betrag zu erheben.

Für das Exemplar des „Brand", fünfte Auflage, das ich empfangen habe, danke ich verbindlichst und wünsche, daß sie sich eines schnellen Absatzes erfreuen möge. Was ich über meine neue Arbeit geschrieben habe, muß — ich bitte —, soweit der Titel in Frage kommt, unter uns bleiben; daß ich die Arbeit unter der Feder habe, ist natürlich kein Geheimnis. Die „Kronprätendenten" will ich bis auf weiteres nicht einreichen, um nicht auf einmal zwei verschiedene Stücke einzusenden.

Von Herrn Rudolf Schmidt ist mir die Bitte zugegangen, Beiträge für eine neue Zeitschrift zu liefern. Doch im Augenblick habe ich nichts, was ich ihm senden könnte. Ich schreibe ihm heute.

Das Wetter ist rauh und stürmisch; aber als Arbeitswetter betrachtet gut, und wir wohnen in jeder Beziehung gemütlich. Das Theater besuche ich fleißig; es ist eins von den besten Theatern Deutschlands, steht aber, was Geschmack und Kunst anlangt, tief, tief unter dem Kopenhagener. Doch so ist es überall in Deutschland.

Indem ich Sie bitte, meine herzlichsten Grüße entgegenzunehmen und die viele Mühe, die ich Ihnen verursache, zu verzeihen, bin ich

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Was wird aus V. Bergsöes großem neuen Roman?

H. J.

50. 1868

An Rudolf Schmidt.

Dresden, 31. Oktober 1868.

Herrn cand. mag. Rudolf Schmidt.

Indem ich den Empfang Ihres geehrten Schreibens vom 11. d. M. bestätige, erlaube ich mir, meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche und ehrenvolle Aufforderung auszusprechen.

Es ist mir jedoch für den Augenblick unmöglich, ihr nachzukommen. Was ich an kleineren Gedichten (aus einer früheren Zeit und einer überwundenen Epoche) etwa liegen habe, dem kann ich nicht den Wert und die Bedeutung beimessen, die meines Erachtens eine Veröffentlichung rechtfertigen würden, und dazu noch in den ersten Heften einer neuen Zeitschrift. Ich habe außerdem sämtliche Manuskripte dieser Art in Rom zurückgelassen, von wo ich sie erst im Frühjahr erhalten werde. Sollte ich dann bei der Durchsicht über eines oder das andere besser denken, so werde ich es Ihnen gern senden, — und durchaus nicht böse sein, wenn es abgelehnt werden sollte.

Von neuen kleinen Sachen kann ich nichts versprechen, da ich gegenwärtig mein Augenmerk ganz und ausschließlich auf eine weitläufige Arbeit, ein Lustspiel in fünf Akten, gerichtet habe.

Sie sagen, die Redaktion bestehe, von Ihnen abgesehen, aus den Herren Prof. R. Nielsen und cand. mag. Clemens Petersen. Herrn Cl. Petersen kenne ich, und Herrn Prof. Nielsen kenne ich nicht. In Anbetracht dieser beiden Umstände glaube ich kaum fehlzugehen, wenn ich meinen Dank für die erfolgte Aufforderung an Sie allein und an Sie persönlich richte.

Mit Hochachtung

Ihr ergebenster

Henrik Ibsen.

P. S. Sollten Sie späterhin ein paar Kleinigkeiten aus Italien wünschen, Charakterzüge, Reiseerlebnisse — alles knapp, und ohne jeden Anspruch auf künstlerischen Wert mitgeteilt —,

1869 so habe ich Stoff genug und würde wohl auch eine Form finden. Aber hiervon kann ja erst in einem späteren Zeitpunkt die Rede sein.

H. J.

51.

An Rudolf Schmidt.

Dresden, 26. Januar 1869.

Herrn cand. mag. Rudolf Schmidt.

In Beantwortung Ihres sehr geehrten Schreibens vom 16. d. muß ich Ihnen mitteilen, daß ich nicht als künftiger Mitarbeiter der geplanten Zeitschrift genannt zu werden wünsche, da ich nicht in der Lage sein werde, von Ihrem ehrenvollen Anerbieten Gebrauch zu machen.

Der Grund dieses Entschlusses ist, daß ich mich nicht dazu verstehen kann, mit Männern zusammen zu arbeiten, die ich, durch Erfahrung belehrt, im Verdacht haben muß, sie werden bei der ersten Gelegenheit ihre respektiven Zeitungen und Federn gegen mich brauchen. In einer Kopenhagener Korrespondenz des norwegischen „Morgenblad" wird, wie ich sehe, Herr B. Björnson als wahrscheinlicher Mitherausgeber von „For Ide og Virkelighed" („Für Idee und Wirklichkeit") genannt. Schon dieser Umstand würde allein für mich ausschlaggebend sein, auch wenn nicht eine Unmenge anderer Motive vorläge.

Ich bin Ihrer Zustimmung gewiß, wenn ich daran festhalte, daß Klarheit die erste Bedingung in allen Verhältnissen sein muß, und hoffe darum zuversichtlich, daß Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich mit einer Ablehnung bin

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

52. 1869

An Frederik Hegel.

Dresden, 20. Februar 1869.

Lieber Herr Kanzleirat!

Hiermit sende ich Ihnen ein paar Zeilen als Antwort auf Ihre beiden letzten Briefe vom 22. Januar und 2. Februar. Es ist nicht unmöglich, daß ich im Sommer nach Kopenhagen komme; aber dann nur auf kurze Zeit und um wieder hierher zurückzukehren. Für „Dagbladet" bin ich Ihnen außerordentlich verbunden. „Morgenbladet" enthält nichts von Interesse, nur ewiges Gezänk über Kleinigkeiten und im übrigen Dummheiten.

Vielen Dank für das übersandte Exemplar der „Sonne im Siljethal". Das Buch hat seine verdienstlichen Seiten, es scheint mir aber in der Komposition unklar zu sein, und die Sprache ist schrecklich schlecht. Eine derartige Mißhandlung eines Idioms habe ich in der Litteratur noch nicht gesehen, nicht einmal in der „fürchterlichen Feuersbrunstgeschichte" des seligen Reiser. Wollen Sie litterarisch die Verfasserin retten, so geben Sie ihr den Rat, mit den Bauernerzählungen aufzuhören. Björnson wie ich können Worte und Wendungen aus der Sprache des gemeinen Mannes benutzen, weil wir wissen und verstehen, was, insofern es der Sprache der Urzeit entstammt, seine Berechtigung hat, und was Entstellung und dreiste Alltagsrede ist: aber hierzwischen vermag Frau Thoresen nicht zu unterscheiden, und deshalb ist ihre Sprache ein Sammelsurium geworden, das norwegisch weder gewesen ist noch jemals werden kann. Ich habe darüber selbst an sie geschrieben, ebenso rückhaltlos wie ich Ihnen hier schreibe, habe aber bis heute keine Antwort erhalten.

Ich muß es aufgeben, meine neue dramatische Arbeit noch in dieser Saison zur Aufführung zu bringen. Sie ist nun beinahe fertig; dann beginnt die Reinschrift, und ich hoffe, Ihnen also jede Woche einen Akt senden zu können. Ich hoffe und glaube, daß Ihnen diese friedfertige Arbeit, die ebenso gut auf

1869 dänische und schwedische wie auf norwegische Verhältnisse paßt, gut gefallen wird. Könnte das Stück bei den Theatern im Mai eingereicht werden, so würde es im September zur Aufführung und im Oktober in den Buchhandel kommen können. Es wird ungefähr zweihundert Druckseiten ausmachen.

Für die Jahresabrechnung, die ich empfangen habe, bin ich Ihnen jetzt, wie immer, und in jeder Beziehung, dankbar.

Das Bücherpaket aus Rom werde ich durch einen Reisenden erhalten; das hat nun keine so große Eile, da ich seit Neujahr meinen Sohn in einem hiesigen Institut untergebracht habe, das wesentlich auf Kinder fremder Nationen zugeschnitten ist, und wo der mündliche Unterricht auf Französisch und Deutsch erteilt wird.

Hier unten haben wir so gut wie gar keinen Winter; zehn bis zwölf Grad Wärme sind nichts Seltenes, und das Gras beginnt an vielen Orten zu sprießen.

Wer ist Herr Chr. Thorkildsen? Doch nicht etwa ein Projektenmacher, ein norwegischer Portefeuillefabrikant Thorkildsen, der vor einigen Jahren in Christiania wohnte und der immer eine Menge merkwürdiger Eisen im Feuer hatte? Er hat mich um Beiträge für ein großes Prachtwerk gebeten; aber darauf kann ich nicht eingehen. Von Herrn Rudolf Schmidt habe ich einige sonderbare Briefe erhalten. Er fährt fort, mich um Beiträge zu bitten, während er mir gleichzeitig zu verstehen giebt, daß seine Zeitschrift „bei niemand zu betteln braucht". Er schreibt, die Zeitschrift „solle alles vereinen, was Geist im Norden ist", und erklärt, daß er „mich für einen Mann hält, der seine Pflicht im Stiche läßt", wenn ich nicht für ihn schreibe. Das ist mir doch ein seltsames Gerede!

Und somit ein herzliches Lebewohl für diesmal! Haben Sie gegen den Ausgabetermin meines Schauspiels etwas einzuwenden oder sonst etwas zur besseren Regelung der Sache zu bemerken, so hoffe ich, von Ihnen zu hören.

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

53. 1869

An Frederik Hegel.

Dresden, 14. März 1869.

Lieber Herr Kanzleirat!

Hiermit habe ich das Vergnügen, Ihnen das erste Viertel des Manuskriptes zu senden. Eine gleiche Sendung wird alle acht Tage erfolgen, so daß Sie also in drei Wochen das Ganze haben werden. Der Druck kann meinetwegen sofort beginnen. Ich verlasse mich auf Ihren Korrektor — und auf mein Manuskript, das, wie ich glaube, ohne jeden Schreibfehler ist. Es ist mir lieb, daß die Auflage sogleich gedruckt wird, denn ich wüßte nichts zu ändern oder zu verbessern.

Für die 150 Thaler preußisch, die ich erhalten habe, danke ich verbindlichst; ebenso für Richardts neue Gedichte, die „Illustr. Tidende", Hamiltons Zeitschrift u. s. w. — Es ist eine Sammlung außerordentlich hübscher und feiner Gedichte, die Richardt da geliefert hat. Der Chr[istianiaer] Korrespondent von „Nordisk Tidsskrift" befürchtet, wie ich sehe, ich möchte durch einen längeren Aufenthalt im Ausland Schaden nehmen. Ich hoffe, meine neue Arbeit wird das Gegenteil beweisen. Seine Korrespondenz ist im übrigen so unsagbar klobig und geschmacklos, daß man fast glauben sollte, es sei G. A. Krohg selbst, der sie fabriziert hat.

Ein Deutscher, Herr Siebold, schreibt mir, daß er den „Brand" übersetzt hat und es sich angelegen sein läßt, ihn hier herauszugeben. Kennen Sie ihn? Ich muß gestehen, ich hege einiges Mißtrauen gegen das Unternehmen. Übrigens habe ich die Absicht, es mit der Verbreitung meiner Werke hier zu versuchen, und glaube, daß Leipzig der rechte Ort sein müßte. An wen müßte ich mich da wenden? Damit hat es jedoch keine Eile.

Aus den Zeitungen ersehe ich zu meinem Erstaunen, daß meine Landsleute für den Sommer einen Studentenkongreß planen. Ich glaubte doch, die Kerle hätten nun Skandinavismus

1869 genug zusammengelogen. Wird eine solche Einladung von dänischer Seite wirklich angenommen werden?

Einen herzlichen Gruß von

Ihrem stets ergebenen und dankbaren

Henrik Ibsen.

54.

An Lorentz Dietrichson.

Dresden, 28. Mai 1869.

Hei, Carissimo!

Ja, ich hoffe, Du erlaubst mir, die alte römische Anrede zu gebrauchen, der Professur und allen anderen Würden zum Trotz!

So bist Du denn also Professor! Lieber Freund, nimm meinen herzlichsten Glückwunsch! Ich setze als selbstverständlich voraus, daß es nicht ein bloßer Ehrentitel nur ist, sondern daß er von einem erklecklichen Gehalt begleitet ist. Konservator am Nationalmuseum bist Du ja gleichzeitig auch, und auf diese Weise hoffentlich für lange Zeit in Stockholm gelandet. Erzähle mir ausführlich von all dem.

Wenn ich Deinen freundlichen Brief vom Herbst nicht beantwortet habe, so geschah dies aus zwei Gründen: erstlich weil ich wegen der „Kronprätendenten" schwankte, und dann, weil ich im Briefschreiben ein Schubbjak bin. Ich habe diesen Winter ein neues Drama geschrieben, ein Lustspiel in fünf Akten, betitelt „Der Bund der Jugend", das sich jetzt im Druck befindet, und das ich gern vor den „Kronprätendenten" einreichen möchte. In einem Monat etwa schicke ich es Dir und bitte Dich, nimm Dich seiner an, so gut Du kannst.

Ich setze voraus, daß ich mich nicht geirrt habe, wenn ich seinerzeit in schwedischen Besprechungen von „Brand" und „Peer Gynt" Deine wohlwollende Feder wiederzuerkennen glaubte. Hierfür, wie für so vieles andere, hoffe ich in nicht allzu ferner Zeit Dir persönlich danken zu können

Wenn ich Dir heute endlich, wie es meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, schreibe, so geschieht es aus einem speziellen Anlaß. Ich will nämlich versuchen, einen Wechsel der Freundschaft auf Dich zu ziehen. 1869

Die Sache ist die: ein deutscher Litterat, P. F. Siebold in Cassel, hat „Brand" übersetzt und wird das Buch zum Herbst in Leipzig herausgeben. Er oder sein Verleger oder alle beide meinen jedoch, daß das Publikum im voraus präpariert werden soll, und möchten deshalb so bald wie möglich in einer deutschen Zeitschrift, wahrscheinlich in der „Illustr. Zeitung", mein Porträt veröffentlichen nebst einer kurzen Biographie, die über meine Stellung in der skandinavischen Litteratur, meine persönlichen Verhältnisse u. s. w. orientieren soll. Man hat sich an mich um Mitteilungen gewandt, aber ich kann mich nicht hierzu verstehen, und Herr Siebold ist natürlich selbst mit dem Gegenstand nicht genügend vertraut. Daß die Sache für mich Interesse hat, kannst Du Dir denken. Deshalb nehme ich meine Zuflucht zu Dir als meinem alten Freund. Liebster, schreib' was zusammen, das für die Deutschen paßt, — schreib' es so wohlwollend, wie Deine Gewissenhaftigkeit es erlaubt. Eine Dichtermisere zieht heutzutage nicht mehr; erzähle lieber, daß Regierung und Storthing mir eine Gage ausgesetzt haben, daß ich reise, mich „in dem großen Vaterlande" aufhalte u. s. w.

Ist es zu viel, Dich um all das zu bitten? Oder willst Du mir helfen? Thust Du es, so mache es kurz, und schicke es entweder an mich oder an „Herrn P. F. Siebold in Cassel"; weitere Adresse ist nicht nötig. Er wird es dann ins Deutsche übersetzen. Ich weiß keinen Besseren als Dich, an den ich mich wenden könnte: deshalb plage ich Dich. Antworte mir auf jeden Fall. Vom 8. Juni ab ist meine Adresse „Königsbrückerstraße 33, 1. Etage".

Über meine Reise — seit unserer Trennung — zu schreiben, würde zu weitläufig sein. Ich lebe ein behagliches und sorgenfreies Leben und denke mich im Herbst über „Julian" herzumachen. Bitte, grüße Deine verehrte Frau und Dein Töchterchen

1869 freundlichst von uns. Ich habe für nächstes Jahr eine Reise nach Stockholm vor. Hierüber ein ander Mal mehr.

Aus den Zeitungen habe ich ersehen, daß Du in Göteborg Vorträge halten solltest; wo Du Dich im Augenblick aufhältst, weiß ich nicht und sende deshalb diesen Brief durch Hegel. Wann erscheint denn der nächste Band Deiner norwegischen Litteraturgeschichte? Für den erschienenen Band kann ich Dir nicht genug danken; er hat uns eine große Freude bereitet, und ich kann wohl sagen, daß dies das einzige Buch ist, das ich — nächst Holbergs Komödien — nie müde werde zu lesen. Meine Frau kann es ungefähr auswendig, — ja, dies Buch macht Dir in Wahrheit Ehre!

Somit will ich für heute schließen, lieber Freund; kannst Du mir in der erwähnten Angelegenheit helfen, so weiß ich, Du thust es. Lebe herzlich wohl und grüße alle gemeinsamen Freunde von

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

55.

An Frederik Hegel.

Dresden, 10. Juni 1869.

Lieber Herr Kanzleirat!

Wenn ich Ihren freundlichen Brief vom 21. v. M. erst jetzt beantworte, so hat das darin seinen Grund, daß ich mich in diesen Tagen im Umzug befunden habe. Ich habe nun meine neue Sommerwohnung bezogen, und meine Adresse ist fortan: Königsbrücker-Straße, Nr. 33, 1. Etage.

Die Briefe an die drei Theaterdirektionen werde ich Ihnen bei Zeiten senden. Wird das Stück in Kopenhagen angenommen, so hat es natürlich keinen Zweck, auf die dortige Aufführung zu warten. Es ist selbstverständlich, daß das Buch zum Herbst in den Handel muß, und daß dementsprechend das Stück beim

Theater nach einer niedrigeren Skala berechnet wird, darauf bin 1869 ich vorbereitet gewesen.

Dürfte ich Sie bitten, Herrn Licentiaten H. Scharling zu sagen, daß ich gegenwärtig nichts habe, was für „Dansk Tidsskrift" verwendbar wäre. Sollte ich einmal etwas haben, so wird es mir eine Freude sein, es ihm zu senden.

Vom norwegischen Vorstand des Studentenkongresses bin ich gebeten worden, ein Willkommlied zu schreiben, was ich jedoch abgelehnt habe.

Nun mache ich mich also endlich an die große und lange geplante Arbeit: „Kaiser Julian". Ich fühle, daß sie sich nun zu hinreichender Klarheit ausgewachsen hat, und fange ich erst an, so geht es ohne Stocken weiter. Darf ich bei dieser Gelegenheit Sie bitten, mir einen großen Dienst zu erweisen? Im Frühjahr 1866 stand in „Faedrelandet" eine vortreffliche Abhandlung in drei Abschnitten von Listov, die eine gedrängte Übersicht über Julians Leben giebt. Wäre es Ihnen auf irgend eine Weise möglich, sie mir zu verschaffen, so wäre ich Ihnen außerordentlich dankbar.

Noch eins. Ich sehe, daß Georg Brandes ein Reisestipendium erhalten hat. Wissen Sie zufällig, wo er hinreist? Es wäre mir sehr lieb, wenn ich ihn treffen könnte, und sollte er nach Deutschland gehen, so würde ich zu dem Zweck gern einen Abstecher machen.

Und nun zu guterletzt! Wollen Sie mir freundlichst noch 100 Reichsthaler, dänisch courant, entweder als Wechsel oder in preußischem Gelde vorstrecken? Der Umzug hat mir verschiedene Pränumerandozahlungen verursacht, sonst hätte ich nicht darum gebeten.

„Dagbladet" ist mir trotz der veränderten Adresse regelmäßig zugegangen.

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

1869

56.
An P. F. Siebold.

Dresden, 15. Juni 1869.

Hochgeehrter Herr Siebold!

Ihr freundliches Schreiben sowie das Manuskript habe ich mit Vergnügen in Empfang genommen. Die Lektüre werde ich so bald wie möglich vollenden. Ihre Handschrift macht mir einige Schwierigkeiten, doch ich hoffe, es wird schon gehen. Ein Exemplar des Originals habe ich.

Wenn Professor Dietrichson Ihnen den besagten biographischen Abriß nicht schon gesandt haben sollte, so werden Sie ihn wahrscheinlich binnen kurzem erhalten: Prof. Dietrichson hat mir mitgeteilt, er sei gerade zur selben Zeit ersucht worden, meine Biographie für die schwedische „Ny illustr. Tidning" zu schreiben, und er werde sein Mögliches thun.

Nächste Woche werde ich mir erlauben, Ihnen ausführlicher zu schreiben. Manche Partien Ihrer Übersetzung scheinen mir überraschend glücklich wiedergegeben zu sein; einige Dialogstellen habe ich beim Durchblättern bemerkt, die meines Erachtens vielleicht gewinnen würden, wenn man sie konzentrierte. Doch ob das im Deutschen möglich ist, darüber darf ich Ihnen gegenüber natürlich keine Meinung haben.

Ich wünsche, Sie möchten sich in Ihrem zeitweiligen Junggesellenstande leidlich wohl befinden. Es ist nicht unmöglich, daß ich mir im Laufe des Sommers einmal die Freiheit nehme, Sie in Cassel zu begrüßen.

Ihr ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

57.
An Frederik Hegel.

Dresden, 16. Juni 1869.

Lieber Herr Kanzleirat!

Anbei folgt mein Schreiben an das „Christianiaer Theater". An die Direktion des Stockholmer Theaters schreibe ich nicht direkt,

sondern ich gebe Herrn Dietrichson eine Vollmacht, in meinem 1869
Namen zu handeln. Ich bitte deshalb, das für Stockholm bestimmte Exemplar ihm zuzustellen; das übrige besorge ich von hier aus.

Mit Björnsons „Folkeblad" hat es, wie ich sehe, eine betrübende Wendung genommen. Doch ich kann den Gedanken nicht los werden, daß es schließlich für ihn das Beste ist, wenn er ganz auf seine dichterische Thätigkeit angewiesen ist. Der Artikel im „Morgenblad", den Sie wohl gesehen haben, ist boshaft und triefend von Haß; aber ohne Schuld ist Björnson nicht.

Die Pensionszulage für meine Schwiegermutter ist vom Storthing abgelehnt worden; nun will ich doch hoffen, daß sie wieder nach Kopenhagen zieht. Das wäre in jeder Hinsicht das einzig Richtige. Nach Christiania hätte sie nie gehen sollen. Dort zu leben taugt nicht für einen Schriftsteller, es sei denn, daß er es versteht, alle Parteien kalt zurückzuweisen und einen eigenen Standpunkt für sich einzunehmen; das aber thut sie nicht. Was mich betrifft, so bin ich froh und glücklich, daß ich fernbleiben darf diesem Unfug von Quertreibereien und Intriguen, der da oben herrscht und der immer untrennbar ist von kleinen und kleinlichen Verhältnissen.

Leben Sie herzlich wohl und seien Sie aufs wärmste gegrüßt von

Ihrem hochachtungsvollst ergebenen

Henrik Ibsen.

58.

An Lorentz Dietrichson.

Dresden, 19. Juni 1869.

Carissimo!

Herzlichen Dank für Deinen freundlichen Brief und ebenso im voraus für all Deine biographische Mühe!

Anbei folgt die gewünschte Abbildung meiner Schnute. Ich weiß nicht, ob Du mich von meiner bärtigen Periode her wieder-

1869 erkennst. Hier behauptet man, und ich glaube es selbst, daß ich gut getroffen bin.

Hoffentlich hast Du jetzt ein Exemplar vom „Bund der Jugend“ erhalten, den ich Dir auf Gnade und Ungnade überliefere mit der Bitte, Dich seiner, so gut es geht, anzunehmen. Auf Honorar kann ich ja nicht rechnen; darauf bin ich gefaßt; und das ist für mich ja glücklicherweise auch nicht das wichtigste.

Wie Du siehst, ist das Stück ein einfaches Lustspiel, nichts weiter. Vielleicht wird in Norwegen mancher sagen, ich habe bestimmte Personen und Verhältnisse geschildert. Das ist jedoch unrichtig; ich habe freilich nach Modell gearbeitet, und das ist ebenso notwendig für den Lustspieldichter wie für den Maler und den Bildhauer.

Ich meine, das Stück müßte auch auf Schweden passen, das heißt, in der Wirklichkeit; ob es auch für die dortige Bühne paßt, darüber mußt Du entscheiden. Es läßt sich jedenfalls leicht spielen, verlangt keine Ausstattung, nur ein Honorar für den Übersetzer, — und deshalb, lieber alter Freund, nimm Dich der Sache mit aller Kraft an und bringe das Stück zur Aufführung.

Gelingt es, so gedenke ich nach Stockholm zu kommen; aber damit hat es ja noch gute Weile. Laß von Dir hören, sobald Du kannst. Sage mir Deine Meinung über das Stück. In den Buchhandel kommt es nicht vor dem Herbst.

Einen herzlichen Gruß von uns an Euch alle! Somit lebe einstweilen wohl. Wenn man einander so vielerlei mitzuteilen hat, wie wir, kann von langen Briefen nicht die Rede sein. Das muß alles liegen bleiben, bis wir uns sehen.

Dein getreuer Freund

Henrik Ibsen.

Grüße H. Wieselgren (jetzt ist er ja in Norwegen) — alle anderen Freunde und Bekannte ebenso!

59. 1869

An Georg Brandes.

Dresden, 26. Juni 1869.

Lieber Herr Brandes!

Der Empfang Ihrer freundlichen Zeilen war für mein Gemüt eine große Erleichterung: denn ich mußte mit Recht befürchten, Ihnen sehr undankbar zu erscheinen, wenn ich kein Wort für Sie hatte, nachdem Sie meine Thätigkeit in einer Weise beleuchtet haben, wie kein anderer es gethan hat. Undankbar bin ich aber gewiß nicht. Es kommt ja in der Hauptsache nicht darauf an, „unbedingt verherrlicht", sondern verstanden zu werden.

Wenn ich indessen Ihnen nicht geschrieben habe, so lag das daran, daß meine Antwort in Gedanken zu einem ganzen großen Stück Ästhetik angeschwollen ist, und da ich fand, daß diese mit der Frage beginnen müßte: was ist Poesie?, so werden Sie mir zugeben, daß der Brief ziemlich weitläufig hätte werden müssen, und daß das Thema sich am besten bei einer persönlichen Zusammenkunft erörtern ließe.

„Brand" ist mißdeutet worden, wenigstens was meine Intention betrifft (worauf Sie allerdings antworten können, daß die Kritik mit der Intention nichts zu schaffen hat). Die Mißdeutung wurzelt offenbar darin, daß Brand Geistlicher, und daß das Problem auf das religiöse Gebiet verlegt ist. Aber diese beiden Umstände sind ganz unwesentlich. Ich getraute mich, denselben Syllogismus ebenso gut an einem Bildhauer oder Politiker zu machen wie an einem Geistlichen. Die Stimmung, die mich zum Produzieren trieb, wäre genau so in mir ausgelöst worden, wenn ich statt Brand z. B. Galilei behandelt hätte (mit der Änderung, daß er natürlich den Nacken steif halten und nicht zugeben müßte, daß die Erde stille stünde). Ja, wer weiß, wäre ich hundert Jahre später geboren, so hätte ich vielleicht ebenso gern Sie selbst und Ihren Kampf gegen

1869 Rasmus Nielsens Akkordphilosophie behandelt. Es steckt im großen ganzen mehr maskierte Objektivität in „Brand“, als man bis jetzt herausgefunden hat, und darauf thue ich mir qua Poet was zu gute.

In meinem neuen Lustspiel werden Sie die schlichte Alltäglichkeit finden, keine starken Seelenerschütterungen, keine tiefen Stimmungen und vor allem keine isolierten Gedanken. Was Sie mir mit vollem Recht wegen der unverarbeiteten Autorreden in den „Kronprätendenten“ vorgeworfen haben, hat seine Wirkung gethan. Ihre Abhandlung ist — und hierin müssen Sie den besten Dank sehen, den ich Ihnen zu entrichten vermag — für mich dasselbe gewesen, was Mons Wingaards Chronik für Jakob von Thybo war; ich habe sie sechzehnmal und aber sechzehnmal gelesen und hoffe, „in unterschiedlichen Kriegen“ Nutzen davon zu haben.

Jetzt bin ich aber sehr gespannt, was Sie zu diesem meinem neuen Werk sagen werden. Es ist in Prosa, und daher mit einer stark realistischen Färbung geschrieben. Die Form habe ich mit Sorgfalt behandelt und habe unter anderem das Kunststück fertig gebracht, mich ohne einen einzigen Monolog, ja ohne ein einziges „Beiseite“ zu behelfen. Doch dies alles beweist natürlich nichts; und darum bitte ich Sie recht herzlich: wenn Sie eine freie Stunde haben, so erweisen Sie mir die Freundlichkeit, das Stück zu lesen und mich wissen zu lassen, was Sie davon halten. Wie Ihr Urteil auch ausfallen mag, Sie thun ein gutes Werk an mir hier in meiner Menschenverlassenheit, wenn Sie sich aussprechen. Das Buch kommt vor Herbst nicht in den Handel, und das ist eine lange Wartezeit.

Bitte, grüßen Sie ein paar gemeinschaftliche Freunde, nämlich Jonas Collin und Julius Lange; der letztere hat aus unserem Zusammensein in Rom wohl kaum einen besonders guten Eindruck von mir mitgenommen. Aber ich war damals in der Stimmung eines Raubtier und hatte diverse Gründe dazu.

Ich bedaure in meinem Interesse, daß wir uns auf Ihrer bevorstehenden Reise wahrscheinlich nicht treffen werden: in Ihrem

Interesse aber freue ich mich herzlich: geht doch der Weg nach Süden. Es ist ein unsagbar großes Glück, zum erstenmal dorthin zu ziehen.

Und somit herzlichen Dank für Ihren Brief wie für vieles andere!

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Goldschmidt kennen Sie ja persönlich. Ist er zur Zeit in Kopenhagen, so grüßen Sie bitte auch ihn aufs herzlichste von mir.

60.

An Georg Brandes.

Dresden, 15. Juli 1869.

Lieber Herr Brandes!

Was Sie mir von Björnson sagen, hat mich nicht überrascht. Für ihn existieren nur zwei Sorten Menschen: die, aus denen er Nutzen ziehen kann, und die, die ihn genieren können. Und im übrigen — ein so guter Psychologe B. seinen eigenen erdichteten Gestalten sein kann — so schlecht kalkuliert er, wenn es sich um wirkliche Individuen handelt.

Mir steigt eine Ahnung auf, daß ich Sie vielleicht nicht hätte bitten dürfen, mein neues Lustspiel zu lesen. Bei näherer Überlegung meine ich, was Sie in der Poesie eigentlich interessiert, das sind die Tragödien oder Komödien, die sich im Innern der einzelnen Person abspielen, und aus den faktischen Verhältnissen der Wirklichkeit, ob es nun politische oder was sonst für welche sind, machen Sie sich wenig oder gar nichts. In diesem Fall können Sie bei meinem Stück fragen: was ist mir Hekuba? Aber nun habe ich diesmal nichts anderes geben wollen, als was die Arbeit enthält, und danach muß sich ja doch das Urteil richten. Sie sind außerdem selbst nicht ganz frei von Verantwortung; denn Sie haben mich durch eine Äußerung in

1869 Ihren ästhetischen Schriften in diese Richtung gewissermaßen hineingereizt. Hierüber mündlich mehr.

Es ist ein Mißverständnis, daß ich geglaubt haben sollte, Sie liebten die starken Seelenbewegungen oder die tiefen Stimmungen nicht; ich wollte Sie im Gegenteil davor warnen, etwas zu erwarten, was Sie nicht finden würden.

Was die gewissen Partien in „Peer Gynt" anbelangt, so kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ich beuge mich natürlich den Gesetzen der Schönheit; aber um ihre herkömmlichen Reglements kümmere ich mich nicht. Sie führen Michel Angelo an; nach meiner Ansicht hat keiner mehr gegen die Schönheitsüberlieferungen gesündigt als gerade er; aber alles, was er geschaffen hat, ist trotzdem schön; denn es ist charaktervoll. Rafaels Kunst hat mich eigentlich nie erwärmt; seine Gestalten sind vor dem Sündenfall zu Hause, — und überhaupt, der Südländer hat eine andere Ästhetik als wir. Er will das formal Schöne; für uns kann selbst das formal Unschöne schön sein, kraft der in ihm wohnenden Wahrheit. Aber es hat keinen Zweck, hierüber mit Tinte und Feder zu streiten, wir müssen uns persönlich treffen.

An meinen Äußerungen über „Brand" muß ich festhalten. Daß das Buch dem Pietismus Vorschub geleistet haben kann, dafür werden Sie doch mich nicht verantwortlich machen. Ebenso gut könnten Sie Luther vorwerfen, er habe die Spießbürgerei in der Welt eingeführt; das lag ja doch nicht in seiner Absicht, und es trifft ihn deshalb keine Schuld.

Wie dem nun aber auch sei, haben Sie Dank für Ihren Brief und Dank für alle Zeiten, daß Sie mir in Freundschaft entgegengekommen sind. Es ist ein großer Segen, eine ganze Persönlichkeit gefunden zu haben.

Dienstag reise ich nach Stockholm, und wenn ich im Spätherbst hierher zurückkehre, wo meine Familie inzwischen bleibt, werde ich wahrscheinlich meinen Weg über Kopenhagen nehmen, um Sie zu sprechen; nicht allein über alle die litterarischen Fragen, worin wir uneins sind, sondern auch über das mancherlei

Menschliche, worin wir uns, wie ich doch glaube, ein ganz Teil näher stehen.

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

Gelegentlich dem Kanzleirat Hegel einen herzlichen Gruß.

61.

An Hedvig Stousland.

Stockholm, 26. September 1869.

Liebe Hedvig!

Monate sind vergangen, seit ich Deinen liebevollen Brief erhalten habe, und erst jetzt antworte ich. Aber es steht so vieles zwischen uns, zwischen mir und der Heimat. Dies mußt Du einsehen und nicht glauben, daß ich in den langen Jahren und nun letzthin im Sommer aus Gleichgültigkeit geschwiegen habe. Ich kann keine Briefe schreiben: ich muß persönlich zur Stelle sein und mich ganz und gar geben. Du dagegen, Du kannst schreiben — thue es — thue es oft! Ich werde jedenfalls mit einem innigen Gruß antworten, mit einer Botschaft, die Dich, wie ich hoffe, nicht betrüben wird.

Mein Blick ist in mein Inneres gewandt: da habe ich meinen Kampfplatz, wo ich bald siege, bald Niederlagen erleide. Doch über all dies läßt sich nichts in einem Briefe schreiben. Mache keinen Versuch mit einem Bekehrungswerk. Ich will wahr sein; was kommen soll, das kommt schon.

Unsere liebe alte Mutter ist also tot. Habe Dank, daß Du so liebevoll die Pflicht auf Dich genommen hast für uns andere. **Du bist sicherlich die beste!**

Ich streife viel in der Welt umher. Wer weiß, ob ich nicht nächsten Sommer nach Norwegen komme, und dann will ich die alte Scholle wiedersehen, auf der ich doch noch mit so vielen Wurzeln hafte. Grüße Vater innig von mir. Und was meine Person betrifft, so erkläre ihm das, was Dir so gut verständlich ist; **ihm ist es das vielleicht nicht.**

1869 Hier in Stockholm bin ich seit Mitte Juli; nun reise ich über Dresden und Paris nach Ägypten, wohin ich, wie Du vielleicht aus den Zeitungen erfahren hast, vom Vizekönig eingeladen bin. Mitte Dezember denke ich wieder in Dresden zu sein, wo meine Frau ist und wo mein kleiner Junge die Schule besucht; ich habe nur den einen.

Anbei sende ich Dir mein Porträt. Hast Du ein Bild von Dir und den Deinen, so sende uns eins dagegen. Meine Frau solltest Du nur kennen; sie paßt ganz zu mir und läßt Dich grüßen. Unsere Adresse in Dresden ist Königsbrücker Straße Nr. 33.

Dieser Brief ist kurz, und ich habe das übergangen, worüber Du vielleicht gerade eine Aussprache von mir gewünscht hättest. Zur Zeit muß es dabei sein Bewenden haben; aber glaube nicht, daß mir die Wärme des Herzens abgeht, die vor allen Dingen vorhanden sein muß, wenn ein wahres und starkes Geistesleben gedeihen soll.

— — — —

62.

An Frederik Hegel.

Dresden, 14. Dezember 1869.

Lieber Herr Kanzleirat!

So wäre ich denn endlich von meiner zweimonatlichen Reise aus Ägypten zurückgekehrt, und ich beeile mich, Ihnen für Ihren freundlichen Brief an meine Frau sowie für die eingelaufenen Zeitungskritiken zu danken, deren Reihe mir aus Norwegen ergänzt worden ist. Die Aufnahme, die der „Bund der Jugend“ gefunden hat, freut mich sehr. Auf den Widerspruch war ich vorbereitet, und es wäre mir eine Enttäuschung gewesen, wenn er ausgeblieben wäre. Aber auf eines war ich nicht vorbereitet, — daß Björnson, wie es heißt, sich durch das Stück getroffen gefühlt hat. Ist dem wirklich so? Er müßte doch einsehen, daß nicht er, sondern sein verderblicher und „durch und durch verlogener“ Parteikreis mir Modell gestanden hat. Übrigens

schreibe ich heute oder morgen an ihn, und ich hoffe, daß die Sache, trotz allen sonstigen Differenzen, mit einer Versöhnung enden wird. Daß schon die zweite Auflage erschienen ist, hat meine Erwartungen übertroffen; nun bin ich bloß gespannt zu erfahren, ob sich das Stück für das Kopenhagener Theater geeignet erweist. 1869

Wenn ich Sie bitten dürfte, mir entweder als Wechsel oder in preußischem Gelde eine Summe zu senden, die 200 Reichsthalern dänisch Courant entspricht, so wäre ich Ihnen sehr verbunden. Ebenso wäre es mir lieb, ein paar Exemplare des Buches zu erhalten, wie ich Sie auch bitte, ein Exemplar an meinen Schwager in Christiania zu senden, cand. jur. Johan Herman Thoresen, Kgl. Sekretär im Justizministerium.

Zu Reiseschilderungen habe ich reichlichen Stoff, da ich in der ganzen Zeit sorgfältig Tagebuch geführt habe. Ich verspreche Ihnen bestimmt einen Beitrag für „Dansk Tidsskrift", sobald ich eine frühere Verpflichtung gegen „Morgenbladet" los bin.

Georg Brandes bitte ich zu grüßen; ich schreibe ihm später. Es ist etwas in seinem Lob wie in seinem Tadel, was mir so unbeschreiblich wohlthut, und das ist: verstanden zu werden.

Ich trage mich mit dem Plan zu einem neuen ernsten dreiaktigen Drama aus der Gegenwart. Wahrscheinlich gehe ich in der nächsten Zeit daran.

Wirklich, ich habe eine angenehme Reise gehabt. Ich bin bis unten in Nubien, später am Roten Meer gewesen, habe viele Abenteuer erlebt und außerdem die Bekanntschaft vieler interessanter Menschen gemacht. Aber das allerbeste ist doch, still zu Hause zu sitzen und auf das alles zurückzublicken. Von Dänen habe ich P. Hansen und Robert Watt getroffen; wir haben im Zelt in der Wüste gelegen und dänische Zeitungen gelesen.

Falls ich Ihnen vor Weihnachten nicht noch einmal schreibe, sende ich hiermit Ihnen und den Ihren einen Gruß und die besten Wünsche für ein fröhliches Fest.

Ihr allzeit ergebener

Henrik Ibsen.

1870

63.

An Frederik Hegel.

Dresden, 25. Januar 1870.

Lieber Herr Kanzleirat!

Hiermit bekenne ich mich zum Empfang der Ihrem geschätzten Schreiben vom 16. Dezember v. J. beigegebenen 150 Thaler preußisch. Ebenso danke ich Ihnen herzlichst für die große Freude, die Sie uns mit der Übersendung des Bücherpakets bereitet haben. Es ist mir ferner sehr lieb zu hören, daß der „Bund der Jugend" noch immer guten Absatz findet; ich hoffe, die Aufführung an dem Kgl. Theater wird das Interesse für das Stück noch mehr beleben.

Herr R. Schmidt hat mir wieder geschrieben, diesmal um mich aufzufordern, in der Zeitschrift einen Protest zu veröffentlichen gegen ein angeblich existierendes Gerücht, ich hätte in „Stensgaard" Björnson schildern wollen. Ich habe ihm aber mit solchem Nachdruck geantwortet, daß ich hoffe, er wird mich in Zukunft mit jedem weiteren Briefwechsel verschonen.

Es war mir besonders angenehm zu erfahren, daß das Verlagsrecht der „Kronprätendenten" in Ihre Hände übergegangen ist.

Aber das Stück muß durchgesehen und verbessert werden, und wenn Sie mir gelegentlich ein Exemplar senden wollen, so werde ich das Erforderliche in kurzer Zeit besorgen.

An eine Ausgabe meiner Gedichte habe ich selbst in letzter Zeit gedacht; etliche meiner norwegischen Freunde haben mich ebenfalls dazu angeregt, namentlich der Oberlehrer Lökke, der sich erst ganz kürzlich erboten hat, aus den vielen verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften alles zu sammeln, was ich dort veröffentlicht habe. Dieses Anerbieten habe ich angenommen und ihm mitgeteilt, daß ich dann zum Sommer nach Christiania kommen werde, um die letzte Hand an die Arbeit zu legen. So manches Ungedruckte müßte ich auch herbeizuschaffen suchen, und eine Vorrede müßte geschrieben werden. Natürlich nehme ich

den Weg über Kopenhagen und hoffe dann, die Sache eingehender mit Ihnen besprechen zu können. Ganz besonders wünsche ich (auch für die „Kronprätendenten“) Ihre Ansicht über die Rechtschreibung zu hören, die im Sommer auf dem Sprachkongreß in Stockholm angenommen worden ist. Ebenso müssen wir wohl den Termin der Veröffentlichung vereinbaren, denn falls die neue Ausgabe der „Kronprätendenten“ zum Frühjahr kommt, und mein neues Schauspiel, wie ich hoffe, im Oktober, dann dürfte es zu viel werden, noch im selben Jahr auch eine Sammlung von Gedichten herauszugeben. Das eine Buch könnte dem anderen am Ende im Wege stehen. Doch all dies überlasse ich natürlich Ihrer besseren Einsicht, und überhaupt können wir ja abwarten.

1870

Für die Jahresabrechnung, die ich mit dem Briefe vom 21. Januar empfangen habe, bin ich Ihnen sehr verbunden. Ich bin nun damit beschäftigt, meine ägyptischen Reiseaufzeichnungen zu ordnen, und dann gehe ich an mein Drama.

Ich freue mich darüber, daß ich bei den Zänkereien in Norwegen fern vom Schuß bin; habe ich vorläufig einige Freunde da oben verloren, so habe ich dafür ein Menge Freunde gewonnen.

Mit Dank und Gruß

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

64.

An Georg Brandes.

Dresden, 6. März 1870.

Lieber Herr Brandes!

Wenn ich erst heute auf Ihre freundlichen Zeilen antworte, — die übrigens unterwegs einen Aufenthalt erlitten haben, wahrscheinlich wegen der Eisverhältnisse im Belt — so liegt dies daran, daß ich mehrere Tage lang mit mir selbst im Streit lag, ob ich nicht sogleich nach Kopenhagen reisen sollte.

Nach reiflicher Erwägung bin ich jedoch zu der Überzeugung gelangt, daß dies nicht angeht, weil ich ja doch im

1870 Sommer notwendigerweise dort hinauf muß. Ich vermute außerdem, daß die Reisevorbereitungen Sie so gänzlich in Anspruch nehmen, daß Sie keinen Gedanken für etwas anderes haben.

Ich habe augenblicklich keine Gelegenheit, die dänischen Blätter zu sehen. Aber jetzt sind Sie natürlich Doktor? Empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch!

Sie sagen, Sie haben keine Freunde daheim. Das habe ich mir schon lange gedacht. Wenn man, wie Sie, in einem innerlichen und persönlichen Verhältnis zu seinem Lebenswerk steht, so kann man eigentlich nicht verlangen, seine „Freunde" zu behalten. Aber ich glaube, es ist im Grunde gut für Sie, daß Sie hinausziehen, ohne Freunde zu Hause zurückzulassen. Freunde sind ein kostbarer Luxus, und wenn man sein Kapital auf eine Berufung und eine Mission hier im Leben setzt, so hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten. Wenn man Freunde hält, so liegt das Kostspielige ja nicht darin, was man für sie thut, sondern was man aus Rücksicht auf sie zu thun unterläßt. Dadurch verkrüppeln viele geistige Keime in einem. Ich habe es durchgemacht, und deshalb habe ich eine Reihe von Jahren hinter mir, in denen ich es nicht erreichte, ich selbst zu werden.

Damit will ich für diesmal schließen. Ich beschäftige mich oft mit Ihnen und habe mir ein Bild von Ihnen gemacht — jetzt für die Gegenwart wie auch für die Zukunft. Denn so wenig ich Sie auch persönlich kenne, so eng hängen Sie doch zusammen mit dem, was ich geistig mein eigen nenne, wovon ich lebe und dichte.

Ich hätte Ihnen übrigens noch eine ganze Menge zu sagen. Aber das mag nun bleiben! — Haben Sie Dank für Ihre Kritik über den „Bund der Jugend" und Dank für Ihren Brief!

Nun will ich Ihnen Glück und Freude wünschen zu all dem Schönen, das Ihrer wartet. Schreiben Sie mir auch einmal von da unten aus dem Sonnenschein!

Lieber Freund, Sie dürfen mir glauben, — ich fordere

nicht die Art Einigkeit, die für gewöhnlich darüber entscheidet, 1870 ob ein Verhältnis von Dauer sein soll!

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

65.

An Frederik Hegel.

Dresden, 11. April 1870.

Lieber Herr Kanzleirat!

Hoffentlich ist das durchgesehene Exemplar der „Kronprätendenten" in Ihren Besitz gelangt; ich sandte es Sonnabend ab. Viel verbessert ist daran nicht; denn ich muß sagen, daß ich den Dialog so festgegründet, die einzelnen Gespräche so konsequent aufeinander aufgebaut fand, daß es mir unmöglich war, zu sammenzudrängen oder zu verbessern. Unserer früheren Verein barung gemäß habe ich der Rechtschreibung die Beschlüsse des Sprachkongresses zu grunde gelegt. Doch meine Verbesserungen in dem Buche sind freilich sehr unvollständig, so habe ich z. B. bei den großen Anfangsbuchstaben oder bei dem Zeichen á nichts angemerkt — ausgenommen im Personenverzeichnis. Ich verweise auf J. Løkkes Bericht über die Beschlüsse des Recht schreibungskongresses, der auch bei Gad in Kopenhagen erschienen ist, und im übrigen verlasse ich mich vollständig auf Ihren vortrefflichen Korrektor, der ja in den Dingen ein selbständiges Urteil hat. Einige Stellen fürchte ich falsch verbessert zu haben; so ist es meine Ansicht, daß das stumme h in den Worten „thi" und „Thing" beibehalten werden muß. Ebenso muß man, glaube ich, „sees", „seet", „gáet" u. s. w. schreiben. Könnte ich, ohne den Druck zu verzögern, einen korrigierten Abzug des ersten Bogens zur Durchsicht erhalten, so wäre es mir lieb. „Bagler", „Birkebejner" u. s. w. muß groß geschrieben werden. Daß die angehängte Musikbeilage weggelassen wird, darin stimmen Sie mir wohl bei. Weiter wüßte ich im Augenblick nichts zu be-

1870 merken; nur daß es mir sehr lieb wäre, das Buch mit etwas größeren Typen gedruckt zu sehen.

Ihre drei freundlichen Briefe vom 18. März, 21. März und 2. April habe ich empfangen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen für Brandes' Buch gedankt habe; wenn nicht, so thue ich es hiermit.

Vorläufig wünsche ich in der Lotterie nur die ersten sechs Ziehungen zu spielen.

Von Dahl habe ich nichts gehört. Es freut mich, daß die Sache in Ordnung ist, und ich spreche meinen Dank aus und nehme, was die neue Ausgabe anbetrifft, mit Freude Ihr Anerbieten an.

Mein neues Schauspiel ist noch nicht weiter als bis zum Entwurf gediehen, und mit der Ordnung meiner Reiseaufzeichnungen hat es noch gute Wege.

Ich habe die Absicht, die „Kronprätendenten" bei dem Kgl. dänischen Theater einzureichen, sobald die neue Ausgabe fertig ist. Werden sie, wie ich hoffe, angenommen, so können sie zu Beginn der nächsten Saison gegeben werden und dadurch gleichzeitig die Verbreitung des Buches fördern.

Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich so lange auf Antwort warten ließ. Eines muß ich Sie fragen. Hat man im Kgl. Theater „Eine reiche Partie" gespielt? Es ist von meiner Schwiegermutter (anonym); aber Sie sind natürlich in das Geheimnis eingeweiht. Sie geht jetzt mit dem Gedanken um, Christiania zu verlassen, und daran thut sie recht. Von Björnson höre ich nichts; wahrscheinlich macht ihm der bevorstehende Feldzug nach Island viel zu schaffen. Es thut mir übrigens leid, daß es zwischen uns zu einem Bruch gekommen ist: ich hoffe jedoch, daß er nicht von Dauer sein wird. Wüßte ich, daß Sie nichts dagegen hätten oder es aus Gründen, die mir unbekannt sind, nicht für ratsam hielten, so wäre ich nicht abgeneigt, ihm die neue Ausgabe der „Kronprätendenten" zuzueignen, möglicherweise mit ein paar Verszeilen. Falls Sie damit einverstanden sind, wäre es mir lieb, wenn Sie vorher gelegentlich bei ihm

anfragen würden, da die direkte diplomatische Verbindung zwischen 1870 uns abgebrochen ist.

Mit den freundlichsten Grüßen bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener
Henrik Ibsen.

66.

An Frederik Hegel.

Dresden, 13. April 1870.

Lieber Herr Kanzleirat!

Ein Schreiben, das ich heut aus Christiania empfange, klärt mich über Dinge auf, die mich zu einem Widerruf der in meinem letzten Brief ausgesprochenen Bitte veranlassen, eine Anfrage an Björnson zu richten.

In der Hoffnung, daß dieser Widerruf noch rechtzeitig kommt, bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener
Henrik Ibsen.

67.

An Frederik Hegel.

Dresden, 5. Mai 1870.

Lieber Herr Kanzleirat!

Ich habe das Vergnügen, hiermit den Korrekturbogen der „Kronprätendenten" zurückzusenden, zugleich die Liste der zweifelhaften Worte. Die Prinzipien für die Rechtschreibung dieser Worte kann ich freilich nicht in allen Stücken billigen; aber ich stimme den übrigen norwegischen Mitgliedern des Sprachkongresses vollkommen darin bei, daß wir uns nicht allzusehr von den Dänen entfernen dürfen oder weiter gehen, als Ihr Lust habt mitzuthun. — Ich finde, der neue Druck und die neue Buchstabierung nehmen sich vortrefflich aus und sind leicht lesbar.

Meine Bedenken dagegen, das Buch Björnson zu dedizieren, gehen nicht auf seine Haltung mir gegenüber zurück, obwohl sie

1870 alles andere eher als freundschaftlich ist. Aber die Sache ist die: sein Vorgehen als Publizist droht geradezu Unheil in Norwegen anzurichten, und infolgedessen hat sich just in den Klassen, die Bücher kaufen, eine so starke Partei gegen ihn gebildet, daß eine Zueignung zur Zeit für Sie als den Verleger geradezu unverantwortlich wäre. Übrigens wünsche ich nichts sehnlicher als eine Aussöhnung: und es sollte mir lieb sein, wenn Sie Gelegenheit hätten, ihm zu sagen, daß jenes Gerücht, das er glaubt und verbreitet: ich wolle den Posten eines Direktors am „Christianiaer Theater" übernehmen, ganz unbegründet ist. Der Posten ist mir angeboten worden, und bei dieser Gelegenheit habe ich Veranlassung genommen, für ihn zu wirken, unter Beibehaltung von M. Brun als Regisseur, was ich in jeder Beziehung für das zweckmäßigste halte.

Für die Einzahlung der 1000 Reichsthaler in die Sparkasse danke ich Ihnen verbindlichst, ebenso für Ihren vortrefflichen Vorschlag, einen Komponisten für die „Kronprätendenten" zu suchen. Ich kenne P. Heise von Rom und werde ihm noch morgen in der Sache schreiben.

Die Autorschaft meiner Schwiegermutter an der „Reichen Partie" ist, wie ich höre, auch in Norwegen ein offenes Geheimnis. Sie ist selbst schuld daran. Ich bin gespannt zu erfahren, wie das Stück in Kopenhagen aufgenommen wird. Die „Kronprätendenten" müssen, glaube ich, der Direktion eingereicht werden, sobald die neue Ausgabe fertig ist.

Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

68.

An Frederik Hegel.

Dresden, 25. Mai 1870.

Lieber Herr Kanzleirat!

Ich danke Ihnen verbindlichst für das übersandte Exemplar der „Reichen Partie"; ich habe dem Buch mit großer Spannung

entgegengesehen. Es ist ja wirklich interessant. Es ist geistreich 1870 geschrieben, vielleicht etwas zu geistreich in der Form des Dialogs. Ob man die Charakterschilderung ganz natürlich nennen kann, das ist eine andere Frage. Sie erinnert übrigens, wie mir scheint, einigermaßen an die Manier der Alfred de Mussetschen „proverbes“ und vor allem auch an Björnsons „Neuvermählte“. Hat nicht die Kritik in Dänemark dieselbe Bemerkung gemacht? Ich setze indessen voraus, daß das Stück glänzend gespielt worden ist, und hoffe, es wird sich dadurch über Wasser halten. Unter allen Umständen betrachte ich es als ein Glück für die Verfasserin, daß sie von der Bauernnovelle losgekommen ist, die sie offenbar tiefer und tiefer in Affektation und Verschrobenheit geführt hat, was ich ihr auch ganz energisch gesagt habe. Aber leider, sie vertraut am sorglosesten denen, die ihr am meisten schaden.

Heute schreibe ich Ihnen hauptsächlich zu dem Zweck, um Sie zu bitten, die große Freundlichkeit zu haben und mir 300 Reichsthaler dänisch Courant in preußischem Gelde oder als Wechsel, nach Gutdünken, zu senden.

Die „Kronprätendenten“ sind nun, wie Sie wohl schon wissen, definitiv zur Aufführung am Kgl. Theater angenommen und werden nach Justizrat Berners Brief Anfang nächster Saison gegeben werden. Herr Heise hat es mit großer Bereitwilligkeit übernommen, die Musik dazu zu komponieren. Den Text für die Chöre sende ich ihm: aber dieser soll nicht ins Buch aufgenommen werden, da er die Lektüre nur verzögern und stören würde, und doch für das Verständnis des Verlaufs der Handlung überflüssig ist.

Auch für das übermittelte Heft von „Danst Tidsskrift“ danke ich Ihnen sehr. Wer wohl der Verfasser des Briefes aus Norwegen sein mag? Ich habe an meinen alten Freund G. A. Krohg gedacht.

Der Termin meiner Reise nach Dänemark ist noch unbestimmt; ich möchte gern die schönste Jahreszeit wählen, und hier unten wenigstens ist das Wetter noch recht unbeständig. Ich habe viele litterarische Pläne und Entwürfe im Kopf; aber zu

1870 etwas Bestimmtem ist es noch nicht gekommen. Sollten Sie etwas über die geplante Rollenbesetzung der „Kronprätendenten" erfahren haben, so würde es mich außerordentlich interessieren, gelegentlich etwas davon zu vernehmen.

Aus Norwegen höre ich nur von Zwist und Unruhe an allen Enden.

Björnson scheint seine dichterische Thätigkeit ganz aufgegeben zu haben, um sich in andere Sachen zu stürzen. Doch ich hoffe um seiner selbst willen, daß dies nicht von langer Dauer sein wird.

Mit den besten Grüßen bin ich

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Henrik Ibsen.

69.

An Magdalene Thoresen.

Dresden, 29. Mai 1870.

Liebe Schwiegermutter!

In der Hoffnung, daß Du am 3. Juni im Besitz dieser Zeilen bist, schreibe ich Dir jetzt, um Dir meinen doppelten Glückwunsch zu senden, erstlich zu dem Tage, den Du in lichter und froher Zukunft hoffentlich noch viele, viele Male feiern wirst, dann aber auch zu dem neuen Stück, dessen Ausgabe und Aufführung in Dänemark wie in Norwegen wohl ein ungemischter Triumph für Dich gewesen ist. Hegel hat mir ein Exemplar gesandt; ich habe es immer wieder gelesen und werde das auch ferner thun. Hier hast Du wirklich und wahrhaftig ein Werk geschaffen, das nur Du und kein anderer dichten konnte. Das hat mich übrigens nicht überrascht; denn ich wußte es mit unerschütterlicher Sicherheit, daß Du gerade auf diesem Feld eine Meisterschaft besitzest, die auszunützen Du zu meinem langen und tiefen Bedauern bisher keine Lust gehabt hast. Jetzt aber ist das Eis gebrochen, und man darf es wohl als ausgemacht ansehen, daß nun eine reiche Produktion folgen wird. Du verfügst ja

über alle Vorbedingungen: einen warmen und vollen Stimmungsgehalt, Erfahrungen und Beobachtungen von Charakteren wie von Situationen, Geist im Überfluß und ideale Anschauung, um die Wirklichkeit in die Sphäre der inneren, höheren Wahrheit hinaufzuheben — eine Umgestaltung, in der recht eigentlich alles poetische Werden liegt. 1870

Was die Kritik gesagt hat, weiß ich nicht; hat sie einen Einwand zu machen gehabt, dann zum Henker damit! Die meisten kritischen Einwände reduzieren sich im allgemeinen in ihrem innersten Wesen auf einen Vorwurf gegen den Verfasser, daß er er selbst ist, denkt, fühlt, sieht und dichtet wie er selbst, statt so zu sehen und zu dichten, wie es der Kritiker gethan hätte, — wenn er gekonnt hätte. Es wird deshalb im wesentlichen unsere Aufgabe sein, unsere Eigenart zu wahren, sie von allem, was nicht zur Sache gehörig von außen eindringt, frei und rein zu halten und überdies für sich selbst klar das Erlebte von dem Durchlebten zu unterscheiden; denn nur das letztere kann Gegenstand der Dichtung sein. Ist man in diesem Punkte streng, so wird kein Stoff aus der Alltäglichkeit so prosabehaftet sein, daß er sich nicht doch zu Poesie sublimieren ließe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

70.

An Magdalene Thoresen.

Dresden, 5. Juni 1870.

Liebe Schwiegermutter!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gerade als ich vorstehende Zeilen absenden wollte, empfing ich Deinen Brief und will deshalb noch etwas hinzufügen.

Ich ersehe, was mir nicht unerwartet gekommen ist, daß wir beide in unserer Auffassung der Theaterfrage komplett auseinander-

1870 gehen. Ich stelle mich den Empörern gegenüber vollkommen auf die Seite der Direktion; ich kann dieses sentimentale Mitgefühl mit allerhand Pflichtverletzung nicht teilen. Ein Theaterdirektor darf nicht der „biblischen Gesinnung" frönen, der das verlorene Schaf alles und der Rest der Herde nichts bedeutet. So etwas ruft nur Chaos und Alfanzerei und Verwirrung hervor, wie damals, als Lamartine Frankreich regieren sollte. Ich bin selber Theaterdirektor gewesen und weiß, daß die Schauspieler in neunundneunzig von hundert Fällen das unbestreitbarste Unrecht der Direktion gegenüber haben. „Vae victis!" hieß es im Altertum, und so muß es noch heutigen Tages heißen. Es wäre im höchsten Grade unverantwortlich gegen die Institution, wenn man nicht gerade jetzt den Aufruhrsgelüsten Zügel anlegte. Ein Schauspieler steht in einem anderen Verhältnis als jeder andere Künstler; er ist an und für sich allein nichts Ganzes, er gehört einer komplizierten Maschine an, in die er auf eine gesetzlich festgelegte Art und Weise einzugreifen hat, und hat er die Stellung gewählt, so soll er auch die Folgen der Stellung tragen. Dies ist nicht Hartherzigkeit, sondern das Resultat einer gesunden Erfahrung.

Die realistische Richtung der Direktion finde ich gar nicht so tadelnswert, da es sich ja um ein Secondtheater, ohne staatliche Unterstützung, in einer Stadt dritten Ranges handelt. Eine andere Sache ist es ja freilich, wenn die Gundersen nebst Mann, Herr Isachsen und andere edle Künstlernaturen es vorziehen sollten, ideale Gagen zu erheben: aber zu meiner Zeit waren besagte Künstlernaturen im Gagepunkt mehr als realistisch. Ich weiß allerdings, daß Herr Björnson das Theater dermaßen idealistisch dirigiert hat, daß er, im Falle er noch ein Jahr hätte schalten und walten können, die ganze Anstalt aus der Welt der Realität „gehoben" hätte: aber ich muß es anderen überlassen, dies lobenswert zu finden.

Daß Herr M. Brun auf der Bühne nur einen untergeordneten Platz verdient, das ist auch meine Meinung, und ich wiederhole es aus meinem vorigen Briefe: ich habe nach Kräften ge-

wirkt für Herrn Björnsons Wiedereintritt mit geziemender 1870 Machtbegrenzung. — — — — — — — — — —

Henrik Ibsen.

71.
An Laura Kieler.

Dresden, 11. Juni 1870.

Fräulein Laura Petersen.

Für die Aufmerksamkeit, mir Ihr Buch zu widmen, nehmen Sie bitte meinen aufrichtigsten Dank. Wenn ich jedoch irgend eine Ansicht über die Arbeit aussprechen sollte, so befände ich mich gewissermaßen in Verlegenheit. Sie wollen das Buch ja doch als eine Erbauungsschrift aufgefaßt sehen, und über diese Art Litteratur habe ich kein Urteil. Was mich bei der Lektüre angesprochen und interessiert hat, das ist die Charakterschilderung und überhaupt Ihre unverkennbare Anlage für das rein Dichterische. Doch ich weiß ja gar nicht, ob dies in Ihren Augen ein Lob ist.

Sieht es doch fast so aus, als würde Ihnen der Gedanke, Sie könnten „einen Roman" geschrieben haben, Schrecken einjagen. In diesem Falle verstehen wir beide einander nicht. „Brand" ist ein ästhetisches Werk ganz und durchaus — und nicht ein bißchen anderes. Was es zerstört oder aufgebaut haben mag, geht mich absolut nichts an. Es ist zu seiner Zeit entstanden als Resultat von etwas Durchlebtem — nicht Erlebtem. Es war mir eine Notwendigkeit, mich durch dichterische Formen von etwas zu befreien, womit ich in meinem Innern fertig war. Und nachdem ich es auf diese Art los geworden war, hatte mein Buch keinerlei Interesse mehr für mich.

Wie nun Sie diese Art weltlicher Wirksamkeit ansehen, ist mir nicht ganz klar. Daß Sie die natürlichen Vorbedingungen haben, auf diesem weltlichen Gebiet schriftstellerisch thätig zu sein, davon bin ich überzeugt. Aber man kann nicht zwei einander wider=

1870 strebende Dinge zusammenschweißen. Und möglicherweise ist es Ihnen auch gar nicht klar geworden, was Kunst und Dichtung eigentlich sind. Glauben Sie aber in diesem Fall bis auf weiteres, daß sie nicht vom Übel sind!

Was mich weit über die Lektüre von „Brands Töchtern" hinaus als Problem beschäftigt hat, ist die Persönlichkeit der Verfasserin, Ihr inneres, seelisches Verhältnis zu dem Buch. Wenn man dem auf den Grund käme, so könnte sich trotz Ihres Protestes möglicherweise doch ergeben, daß das Buch in seiner Entstehung ein Gedicht, ein ästhetisches Werk ist, oder was für schlimme Namen man derartigen Arbeiten sonst zu geben pflegt. Alles, was nur Ihren religiösen Zwecken zuliebe in dem Buch steht, läßt sich nämlich ausscheiden, ohne daß dem Organismus im ganzen geschadet wird.

Haben Sie nun die Absicht, weiter zu schreiten auf der Schriftstellerlaufbahn? Dazu gehört noch anderes und mehr als die natürliche Begabung allein. Man muß etwas haben, was man im Gedicht gestalten kann, einen Lebensinhalt. Hat man das nicht, so dichtet man nicht, man schreibt nur Bücher. Nun weiß ich sehr wohl, daß ein Leben in Einsamkeit kein Leben in Inhaltlosigkeit ist. Aber der Mensch ist doch in geistigem Sinne ein weitsichtiges Geschöpf, — wir sehen am klarsten in einem großen Abstand; die Details verwirren; man muß heraus aus dem, was man beurteilen will; den Sommer schildert man am besten an einem Wintertag.

Ich hätte tausend Dinge zu sagen; aber in einem Brief kann man nur Andeutungen geben. Rat erteilen ist eine mißliche Sache, und dergleichen haben Sie ja auch nicht verlangt. Die Hauptsache ist, daß man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß, weil man eben man selbst ist und nicht anders kann. Alles übrige führt nur in die Lüge hinein.

Früher oder später gedenke ich Norwegen zu besuchen, und möglicherweise werde ich dann Gelegenheit haben, Sie persönlich

zu begrüßen. Denn meine Reise wird wohl auch den nördlichen 1870 Gegenden gelten. Sie müssen nicht glauben, daß ich so unfreundlich gegen meine Landsleute gestimmt bin, wie man es mir von vielen Seiten vorwirft. Wie dem nun aber auch sei, jedenfalls kann ich Ihnen versichern, daß ich gegen mich selbst nicht freundlicher bin als gegen andere.

Und somit will ich für diesmal mit den besten Wünschen sein

in größter Ergebenheit Ihr

Henrik Ibsen.

72.

An Frederik Hegel.

Dresden, 2. Juli 1870.

Lieber Herr Kanzleirat!

In der Hoffnung, mich nicht zu verrechnen, wenn ich annehme, daß dieser Brief Ihnen am Montag zugestellt wird, sende ich Ihnen heute einige Zeilen.

Als ich um Neujahr die Bücher empfing, die Sie so freundlich waren mir zu senden, habe ich im Stempel die Jahreszahl 1770 entdeckt. In diesem Jahr hat also „Den Gyldendalske Boghandel" ein Jahrhundert des Bestehens zurückgelegt, und nach dem, was mir ein zuverlässiger Gewährsmann in Norwegen mitgeteilt hat, soll der vierte Juli der Stiftungstag sein. Irre ich mich hierin, so ist es nicht meine Schuld. Doch ich setze voraus, daß ich mich nicht irre.

Ich hätte Sie an diesem Tage herzlich gern persönlich begrüßt. Aber die Umstände fesseln mich mit zwingender Gewalt an Dresden, wenigstens bis Mitte des Monats. Meine Familie soll nämlich während der Schulferien, die dann beginnen, ihren Aufenthalt in einem böhmischen Badeort nehmen, und solange ich sie nicht wohlbehalten dort untergebracht habe, bin ich genötigt, hier zu verweilen.

Es bleibt mir also nichts anderes übrig, als mich schriftlich den vielen anzuschließen, die Ihnen sicherlich zu diesem Tage von Herzen ihren Glückwunsch darbringen.

1870 Zunächst bitte ich Sie also, meinen aufrichtigsten Dank entgegenzunehmen für alles, was ich persönlich Ihnen schulde. Es war ein Wendepunkt in meinem Schriftstellerdasein wie in meinen Lebensverhältnissen, als ich mit Ihnen und Ihrem Verlage in Verbindung trat. Meine Einführung in Dänemark, die Sie bewirkt haben, hat auf die Stimmung in Norwegen zurückgewirkt und in wesentlichem Maße dazu beigetragen, mir festen Grund und Boden unter den Füßen zu schaffen, was besonders für einen Schriftsteller wie mich notwendig ist, der seiner ganzen Richtung nach so manches wagen muß.

Ferner danke ich als Norweger Ihnen für das, was Sie für die norwegische Litteratur überhaupt gethan haben. Ich will nur die große Ausgabe von Welhavens Werken nennen, die ohne Sie gewiß nicht das Licht erblickt hätte. Dies ist für meine Anschauung eine Nationalschuld, die Norwegen freilich nicht einlösen kann, die man aber doch, wie ich hoffe, von der rechten Seite und sobald sich nur Gelegenheit bietet, anerkennen wird.

Und zum Schluß wünsche ich Ihnen Glück und alles Gute für eine ferne Zukunft! Ich wünsche, Ihr Name möge durch viele Generationen mit „Den Gyldendalske Boghandel" verknüpft bleiben, so wie er ganz sicher für alle Zeiten mit dem Gedeihen und der Entwicklung der dänisch-norwegischen Litteratur verknüpft sein wird.

Und somit die herzlichsten Grüße Ihnen und Ihrem Sohn! Hier in meinem kleinen Kreise leere ich ein Glas zu Ehren des Tages!

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

73.

An Frederik Hegel.

Dresden, 10. Oktober 1870.

Lieber Herr Hegel!

Nun sitze ich also wieder in meinen vier Wänden hier in der Fremde, wo ich in unserem eigenen Kreise alles beim Alten

gefunden habe, während Umgebung und Verhältnisse nichts weniger als angenehm sind. Die Stadt ist voll von Kranken und Verwundeten; zu jeder Stunde kann man sicher sein, militärischen Leichenzügen oder neuen Lazarettransporten zu begegnen. Einige tausend französische Gefangene haben wir auch; sie gehen teilweise frei umher, erfreuen sich guter Behandlung und scheinen guter Dinge zu sein. Hier herrscht auch nicht die Spur von Begeisterung für den Krieg; was die Zeitungen in dieser Beziehung erzählen, ist die reinste Erfindung. Das Land leidet schrecklich; jede Thätigkeit ist so gut wie eingestellt; halbwüchsige Knaben und Familienväter mittleren Alters werden zu den Fahnen gerufen und nach Frankreich geschickt; fast jede Familie hat Trauer; viele haben alle ihr abkommandierten Verwandten verloren, und noch kennt man die Verlustlisten der letzten sechs Wochen nicht. Wie gesagt, es lebt sich ungemütlich hier.

1870

Desto größer ist dann der Kontrast, wenn ich an meinen Sommeraufenthalt in Kopenhagen zurückdenke. Ich kann nicht genug dankbar sein für das große Wohlwollen und die Freundschaft, die mir dort zu teil geworden sind, und daß Sie in der Beziehung in erster Reihe stehen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern. Herzlichen Dank für all Ihre Güte und Zuvorkommenheit. Grüßen Sie Ihren Sohn freundlichst und ebenso gelegentlich jeden, mit dem ich bei Ihnen in Berührung gekommen bin!

An den Oberlehrer Lökke habe ich wegen meiner Gedichte geschrieben und erwarte täglich Antwort sowie die verlangte Abschrift, die Ihnen dann unverzüglich in berichtigter und verbesserter Form zugestellt werden soll.

Ich möchte in der bevorstehenden Lotterie gern zwei Viertel spielen, sofern ich Sie noch mit dieser Sache behelligen darf. Die erste Ziehung findet, glaube ich, am 14. d. M. statt.

Meine neue Arbeit, ein Schauspiel in drei Akten, hat sich mir nun im Geiste so weit ausgestaltet, daß ich in den nächsten Tagen an die Niederschrift gehen werde.

Nachrichten aus Kopenhagen, Holm-Hansens Spiel in

1870 „Axel und Valborg" betreffend, machen mich besorgt für die „Kronprätendenten". Ich will in dieser Sache an Frau Heiberg und den Justizrat Berner schreiben. Wenn die neue Ausgabe in den Handel kommt, so würde es mich sehr interessieren, die Zeitungsstimmen zu lesen. Von Peter Hansen habe ich gestern Brief erhalten mit dem Ersuchen um biographische Mitteilungen. Das soll unverzüglich erledigt werden.

Noch einmal bitte ich Sie, einen herzlichen Dank und Gruß entgegenzunehmen von

Ihrem ergebenen

Henrik Ibsen.

74.

An Peter Hansen.

Dresden, 28. Oktober 1870.

Mein lieber Freund!

Deinen Brief empfing und las ich an einem Sonntag Nachmittag mit den schönsten Vorsätzen. In drei Tagen soll er meine Antwort haben, dachte ich, — und nun sind bald drei Wochen vergangen. Dies hat aber auch seine guten Seiten, indem ich mich nämlich nun der Eile wegen kürzer fassen muß, als es anfangs meine Absicht war, und damit, glaube ich, ist Dir gedient, denn Du hast hierdurch um so freiere Hand.

Ich habe es übrigens, seit wir Abschied von einander nahmen, schon bereut, daß ich nicht die Gelegenheit benutzt habe, mündlich mit Dir über diese Dinge zu sprechen. Ich fühle, daß der briefliche Weg weniger bequem ist. Aber meinetwegen!

Die biographischen Daten wirst Du in einer am wenigsten entstellten Form in der Lebensbeschreibung finden, die P. Botten-Hansen für das „Illustr. Nyhedsblad" verfaßt hat, wenn ich mich nicht irre, Jahrgang 1862.

Aber Du willst ja eigentlich die innere Historie haben. Hier ist sie:

Alles, was ich dichterisch geschaffen, hatte seinen Ursprung

in einer Stimmung und einer Lebenssituation; ich habe 1870
nie gedichtet, weil ich, wie man so sagt, „ein gutes Sujet gefunden" hatte. — Nun werde ich chronologisch meine Beichte ablegen.

„Catilina" wurde geschrieben in einer kleinen Spießbürgerstadt, wo mir die Möglichkeit nicht gegeben war, dem, was da alles in mir gärte, Luft zu machen, — es sei denn durch tolle Streiche und allerlei Unfug, was mir den Unwillen der achtbaren Bürger zuzog, die sich nicht in die Welt hineinversetzen konnten, womit ich in Einsamkeit mich trug.

„Frau Inger auf Oestrot" beruht auf einer schnell angeknüpften und gewaltsam abgebrochenen Liebschaft, auf die sich auch einige kleinere Gedichte wie „Feldblumen und Topfpflanzen", „Eine Vogelweise" u. s. w., gedruckt im „Nyhedsblad", zurückführen lassen (worauf ich im Vorübergehen Deine Aufmerksamkeit lenke).*)

„Die Helden auf Helgeland" habe ich als Bräutigam geschrieben. Für „Hjördis" habe ich dasselbe Modell benutzt wie später für „Svanhild" in der „Komödie der Liebe".

Erst nachdem ich mich verheiratet hatte, bekam mein Leben einen schwerer wiegenden Inhalt. Die erste Frucht war ein längeres Gedicht „Auf den Höhen". Der Freiheitstrieb, der dies Gedicht durchzieht, kam jedoch erst in der „Komödie der Liebe" zu seinem vollen Ausdruck. Das Buch gab in Norwegen Veranlassung zu vielem Gerede; man zog meine persönlichen Verhältnisse in die Diskussion hinein, und ich hatte in der öffentlichen Meinung sehr verloren. Die einzige, die damals das Buch billigte, war meine Frau. Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche, — unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt: groß ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos ihr Haß gegen alle kleinlichen Rücksichten. Dies alles kapierten meine Landsleute nicht,

*) „Das Fest auf Solhaug" ist eine Studie, zu der ich mich nicht mehr bekenne; aber auch dieses Stück hatte eine persönliche Veranlassung.

1870 und es fiel mir nicht ein, den Kerlen zu beichten. So wurde ich denn in Acht und Bann gethan; alle waren wider mich.

Daß alle wider mich waren — daß ich nun in der umgebenden Welt keinen mehr hatte, von dem ich sagen konnte: er glaubt an mich, das mußte, wie Du leicht einsehen wirst, in mir die Stimmung erzeugen, die sich in den „Kronprätendenten" auslöste. Genug hiervon.

Just als die „Kronprätendenten" erschienen, starb Friedrich der Siebente, und der Krieg nahm seinen Anfang. Ich schrieb das Gedicht „Ein Bruder in Not". Es blieb natürlich wirkungslos gegenüber dem norwegischen Yankeetum, das mich auf allen Punkten geschlagen hatte. So ging ich denn in die Verbannung!

Als ich nach Kopenhagen kam, fiel Düppel. In Berlin sah ich König Wilhelm mit Trophäen und Kriegsbeute seinen Einzug halten. In jenen Tagen begann „Brand" wie Leibesfrucht zu wachsen in meinem Innern. In Italien war, als ich dorthin kam, das Einheitswerk durch eine unbegrenzte Opferwilligkeit vollbracht, während bei uns zu Hause —! Dazu denke Dir Rom mit seinem idealen Frieden, den Umgang mit der sorglosen Künstlerwelt, ein Dasein, das sich nur mit der Stimmung in Shakespeares „As you like it" vergleichen läßt — dann hast Du die Voraussetzungen zu „Brand". Es beruht durchaus auf einem Mißverständnis, wenn man glaubt, ich hätte Sören Kierkegaards Leben und Wandel schildern wollen. (Ich habe überhaupt sehr wenig von S. K. gelesen und noch weniger verstanden.) Daß Brand Priester ist, ist im Grunde unwesentlich. Die Forderung: nichts oder alles, gilt in allen Beziehungen des Lebens, in der Liebe, der Kunst, u. s. w. Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken — ganz wie ich durch Selbstanatomie viele Züge sowohl in Peer Gynt als in Stensgaard ans Licht gefördert habe.

In der Zeit, als ich „Brand" schrieb, hatte ich auf meinem Tisch einen Skorpion in einem leeren Bierglase stehen. Ab und zu wurde das Tier krank. Dann pflegte ich ihm ein Stück weiches Obst zuzuwerfen, auf das es sich ganz rasend stürzte,

um sein Gift darin zu verspritzen. Danach wurde es wieder 1870 gesund.

Ist es nicht ähnlich so mit uns Poeten? Die Naturgesetze gelten auch auf dem geistigen Gebiete.

Auf „Brand“ folgte „Peer Gynt“ wie von selbst. Er wurde in Süditalien, auf Ischia und in Sorrent, geschrieben. In so weiter Distanz zu dem künftigen Leserkreise wird man rücksichtslos. Dies Gedicht enthält vieles, was auf mein eigenes Jugendleben zurückgeht. Zu „Aase“ hat, mit den nötigen Übertreibungen, meine eigene Mutter Modell gestanden. (Ebenso zu „Inga“ in den „Kronprätendenten“.)

Der Erdboden hat großen Einfluß auf die Formen, in denen die Einbildungskraft schafft. Kann ich nicht ungefähr wie Christoff in „Jakob von Tyboe“ auf Brand und Peer Gynt hinweisen und sagen: „Sieh, dies war ein Weinrausch?“ Und ist nicht im „Bund der Jugend“ etwas, das an Knackwurst und Bier erinnert? Ich will damit das Stück nicht herabsetzen; aber ich meine, daß der Gesichtspunkt ein anderer geworden ist, weil ich hier in einer bis zur Langweiligkeit wohlgeordneten Gesellschaft stehe. Was soll nun daraus werden, wenn ich einmal ganz nach Hause komme! Ich muß meine Rettung in einem Fernliegenden suchen, und da denke ich, mich an „Kaiser Julian“ zu machen.

Die Auswahl der Gedichte, die aufgenommen werden sollen, möchte ich am liebsten Dir selbst überlassen, dem ich in dieser wie in vielen anderen Beziehungen das sicherste Urteil zutraue. Ein wesentlicher Teil der erwähnten Kleinigkeiten steht in den Jahrgängen 1858 bis 1861 des „Illustreret Nyhedsblad“.

Und somit habe ich Dir in kurzen Zügen das verlangte Skelett gegeben. Es ist nun Deine Sache, es mit Muskeln zu bekleiden und ihm Atem einzublasen. Mache von meinen Notizen nach Belieben Gebrauch; betrachte sie als ein dürftiges musikalisches Thema, über das Du frei phantasieren kannst. Wie Du es auch anpacken magst, ich bin dessen sicher, Du wirst das Meistmögliche herausholen. Bediene Dich nach Herzenslust beliebiger In-

1870 strumente — ich weiß ja: „selbiger Kerl ist stark auf allen Instrumenten“.

Zum Schluß herzlichen Dank für das Beisammensein in Kopenhagen! Ich bin aus einem Jungbrunnen zurückgekehrt. Meinen Dank dafür allen unseren gemeinsamen Freunden! Spezielle Grüße an Herrn und Frau Bille, denen ich später selbst schreiben werde, sowie an Prof. Höedt!

Leb' wohl!

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

75.

An Frederik Hegel.

Dresden, 6. November 1870.

Lieber Herr Hegel!

In aller Eile ein paar Worte als Erwiderung auf Ihren letzten freundlichen Brief.

Ich bin mit allem zufrieden, was Sie nehmen, sei es zwei viertel, zwei halbe oder ein ganzes Lotterielos. Ich hoffe auf Glück! Die nächste Ziehung ist am elften. Es war mir eine große Beruhigung, zu hören, daß die Besetzung der „Kronprätendenten“ geändert worden ist. Das Schlimme dabei ist, daß die Aufführung nun vielleicht etwas verzögert wird.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß es zweckmäßig ist, die Ausgabe meiner Gedichte bis zum Frühjahr zu verschieben.

In dieser bewegten Zeit kann ich meine Gedanken auf nichts Tieferes konzentrieren. Dagegen habe ich große Lust bekommen, eine Oper für Heise zu komponieren. Der Stoff würde „Sigurd Jorsalafar“ sein. Aber es fehlt mir hier an den nötigen historischen Quellen. Und da möchte ich eine Frage an Sie richten.

Sie sind doch der Hauptbesitzer von Munchs großer Geschichte Norwegens. Sollten sich nicht in der Auflage defekte Exemplare befinden, von denen einzelne Bände verkauft werden? Und würden Sie mir in diesem Fall den Band überlassen, in

dem die Sigurds-Saga behandelt wird? Giebt es kein defektes Exemplar, so kann ich mir aus Norwegen Snorre Sturlason kommen lassen. Seine Darstellung ist freilich bedeutend magerer.

Wenn Sie Zeit und Gelegenheit haben, lassen Sie hoffentlich in dieser Sache von sich hören.

Einen herzlichen Gruß für Sie und Ihren Sohn von

Ihrem ergebenen

Henrik Ibsen.

76.

An Johan Herman Thoresen.

Dresden, 21. November 1870.

Lieber Schwager!

Der Ordnung wegen will ich nicht unterlassen, hiermit den Empfang Ihres letzten Briefes mit beigefügtem Wechsel zu bestätigen. An den Oberlehrer Lökke habe ich Anfang Oktober geschrieben, aber bis heute noch keine Antwort erhalten. Sollten Sie ihn sehen, so thun Sie mir vielleicht den Gefallen, ihn zu fragen, ob er meinen Brief bekommen hat.

Nun nimmt ja der politische Himmel auch im Osten ein drohendes Aussehen an. Was wird das Ende sein? Die Stimmung hier ist sehr gedrückt, und sogar die Übergabe von Metz weckte keine Spur von Freude. Dresden hat laut offiziellen Angaben fünfzehntausend Gefangene zu erhalten, und jetzt ist ein neuer Transport von viertausend angekündigt worden. In den Lazaretten liegen zweitausend Kranke und Verwundete. Für die kaiserliche Garde ist ein großartiges Barackenlager gerade unserer Wohnung gegenüber aufgeschlagen, und wir sehen sie täglich auf den Spaziergängen vorbeipassieren, die ihnen aus Sanitätsrücksichten verordnet sind. Man sieht es diesen Leuten durchaus nicht an, daß sie in Metz irgendwie Not gelitten haben. Sie sind angezogen wie für eine Festparade. Die heimgeschickten kranken und verwundeten Sachsen sehen weit mehr mitgenommen aus. Die Franzosen werden hier sehr gut behandelt und tragen die Gefangenschaft mit unglaublicher Sorglosigkeit. Ich habe den Eindruck, als ob viele

1870 von ihnen sehr zufrieden damit sind, so leichten Kaufs bei der Affäre weggekommen zu sein. In den Bierhäusern führen namentlich die Unteroffiziere das große Wort, reißen den Kaiser, die Generäle und alles mögliche herunter — außer sich selbst. Die Situation in Frankreich scheint sie nicht zu bekümmern. All dies ist aber ganz natürlich bei einer revolutionären Nation ohne Zucht und ohne Disziplin. Wir Norweger müßten eine Lehre daraus ziehen: denn gerade einer solchen inneren Auflösung suchen Männer wie Jaabaek, Johan Sverdrup u. s. w. unser Volk entgegenzutreiben.

Darf ich Sie bitten, mein Abonnement auf das „Morgenblad" gütigst zu erneuern, wenn es an der Zeit ist? Und können Sie die nötige Summe für mich auslegen und sich dafür zu Neujahr aus den Zinsen meines Geldes auf der Kreditkasse bezahlt machen? Ich hoffe, Sie führen genau Buch über Ihre Auslagen, Postporti u. s. w. für mich, damit ich Ihnen nicht außer der vielen Schererei auch noch Verluste verursache.

Die neue Ausgabe der „Kronprätendenten" ist nun erschienen, und am 1. Januar soll das Stück in Kopenhagen gegeben werden. In Christiania arbeiten wohl beide Theater auf ihren Untergang los. Die Zersplitterung unserer spärlichen künstlerischen Kräfte kann zu nichts anderem führen.

Sollte ich wider Vermuten bis Neujahr nicht noch einmal von mir hören lassen, so hoffe ich, daß Sie mir trotzdem, wenn es so weit ist, den gewöhnlichen Wechsel schicken.

Viele Grüße von uns allen!

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

77.

An Georg Brandes.

Dresden, 20. Dezember 1870.

Lieber Brandes!

Täglich haben sich meine Gedanken in dieser Zeit mit Ihnen beschäftigt. Daß Sie krank waren, hatte ich durch Herrn Hegel

sowie durch die norwegischen Zeitungen erfahren; aber ich fürchtete, 1870
Sie wären noch zu schwach, um Briefe zu empfangen, und darum habe ich nicht geschrieben.

Jetzt bin ich ganz beruhigt, seit ich gestern Ihre freundlichen Zeilen erhielt. Herzlichen Dank, daß Sie meiner gedacht haben!

Sie fragen, was Sie in Zukunft unternehmen sollen. Nun, das will ich Ihnen sagen. Für die nächste Zukunft sollen Sie gar nichts unternehmen. Sie sollen der Phantasie und den Gedanken auf unbestimmte Zeit Ferien geben; Sie sollen still liegen und sich veredeln; denn das ist eben der Segen solcher Krankheiten, — wie man aus ihnen hervorgeht! Eine herrliche Zeit steht Ihnen bevor, wenn Sie so nach und nach zu Kräften kommen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung; alle bösen Gedanken waren von mir gewichen; ich wollte nur Feines und Leichtes essen und trinken; alles Grobe, meinte ich, müßte mich beschmutzen. Es ist ein unbeschreiblicher Zustand von Dankbarkeit und Wohlbehagen.

Und wenn Sie dann wieder kräftig und tüchtig geworden sind, was Sie dann thun sollen? Ja, dann sollen Sie thun, was Sie thun müssen. Eine Natur wie die Ihre wählt nicht.

Ich will nicht viel schreiben; denn das thut Ihnen nicht gut. Und Sie sollen fürs erste gar nicht schreiben.

Im Sommer war ich in Kopenhagen. Sie haben viele, viele Freunde und Anhänger dort; mehr vielleicht, als Sie selbst glauben. Bleiben Sie nun eine Zeitlang fort, so ist das um so besser; man steht sich immer gut dabei, wenn man sich rar macht.

So hat man denn also jetzt Rom uns Menschen weggenommen und es den Politikern überantwortet. Wo sollen wir nun hin? Rom war die einzige friedsame Stätte in Europa; die einzige Stätte, die die wahre Freiheit genoß, die Freiheit von der politischen Freiheitstyrannei. Ich glaube, ich mag es nicht wiedersehen nach dem, was dort passiert ist. Alles Köstliche, die Unmittelbarkeit, der Schmutz wird jetzt ver-

1870 schwinden: für jeden Staatsmann, der da unten ersteht, wird ein Künstler zu Grunde gehen. Und dann der herrliche Freiheitsdrang, — damit ist's jetzt vorbei. Ja, ich wenigstens muß sagen, das einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf um sie; aus dem Besitz mache ich mir nichts.

Jüngst eines schönen Morgens stand mir meine neue Arbeit in frappierender Klarheit vor Augen, und in der überströmenden Freude des Augenblicks schrieb ich Ihnen einen Brief. Er ist nicht abgegangen — denn die Stimmung hielt nicht vor, und als sie vorüber war, konnte ich ihn nicht gebrauchen.

Die Weltbegebenheiten beschäftigen im übrigen großenteils meine Gedanken. Das alte illusorische Frankreich ist zertrümmert; wenn erst auch das neue faktische Preußen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satz mitten in einem werdenden Zeitalter! Hei! wie da die Ideen rings um uns her zusammenkrachen werden! Und es wird wahrhaftig auch Zeit sein! Wovon wir bis heute leben, das alles sind ja doch nur Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und an der Kost haben wir doch jetzt lange genug gekaut und wiedergekäut. Die Begriffe verlangen einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußeren, im Politischen u. s. w. Aber all dergleichen ist Lappalie. Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes, und da sollen Sie einer von denen sein, die an der Spitze marschieren. Aber erst sollen Sie sich das Fieber vom Hals schaffen.

Ihr treuer Freund

Henrik Ibsen.

78. 1871

An Frederik Hegel.

Dresden, 19. Januar 1871.

Lieber Herr Hegel!

Ich danke Ihnen verbindlichst für die 75 Thaler, die ich empfangen habe, und bitte Sie wiederholt um Entschuldigung, daß ich Sie mitten in der arbeitreichsten Zeit bemüht habe.

Es beruht auf einem Mißverständnis, wenn Sie glauben, „Julian" sei so weit gediehen, daß mit dem Druck im nächsten Monat begonnen werden könnte. Die erste Abteilung ist fertig; ich arbeite an der zweiten Abteilung. Aber die dritte Abteilung ist noch gar nicht geschrieben! Doch wird diese dritte mir verhältnismäßig schnell von der Hand gehen, und wenn ich die Zeit reichlich bemesse, so hoffe ich bestimmt, daß alles im Laufe des Juni in Ihren Händen sein wird. Die französischen Typen werden vortrefflich für dieses antike Sujet passen, wie denn überhaupt für meine Bücher, scheint mir.

Eine große und freudige Überraschung war es mir, zu erfahren, daß die zweite Auflage der „Kronprätendenten" schon vergriffen ist, und es wäre mir lieb, die neue Ausgabe mit den oben erwähnten Typen gedruckt zu sehen. Ich werde mein Exemplar des Stückes mit Sorgfalt durchgehen, und sollte, was ich nicht annehme, etwas zu verbessern sein, so bin ich so frei, Ihnen darüber zu schreiben.

Professor Rovsings Buch über die Rechtschreibungsfrage ist ausnehmend gut geschrieben, aber es wird ihm, wie jedem anderen, ein Ding der Unmöglichkeit sein, den Strom zu hemmen. Der Einfluß der neuen Rechtschreibung auf die Entwicklung des dänisch-norwegischen Büchermarktes in Schweden wird sich bald zeigen. Fast in jedem Brief, den ich von dort erhalte, wird in verschiedenen Formen der Versicherung Ausdruck gegeben, daß unsere Bücher in dem neuen Gewande dort ebenso leicht gelesen werden wie schwedische. Und was ist denn nun eigentlich das

1871 Neue? Nichts anderes als eine Reinigung von den Entstellungen, die im Laufe der Zeiten hineingekommen sind, und eine Rückkehr zu dem Ursprünglichen und sprachlich Richtigen! Wenn Sie übrigens Professor Kovsing sehen, so bitte ich Sie, ihn und seine Familie von mir zu grüßen und ihm für den angenehmen Verkehr in Rom zu danken.

Frau Collett hält sich noch immer hier auf und verbringt ihre Zeit damit, sich zu ärgern. Sie will nach Italien, aber wann und ob sie fortkommt, das weiß ich nicht. Sie ist eine sehr begabte, aber höchst unglückliche Natur.

Herzliche Grüße Ihnen und Ihrem Sohn von

Ihrem stets ergebenen

Henrik Ibsen.

79.

An Georg Brandes.

Dresden, 17. Februar 1871.

Lieber Brandes!

Ich habe mir ja wohl gedacht, daß mein langes Schweigen Sie in Harnisch bringen würde; aber ich hoffe zuversichtlich, wir stehen so zu einander, daß darum nichts in die Brüche geht. Ja, ich habe das bestimmte Gefühl, daß ein lebhaft geführter Briefwechsel zwischen uns eher eine solche Gefahr mit sich bringen könnte. Wenn wir erst einmal persönlich an einander geraten wären, würde vieles sich anders stellen; vieles würde sich da auf beiden Seiten geklärt haben. Bis dahin laufe ich wirklich Gefahr, mich durch meine flüchtigen verstreuten Äußerungen bei Ihnen in ein falsches Licht zu setzen. Ihr Philosophen könnt dem Teufel ein Ohr abräsonnieren, und ich verspüre keine Lust, mich per Korrespondenz zu einem Stein oder einem Hahn reduzieren zu lassen, — selbst mit der Möglichkeit vor Augen, nach mündlicher Erklärung wieder zum Menschen erhoben zu werden. In Ihrem vorigen Brief bewundern Sie ironisch das Gleichgewicht meines Gemüts unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Da ist der Stein! Und

jetzt, in Ihren letzten freundlichen (?) Zeilen, machen Sie mich 1871
zu einem Freiheitshasser. Der Hahn!

Die Sache ist die — mein Gemüt befindet sich so einigermaßen im Gleichgewicht, weil ich Frankreichs gegenwärtiges Unglück für das größte Glück halte, das dieser Nation widerfahren konnte. Und was die Freiheitsfrage betrifft, so beschränkt sie sich, glaube ich, auf einen Streit um Worte. Ich werde nie dafür zu haben sein, die Freiheit als gleichbedeutend mit politischer Freiheit anzusehen. Was Sie Freiheit nennen, nenne ich Freiheiten; und was ich den Kampf für die Freiheit nenne, ist doch nichts anderes als die ständige, lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt denn als das zu Erstrebende, der besitzt sie tot und geistlos, denn der Freiheitsbegriff hat ja doch die Eigenschaft, sich während der Aneignung stetig zu erweitern, und wenn deshalb einer während des Kampfes stehen bleibt und sagt: jetzt habe ich sie! — so zeigt er eben dadurch, daß er sie verloren hat. Aber gerade diese tote Art, einen gewissen festgelegten Freiheitsstandpunkt zu haben, ist etwas für die Staatsverbände Charakteristisches; und eben das habe ich gemeint, als ich sagte, es sei nichts Gutes.

Ja, allerdings kann es etwas Gutes sein, Wahlfreiheit, Steuerfreiheit u. s. w. zu besitzen; aber für wen ist das gut? Für den Bürger, nicht für das Individuum. Es liegt aber für das Individuum absolut keine Vernunftnotwendigkeit vor, Bürger zu sein. Im Gegenteil. Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Stärke als Staat erkauft? Mit dem Aufgehen der Individuen in dem politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. Und auf der anderen Seite das Volk der Juden, der Adel des Menschengeschlechts. Wodurch hat es sich in Absonderung, in Poesie erhalten, trotz aller Roheit von außen? Dadurch, daß es sich nicht mit einem Staat herumzuschleppen brauchte. Wäre es in Palästina geblieben, so wäre es schon längst in seiner Konstruktion untergegangen wie alle anderen Völker. Der Staat muß weg! Bei der Revolution thue ich auch mit! Untergrabt den Staatsbegriff,

1871 stellt die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das für ein Bündnis einzig Entscheidende auf, — das ist der Anfang einer Freiheit, die etwas wert ist! Ein Wechsel der Regierungsformen ist weiter nichts als eine Pusselei mit Graden — ein bißchen mehr oder ein bißchen weniger — Thorheit alles zusammen!

Ja, lieber Freund, es gilt bloß, sich von der Ehrwürdigkeit des Besitzes nicht schrecken zu lassen. Der Staat hat seine Wurzel in der Zeit; er wird seinen Gipfel in der Zeit haben. Es werden größere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. Wie vielem gegenüber haben wir im Grunde die Verpflichtung, es zu konservieren? Wer bürgt mir dafür, daß zwei plus zwei nicht fünf sind auf dem Jupiter oben?

Diese Andeutungen kann und will ich brieflich nicht weiter ausführen. Herzlichen Dank für Ihr Gedicht! Es wird nicht das letzte bleiben, das Sie schreiben, denn der Beruf dazu spricht aus jeder Zeile! Daß Sie mich überschätzen, setze ich auf Rechnung der Freundschaft. Dank, Dank! Bewahren Sie ein solches Bild von mir; ich werde gewißlich der alte bleiben.

Und kommen Sie bald wieder zu Kräften! Und dann kommen Sie nach Dresden auf zwei gesunden Beinen! Ja, die Beingeschichte! Haben Sie das nicht als eine Nemesis empfunden? Sie sind einmal so gewaltsam auf einen anderen Philosophen losgefahren, weil er auf zwei Beinen stand. Gott sei Dank, daß Sie die Möglichkeit für einen Philosophen, sich mit einem zu behelfen, nicht praktisch beweisen mußten! — Ich setze voraus, daß alle Gefahr vorüber ist, sonst würde ich gewiß nicht damit scherzen.

Von den „Kritiken und Porträts" habe ich bis heute durch Hegel nur die erste Hälfte erhalten; aber selbst wenn ich das Ganze erhalten hätte, würde ich mich auf einen warmen Dank für das Buch beschränkt haben. Ich bin ein äußerst schlechter Kritiker; über einzelne Werke verstehe ich mich nicht auszusprechen, und

wie Sie im ganzen, als abgeschlossene Persönlichkeit vor mir 1871
stehen, das wissen Sie.

Mit der Herausgabe meiner Gedichte bin ich seit Weihnachten fast Tag und Nacht beschäftigt gewesen. Es war ein verfluchtes Stück Arbeit, die vielen Anschauungsweisen durchgehen zu müssen, mit denen ich längst fertig bin. Zusammen bilden sie aber doch ein Ganzes; und ich bin gespannt, zu hören, was Sie von dem Buch sagen werden.

Die tausend Dinge, zu deren Erörterung Ihr Brief Anlaß geben könnte, will ich für diesmal auf sich beruhen lassen. Erst möchte ich jetzt erfahren, ob ich erwarten darf, Sie bald hier zu sehen. Dann wollen wir uns den Bischof Arius wie die sieben Kurfürsten zur Behandlung vornehmen. Sie sollen sehen, ich habe nicht umsonst zwei Jahre in der Nähe von Gert Westfalers Vaterland gelebt.

Herzliche Wünsche für Gesundheit und alles Gute!

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

Sobald ich eine leidlich anständige Photographie beschaffen kann, werde ich sie Ihnen schicken; nehmen Sie vorläufig mit der beiliegenden vorlieb. Ich hoffe, Sie revanchieren sich!

80.

An Lorentz Dietrichson.

Dresden, 2. März 1871.

Lieber alter Freund!

Es war mir in mehrfacher Beziehung eine große Freude und eine Überraschung, Deinen freundschaftlichen Brief zu empfangen, den sogleich zu beantworten ich mir natürlich vornahm, — ein Vorsatz, aus dem natürlich nichts wurde. Heute sollst Du jedoch von mir hören.

Zunächst also wünsche ich Dir von ganzem Herzen Glück zu dem Erfolg, den Du diesen Winter auch auf der Bühne

1871 gehabt hast. Das war jedoch etwas, was ich immer erwartet hatte, und ich prophezeie Dir, wenn Du auf diesem Wege fortschreitest, alles Gute.

Über Deine Orientreise schreibst Du doch natürlich ein Buch? Daß die Reise auf Deine Gesundheit die beabsichtigte Wirkung gehabt hat, darf ich wohl als selbstverständlich annehmen. Nach allem zu schließen, was ich von den verschiedensten Seiten gelegentlich erfahren habe, mußt Du ja ein recht behagliches Leben in Stockholm führen. Du hast viele Freunde und großen Einfluß, — keins von beiden ist zu verachten.

Was mich betrifft, so habe ich diesen Winter an der Sammlung meiner Gedichte gearbeitet, die nun im Druck ist und demnächst in einer gewaltig großen Auflage (und gegen ein dito dito Honorar) herauskommen wird. Mit Plänen zu dramatischen Arbeiten trage ich mich; aber diese verfluchte Kriegszeit übt auf mich eine störende Wirkung aus, wie Du Dir wohl denken kannst.

Sei so gut und grüße die Familie Limnell bei nächster Gelegenheit, und überbringe der Frau Limnell meinen Dank für ihren Brief, den ich bald beantworten werde.

Bitte, übermittle auch Excellenz Sibbern meinen verbindlichsten Dank. Ja — das war freilich eine Überraschung, was Du mir von ihm überbrachtest! Froh bin ich, daß man keine Ahnung hat von der Geschichte in Rom. Das war eben in unserer Sturm- und Drangperiode, Carissimo! Jetzt sind wir alle beide über diesen Standpunkt hinaus. Aber es gehörte mit zur Entwicklung: ich möchte nichts ungeschehen wünschen.

Auch allen anderen lieben Freunden magst Du meinen herzlichsten Gruß und Dank für alles Gute ausrichten! Nicht zu vergessen den Hofmarschall und alle übrigen vom Theater!

Nach Stockholm muß ich zurück, das ist sicher. Geht alles nach Wunsch, so spekuliere ich für den Sommer auf eine Reise nach Norwegen, und dann läßt sich beides vereinigen. Und dann wollen wir über unsere resp. Reisen von Hadersleben nach Kiel plaudern, Carissimo! Ja, wir sind doch wirklich ziemlich weit

herumgekommen in der Welt, seit wir in Stockholm kampierten! 1871
In Ägypten war ich, wie Dir vielleicht bekannt ist, mit auf der großen Expedition, einer vierundzwanzigtägigen Nilreise, bis nach Nubien hinein. Ebenso gehörte ich mit zu denen, die zum Roten Meere vordrangen. Die meisten kehrten in Ismailia um. Aber das alte Rom habe ich doch nicht wiedergesehen! Allein die Hoffnung hinzukommen habe ich nicht aufgegeben, und vielleicht treffen wir uns da. Ich setze nämlich voraus, daß Du eine gewisse Hoffnung immer in petto hast, Dich in einer gewissen offiziellen Stellung dort niederlassen zu können.

Wenn ich nicht wüßte, daß Du im Punkto Briefschreiben genau vom selben Schlag bist wie ich, so möchte ich Dich bitten, mir ein bißchen von Leuten und Verhältnissen da oben zu erzählen. Wie geht es Eurem Gambetta im Reichstag? Er interessiert mich sehr, — grüße ihn von mir. Hat Malmström sein großes Bråvallabild fertig? Und Kjellberg, der Greis? Er sehnt sich wohl auch nach den römischen Fleischtöpfen? Hat nicht Carl Snoilsky vorigen Weihnachten seine Gedichte herausgegeben? Und war die Aufnahme nicht so, daß sie ihn zur Fortsetzung aufmuntern mußte? Er ist doch thatsächlich ein Lyriker von sehr hohem Range. Solltest Du den Rittmeister R. von Koch treffen, so frage ihn, ob er meinen Brief erhalten hat. Vergiß nicht, Stjernströms zu grüßen!

Meine Damen senden Euch ihren besten Dank für das Zusammensein in Dresden. Deine Grüße — die Liebeserklärung inclusive — sind mit großer Befriedigung aufgenommen worden. Übermittle dafür Deiner Frau tausend Grüße von uns — ebenso Deinem Töchterchen: sie habe ich ja in Stockholm gar nicht zu sehen bekommen.

Und somit — mögen wir nun über kurz oder lang, schriftlich oder persönlich uns wieder begegnen, — lebe herzlich wohl und vergiß nicht Deinen getreuen Freund

Henrik Ibsen.

1871

81.

An Georg Brandes.

Dresden, 18. Mai 1871.

Lieber Brandes!

Ich hoffe, Sie haben in jüngstvergangener Zeit durch unseren alten Konsul einen Gruß von mir erhalten; wenigstens habe ich Ihnen einen geschickt, und aus Kopenhagen habe ich mit Freude gehört, daß Sie jetzt wieder wohl und schon lange außer Gefahr sind. Nun, an eine Gefahr habe ich ja nicht recht geglaubt; man stirbt nicht in der Exposition; der große Weltendramaturg braucht Sie zu einer Hauptrolle in der „Haupt- und Staatsaktion", die er sich nun wohl bald rüstet vor einem hochverehrlichen Publikum aufführen zu lassen.

Herzlichen Dank für das Porträt! Es hat mir einen großen Schritt im Verständnis oder eigentlich in der Aneignung Ihrer inneren Persönlichkeit vorwärts geholfen. Zweifellos liegt diese Persönlichkeit klar genug in Ihren Werken; aber ich mag immer gern eine persönliche Form haben, an die ich die Vorstellung anknüpfen kann. Deshalb gebe ich mich auch nicht eher zufrieden, als bis ich Sie gesehen habe, und ich denke, es wird sich dann zeigen, daß wir noch in etwas mehr als in der Vorliebe für Sammetröcke übereinstimmen.

Ich habe es in dieser recht langen Zwischenzeit nicht über mich gebracht, Ihnen zu schreiben. Aus Ihrem letzten Brief ging hervor, daß Sie mir ein wenig böse waren, und da die Ausgabe meiner Gedichte vor der Thür stand, wollte ich keinen Schritt thun, der wie ein Versuch aussehen konnte, Sie vor der Lektüre zu versöhnen. Daß Ihre Auffassung sich nicht bestechen läßt, weiß ich sehr wohl; aber ein gewisser Takt gebot mir, jeden Schein zu meiden, als hätte ich so etwas geglaubt. Lieber Freund, Sie werden das verstehen.

Ich hoffe, Hegel hat Ihnen das Buch längst gesandt. Es enthält Neues und Altes und vieles, auf das ich weiter keinen

Wert lege; aber es gehört doch alles zusammen zu der Geschichte 1871 meiner Entwicklung. Sagen Sie mir denn Ihr Urteil darüber. Ich lege den allergrößten Wert darauf, es kennen zu lernen.

Und was treiben Sie nun da unten in dem köstlichen warmen Italien? Einen Vorteil hat Ihre Krankheit Ihnen vielleicht gebracht, nämlich den, daß Sie einen Sommer da leben müssen. Ich denke täglich an Sie; bald sehe ich Sie in Frascati, bald in Albano oder Ariccia. Was ist nun das Rechte? Und was bereitet sich da unten Neues für unsere geistige Zukunft vor? Denn daß derart etwas während Ihres langen Siechtums gereift ist, das glaube ich unbedingt. Das gehört zu den guten Dingen, die eine Entkräftung mit sich führt, daß sie Reinheit bringt und Wachstum so vielem, was sich sonst nicht entfalten könnte. Ich bin nur ein einziges Mal so recht krank gewesen; aber just darum bin ich vielleicht auch nie so recht frisch gewesen. **Chi lo sa!**

Ist es nicht niederträchtig von der „Kommune" in Paris, daß sie hingegangen ist und mir meine treffliche Staatstheorie oder besser Nichtstaats-Theorie verdorben hat? Jetzt ist die Idee auf lange Zeit zerstört, und ich kann sie anständigerweise nicht einmal in Versen vorbringen. Aber es steckt ein gesunder Kern in ihr, das sehe ich ganz klar, und einmal wird sie schon ganz ohne Karikatur verwirklicht werden.

Ich habe oft an das gedacht, was Sie einmal geschrieben haben: ich hätte mir den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht zu eigen gemacht. Wie hätte ich das auch leisten sollen? Aber wird denn nicht jede Generation mit den Voraussetzungen ihres Zeitalters geboren? Haben Sie niemals in der Porträtsammlung eines früheren Jahrhunderts eine merkwürdige Familienähnlichkeit zwischen den verschiedenen Personen derselben Periode bemerkt? So auch auf geistigem Gebiet. Was wir Profanen nicht als Wissen haben, das haben wir, glaube ich, bis zu einem bestimmten Grad als Ahnung oder Instinkt. Und die Aufgabe eines Dichters besteht ja auch hauptsächlich darin, zu s e h e n, nicht zu reflektieren; namentlich würde ich für mich selber eine Gefahr darin erblicken.

1871 Lieber Brandes, — es ist mir immer eine Erleichterung, mich vor Ihnen auszusprechen, und eine große, große Freude, Sie sprechen zu hören, wenn auch nur auf dem Papier. Erfreuen Sie also bald

Ihren getreuen

Henrik Ibsen.

82.

An Frederik Hegel.

Dresden, 12. Juli 1871.

Lieber Herr Hegel!

Indem ich Ihren letzten freundlichen Brief vornehme, sehe ich zu meinem Entsetzen, daß er ganze zwei Monate alt und bis heute unbeantwortet ist! Ich hoffe jedoch, Sie haben inzwischen ein paar Lebenszeichen von mir erhalten, nämlich das verbesserte Exemplar des „Brand", und sodann einen Gruß durch Herrn R. Kaufmann, dem ich die von Herrn Bibliothekar Gundorph geliehenen Bücher wieder mitgab, für die ich hiermit meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank ausdrücken zu dürfen bitte.

Nicht minder dankbar bin ich Ihnen, lieber Herr Hegel, für die Blätter, die mir zu verschiedenen Zeiten zugegangen sind und die Anzeigen der Gedichtsammlung enthalten. Im großen ganzen kann ich ja mit der Beurteilung zufrieden sein, und ich wünsche nur, daß die Verbreitung des Buches sich rasch abwickeln möge.

Und nun der Grund meines langen Schweigens: Ich stecke tief in der Arbeit an „Kaiser Julian". Dies Buch wird mein Hauptwerk werden, und es nimmt alle meine Gedanken und alle meine Zeit in Anspruch. Die positive Weltanschauung, welche die Kritiker so lange bei mir vermißt haben, hier wird man sie erhalten. Aber jetzt habe ich eine Bitte an Sie! Im Frühjahr 1866 hat Pastor Listov eine Darstellung von „Julians Leben" geschrieben, die durch drei Nummern des

„Faedreland“ ging. Sollte es Ihnen möglich sein, mir diese drei Nummern leihweise zu verschaffen, so würden Sie mir einen überaus großen Dienst erweisen. Ferner noch eine Frage. Giebt es im Dänischen noch irgend eine andere historische Darstellung dieses Themas, die das Faktische einigermaßen ausführlich behandelt? Ist das der Fall, so bitte ich, das Werk für meine Rechnung zu kaufen und es mir zu senden. Neanders deutsche Werke über diesen Gegenstand habe ich. D. Strauß habe ich auch: doch sein Buch enthält nur Quark von Räsonnements, und das kann ich selbst leisten. Ich brauche Fakta. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie mit dieser Sache behellige. 1871

Herzlichen Dank, daß Sie für 2000 Reichsthaler Königliche Obligationen für mich kaufen wollen, wie Sie in Ihrem letzten Briefe gütigst vorgeschlagen haben.

Sollte Jonas Lie auf seiner Reise ins Ausland durch Kopenhagen kommen, so müssen Sie ihm sagen, daß er auf der Tour nach Italien nur ja den Weg über Dresden nehmen soll, weil ich ihn auszuschelten und ihm im übrigen gute Ratschläge und Ermahnungen etcetera zu geben habe, was alles nur mündlich geschehen kann.

Wir haben bisher ein abscheuliches Sommerwetter hier gehabt; ich will hoffen, daß es in Dänemark besser gewesen ist. Tausend Grüße an Sie und Ihren Sohn!

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

83.

An Hans Jacob Jensen.

[Dresden, 17. September 1871.]

Mit dem größten Erstaunen habe ich gestern Ihren frechen und unverschämten Brief empfangen, aus dem ich ersehe, daß Sie eine neue Ausgabe meiner dramatischen Werke: „Frau Inger auf Oestrot“ und „Die Helden auf Helgeland“ zu veranstalten beabsichtigen. Es ist selbstverständlich, daß ich mich auf das ent-

1871 schiedenste diesem Ihrem Plan eines Attentats auf meinen Geldbeutel widersetze. Sie haben auch nicht den leisesten Schimmer von Besitzrecht auf die genannten Werke, die ich seiner Zeit nur zur Verwendung für das „Illustreret Nyhedsblad“ verkauft habe. Ich bringe ferner zu Ihrer Kenntnis, daß beide Bücher im Gyldendalschen Verlage in vollständig umgearbeiteter Gestalt erscheinen und daß das Publikum unverzüglich davon unterrichtet werden wird, so daß die beabsichtigte Schwindelei Ihnen weiter nichts einbringen wird als Schande und Schaden. Übrigens habe ich die Sache heute in die Hände eines Juristen gelegt, und wenn Sie es wagen sollten, auf Ihrem Vorsatz zu beharren, so werde ich Ihnen durch die Presse wie vor dem Richter zeigen, was solche Schurkenstreiche für Folgen haben. Das übersandte Paket folgt uneröffnet zurück.

Henrik Ibsen.

84.

An Georg Brandes.

Dresden, 24. September 1871.

Lieber Brandes!

Mit einer seltsam gemischten Empfindung lese ich immer Ihre Briefe. Was Sie schreiben, ist mehr Gedicht, als Brief. Es kommt zu mir wie der Notschrei eines, der als der einzige Überlebende in einer weiten ausgestorbenen Gegend zurückgeblieben ist. Und ich kann ja nicht anders als mich freuen und Ihnen danken, daß Sie diesen Ruf gerade an mich gerichtet haben. Auf der anderen Seite aber erfüllt es mich mit Kummer, wenn ich mich frage: wohin soll eine solche Stimmung führen? Ich finde dann eine Beruhigung nur in der Hoffnung, daß es bloß ein Übergang ist. Es kommt mir vor, als wären Sie jetzt in der gleichen Krisis wie ich in den Tagen, als ich daran ging, „Brand“ zu schreiben, und ich bin gewiß, auch Sie werden das Heilmittel finden, das den Krankheitsstoff aus dem Körper treibt.

Eine energische Produktion ist eine vortreffliche Kur. Was ich

Ihnen vor allen Dingen wünschen möchte, ist ein richtiger Voll- 1871
blutegoismus, der für Sie die Triebfeder werden kann, auf eine Weile nur sich und Ihrer Sache Wert und Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht existierend zu betrachten. Halten Sie dies nicht für das Zeichen einer gewissen Brutalität in meiner Natur! Sie können ja doch Ihren Zeitgenossen auf keine bessere Weise nützen als durch Ausmünzung des Metalles, das Sie in sich tragen. Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt; ich habe es eigentlich nur so als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen, — und hätte man den Mut, es ganz und gar außer Betracht zu lassen, so würde man vielleicht den Ballast los, der am schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet. Überhaupt giebt es Zeiten, da die ganze Weltgeschichte mir wie ein einziger großer Schiffbruch erscheint, — es gilt, sich selbst zu retten!

Von Spezialreformen verspreche ich mir nichts. Das ganze Geschlecht ist auf falscher Fährte, das ist die Geschichte. Oder giebt es wirklich etwas Beständiges in der gegenwärtigen Situation? Die Sache mit den unerreichbaren Idealen und dergleichen? Die ganze Reihe der Geschlechter kommt mir vor wie ein junger Mann, der seinen Leisten verlassen hat und zum Theater gegangen ist. Wir haben Fiasko gemacht — im Liebhaberfach wie im heroischen Fach. Das einzige, wozu wir ein bißchen Talent gezeigt haben, ist das Naiv-Komische; aber bei dem stärker entwickelten Selbstbewußtsein geht es auch damit auf die Dauer nicht. Daß es in anderen Ländern besser bestellt ist als bei uns zu Hause, glaube ich nicht; die Menge steht ohne jegliches Verständnis für das Höhere da — im Ausland und in der Heimat.

Und da sollte ich den Versuch machen, eine Fahne herauszustecken! Ach, lieber Freund, das würde eine Geschichte geben wie damals, als Louis Napoleon mit einem Adler auf dem Kopf in Boulogne an Land ging. Später, als die Stunde seiner Mission schlug, da brauchte er keinen Adler.

Während der Beschäftigung mit „Julian“ bin ich in ge-

1871 wisser Weise Fatalist geworden; aber dieses Stück wird doch eine Art Fahne. Haben Sie übrigens keine Angst vor irgend welchem Tendenzwesen; ich sehe auf die Charaktere, auf die sich kreuzenden Pläne, auf die Geschichte, und gebe mich nicht mit der „Moral" des Ganzen ab — vorausgesetzt, daß Sie unter der Moral der Geschichte nicht ihre Philosophie verstehen: denn daß eine solche als das endgültige Urteil über Kampf und Sieg zum Vorschein kommen wird, versteht sich von selbst. Doch all das kann nur praktisch veranschaulicht werden.

Ihr voriger Brief über diesen Gegenstand hat mich nicht beunruhigt, erstlich, weil ich auf derartige Bedenken von Ihrer Seite vorbereitet war, und dann, weil ich den Stoff anders fasse, als Sie annehmen.

Ihr Buch habe ich erhalten; ich kann Ihnen nur sagen, daß es mir eine Lektüre bietet, zu der ich immer wieder zurückkehre.

Ja, lieber vortrefflicher Brandes, es ist mir unfaßbar, wie Sie mißmutig sein können. Ihnen ist ja doch die geistige Berufung so klar und unzweideutig zuteil geworden wie nur wenigen Menschen. Wozu also dieser Mißmut? Dürfen Sie das? Im übrigen seien Sie nur davon überzeugt, daß ich Sie völlig verstehe.

Sie thun mir gewiß den Gefallen, einliegende Visitenkarte an den cand. mag. Fr. Knudtzon, Amaliengade, zu befördern. Sollten Sie ihn irgendwo persönlich sehen, so grüßen Sie ihn von mir. Ich schätze ihn in vielen Beziehungen hoch; — ich kann auch sagen, daß er ein begeisterter und unbedingter Bewunderer von Ihnen ist.

Und nun zum Schlusse herzlichen Dank für den Besuch in Dresden. Das waren Festesstunden für mich. Glück, Mut, Gesundheit und alles Gute!

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

85.

1871

An Michael Birkeland.

Dresden, 10. Oktober 1871.

Lieber Birkeland!

Herzlichen Dank für Deinen Brief, aus dem ich ersehe, daß Du mir Deine alte Freundschaft bewahrt hast. Es ist mir sehr recht, daß mein Artikel zurückgehalten worden ist. Es ist mir ein im höchsten Grad widerwärtiger Gedanke gewesen, daß ich mich mit einem Kerl wie diesem Buchdrucker Jensen in eine Kontroverse einlassen sollte. Fernerstehende können das viel besser. Meine Bitte an Dich ist: entweder in gemeinschaftlicher Beratung mit Thoresen den Artikel umzukalfatern, so daß er seine Wirkung thut, ohne mir zu schaden, oder — was mir das liebste wäre — das Brauchbare, das darin steckt, zu einem selbständigen Aufsatz über die Sache zu benutzen.

Ein paar Bemerkungen zu Deinem Brief muß ich aber doch machen. Du schreibst, als könnte es zweifelhaft sein, auf wessen Seite das Recht ist. Herrscht wirklich eine derartige Barbarei in der norwegischen Litteraturwelt? Ist ein Zeitungsbeitrag Eigentum des Herausgebers? Wie konnte ich dann ungeahndet eine zweite Ausgabe von der „Komödie der Liebe" veranstalten? Wie konnte ich meine Gedichte gesammelt herausgeben, wenn der „Ballonbrief" und viele andere Stücke Dr. de Besche und dem „Ill. Nyhedsblad" gehörten? Wie konnte Björnson in seinen „Kleinen Sachen": „Zwischen den Schlachten" und „Ein fröhlicher Bursch" abdrucken, wovon nach norwegischen Begriffen das eine der „Christianiaer Post" und das andere dem „Aftenblad" gehören müßte? In der ganzen civilisierten Welt herrscht kein Zweifel in dieser Frage, und es ist mir ein peinlicher Gedanke, daß mein Vaterland die einzige Ausnahme bilden sollte. Wenn mich mein Gedächtnis getäuscht hat, und mein Brief an Botten-Hansen über „Frau Inger" existiert, so beweist das ja zum Überfluß, daß das „Nyhedsblad" nur ein

1871 gewisses begrenztes Recht erworben hat: im entgegengesetzten Fall wäre es ja sinnlos, Bestimmungen über die Höhe der Auflage zu treffen.

Ebenso würde es einzig dastehen, wenn der Nachdrucker H. J. Jensen aus meinem Privatbrief eine Affäre machen könnte. Es kommen nur zwei starke Ausdrücke darin vor, indem ich sein Vorhaben „eine Schwindelspekulation" nenne und sage, „wenn er auf seinem Vorsatz beharre, so würde ich durch die Presse wie vor dem Richter ihm zeigen, was solche Schurkenstreiche für Folgen haben". Wenn Jensen das Verlagsrecht besitzt, so begeht er Schurkenstreiche an seinen Kreditoren; besitzt er es nicht, so begeht er sie an mir. In beiden Fällen ist seine Spekulation nach europäischen Begriffen eine „Schwindelspekulation". Sollte es wirklich bei uns gefährlich sein, das auszusprechen? Ja, ich verstehe, warum es gefährlich ist. Es hängt mit dem zusammen, was Du über „Verhältnisse und Stimmungen" andeutest. Wenn Jensen Staatsrat, Beamter oder überhaupt ein gebildeter Mensch wäre, so hätte es gewiß keine Gefahr; aber ein schmutziger Schlingel, der eben kraft seiner Schmutzigkeit zum „Volk" gehört, der darf natürlich nicht mit Hohn abgefertigt werden. Und wär's mein Tod — da gehe ich nicht mit! Aber ich gebe zu, daß diese Privatsache nicht die günstigste Gelegenheit ist, die Roheit und ihre Götzendiener zu brandmarken. Und wie sollte überhaupt dieser Mensch es wagen, an einen Injurienprozeß zu denken, wo man ihm doch mit seiner ganzen Bankrottgeschichte drohen kann?

Richte L. Daae meinen Dank aus für seine brave Hilfe und bitte ihn, mich auch ferner nicht zu verlassen. Dies ist für mich keine kleine Sache: denn sollte der Jensensche Ausplünderungsplan bei uns wirklich Sympathie und Unterstützung finden, so habe ich die Absicht, — komme, was da will — alle meine Beziehungen zu Norwegen abzubrechen und nie wieder einen Fuß dorthin zu setzen.

Hier saß ich nun in glücklicher Ruhe des Gemüts und arbeitete an meiner neuen Dichtung. Aus Schweden, aus Däne-

mark und von hier erfahre ich nur Erfreuliches: aber mit Norwegen ist es gerade, als käme von da her alles Böse über mich. Was wollen die Menschen? Bin ich noch nicht weit genug fort?

Da fällt mir etwas ein. Ließen sich nicht Bruchstücke meines Artikels benützen als Auszüge eines Privatbriefs von mir? Thut, was Ihr, Du und Thoresen, für gut befindet. Aber beugt der verhängnisvollen Möglichkeit vor, daß der Nachdruck meiner Bücher das Licht erblickt.

Nochmals Dank für Deinen Brief und einen freundlichen Gruß Deiner verehrten Gattin. Werde ich diese lumpige Geschichte glücklich los, so habe ich vor, im Sommer nach Norwegen zu kommen, um das tausendjährige Reich mit zu feiern. Das Einzige, was mich bei dieser Gelegenheit zurückhalten könnte, wäre der Gedanke an unsere volkstümelnden politischen Chiliaster.

Leb' herzlich wohl!

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

P. S. Ich schreibe heute an Thoresen.

86.

An Frederik Hegel.

Dresden, 27. Dezember 1871.

Lieber Herr Hegel!

Hiermit erlaube ich mir, unseren herzlichsten Dank für das hübsche und wertvolle Geschenk abzustatten, wodurch Sie so wesentlich dazu beigetragen haben, uns allen angenehme Weihnachten zu verschaffen. Frau Dunkers Buch wird gewiß einen großen Leserkreis finden, namentlich in Norwegen, wo man ihm, wie ich weiß, mit großen Erwartungen entgegengesehen hat.

Meine neue Arbeit macht ununterbrochen Fortschritte. Der erste Teil: „Julian und die Weisheitsfreunde", in drei Akten, ist schon in der Reinschrift fertig. Es giebt gerade hundert Seiten. Aber ich schicke Ihnen nichts davon, denn ich nehme

1871 an, Sie wollen das Ganze haben, ehe Sie den Druck beginnen lassen. Am zweiten Teil arbeite ich jetzt fleißig, und der wird mir schneller von der Hand gehen und bedeutend kürzer werden; der dritte Teil dagegen wird etwas länger. Wahrscheinlich wird das Ganze zwei- bis dreihundert Seiten machen, alles in Prosa, und in der Form den „Kronprätendenten“ am nächsten stehend.

In letzter Zeit war ich in eine deutsche Polemik verwickelt. Die Zeitschrift „Im neuen Reich“, die in Leipzig unter der Redaktion von Alfred Dove und Gustav Freytag erscheint, hat mich wegen einiger in meinen Gedichten vorkommenden Äußerungen über die Deutschen attackiert. Der Krieg hat sich von da in die „Constitutionelle Zeitung“ und ein paar andere, weniger bedeutende Blätter hinübergespielt. Ich habe natürlich erwidern müssen und habe mich so weit gewehrt, daß ich hoffen darf, meine Stellung hier bleibt wenigstens für eine Weile haltbar.

Darf ich Sie bitten, mir gütigst 36 Thaler preußisch zu senden? Ich fürchte nämlich, in Verlegenheit zu kommen, bis die gewöhnliche Quartalssendung aus Christiania einläuft.

Hoffentlich haben Sie seinerzeit die Bücher der Universitätsbibliothek erhalten? Ich war etwas besorgt deswegen, weil der betreffende Postbeamte hier mir sagte, daß die Verpackung nicht ganz in Ordnung sei. Sollte das irgendwelchen Schaden an den Einbänden oder sonstwie verursacht haben, so möchte ich ihn natürlich ersetzen. Daß das Paket angekommen ist, weiß ich daher, daß ich hier einen irrtümlich berechneten Portobetrag, auf den man in Kopenhagen aufmerksam gemacht hatte, zurück erhielt.

Frau C. Collett hält sich gegenwärtig hier auf. Sie gedenkt nach Rom zu gehen. Ich bezweifle jedoch, daß sie weiter kommt; denn sie hat gar keinen Begriff davon, wie man sich auf einer Reise einzurichten hat.

Sollten Sie Georg Brandes sehen, so grüßen Sie ihn bitte von mir! Ich schreibe ihm bald.

Und somit möchte ich Ihnen herzlichst danken für alles Gute im verflossenen Jahr. Empfangen Sie sowie Ihr Sohn

unsere besten Wünsche für das kommende Jahr! Ich hoffe mit 1872
ziemlicher Sicherheit, daß unsere gemeinschaftlichen Unternehmungen im neuen Jahr zu gegenseitiger Zufriedenheit gedeihen werden.

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

87.

An das norwegische Kultusministerium.

Dresden, 24. Februar 1872.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem das erwähnte Stipendium mir teilweise bewilligt worden war, begab ich mich nach Schweden, wo ich namentlich in Stockholm die öffentlichen Museen und Kunstinstitute studierte, und dabei wurde es mir durch eine außerordentliche Zuvorkommenheit der Behörden ermöglicht, das schwedische Unterrichtswesen, seinen gegenwärtigen Stand, seine Grundsätze und seinen ganzen inneren und äußeren Zusammenhang mit dem eigentümlichen Charakter und der Geschichte des Volkes kennen zu lernen.

Im September erhielt ich eine offizielle Einladung, der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen, und obwohl mein Studium der schwedischen Zustände und Verhältnisse noch nicht abgeschlossen war, so habe ich doch gedacht, es sei unverantwortlich und mit dem Grundplan meines ganzen langen Aufenthaltes im Auslande unvereinbar, wenn ich eine solche nie wiederkehrende Gelegenheit der Belehrung ungenützt vorübergehen lassen wollte. Ich reiste deshalb sofort über Dresden und Paris nach Ägypten, wo ich gegen Mitte Oktober eintraf und an der Expedition teilnahm, die der Vizekönig für ungefähr sechzig europäische Herren den Nil aufwärts, eine Strecke weit in die nubischen Distrikte hinein veranstaltet hatte.

Die Expedition, als deren Zweck der Vizekönig ins Auge gefaßt hatte: durch uns Eingeladene die Aufmerksamkeit der verschiedenen europäischen Nationen teils auf die Altertumsdenkmäler des Landes hinzulenken, teils auf die Einrichtungen,

1872 die von der gegenwärtigen Regierung zum Gedeihen jener Gegenden und der Bevölkerung in großartigem Maßstabe unternommen waren, — diese Expedition wurde von den hervorragendsten Ägyptologen nach einem vom vizeköniglichen Direktor der nationalen Kunstschätze, Mariette Bey, entworfenen Plane geleitet. Auf solche Weise hatte ich hier die reichste und ausgiebigste Gelegenheit, mir eine Grundlage für die Studien griechischer und römischer Architektur und Skulptur zu schaffen, denen ich mich während meines vierjährigen Aufenthaltes in Italien mit Vorliebe hingegeben hatte.

Mitte November kehrte die Expedition nach Kairo zurück, von wo wir nach Port Said fuhren, an der Einweihung des Kanals teilnahmen, ihn bis zum Roten Meer passierten, wieder nach Kairo zurückkehrten und endlich von dort über Alexandria nach Europa abgingen, — eine Reise, die ich dann fürs erste in Paris unterbrach, um mich mit den dortigen Kunstsammlungen bekannt zu machen, — im Laufe des Winters bin ich wieder in Dresden eingetroffen.

Diese Reise habe ich freilich, wie erwähnt, in der Eigenschaft eines geladenen Gastes unternommen. Aber es versteht sich von selbst, daß sie mir trotzdem sehr bedeutende Ausgaben verursacht hat. Ein jeder, der die morgenländischen Verhältnisse kennt, wird wissen, daß Geldspenden, Geschenke und ähnliche Ausgaben dort in verschiedenen Formen und bei mannigfachen Gelegenheiten in einem Umfange erforderlich sind, wie es in Europa nicht seines Gleichen hat. Die Gesellschaft, in der ich mich befand, die Kreise, mit denen ich in Berührung kam, und namentlich der Umstand, daß man dort mir und meinem mitreisenden Landsmann die Eigenschaft von Repräsentanten unseres Vaterlandes beilegte, nötigten mich außerdem, mehr auf dem Fuße eines reichen Mannes, als nach meinen eigenen Verhältnissen zu leben.

Wiewohl meine ägyptische Reise mir für meine Entwicklung und namentlich für einen freien Überblick über den Gang der

Kulturgeschichte von unschätzbarer Bedeutung gewesen ist, so wird das geistige Ergebnis dieser Reise doch nicht eher für völlig verwertet gelten können, als bis ich in der Lage bin, während eines wiederholten gründlichen Studiums des Berliner ägyptologischen Museums nachzuholen, was mir noch zu einem lückenlosen und vollkommenen Verständnis der ägyptischen Architektur und Skulptur sowie ihres Zusammenhanges mit den entsprechenden antiken Kunstformen Europas fehlt. 1872

Im nächsten Jahre werden mich Familienrücksichten nötigen, in die Heimat zurückzukehren. Schon in diesem Jahre hatte ich gedacht, die Heimreise antreten zu können, aber eine neue umfangreiche Dichtung macht es mir zur Unmöglichkeit.

Die innere Unruhe, die notwendigerweise mit einem Wechsel des Wohnortes und mit der Rückkehr in Umgebungen verbunden ist, die nach einer mehr als achtjährigen Abwesenheit mir in vieler Beziehung fremd geworden sind, würde unvermeidlich fatale Spuren hinterlassen in einer Arbeit, die noch unvollendet ist, und deren innere Struktur in besonderem Maße aus einem einheitlichen Guß sein soll und muß.

— — — — —

88.

An Frederik Hegel.

Dresden, 2. März 1872.

Lieber Herr Hegel!

Entschuldigen Sie, wenn ich Sie heute mit einigen Worten behellige. Ich wäre Ihnen sehr verpflichtet, wenn Sie an einem der nächsten Tage die Güte hätten, mir 100 Reichsthaler schicken zu lassen, entweder in preußischem Papiergeld oder per Postanweisung, falls nämlich letzteres Ihnen weniger Mühe verursachen sollte.

Der Prozeß gegen den Buch- und Nachdrucker Jensen ist in vollem Gang. Er wird von meiner Seite durch den Obergerichtsadvokaten Stang, den Sohn des Staatsrats, ge-

1872 führt, der recht con amore die Gelegenheit ergriffen hat, Jensen zuleibe zu gehen. Jensen ist, wie Sie vielleicht wissen, der Herausgeber des „Dagblad“ — eines Blattes, das schon seit längerer Zeit das Ministerium Stang mit gehässigen Angriffen verfolgt hat. Ursprünglich waren auch die Buchhändler Dybwad und Cammermeyer angeklagt, weil sie den Nachdruck feilgeboten hatten. Da es sich aber erwiesen hat, daß sie nichts verkauft hatten, und da sie die Verpflichtung eingingen, sich nicht mehr mit der Jensenschen Affäre zu befassen, so ließ man die Klage gegen sie fallen.

Im übrigen alles beim Alten. Ich arbeite täglich an „Kaiser Julian“. „Brand“ ist, soviel ich gehört habe, deutsch erschienen. Ich habe die Übersetzung noch nicht gelesen.

Herzliche Grüße für Sie und Ihren Sohn von

Ihrem stets ergebenen

Henrik Ibsen.

89.

An Fredrik Gjertsen.

Dresden, 21. März 1872.

Herrn Fr. Gjertsen.

Unlängst wurde ich in doppelter Hinsicht freudig überrascht, indem ich aus Ihrer eigenen Hand Ihre Übersetzung von Horazens „Ars poetica“ empfing. Es freute mich, ein offenkundiges Zeugnis zu erhalten, wie gut sich unsere Sprache zur Wiedergabe der antiken Gedanken in Form und Inhalt eignet, wenn sie in der rechten Art gebraucht wird — und nicht weniger erfreulich war es mir, zu erfahren, daß Sie mir die lange Zeit hindurch ein freundschaftliches Gedächtnis bewahrt haben.

Gut übersetzen ist eine schwere Sache. Es gilt ja nicht bloß, den Sinn zu übersetzen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade den Eindruck und die Bilder umzudichten, und endlich die äußere Form der Struktur und dem Bedürfnis der Sprache an-

zupassen, in die man übersetzt. So bin ich, um ein Beispiel 1872 zu nennen, sehr im Zweifel, ob Molbech in seiner Übersetzung der „Divina commedia“ recht gethan hat, lauter weibliche Reime zu gebrauchen. Hätte die italienische Sprache männliche Reime gehabt, so hätte Dante natürlicherweise damit abgewechselt, und ich finde es nicht richtig, in einer dänischen Übersetzung der Übertragung einen Mangel anzuhängen, an dem die dänische Sprache nicht leidet. Es ist wahr, man kann sagen, die weichen Reimendungen geben der dänischen Übersetzung eine Art italienischen Anstrichs; aber das kommt nur für die einzelnen Leute in Betracht, die das Original oder die italienische Sprache überhaupt kennen. Ich meine, ein Gedicht soll so übersetzt werden, wie der Verfasser selbst es gedichtet hätte, wenn er dem Volk angehört hätte, für das er übersetzt wird.

Darin, scheint mir, ist Ihnen die Arbeit außerordentlich gut gelungen, und hierzu trägt nicht zum mindesten der sichere Takt bei, womit Sie die Wahl des rechten Versmaßes getroffen haben. Der Hexameter ist für unsere nordischen Sprachen unbrauchbar. Sowohl Meisling als Wilster haben das in ihren übrigens verdienstvollen Übersetzungen zur Genüge bewiesen. In diesem fremden Versmaß wird der Sinn unklar und unübersichtlich; der fremde Klang, den die Sprache dadurch erhält, drängt sich wie eine störende Melodie zwischen den Leser und das Verständnis des Gelesenen. Das Gleiche scheint mir mit den deutschen Originalgedichten der Fall, die in Hexametern geschrieben sind. In „Hermann und Dorothea“ sind dadurch Gestalten und Situationen in einem Grad stilisiert worden, den man sonst bei Goethe nicht findet, und der mit unseren Ansprüchen an das Realistische der Wiedergabe unvereinbar ist.

Es hat mich oft gewundert, daß Sie sich nicht daran gemacht haben, Byron zu übersetzen. Nach den Proben, die Sie seinerzeit im „Nyhedsblad“ mitgeteilt haben, scheint es mir, daß Sie der rechte Mann sein müßten. Die englische Sprache ist allerdings bei uns ziemlich verbreitet; aber die Sache ist, daß sie besonders in den Klassen verbreitet ist, bei denen man kein

1872 besonderes Interesse für poetische Lektüre voraussetzen darf. Ich kenne Byron nicht genau; aber ich habe das Gefühl, seine Werke, in unsere Sprache übersetzt, müßten gewaltig dazu beitragen, eine ganze Masse moralischer Vorurteile aus unserer ästhetischen Anschauung hinauszufegen, und damit wäre viel gewonnen. Die Begriffe unseres Publikums leiden unter großer Unfreiheit; man vermengt die verschiedenen geistigen Sphären mit einander. Was nicht vor dem Richterstuhl unserer herkömmlichen nationalen Moral bestehen kann, das darf auch nicht vor dem Richterstuhl des Ästhetischen bestehen. Aber eine fremdländische Autorität imponiert; und wie das dichtende Deutschland — was man hier sehr wohl weiß — Byron nötig hatte, um zu seinem jetzigen Standpunkt zu gelangen, so meine ich, hätten wir ihn nötig, um aus dem unseren herauszukommen.

Vor allem wundere ich mich aber doch darüber, daß Sie sich nicht allen Ernstes auf die direkte, unmittelbare Produktion verlegt haben. Ich kann nicht verstehen, wie es Begabung ohne einen entsprechenden Trieb geben kann, und ich vermute, eine Haussuchung in Ihren heimlichen Verstecken würde Aktenstücke zu Tage fördern, die meine Ansicht zum Überfluß bestätigten. Hoffentlich wird auch die Veröffentlichung nicht lange auf sich warten lassen. In diesem Fall kann ich Ihnen zu Hilfe kommen. Ich habe nämlich noch ein Sonett aufbewahrt, womit Sie mir 1851 eine Lorgnette zurücksandten, die Sie eines Abends im „Studentenverein“ geborgt hatten. Es war der verstorbene Georg Krohn, der damals unsere flüchtige Bekanntschaft vermittelte. Ich weiß nicht, ob Sie sich dessen erinnern? Später trat während des unklaren und tastenden Kampfes um die neue Zeit so mancherlei in meinem Wesen zutage, was eine Scheidewand zwischen uns aufrichten mußte. Viele der Besten habe ich während dieser Scheidung gewonnen. Zu diesen zähle ich Sie, und ich rechne fast sicher darauf, daß ich bei einem persönlichen Zusammentreffen späterhin nicht verscherzen werde, was meine Trennung von der Heimat mir erworben hat.

Es giebt in der Heimat einen kleinen Kreis, an den ich immer

in Verbindung mit Ihnen denken muß. Verschiedene darunter 1872
habe ich mehr, andere weniger gekannt. Bitte, grüßen Sie alle. Ich habe nicht viele Freunde. Ich möchte ihre Zahl gern vermehren — und ich riskiere nichts dabei: ich setze mich aus Rücksicht auf mich selbst und um meiner eigenen Beruhigung willen gewiß nicht so bald der Gefahr aus, meinen Hauptgrundsatz auf allen Feldern und Gebieten aufgeben zu müssen – nämlich den, daß die Minorität immer recht hat.

Leben Sie herzlich wohl und haben Sie Dank, daß Sie meiner gedacht haben!

Freundschaftlichst Ihr

Henrik Ibsen.

90.

An Edmund Gosse.

Dresden, 2. April 1872.

Hochgeehrter Herr!

Vor einigen Tagen hatte ich die große Freude, Ihren für mich so außerordentlich schmeichelhaften Brief nebst Ihrer wohlwollenden Rezension im „Spectator" zu erhalten.

Meine Kenntnis der englischen Sprache ist leider nicht so gründlich, daß ich es wagen dürfte, mich ihrer im schriftlichen Verkehre zu bedienen, und wenn ich hiermit meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank abstatte für das Wohlwollen, das Sie meiner litterarischen Thätigkeit entgegenbringen, so hoffe ich, Sie werden mir verzeihen, wenn ich von meiner Muttersprache Gebrauch mache.

Auf eine bessere und empfehlendere Art, als es in Ihrer vortrefflichen Besprechung geschehen ist, hätte ich nie wünschen können, bei einer fremden Nation introduziert zu werden, und es giebt auch kein Volk, in dessen Leserwelt eingeführt zu werden mir eine größere Ehre wäre, als gerade das englische. Kann dies mit Ihrem guten und kundigen Beistand geschehen, so werde ich mich Ihnen für alle Zeiten unendlich verpflichtet fühlen.

1872 Aus Ihrem sehr geschätzten Brief wird es mir jedoch nicht ganz klar, ob es Ihre Absicht ist, selbst meine Schriften zu übersetzen, oder ob Sie sich darauf beschränken wollen, durch Besprechungen Englands Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken. Ist das erstere der Fall, so wird es mir natürlich eine Ehre und eine Freude sein, Ihnen meine Bücher zur Verfügung zu stellen, in der Überzeugung, daß ich sie nie in bessere und kundigere Hände legen könnte. Über diesen Punkt hörte ich besonders gern Ihre Ansicht.

Ich bedaure höchlich, daß mir die Umstände nicht gestatten, im Sommer Skandinavien zu besuchen, und daß ich auf diese Weise leider um die angenehme und mir so sehr erwünschte Gelegenheit komme, persönlich meinen warmen Dank auszusprechen für den bedeutungsvollen Schritt, den Sie schon zur Verwirklichung einer meiner litterarischen Lieblingsträume unternommen haben. Das englische Volk steht uns Skandinaviern so nahe, und gerade deshalb ist mir der Gedanke schmerzlich gewesen, daß die Sprache eine Schranke zwischen meiner Dichtung und dieser ganzen großen verwandten Welt aufrichten sollte. Sie werden sich deshalb vorstellen können, welche Freude Sie mir bereiteten, als Sie mir den Umsturz dieser Schranke in Aussicht stellten.

Hier in Deutschland werden mehrere Ausgaben meiner Arbeiten vorbereitet. Von „Brand“ ist eine Übersetzung in Kassel erschienen; aber sie befriedigt mich nicht. Eine andere Übersetzung derselben Dichtung wird von Berlin aus angekündigt. In Berlin sind gleichfalls deutsch die „Kronprätendenten“ und der „Bund der Jugend“ erschienen, beide von Dr. Adolf Strodtmann, dem ausgezeichneten Übersetzer Byrons und Tennysons, vortrefflich wiedergegeben. Zur Zeit ist Strodtmann damit beschäftigt, meine kleineren Gedichte zu übersetzen.

In die Welt englischer Leser eingeführt zu werden, ist jedoch für mich die Hauptsache, und je schneller dies geschehen könnte, desto lieber wäre es mir. Sollten Sie mich mit einem

Briefe in dieser Sache ehren und erfreuen wollen, so ist meine 1872
Adresse bis auf weiteres und jedenfalls bis Ende Juni:

Dippoldiswaldaerstraße Nr. 7, Dresden.

Sollten Sie auf Ihrer bevorstehenden Reise im Sommer womöglich diesen Ort berühren, so wäre es mir außerordentlich angenehm, mich mündlich mit Ihnen aussprechen zu können.

Unter allen Umständen bitte ich Sie wiederholt, die Versicherung meiner aufrichtigen Wertschätzung der warmen und wohlwollenden Gesinnung entgegenzunehmen, die Sie mir wie der Litteratur meines Landes überhaupt bezeugen. Und somit erlaube ich mir, für diesmal mich auf das beste zu empfehlen, indem ich mit ausgezeichneter Hochachtung bin

Ihr ergebenster und dankbarer

Henrik Ibsen.

91.

An Georg Brandes.

Dresden, 4. April 1872.

Lieber Brandes!

In diesem Augenblick erhielt ich Ihren Brief und beantworte ihn umgehend.

Was sind das für unglaubliche Dinge, die Sie da schreiben! Und ich, der Sie schwelgend in Glück und Triumph wähnte! Aber Sie müssen doch in jedem Fall ein Heer hinter sich haben. Vergessen Sie nicht, daß es Rekruten sind, die Sie ins Feuer führen; das erste Mal weichen sie, das zweite Mal halten sie stand, nachher folgen sie Ihnen zu Sturm und Sieg.

Die liberale Presse verschließt sich Ihnen. Ja, natürlich! Ich habe Ihnen gegenüber einmal meiner Verachtung für die politische Freiheit Ausdruck gegeben. Damals haben Sie widersprochen. Aus Ihrem Märchen vom „Rotkäppchen" ersehe ich, daß Sie gewisse Erfahrungen gemacht haben. Lieber Freund, die Liberalisten sind die ärgsten Feinde der Freiheit. Unter dem Absolutismus gedeihen Geistesfreiheit und Gedankenfreiheit am

1872 besten; das hat sich in Frankreich, später in Deutschland und jetzt in Rußland gezeigt.

Aber ich will auf das kommen, was in dieser Zeit unablässig meine Gedanken beschäftigt und die Ruhe meiner Nächte gestört hat. Ich habe Ihre Vorlesungen gelesen.

Ein gefährlicheres Buch konnte einem trächtigen Dichter gar nicht in die Hände fallen. Es ist eins von den Büchern, die eine gähnende Kluft legen zwischen dem Gestern und dem Heute. Als ich in Italien gewesen war, da begriff ich nicht, wie ich hatte ein Dasein führen können, bis ich dort gewesen war. In zwanzig Jahren wird man nicht verstehen, wie man vor diesen Vorlesungen daheim hat geistig leben können. Was Steffens für seine Zeit gethan hat, davon habe ich keine klare Vorstellung; aber ich nehme an, daß es die formale Ästhetik war, der er eine neue Gestalt gegeben hat. Ihr Buch ist nicht Litteraturgeschichte im alten Sinn, auch nicht Kulturgeschichte; ich will mir nicht die Mühe geben, einen Ausdruck zu finden für das, was es eigentlich ist. Mir kommt es vor wie die Goldfelder Kaliforniens, als sie zuerst entdeckt wurden: man wurde auf ihnen Millionär oder man ging im Elend unter. Ist nun unsere geistige Konstitution daheim robust genug? Ich weiß es nicht; aber darauf kommt es auch nicht an. Was die Ideen der Zeit nicht ertragen kann, muß fallen.

Sie sagen, in der philosophischen Fakultät seien alle Stimmen gegen Sie. Lieber Brandes, möchten Sie es anders wünschen? Ist es nicht die Fakultätsphilosophie, der Sie zu Leibe gehen? Ein Krieg wie Ihrer soll nicht von einem königlich angestellten Beamten geführt werden. Wenn man Ihnen nicht die Thür verschlösse, so wäre das ja der Beweis, daß man Sie nicht fürchtet.

Was nun die Agitation gegen Sie betrifft, die Lügen, Verleumdungen u. s. w., so will ich Ihnen einen Rat geben, der, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, probat ist. Seien Sie vornehm! Vornehmheit ist die einzige Waffe gegen so etwas. Blicken Sie gerade aus; erwidern Sie nie ein Wort

in den Zeitungen; wenn Sie in Ihren Schriften polemisieren, 1872
so richten Sie die Polemik nie gegen diesen oder jenen bestimmten Angriff; lassen Sie sich es nie anmerken, daß sich ein einziges Wort Ihrer Feinde in Ihnen festgebissen hat. Kurz: treten Sie auf, als ob Sie gar nicht ahnten, daß ein Widerstand existiert. Und wieviel Lebenskraft trauen Sie wohl den Attentaten Ihrer Widersacher zu? In früheren Zeiten, wenn ich morgens einen Angriff auf mich las, dachte ich: Jetzt bin ich doch vernichtet! Jetzt kann ich mich nie wieder erheben! Ich habe mich doch wieder erhoben. Kein Mensch denkt mehr daran, was geschrieben wurde, und ich selbst habe es längst vergessen. Also, machen Sie sich nur nicht gemein mit allerhand Pack und dergleichen. Fangen Sie eine neue Reihe von Vorlesungen an, unbeirrt, unerschütterlich, mit einer irritierenden Gemütsruhe, mit vergnügt abfertigender Geringschätzung für alles, was zur Rechten und zur Linken zusammenkracht. Glauben Sie, die Wurmstichigkeit wird widerstehen können?

Was bei diesem Kampf aufs Messer herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt wird, das weiß ich nicht: alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend. Vom Sieg verspreche ich mir eigentlich keine stabile Verbesserung: alle Entwicklung ist bis jetzt nichts weiter gewesen als ein Taumeln von einem Irrtum in den anderen. Aber der Kampf ist gut, frisch, gesund. Ihre Erhebung erscheint mir als eine einzige große ganze, zersprengende und befreiende Genialitätsäußerung. Wenn die Alten über Gotteslästerung heulen, so sollten sie bedenken, daß sie selber die Lästerer sind: der große Betreffende hat schon mit Ihnen seine Absichten gehabt.

Ich höre, Sie haben einen Verein gegründet. Bauen Sie nicht unbedingt auf jeden, der sich Ihnen anschließt. Die Hauptsache ist, ob der Anschluß unter den entscheidenden Prämissen stattfindet. Ob Ihre Position dadurch gestärkt wird, weiß ich auch nicht; mir wenigstens scheint, der Einsame ist der Stärkste. Aber ich sitze ja hier unten im Trockenen, und

1872 Sie da oben stehen draußen mitten im Unwetter. Das ändert manches.

Leben Sie wohl für diesmal, lieber Brandes! Bewahren Sie mir und meiner Sache einen freundlichen Platz an der Seite dessen, was Ihnen von nun an das einzig Wichtige sein muß, weil es im Geist und in der Wahrheit Ihr eigen ist.

Entschuldigen Sie die Eile und den Mangel an Zusammenhang!

Ihr getreuer
Henrik Ibsen.

92.

An Frederik Hegel.

Dresden, 24. April 1872.

Lieber Herr Hegel!

Ich danke Ihnen verbindlichst für die 75 Thaler, die Sie mir mit Ihrem freundlichen Brief vom 4. März gesandt haben. Außerdem erhielt ich zu meiner Freude am Sonntag die „Kronprätendenten" in der hübschen neuen Ausgabe.

Dieses Stück sowie der „Bund der Jugend" ist von Adolf Strodtmann ins Deutsche übersetzt und soll, wie ich höre, schon in Breslau und Prag zur Aufführung angenommen sein; beide Bücher haben auch, soweit ich in Erfahrung gebracht habe, in der Leserwelt eine sehr günstige Aufnahme gefunden.

Ich weiß nicht, ob Sie eine Besprechung meiner Gedichte in dem englischen Blatt „The Spectator" gelesen haben, die teilweise im „Morgenblad" wiedergegeben war. Ähnliche Besprechungen meiner anderen Arbeiten — als Vorbereitung zu einer Übersetzung, die für England und Amerika geplant ist — sind angekündigt. An der Spitze dieses Unternehmens steht Mr. Edmund Gosse, Beamter (Bibliothekar oder so etwas) am „British Museum" in London. Er hat mich gebeten, ihm zu diesem Zweck ein (ungebundenes) Exemplar von der „Komödie der Liebe", „Peer Gynt" und dem „Bund der Jugend" zu

senden. Dürfte ich Sie um den großen Gefallen bitten, mir 1872 dies für meine Rechnung zu besorgen? Ein Brief dazu ist nicht erforderlich, da ich ihm alles Nötige geschrieben habe. Die genaue Adresse ist: Edmund W. Gosse Esqur., British Museum. Great Russel Street. Bloomsbury. London.

Ebenso wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie gelegentlich durch einen Ihrer Geschäftsfreunde oder auf eine andere, Ihnen bequeme Art 9 Reichsthaler dänisch (18 Reichsthaler schwedisch) an den Kunsthändler Chr. Hammer, Fredsgatan, Stockholm, auszahlen lassen wollten.

Mit dem zweiten Teil des „Julian" bin ich bald fertig. Der dritte und letzte wird mir ein Kinderspiel sein. Hier unten ist es jetzt Frühling geworden, und die warme Zeit ist meine beste Arbeitszeit. Von dänischen Reisenden haben wir zu unserer Freude verschiedene gesehen: augenblicklich ist H. C. Andersen hier.

Meine Reise nach Kopenhagen, die ich aus Anlaß der Ausstellung plante, muß ich aufgeben. Denn sobald „Julian" fertig ist, gehe ich an eine Umarbeitung von „Frau Inger auf Oestrot", die ich am königl. Theater einzureichen gedenke.

Für die übersandten Bücher von G. Brandes bin ich Ihnen sehr dankbar. Seine Vorlesungen finde ich an und für sich meisterhaft. Aber ich kann ja wohl verstehen, daß sie an vielen Stellen großen Anstoß erregt haben. Eins ist jedoch gewiß: er wird die Zukunft auf seiner Seite haben, und viele seiner Widersacher werden ihrem Andenken einen schlechten Dienst geleistet haben durch die Art und Weise, in der sie ihm begegnet sind. Ich habe ihm vorige Woche geschrieben.

Mit den herzlichsten Grüßen für Sie und Ihren Sohn bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

1872 93.

An Edmund Gosse.

Dresden, 30. April 1872.

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich erst heute Ihren letzten freundlichen Brief beantworte. Sollten Sie sich entschließen, eines oder mehrere meiner Bücher zu übersetzen, so würde ich mich sehr glücklich schätzen. Aber es ist selbstverständlich, daß Sie mich zu ebenso großer Dankbarkeit verpflichten, wenn Sie durch fortgesetzte Artikel in der englischen Presse die Aufmerksamkeit auf meine Arbeiten lenken. Dies wird auch, so nehme ich an, in hohem Grade zur Beseitigung der Schwierigkeiten beitragen, einen Verleger zu finden. Eine Übersetzung in Angriff zu nehmen, ohne einer angemessenen Entschädigung für Zeit und Mühe sicher zu sein, davon kann natürlich keine Rede sein. Überhaupt lege ich die Sache ganz unbesorgt in Ihre Hände, in der Überzeugung, daß Sie den Weg schon zu wählen verstehen werden, der am sichersten und vorteilhaftesten zum Ziele führt.

In der vorigen Woche habe ich an meinen Verleger in Kopenhagen geschrieben und ihn ersucht, Ihnen die „Komödie der Liebe“, Drama in drei Akten, sowie die beiden anderen verlangten Bücher zu senden. Die „Komödie der Liebe“ ist eigentlich als ein Vorläufer des „Brand“ zu betrachten, weil ich nämlich darin den in unseren sozialen Verhältnissen herrschenden Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der idealen Forderung in allem, was Liebe und Ehe betrifft, geschildert habe. Das Buch erregte, als es erschien, einen rasenden Sturm der Erbitterung in Norwegen; den Grund werden Sie aus meiner Vorrede zur zweiten Ausgabe ersehen, die Ihnen zugeht. „Peer Gynt“ ist „Brands“ Gegensatz; er wird von vielen für mein bestes Buch gehalten. Ob Sie daran Gefallen finden werden, weiß ich nicht. Es ist ungestüm und formlos, — es ist rücksichtslos geschrieben, so wie ich nur wagen

durfte zu schreiben, weil ich weit von der Heimat war: es ist nämlich während meines Aufenthalts auf Ischia und in Sorrent im Sommer 1867 entstanden.

Sie wünschen Aufschlüsse über die norwegische Poesie in den letzten Jahren. Ich hätte Ihnen mit Freuden mitgeteilt, was ich darüber weiß, wenn ich nicht zum Glück einen besseren Ausweg gefunden hätte. Einer meiner Freunde, der Oberlehrer an der Kathedralschule zu Christiania, Jakob Løkke, hält sich gegenwärtig in London auf. An ihn habe ich geschrieben mit der Bitte, Sie aufzusuchen und Ihnen die verlangten Aufschlüsse zu geben. Herr Løkke ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Kenner unserer Litteratur, und ich wüßte niemand, dem ich Sie mit größerer Beruhigung empfehlen kann, als gerade ihn.

Ihr Artikel über meine Gedichte im „Spectator" ist in die skandinavischen Blätter übergegangen, und ich bin überzeugt davon, daß meine vielen Freunde daheim sich mit mir zu großer Dankbarkeit Ihnen verpflichtet fühlen für die freundliche und ehrenvolle Art, wie Sie in Ihrem Vaterlande mich und meine Wirksamkeit besprochen haben.

In der Hoffnung, daß die aus Kopenhagen kommenden Bücher bei der Lektüre Ihr Wohlwollen für mich nicht verringern werden, bin ich

Ihr hochachtungsvollst und herzlichst ergebener

Henrik Ibsen.

94.

An Georg Brandes.

Dresden, 31. Mai 1872.

Lieber Brandes!

Haben Sie Dank für Ihre letzten Zeilen. Ihre Verteidigungsschrift habe ich mit großem Interesse gelesen; aber ich kann den Gedanken nicht loswerden, dem ich Ausdruck gegeben habe, noch ehe ich wußte, daß ein solches Buch erscheinen sollte, — nämlich, daß Sie dem größten Teil Ihrer Widersacher zu viel

1872 Ehre anthun, wenn Sie sich zu einer Verteidigung herablassen. Ihre Sache ist die Sache des Werdenden, und die verteidigt sich selbst, wenn man ihr nur Zeit läßt.

Voriges Mal habe ich in aller Eile geschrieben und war so von dem einen großen Thema erfüllt, daß ich ganz vergaß, Ihnen für die Besprechung meiner Gedichte zu danken. Sie kam zu mir wie der Brief eines Freundes, und wie einen solchen hätte ich sie beantworten sollen. Jetzt ist es zu spät, und ich möchte es bis zu einem persönlichen Zusammentreffen aufschieben.

Ja — wie und wo werden wir uns im Sommer treffen können? Nach Kopenhagen kann ich nicht kommen, kann überhaupt Dresden schwerlich verlassen. Aber wie wäre es, wenn Sie einen Ausflug nach Deutschland machten und hier Verbindungen einleiteten? Denken Sie nicht an eine Übersetzung Ihrer Vorlesungen? In einem Brief, den ich vor ein paar Tagen erhielt, bezeichnet Adolf Strodtmann Sie als „den geistvollsten aller modernen Kritiker“. Daß Sie dies und außerdem noch viel mehr sind, glaube und weiß ich, und deshalb weiß ich auch, daß Sie nicht in die Welt gesetzt sind, um nur für unseren skandinavischen Norden zu wirken. Kommen Sie hierher, wenn Sie können!

Es hat mich gewundert, daß Sie nicht daran gedacht haben, in Schweden Vorlesungen zu halten. Die Schweden stehen in gewissen Richtungen hinter uns anderen Skandinaviern in der Entwicklung zurück; aber gerade darum stehen sie dem Kommenden näher: denn der Vorsprung, den wir vor ihnen voraus haben, ist ein Vorsprung auf einen Abweg.

Mit „Julian“ ringe ich ständig. Ich hätte die größte Lust, mich vor Ihnen auszusprechen über dieses Stück; aber ich fühle, ich kann es nicht, ohne mich der Gefahr auszusetzen, mißverstanden zu werden.

Ich darf doch annehmen, daß mein voriger Brief in Ihren Besitz gelangt ist? Beabsichtigen Sie, Ihre neuen Vorlesungen sogleich drucken zu lassen?

Ich hätte noch über eine ganze Menge von Dingen zu schreiben; aber solange ich noch auf die Möglichkeit hoffen darf, daß wir uns in einiger Zeit sehen können, möchte ich es aufschieben. Schreiben Sie bald!

1872

Ihr getreuer
Henrik Ibsen.

95.

An Michael Birkeland.

Dresden, 30. Juni 1872.

Lieber Freund!

Habe Dank für Deine letzten Briefe und entschuldige, daß ich sie bisher noch nicht beantwortet habe. Heut einige Worte.

Am 27. habe ich dem Festkomitee mein Gedicht gesandt, — ich hoffe, Du wirst nichts Bedenkliches darin finden. Wenn Du für eine absolut fehlerfreie Korrektur sorgen wolltest, wäre ich Dir sehr dankbar. Gestattete es die Zeit, so möchte ich gern einen Revisionsabzug haben. Aber das ist am Ende nicht möglich. Ich verlasse mich auf Dich!

Mit der Wahl des Herrn M. Beyer zum Vortragenden in Haugesund bin ich ganz zufrieden. Ich kenne ihn persönlich und weiß, daß er alle für diesen Auftrag notwendigen Eigenschaften hat. In Christiania wird man wohl auch einen habilen Mann auftreiben können; — bloß keinen Schauspieler!

An welcher Stelle das Gedicht unter die Reden einzureihen ist, müßt Ihr selbst bestimmen. Ich glaube nicht, daß sein Inhalt in dieser Hinsicht Kopfzerbrechen verursachen wird. Ich stimme mit Dir darin überein, daß es Prinz Oscar vorgelegt werden muß.

Das Ergebnis der Stipendienverteilung hat mich nicht überrascht. Ich bewarb mich ursprünglich um das Schäffersche Legat, beantragte aber später, daß die Bewerbung auch bei der Austeilung der Mittel berücksichtigt werden möge, die Künstlern und Männern der Wissenschaft für Reisen ins Ausland bewilligt werden.

1872 Du kannst ruhig sein; ich fühle mich in meiner Ehre nicht im mindesten affiziert. Das norwegische Kultusministerium ist überhaupt nicht im stande, meine Ehre zu affizieren. Aber in dem Punkte kann ich mit Dir nicht übereinstimmen, daß man den Grund der Übergehung darin zu suchen hat, daß ich mich lange im Ausland aufgehalten habe. Einer meiner glücklicheren Mitbewerber, Kandidat Stenersen (ein naher Verwandter des Ministers Riddervold), hat sich auch lange im Ausland aufgehalten und hat das Stipendium früher schon mindestens einmal gehabt. Herrn Jonas Lie hat man in einer Zeit von etwas mehr als einem Jahr vier verschiedene Stipendien im Gesamtbetrag von 1050 Speziesthalern bewilligt. All dies ist ganz natürlich: Herr Lie gehört zu der Partei, die man nicht vor den Kopf stoßen darf, und ich zu der Partei, für die man nichts thun darf, „um die Stimmung nicht zu irritieren". Ich hätte die größte Lust, öffentlich über diese Erbärmlichkeit unserer Regierung zu schreiben. Da ich aber den Minister Riddervold als meinen persönlichen Feind betrachte, muß ich es natürlich aus Rücksichten der Ehre bleiben lassen.

Du würdest mir einen außerordentlich großen Dienst erweisen, wenn Du mir ein Exemplar von „Frau Inger auf Oestrot" verschaffen und unter Kreuzband per Post senden würdest. Aber laß es aus gewissen Gründen ein Geheimnis bleiben!

Am 20. Juli beginnen die Schulferien, und wir reisen dann von hier weg, um sechs Wochen in Gastein oder einem anderen Kurort in Tirol zu verbringen. Meine litterarischen Arbeiten werden darunter nicht leiden: ich nehme meinen ganzen Apparat mit, und die Reise ist ja nur eine Vergnügungsreise. Nächstes Jahr denke ich ganz sicher nach Norwegen zu kommen.

Einen herzlichen Gruß Dir und den Deinen!

Freundschaftlichst

Henrik Ibsen.

96.

An Georg Brandes.

Berchtesgaden in Bayern, 23. Juli 1872.

Lieber Brandes!

Wenn Sie die Ursache erfahren, werden Sie mir mein langes Stillschweigen nicht übel nehmen: denn diesmal bin ich wirklich im Gegensatz zu sonst ganz unschuldig.

Ich bin nämlich in Böhmen und anderen österreichischen Landesteilen umhergestreift und jetzt endlich hier im bayerischen Tirol gelandet, wo ich auf vier bis fünf Wochen feste Wohnung genommen habe. Hier habe ich Ihren Brief vorgefunden.

Daß Sie vorhatten, im Sommer nach Dresden zu kommen, konnte ich Ihren früheren Äußerungen gewiß nicht entnehmen, sonst hätte ich mich sicherlich in anderer Weise arrangiert. Aber der Sommer ist lang hier unten, und wenn Sie im September kommen, werden Sie mich ganz sicher treffen und sollen mit offenen Armen empfangen werden.

Ich habe bei dem Gedanken, einen Beitrag für Ihre Zeitschrift zu liefern, so wenig Schrecken empfunden, daß ich im Gegenteil mir eine Liste von allerlei Dingen gemacht habe, über die ich mich gern aussprechen möchte, und die Sie vielleicht brauchen könnten — alles in Form von Reimbriefen über verschiedene Verhältnisse in Politik, Litteratur und dergleichen mehr — bei uns und in jetziger Zeit überhaupt. Es würde gewissermaßen mein Glaubensbekenntnis sein. Eine direkte Hilfe für Sie und Ihre Sache würde es nicht werden, — aber, lieber Brandes, auf andere Weise kann ich nicht mitthun. Ich muß mich in den Grenzen dessen halten, was mein eigen ist; hierum kreisen alle meine Gedanken. Das Gebiet hat keine große Ausdehnung, aber ich bearbeite es nach bestem Vermögen. Sehen Sie hierin nur nicht etwas Egoistisches!

Wann ich damit beginnen kann, weiß ich jedoch noch nicht. Das Ungeheuer „Julian“ hat mich noch so fest in seinen Krallen,

1872 daß ich ihm nicht entschlüpfen kann. Doch hierüber können wir uns noch des Näheren besprechen, am liebsten mündlich. Die Furcht, als Parteigänger angesehen zu werden, hege ich ganz und gar nicht, und ich kann es im Grunde nicht recht begreifen, daß man mich jetzt als außerhalb der Parteien stehend betrachtet.

Daß Sie ein eigenes Organ für Ihr Werk brauchen würden, habe ich mir lange gedacht. Aber ich hätte allerdings nicht geglaubt, daß Sie es brauchen, um, wie Sie schreiben, „davon zu leben". Hat Dänemark denn wirklich keine Stelle für Sie frei? Ist die Professur besetzt? Und wenn — mit wem? Daß die alten Herren Sie nicht gern hereinlassen möchten, kann man ihnen nicht verdenken. Aber wer sollte es wagen, den Posten anzunehmen, wenn Sie übergangen worden sind? Wer sollte es wagen, sich als den Bevorzugten zu zeigen, ohne bei dem Vergleich vor Scham in die Erde zu sinken? Ich begreife das nicht.

Es freut mich, daß Ihre Vorlesungen deutsch erscheinen. Einige Auszüge, die schon „Über Land und Meer" in der Übersetzung gebracht haben soll, haben viel Aufsehen und Interesse erregt. Ich hörte im Litterarischen Verein in Dresden davon reden. Kommen Sie hierher! Das Ausland ist es, wo wir Nordländer unsere Feldschlachten gewinnen müssen. Ein Sieg in Deutschland, und Sie werden daheim die Oberhand haben.

Herzlichen Gruß, und auf baldiges Wiedersehen!

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

97.

An Frederik Hegel.

Berchtesgaden in Bayern, 8. August 1872.

Lieber Herr Hegel!

Ich weiß nicht mehr, ob ich Ihnen in meinem letzten Briefe gesagt habe, daß ich nach Tirol reisen wollte? Jedenfalls befinden wir uns nun hier in dieser herrlichen Gegend, wo wir

den Sommer 1868 auf der Rückreise von Italien zubrachten, und 1872
wo wir diesmal bis Ende dieses Monats zu bleiben gedenken.

Heut schreibe ich Ihnen, weil ich nachgerade in Geldverlegenheit komme, und bitte Sie deshalb um die große Güte, mir 150 Thaler preußisch courant zu senden. (Des Wechselns wegen würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn ich Scheine, nicht größer als 10—20 Thaler per Stück, erhalten könnte.) Mein Kontobuch habe ich in Dresden gelassen, und so weiß ich im Augenblick nicht, ob ich noch irgend wie Anspruch darauf habe, einen so großen Betrag bei Ihnen zu erheben. Ich baue auf Ihre Freundlichkeit, und jedenfalls soll unsere Rechnung bald wieder ins Gleiche gebracht werden.

Ich kann Ihnen nämlich melden, daß ich nun den zweiten Teil der Trilogie vollendet habe. Der erste Teil: „Julian und die Weisheitsfreunde", Schauspiel in drei Akten, macht ungefähr hundert Druckseiten aus; der zweite Teil, den ich jetzt ins Reine schreibe, „Julians Abfall", Schauspiel in drei Akten, hat einen ähnlichen Umfang. Das dritte Stück, „Julian auf dem Kaiserthron", wird fünfaktig und ist so wesentlich vorbereitet, daß es mir ungleich schneller von der Hand gehen wird als das vorhergehende. Was fertig ist, bildet für sich ein abgeschlossenes Ganze und könnte sehr wohl besonders herausgegeben werden. Aber um des ungeteilten Eindrucks willen halte ich es doch für zweckmäßig, daß alle drei Stücke zusammen erscheinen. Sollten Sie anderer Meinung sein, so hoffe ich, Sie werden es mich wissen lassen.

Ich weiß nicht, ob Sie eine Reihe Feuilletons über die neuere dänisch-norwegische Litteratur im „Hamb. Corresp." aus der Feder Adolf Strodtmanns gelesen haben? Ist es wahr, was litterarische Leute in Deutschland mir gesagt haben: daß dänische Blätter (man hat speziell „Faedrelandet" genannt) auf diese so wohlwollenden und lobenden Schilderungen repliziert haben? Wenn das nicht auf einem Mißverständnis beruht und Sie gelegentlich in der Lage sein sollten, mir die betreffenden Nummern zu verschaffen, so würde ich Ihnen besonders dankbar sein.

Von meinem alten Freunde Jonas Lie habe ich einen

1872 langen Brief gehabt. Doch ob man eine neue Arbeit aus seiner Feder erwarten kann, darüber sagt er nichts. Zu unserem Tausendjahresfest hatte ich ein längeres Gedicht geschrieben, das dem Festkomitee, auf seine Bitte, zur Verfügung gestellt worden war, — aber zuguterletzt wagten die feigen Kerle nicht, es vorlesen zu lassen! Würdige Nachkommen des alten Heldenkönigs!

Nun ist wohl die Ausstellung in vollem Flor und Kopenhagen von Fremden überfüllt? Haben Sie Gelegenheit, so grüßen Sie bitte Brandes. Ebenso Peter Hansen und alle anderen lieben Freunde. Direkt entbiete ich Ihnen selbst und Ihrem Sohn die herzlichsten Grüße.

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Meine Adresse ist, wie obenstehend, einfach: Berchtesgaden in Bayern.

98.

An Johan Herman Thoresen.

Dresden, 27. September 1872.

Lieber Schwager!

Indem ich hiermit — wie gewöhnlich ein bißchen spät — den Empfang der letzten Rimesse dankend bestätige, bitte ich Sie, sich von meiner Gage für das dritte Quartal alles abzuziehen, was Sie bis dato etwa gütigst für mich ausgelegt haben, und mir dann das übrige per Postanweisung zu senden.

Unser Ausflug nach Tirol diesen Sommer war in jeder Beziehung außerordentlich angenehm. Nach unserer Rückkehr haben wir ein ungewöhnlich geselliges Leben geführt, da die Stadt um diese Zeit den Besuch von einer Menge Skandinavier hatte. Goldschmidt und Georg Brandes sind extra hierhergekommen, um uns zu besuchen, — was die visitenmachenden Norweger in ihrer Mehrzahl betrifft, so vermute ich, daß die Neugier sie treibt. Auf tiefere Sympathien von da oben glaube ich nicht rechnen zu dürfen, wenn ich an die typisch norwegische

Rücksichtslosigkeit denke, womit ich im Sommer vom sogenannten Haraldskomitee behandelt worden bin. 1872

Man ersucht mich, ein Gedicht zu machen, das zum Vortrag in Haugesund bestimmt ist. Ich schreibe das Gedicht, man unterschlägt es beim Fest und verkauft es wie einen Gassenhauer, ohne daß man sich bis heute bewogen gefunden hätte, mir auch nur mit Einem Wort eine Erklärung für diese mysteriöse Geschichte zu geben. Ist der Grund der Ablehnung der, daß in dem Gedicht auf die Zersplitterungsmänner unserer Tage angespielt wird, so muß ich sagen: die Sache der Ordnung, der Bildung und des Fortschrittes liegt augenblicklich bei uns in den Händen von Leuten, die nie im stande sein werden, sie zum Sieg zu führen, und da möchte ich in meiner Eigenschaft als Staatssatirikus es für meine vornehmste Pflicht halten, diese Partei in ihrer ganzen jämmerlichen Haltungslosigkeit darzustellen — in ihrem Mangel an Mut und Willen und in ihrem albernen, naiven Glauben, ein mürrischer, passiver Widerstand könnte ein Resultat erzielen einer Menge gegenüber, die rücksichtslos und zugleich wohlorganisiert ist. Kurz und gut: ich würde es für ein Glück halten, wenn es mir gelänge, alle, die es angeht, so weit zu bringen, daß sie sich vor sich selbst schämten. Ich vermute, Sie werden darin nicht viel anders denken als ich. Ich vermute, Sie werden zugeben, daß die augenblickliche Situation in Norwegen nicht so sehr die Frucht einer besonders hervorragenden Begabung der Oppositionsführer, als vielmehr die einer ganz unverantwortlichen Feigheit, Nachgiebigkeit und Kompromißlerei fast aller derer ist, die dazu berufen sein sollten und müßten, die Grundlage unserer Gesellschaft zu schützen. Dieser Mangel an Bereitwilligkeit, sich persönlich in die Bresche zu werfen, ist das Unglück unseres Landes. Man weicht Fußesbreite um Fußesbreite, man giebt das Terrain stückweise auf. Deshalb stehen wir nun so da, wie wir stehen, und ich meine, es gehörte übermenschliche Selbstverleugnung dazu, sich einen so reichhaltigen Stoff für Epigramme und Komödien entgehen zu lassen.

1872 Vor allen Dingen arbeite ich jedoch an „Kaiser Julian", der vermutlich um Weihnachten fertig wird. Mit den oben erwähnten Plänen hat es gewiß keine Eile. Ich glaube nicht, daß sich die Verhältnisse so schnell bessern werden, und wenn sie es thäten, so wäre das ja das Wünschenswerteste. Ich überlege oft, was man von unserem neuen König erwarten kann. Ein fester und furchtloser Mann in seiner Stellung könnte viel ausrichten; doch ob er diese Eigenschaften hat, dürfte am Ende recht zweifelhaft sein. So viel steht indessen fest: wird er etwas Gutes ausrichten können, so geschieht es nicht mit Hilfe der gegenwärtigen königlichen Ratgeber. Leute, die Jaabaek und Björnson auf freiem Fuß herumlaufen lassen, qualifizieren sich dazu, selbst ins Loch gesteckt zu werden.

An Marie denken wir oft. Ich halte es immer noch nicht für einen reiflich erwogenen Schritt, daß sie Dresden verlassen hat. Möchte es ihr jetzt gelingen, eine einigermaßen befriedigende Stellung zu finden!

Falsens geht es gut. Ich höre durch sie, daß das Vorhaben mit Axels militärischer Laufbahn zu Wasser geworden ist. Das ließ sich nicht anders erwarten. Er steht jetzt also auf demselben Standpunkt wie damals, als er aus der Heyerdahlschen Fabrik austrat, nur daß diverse Hunderte nutzlos weggeworfen sind.

Damit muß ich für diesmal schließen. Susanna und Sigurd senden Ihnen die herzlichsten Grüße. Ebenso

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

99.

An Edmund Gosse.

Dresden, 14. Oktober 1872.

Herrn Edmund Gosse.

Endlich bin ich nach meinem Tiroler Sommerausflug in meiner neuen Wohnung hier in Dresden einigermaßen zur Ruhe

gekommen, und ich darf nun nicht länger hinausschieben, was mir immer eine liebe Pflicht ist: nämlich Ihnen zu schreiben und auf das wärmste und aufrichtigste zu danken für die erneuten Beweise Ihres Wohlwollens, die ich in den letzten Monaten zu verschiedenen Zeiten empfangen habe. 1872

Schon in Berchtesgaden hatte ich die Freude, Ihren freundlichen Brief vom 1. August nebst der beigefügten Rezension von „Peer Gynt" im „Spectator" zu erhalten. Eine bessere, klarere und wohlwollendere Erläuterung meines Gedichts könnte ich mir im Leben nicht wünschen. Ich wünschte nur, das Lob, das Sie meiner Arbeit spenden, wäre durchaus verdient. Die Einwände, die Sie erheben, sind gewiß begründet. Ich selbst werde teilweise die Mängel gewahr, jetzt, da ich, dank dem langen zeitlichen Zwischenraum, mich so weit von dem Buche entfernt habe, daß ich darauf wie auf die Arbeit eines Fremden zurückzublicken vermag.

Nicht weniger dankbar bin ich Ihnen für die später eingetroffene Nummer von „The Academy" mit der Besprechung der „Kronprätendenten". Was ich mir oben über die Rezension des „Peer Gynt" zu sagen erlaubte, gilt auch in vollstem Maße von dieser. Eine kleine litterarhistorische Berichtigung will ich jedoch nicht unterdrücken: A. Munchs Drama „Herzog Skule" ist nicht gleichzeitig mit den „Kronprätendenten" erschienen, — es erschien etwas später. Die „Kronprätendenten" wurden von vornherein auf der Bühne wie in der öffentlichen und allgemeinen Kritik dem „Herzog Skule" unbedingt vorgezogen. Dies ist jedoch etwas ganz Unwesentliches.

Endlich hatte ich vor einigen Tagen die Freude, Ihre vortreffliche Abhandlung über die norwegische Poesie in „Frasers Magazine" zu erhalten. Wie ich persönlich die größte Veranlassung habe, Ihnen für die ersten beiden Artikel erkenntlich zu sein, so haben Sie sich durch diese größere Arbeit das ganze norwegische Volk zur Dankbarkeit verpflichtet. Ich bin auch überzeugt, die skandinavische Presse wird dies anerkennen und besonders zum Ausdruck bringen, wenn es nicht schon geschehen ist.

1872 Es war mir sehr lieb, aus Ihrem Briefe zu erfahren, daß Sie von Ihrem Aufenthalt in Kopenhagen befriedigt waren, und ich will nur wünschen, dasselbe möge bei Ihrem Besuch in Christiania der Fall gewesen sein, wiewohl der Zeitpunkt freilich nicht der günstigste war, insofern als während der besten Sommerzeit eine ganze Reihe Personen, deren Bekanntschaft für Sie vielleicht von Interesse gewesen wäre, in der Stadt nicht anwesend sind. Indessen hoffe ich, daß Sie unseren gemeinsamen Freund, den Oberlehrer Løkke, angetroffen haben. In meinem eigenen Interesse bedaure ich sehr, daß die Umstände es mir im Sommer verboten haben, die Heimat zu besuchen, und mich auf diese Weise der so erwünschten Gelegenheit beraubt haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Ich arbeite täglich an „Julianus Apostata" und hoffe, mit dem Ganzen Ende dieses Jahres fertig zu sein. Sobald das Buch gedruckt ist, werde ich mir gestatten, es Ihnen zu senden, und ich will nur wünschen, daß es Ihren Beifall findet. Es ist ein Teil meines eigenen geistigen Lebens, den ich in diesem Buche niederlege: was ich schildere, habe ich in anderen Formen selbst durchlebt, und die Wahl des historischen Themas steht auch mit den Bewegungen unserer eigenen Zeit in einem engeren Zusammenhang, als man zunächst glauben sollte. Das halte ich auch für eine unumgängliche Forderung für jede moderne Behandlung eines so fern liegenden Stoffes, wenn er vom Standpunkt der Poesie Interesse wecken soll.

Somit muß ich für diesmal schließen, indem ich nur die Versicherung einer herzlichen und aufrichtigen Dankbarkeit erneuere, mit der ich stets verbleibe

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

Ich habe es oben unterlassen, Ihre, wie mir scheint, meisterhafte Übersetzung des kleinen Gedichtes aus „Brand" hervorzuheben und meinen Dank dafür auszudrücken.

100.

An Ludvig Daae.

Dresden, 4. Februar 1873.

Lieber Freund!

In der sicheren Hoffnung, daß Du mir trotz meiner neunjährigen Trennung von der Heimat eine freundschaftliche Erinnerung bewahrt hast, schreibe ich Dir hiermit einige Zeilen, um einen Wechsel auf die Hilfsbereitschaft zu ziehen, die ich bei meinen alten Mitholländern immer gefunden habe.

Natürlich ist es Deine Gelehrsamkeit, die ich mir zu nutze machen möchte. Die Sache ist die: meine neue große Arbeit ist jetzt so weit fertig, daß ich in vierzehn Tagen mit der Reinschrift beginnen kann. Da ich, wie Du weißt, kein großer Grieche bin, so habe ich von den Quellenschriften in den Originalsprachen nur die lateinischen benützen können. Hier aber herrscht eine große Verwirrung in der Schreibweise griechischer Namen. Ich möchte, soweit wie möglich, die griechischen Formen anwenden und frage Dich deshalb:

1. Wie lauten die griechischen Endungen bei den Personennamen, die von den lateinischen Autoren mit den Endungen us, eus und ius wiedergegeben werden? Ich meine, giebt es eine feste Regel, nach der ich aus diesen verschiedenen lateinischen Endungen ersehen kann, wie die Namen auf Griechisch geschrieben wurden?

2. Pflegten die Griechen lateinische Namen zu gräcisieren? Und, wenn ja, nach welchen Regeln?

Beispielsweise frage ich: haben die Griechen Basilios, Basileos oder Basileus geschrieben? Ist der Name Cäsarius dasselbe wie Cäsarion? Insbesondere frage ich, ob die Griechen den Namen Maximus zu gräcisieren pflegten? Und wie? Wie lautet Libanius auf Griechisch? Kurz, lieber Freund, ich möchte gern eine Regel, nach der ich mich richten könnte.

Sodann möchte ich gern wissen, wie weit ich im Gebrauch des k für c gehen darf, — wenn ich nämlich bis zum äußersten

1873 gehe. Darf ich z. B. Kappadokia schreiben, wie verschiedene Neuere Kirke für Circe, Kybele u. s. w. schreiben?

Dies ist verhältnismäßig eine Kleinigkeit für Dich. Aber jetzt kommt etwas Schwierigeres. Es existiert eine Schrift von einem gewissen Eunapius (Eunapios, eos?) über den Mystiker Maximus. Neander citiert diese Schrift unter dem Titel „Vita Maximi“, und man sollte hieraus schließen, daß das Buch lateinisch geschrieben wäre. Das ist jedoch nicht der Fall: es ist griechisch geschrieben, und ich habe keine Übersetzung erwischen können. Kannst Du mir nun in kurzem Auszug sagen, was in diesem Buche steht, das gewiß nicht zu den Klassikern gehört? Es wären namentlich faktische Lebensumstände, die ich gern wissen möchte. Was Ammian erzählt, ist nicht bedeutend, und andere, mir zugängliche Quellen giebt es nicht.

Kannst und willst Du mir in dieser Sache helfen? Und darf ich in diesem Fall bald auf Deine Antwort rechnen? In vierzehn Tagen soll, wie gesagt, die Absendung des Manuskripts in der Reinschrift an Hegel beginnen. Über meine Arbeit will ich mich jetzt nicht aussprechen, kann aber doch getrost sagen, daß sie mein „Hauptwerk“ wird. Sie umfaßt zwei verschiedene Dramen, jedes in fünf Akten, und giebt ein Buch von über vierhundert Seiten.

Verzeihe, daß ich Dich mit diesen Dingen behellige! Die Zeit erlaubt mir nicht, über mancherlei anderes zu schreiben, das ich gern mit Dir erörtern würde. Also nur einen Gruß an alle Freunde, unter die ich mit besonderer Vorliebe auch Deine verehrte Frau zählen möchte. Solltest Du zufälligerweise den Schuldirektor Gjertsen sehen, so grüße ihn freundschaftlichst und sage ihm, ich werde ihm bald schreiben. Løkke, Birkeland, Bachke, Rygh und andere brave Holländer bitte ich gleichfalls zu grüßen von

Deinem getreuen Freund

Henrik Ibsen.

Meine Adresse ist: Wettiner-Straße Nr. 22, 2. Etage.

101.

An Frederik Hegel.

Dresden, 6. Februar 1873.

Lieber Herr Hegel!

Somit habe ich die große Freude, Ihnen melden zu können, daß mein großes Drama fertig, und zwar glücklicher vollbracht ist, als irgend eine meiner früheren Arbeiten.

Das Buch führt den Titel: „Kaiser und Galiläer“, ein Weltdrama in zwei Teilen. Es enthält: 1. Teil: „Cäsars Abfall“, Schauspiel in fünf Akten (170 Seiten); 2. Teil: „Kaiser Julian“, Schauspiel in fünf Akten (252 Seiten). Lassen Sie sich nicht durch die Benennung „Weltdrama“ schrecken! Sie ist nach „Volksdrama, Familiendrama, Nationaldrama“ u. s. w. gebildet und ist am Platz; denn mein Stück handelt von Himmel und Erde.

Der Gedanke und die Idee sind während der Arbeit dermaßen gewachsen, daß es notwendig ist, das erste Stück noch einmal ins Reine zu schreiben. Es wird jedoch dadurch nicht länger, — ich hoffe im Gegenteil, es um etwa zwanzig Seiten kürzen zu können, so daß das Ganze vierhundert Seiten macht. (Jede meiner Seiten macht ungefähr eine Druckseite aus.)

Die Reinschrift beginnt in acht Tagen, und ich werde Ihnen dann alle acht Tage eine Portion von achtundvierzig Seiten senden. Das macht pro Tag nur sieben Seiten, und das muß ich bewältigen können. Das letzte Stück könnte ganz gut, so wie es ist, in die Druckerei wandern; aber wenn Sie nicht wünschen, die Herausgabe zu beschleunigen, so möchte ich der Sicherheit wegen auch dies abschreiben.

Dieses Stück ist eine Herkulesarbeit gewesen — nicht wegen der Ausarbeitung, denn die ging leicht; sondern wegen der Mühe, die es gekostet hat, mich frisch und anschaulich in eine so ferne und fremde Zeit einzuleben. Es ist mir sehr lieb, daß Ihr

1873 vorletzter Brief einen guten Absatz in Aussicht stellte, denn verschiedene Jahre meines Lebens sind diesem Buch geopfert worden. Ich glaube voraussagen zu dürfen, daß wir beide unsere Freude daran haben werden.

Bestimmen Sie nun selbst die Zeit des Erscheinens. Daß ich nicht sogleich mit der Reinschrift beginne, hat darin seinen Grund, daß ich einen gelehrten Freund in Christiania über die richtige Schreibweise einiger griechischer Namen befragen mußte, die in meinen lateinischen Quellenschriften entstellt sind — ein Umstand, auf den ich erst vor einigen Tagen aufmerksam wurde.

Für die in Ihrem Brief vom 26. November vorigen Jahres übersandten 150 Thaler meinen verbindlichsten Dank. Ebenso für das außerordentlich wertvolle Paket Bücher, das ich zu Weihnachten erhalten habe.

Eine wahrhaft große und unerwartete Freude haben Sie mir in Ihrem letzten Brief durch die Mitteilung bereitet, daß von „Brand" und der „Komödie der Liebe" neue Auflagen nötig sind. Ersterer mag unverändert hinausgehen; in letzterer verbessere ich die Orthographie und einige Einzelheiten; ich verwende meine Abende darauf. „Frau Inger auf Oestrot" will ich im Sommer ganz umschreiben, und das soll dann eins meiner besten Bücher werden. Wenn Sie mir ein Exemplar verschaffen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Die „Helden auf Helgeland" bedürfen nicht vieler Verbesserungen. Ich glaube, diese beiden Bücher könnten mit Erfolg im Kielwasser des großen neuen Opus hinausgelassen werden.

Schließlich noch eine Bitte. Ich habe bei Ihnen und auf der Sparkasse ca. 49 Reichsthaler stehen. Wollen Sie — vorschußweise — diese Summe ergänzen, so daß sie im ganzen 150 Thaler preußisch ausmacht, und diese mir senden?

Ich bin nämlich durch die Zauderei des „Christianiaer Theaters" mit der Aufführung der „Komödie der Liebe" in Verlegenheit gekommen und brauche Geld. Nehmen Sie mir diese notgedrungene Bitte nicht übel!

Grüßen Sie freundlichst Ihren Sohn und empfangen Sie selbst die aufrichtigsten Grüße von

Ihrem herzlich ergebenen

Henrik Ibsen.

102.

An Edmund Gosse.

Dresden, 20. Februar 1873.

Lieber Herr Gosse!

Nachdem ich von Ihnen — außer einem liebenswürdigen und freundschaftlichen Brief — auch eine Neujahrsgabe, willkommener und wertvoller als jede andere, empfangen habe, mußten Sie mit Recht erwarten, daß ich Ihnen unverzüglich wenigstens einige Zeilen gesandt hätte.

Wenn es nicht geschehen ist, so hat das verschiedene Gründe. Vor allen Dingen war es nämlich mein Wunsch, Ihnen nicht einige Zeilen nur, sondern einen langen Brief zu senden. Vom 21. November bis zum 16. Februar habe ich jedoch buchstäblich nicht eine freie Stunde gehabt. Ich habe nämlich in dieser Zeit meine neue dramatische Arbeit vollendet, deren Druck jetzt beginnt, und die im Mai herauskommen wird.

Das Ganze wird ein Buch von über vierhundert Seiten ausmachen. Es heißt: „Kaiser und Galiläer", ein welthistorisches Schauspiel. Es enthält: 1. „Cäsars Abfall", Schauspiel in fünf Akten, und 2. „Kaiser Julian", Schauspiel in fünf Akten. Eben das letztere Stück habe ich ohne Unterbrechung in der oben erwähnten Zeit geschrieben. Nun bin ich täglich damit beschäftigt, Reinschrift nach Kopenhagen zu senden. Allwöchentlich soll ich drei Druckbogen liefern, und da ich an dem sprachlichen Ausdruck strenge Kritik übe, so nimmt diese Beschäftigung meine ganze Zeit in Anspruch. Dies schreibe ich spät abends. Verzeihen Sie deshalb freundlichst, wenn es nicht deutlich sein sollte!

Sobald das Buch fertig ist, soll es Ihnen unverzüglich zugehen. Kein anderer soll es vor Ihnen lesen! Ich habe

1873 mich streng an das Historische gehalten; ich habe das alles gewissermaßen vor meinen Augen sich abspielen sehen, und so gebe ich es wieder. Und doch steckt viel Selbstanatomie in dem Buch.

Daß ich es Ihnen zuerst sende, ist selbstverständlich. Denn das Urteil keines meiner übrigen Freunde ist mir so wertvoll wie Ihres, gerade wegen des tiefen, innigen, dichterischen Verständnisses, das aus allem spricht, was Sie freundlichen und wohlwollenden Sinnes über mich geschrieben haben.

Wie werde ich Ihnen für Ihre letzte große erschöpfende Abhandlung gebührend danken können! Ich will auch nicht versuchen, Ihnen zu danken. Ich will Ihnen nur sagen, daß sie mich mit großer Freude erfüllt hat. Die übersetzten Partien aus der „Komödie der Liebe“ und „Peer Gynt“ sind meisterhaft wiedergegeben, und ich wüßte keine einzige Stelle, die ich anders haben möchte.

Herzlich danke ich Ihnen auch für die Photographie, die Sie mir gesandt haben, und es wird mir ein außerordentliches Vergnügen sein, Ihnen dafür die meine zu senden. Augenblicklich besitze ich keine; aber sobald ich eine freie Vormittagsstunde habe, will ich sie benutzen, um meinen Photographen aufzusuchen. Auch dieser Umstand bildet einen der Gründe, weshalb ich es so lange aufgeschoben habe, Ihnen zu schreiben.

Von meiner Arbeit möchte ich Ihnen gern etwas ausführlicher berichten, doch die Knappheit der Zeit erlaubt es für diesmal nicht. Ich will jedoch wünschen und hoffen, das Buch möge nicht dazu beitragen, Ihre gute und freundschaftliche Meinung von mir zu verringern, und indem ich Sie bitte, mir trotz meiner Nachlässigkeit jetzt wie früher Ihr Wohlwollen nicht vorzuenthalten, bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

103.

An Ludvig Daae.

Dresden, 23. Februar 1873.

Lieber Freund!

Daß ich mich an den Rechten wandte, wenn ich mich an Dich wandte, davon war ich im voraus fest überzeugt. Volle Bestätigung wurde mir denn auch durch die Schnelligkeit und Ausführlichkeit, womit Du so gut warst meinen Brief zu beantworten.

Ich selbst war dagegen voriges Mal nicht ausführlich genug. Ich vergaß, etwas Wesentliches zu bemerken: nämlich, daß ich zwar die richtige griechische Schreibweise gern wissen wollte, aber wohlgemerkt, nicht um sie in ihrer vollen Reinheit anzuwenden, sondern um entscheiden zu können, wie weit ich berechtigterweise in der Skandinavisierung der griechischen Namen gehen darf. Ich strebe nämlich eine gewisse Konformität an und möchte nicht gern, daß die vielen Namen gegeneinander abstechen. Da ich nun die abgekürzten, bei uns naturalisierten Formen Julian, Gregor u. s. w. benütze, so kann ich nicht rein griechisch Basileios schreiben. Da nun die Römer aus diesem Namen Basilius gemacht haben — kann ich da nicht Basilios daraus machen? Das wäre mir um so wünschenswerter, als der Name (in meinem Stück) ständig mit dem Geburtsort des Mannes, Cäsaräa, zusammen genannt wird, und an die Schreibweise dieses Wortes wage ich wieder nicht zu rühren aus dem Grunde, weil der römische Titel Cäsar so oft in dem Buche vorkommt.

Hieraus, lieber Freund, wird Dir mein Gesichtspunkt klar geworden sein, der nichts Philologisches hat, aber, wie ich glaube, für mich berechtigt ist. Was ich als zu fremdartig zu vermeiden wünsche, sind die griechischen Doppellaute ai, ei und oi. Ich möchte also gern schreiben: Aedesios, Basilios, Oedipos.

Ferner: kann ich Cäsarios schreiben, oder hieß der Mann

1873 (ein Bruder des Gregor von Nazianz) Cäsarion? Den Buchstaben C*) darf ich aus oben erwähntem Grund nicht mit K vertauschen (natürlich!). Darf ich schreiben: Kaiser Konstanzios? Hieß die Stadt: Pergamon? Hieß das Sternbild des Hundes: Sirios? Ist Hilarion die richtige griechische Form?

Sollte in Obigem eine gar zu wahnsinnige Barbarei liegen, so thu mir den großen Gefallen und sende Hegel die nötigen Berichtigungen. Aber sei sparsam damit, denn es ist mir sehr viel daran gelegen, das Prinzip festzuhalten, sofern es sich irgendwie durch subtile Argumente verantworten läßt.

Eunapios hat sein Buch also doch lateinisch geschrieben. Mein Buchhändler hier versicherte mir, es sei griechisch. Es freut mich, zu sehen, daß die Biographie nichts enthält, das im Widerspruch mit dem steht, was ich vorher kannte und benützt hatte.

Die Arbeit, die ich jetzt herausgebe, wird mein Hauptwerk. Sie führt den Titel „Kaiser und Galiläer" und enthält 1. „Cäsars Abfall", 2. „Kaiser Julian". Jeder dieser Teile ist ein großes Drama in fünf Akten. Das Stück behandelt einen Kampf zwischen zwei unversöhnlichen Mächten des Weltenlebens, der sich zu allen Zeiten wiederholen wird, und auf Grund dieser Universalität nenne ich das Buch „ein welthistorisches Schauspiel". Übrigens findet sich im Charakter Julians, wie in dem größten Teil dessen, was ich in den reiferen Jahren geschrieben habe, mehr geistig Durchlebtes, als ich dem Publikum gegenüber verantworten möchte. Aber zugleich ist es realistische Dichtung — ganz und durchaus. Ich habe die Gestalten im Licht ihrer Zeit vor Augen gesehen — und will hoffen, daß die Leser desgleichen thun.

Herzlichen Dank für die Holbergschrift! Es war ein Fest für uns, das kleine Buch zu lesen, und wir werden es noch manch liebes Mal von vorn beginnen. Daß wir mit gleicher Lust und Freude Deine verschiedenen Arbeiten im „Morgenblad" gelesen haben, brauche ich Dir nicht zu versichern.

*) In dem eben erwähnten Namen.

Mein Dank für den Beistand wider Jensen ist hoffentlich durch einen Dritten abgestattet worden!

Ich sitze und schreibe dies spät abends, denn mein ganzer Tag ist von der Arbeit an der Reinschrift in Anspruch genommen.

Leb' wohl! Ich werde nie die Bereitwilligkeit vergessen, mit der Du mir in dieser Sache geholfen hast.

Dein getreuer Freund

Henrik Ibsen.

104.

An Georg Brandes.

Dresden, 30. April 1873.

Lieber Brandes!

Sie können sich mit Fug und Recht über meine Unpünktlichkeit im Briefschreiben beklagen; zu meiner Entschuldigung mag dienen, daß ich, seit wir uns gesehen haben, kaum die Feder aus der Hand gelegt habe, es sei denn beim Essen und Schlafen.

Ich danke Ihnen herzlichst für die Bücher. „Ladislaus Bolski" habe ich mit großem Interesse gelesen, obwohl Ihre mündliche Darstellung des Inhaltes einen ganz ebenso starken Eindruck auf mich gemacht hat wie die Lektüre des Buches selbst.

Doch nun zu Stuart Mills Schrift! Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, mich über eine Sache zu äußern, in der ich nicht Fachmann bin. Allein wenn ich bedenke, daß es Schriftsteller giebt, die über Philosophie schreiben, ohne Hegel oder die deutsche Wissenschaft überhaupt zu kennen, so finde ich, daß recht vieles erlaubt ist. Ich will Ihnen also ehrlich bekennen, daß ich durchaus nicht verstehen kann, wie in der Stuart Millschen Richtung irgend ein Fortschritt oder eine Zukunft liegen soll. Ich begreife nicht, daß Sie sich die Mühe machen konnten, diese Schrift zu übersetzen, die in der philiströsen Manier einer Weisheitsleuchte an Cicero oder Seneca zu erinnern scheint. Es ist meine Überzeugung, daß Sie in der Hälfte der Zeit, welche die Übersetzung Ihnen gekostet haben mag, selber ein zehnmal besseres Buch hätten

1873 schreiben können. Ich glaube auch, Sie thun Stuart Mill gar sehr unrecht, wenn Sie an der Wahrheit seiner Versicherung zweifeln, daß er alle seine Ideen von seiner Frau habe.

Sie haben einmal in einem Gespräch gesagt: während die deutsche Philosophie es sich zur Aufgabe mache, den Begriff der Dinge zu bestimmen, gehe die englische Philosophie darauf aus, die Gesetze der Dinge nachzuweisen. Diese Äußerung machte mich begierig, etwas von den englischen Philosophen zu lesen; aber ich kann absolut nicht finden, daß Stuart Mill die von Ihnen angedeutete Aufgabe gelöst hat. „Die Dinge“ sind ja doch etwas ganz anderes als allerhand unsaubere Vorkommnisse und Zufälligkeiten. Es kann außerordentlich viel Scharfsinn in einer solchen Schrift niedergelegt sein; aber wenn dies Wissenschaft ist, so ist die „christliche Ethik“ auch ein wissenschaftliches Werk.

Ich mag mich nicht darauf einlassen, dies alles auf dem Papier weiter zu entwickeln; mündlich aber getraue ich mich meine Ansicht zu verfechten.

Auf Ihr neues Buch über die deutsche romantische Schule freue ich mich sehr, und nicht minder darauf, daß wir uns wieder persönlich sehen werden. Doch wo? Nach München kann ich diesen Sommer nicht kommen. Aber können Sie Ihren Weg nicht über Dresden nehmen? Ich reise gegen Mitte Juni von hier nach Wien und bleibe dort bis Ende Juli. Können Sie Ihren Reiseplan in Übereinstimmung hiermit arrangieren, so thun Sie es!

Unser gemeinschaftlicher Freund Adolf Strodtmann hat mir mein Gedicht „Des Nordens Signale“ übel genommen. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, weil er im Vorwort zu seinem Buch mein Gedicht ein Hohngedicht auf Deutschland genannt hatte. Aber da er in seiner Antwort die Äußerung einfließen ließ, er hätte nicht geglaubt, daß ich wünschte, man sollte in Deutschland nicht wissen, was ich in dänischen Blättern schreibe, so habe ich mich in dieser Sache nicht weiter mit ihm eingelassen. Ich habe natürlich nichts dagegen, daß man in Deutschland erfährt, was ich in Dänemark schreibe; wogegen ich aber protestieren

muß, das sind falsche Auslegungen dessen, was ich schreibe. 1873
Das Gedicht ist allerdings ein Hohngedicht, aber nicht auf Deutschland. Es giebt daheim in unseren eigenen Ländern viel zu viel, an dessen Verhöhnung mir etwas gelegen ist, als daß ich mir die Mühe nehmen sollte, die Deutschen zu verhöhnen. Das sei für heute genug über Strodtmanns Buch, über das ich Ihnen übrigens mündlich mancherlei zu sagen habe.

Also — kommen Sie bald hierher! Sie werden mit Freuden erwartet, trotz den Meinungsverschiedenheiten in vielen Stücken. Unter allen Umständen lassen Sie wohl von sich hören, und ich verspreche Ihnen, pünktlicher im Antworten zu sein: denn jetzt kann ich so ungefähr ganz über meine Zeit verfügen.

Mit herzlichen Grüßen von meiner Frau und mir selbst

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

105.

An Frederik Hegel.

Pillnitz bei Dresden, 8. August 1873.

Lieber Herr Hegel!

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich erst jetzt nach der Rückkehr von Wien den Empfang Ihres freundlichen Briefes vom 14. v. M. mit einliegenden 75 Thalern bestätige. Und gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit gleich, Ihnen herzlichst für das übersandte hübsche Ordensband zu danken, desgleichen ich ganz sicher im Ausland nicht bekommen hätte. Daß ich bei der Krönung mit dem St. Olafs-Orden bedacht worden bin, ist mir ganz unerwartet gekommen, da ich nichts zum Fest geschrieben habe und auch nicht darum ersucht worden bin. Weit angenehmer wäre diese Aufmerksamkeit des Königs und der Regierung mir gewesen, wenn Björnson gleichzeitig ihrer teilhaftig geworden wäre. Aber, wie Sie wissen, hat er sich selbst jede derartige Möglichkeit abgeschnitten, wenigstens für die nächste Zukunft.

Es ist mir außerordentlich lieb zu hören, daß Sie von

1873 Ihrem Aufenthalt in Norwegen befriedigt sind. Ich hoffe, Sie dehnen nächstes Mal Ihre Reise weiter aus; denn die eigentliche großartige norwegische Natur lernt man im Grunde erst kennen, wenn man auf das Hochgebirge kommt und auf seiner Westseite herunter.

Die Verhandlungen des Buchhändlertages habe ich mit Interesse in den Zeitungen verfolgt, und ich muß Ihnen darin beipflichten, daß eigentlich nicht viel dabei herausgekommen ist. Doch glaube ich — wie Sie —, daß die vielseitige persönliche Berührung sich in mancherlei Hinsicht als vorteilhaft erweisen wird.

Die Arbeit als Jurymitglied in Wien war äußerst ermüdend, wenn auch sehr interessant, und ich bin so überanstrengt hier eingetroffen, wie ich mich noch nie gefühlt habe. Erst jetzt, draußen in der frischen Waldluft, bin ich wieder zu Kräften gekommen. Was mich bei dem Aufenthalt in Wien sehr erfreut hat, war, daß ich zufällig Gelegenheit hatte, Dänemark etwas zu nützen. Der dänische Jurymann, Theofil Hansen, beschäftigte sich nämlich nur mit der Architektursektion, deren Präsident er war, in der aber Dänemark keinen Aussteller hatte. In den Sektionen für Malerei und Skulptur fand er sich nicht einmal zur Sitzung ein. Der dänische Generalkommissar übertrug mir deshalb in diesen Sektionen auch die Vertretung Dänemarks, und ich hatte das Glück, neun Medaillen für die dänischen Künstler zu erlangen. Daß ich mich über sie ebenso sehr gefreut habe wie über die neun norwegischen Medaillen, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Hier draußen in Pillnitz, eine Stunde Dampfschiffahrt von Dresden, bleiben wir wahrscheinlich den Monat hindurch oder so lange, bis die Cholerafälle in der Stadt aufhören. Ich werde jetzt ernstlich an die Umarbeitung von „Frau Inger" gehen. Es würde mich interessieren, ob Sie in Norwegen mit jemand über den Prozeß wegen dieses Stückes sowie der „Helden" gesprochen haben. Ich selbst habe seit langem nichts gehört: aber der Ausgang kann unter keinen Umständen zweifelhaft sein.

Es freut mich sehr, daß der Druck des neuen Buches rasch

fortschreitet. So wird es hoffentlich nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen.

Mit den freundlichsten Grüßen für Sie und Ihren Sohn bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

106.

An die Redaktion des „Morgenblad".

Wien, 23. August 1873.

— — — — — —

Gleichzeitig mit diesem Brief wird Ihnen wahrscheinlich das Resultat der Preisverteilung zugehen. Daß die Beschlüsse, die unsere Jurygruppe gefaßt hat, bei der Behandlung im Präsidentschaftsrat irgend eine Änderung erlitten haben sollten, ist nicht denkbar. Denn nach Dokument Nr. 76 § XII hat dieser Rat nur hinsichtlich der Ehrendiplome Beschlußkompetenz, während, nach § XI desselben Dokumentes, die Gruppenjury selbst bei allen übrigen Preisauszeichnungen die entscheidende Stimme hat.

— — — — — — — — — —

Von den Medaillen, die für Malerei zuerkannt wurden, erhielt Österreich 81, Deutschland 152, Ungarn 14, Frankreich 138, die Schweiz 26, Belgien 76, Holland 24, Dänemark 7, Norwegen 9, Schweden 9, Spanien 14, Griechenland 2, Amerika 2, Italien 48, England 29, Rußland 29. Die Länder sind hier in der Reihenfolge aufgezählt, wie ihre Ausstellungen zur Beurteilung kamen.

Ich könnte hier mit Leichtigkeit verschiedene statistische Zahlengrößen zum Vergleich mitteilen: einen wahren Einblick in die internationalen Kunstverhältnisse würden sie nicht geben. Es geht nicht an — was einige Zeitungskorrespondenten gethan haben —, die auf die einzelnen Länder entfallene Anzahl von Medaillen mit der Zahl der von jedem Land ausgestellten Gemälde zu vergleichen. Denn während die Maler einiger

1873 Länder in der Regel nur durch Ein Bild repräsentiert sind, haben andere Länder eine größere Anzahl Bilder von jedem Maler eingesandt: in beiden Fällen jedoch erhält der ausstellende Künstler ja nur Eine Medaille. Ebensowenig würde ein Vergleich zwischen der Anzahl der Medaillen und der ausstellenden Maler jedes Landes ein korrektes Bild der verhältnismäßigen künstlerischen Höhe geben, auf der die verschiedenen Nationen zur Zeit stehen. Man muß da nämlich viele andere Umstände in Rechnung ziehen. So haben z. B. einige Länder unter ihren Ausstellern die besten Künstler von der Konkurrenz ausgeschlossen, indem sie sie zu Juroren ernannten, während die Jurymitglieder anderer Länder nicht aus dem Künstlerstande gewählt worden sind. Hinzu kommt, daß die Medaillen bloß lebenden Künstlern zuerteilt werden konnten, und zwar nur für Werke, die nach dem Jahr 1863 entstanden sind, ein Umstand, auf den einzelne Länder, vor allem England, kein Gewicht gelegt haben, und der denn auch zur Folge hatte, daß die englische Ausstellung, obgleich fast ausschließlich aus Meisterwerken bestehend, nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Medaillen erhielt.

Besonders zu achten ist auch auf das sehr verschiedene Maß von Strenge, das die respektiven Komitees der Heimatorte den angemeldeten Ausstellungsgegenständen gegenüber bewiesen haben. In einzelnen Ländern scheint man ungefähr alles angenommen zu haben, was angeboten wurde, während man anderwärts, vor allem in Rußland und Belgien, nur die Arbeiten ausgestellt hat, denen selbst wenigstens die Möglichkeit einer Prämiierung innewohnte. Im Zusammenwirken aller oder verschiedener dieser Umstände muß man die Erklärung für die Thatsache suchen, daß z. B. Belgien im Verhältnis fünfzig Prozent mehr Medaillen erhalten hat als Frankreich. Daß diese relative Zahl für den Grad künstlerischer Entwicklung beider Länder keineswegs das wahre Verhältnis ausdrückt, wird jedem Sachkundigen einleuchten.

Trotz dieser teilweise unvermeidlichen Ungleichartigkeiten

muß man doch sagen, daß die gegenwärtige internationale Kunstausstellung in Wien ein außerordentlich reiches Material zur kulturhistorischen Beleuchtung unserer Zeit bietet. Namentlich wird sie entschieden dazu beitragen, gewisse irrtümliche Anschauungen zu berichtigen und mit gewissen Vorurteilen aufzuräumen, die bisher Geltung hatten. Ich meine damit zunächst die landläufige Lehre, daß der slavische Volksstamm an der großen gemeinschaftlichen Civilisationsarbeit wenig oder gar nicht teilhat. Die Bekanntschaft, die Europa in den letzten Jahren mit der russischen Dichtung gemacht hat, hätte — so sollte man denken — eine solche Behauptung entkräften müssen. Ist dies nun auch bis jetzt nicht gelungen, so zweifle ich gar nicht daran, daß die Wiener Ausstellung eine ganz andere und richtigere Anschauung ins Leben rufen wird. Die Ausstellung lehrt uns, daß Rußland auf allen Gebieten der bildenden Kunst vollständig auf der Höhe der Zeit steht. Die frischeste und energischeste nationale Auffassung ist hier verbunden mit einer unübertrefflichen Technik, und es ist keineswegs ein auf die verblüffende Wirkung der ungewöhnlichen Motive gegründeter Irrtum, wenn ich behaupte, daß Rußland eine Malerschule besitzt, die den Schulen Deutschlands, Frankreichs oder jedweden anderen Landes vollkommen ebenbürtig ist.

1873

Ähnliches kann man mit Fug und Recht auch von Ungarn sagen, wenigstens was die Figurenmalerei betrifft. Der Versuchung, die das Vorhandensein prunkender Nationaltrachten für einen tüchtigen Koloristen bedeutet, haben die ungarischen Maler glücklich zu entgehen gewußt: nirgends in der ungarischen Abteilung wird man auf Bilder stoßen, die ihre Entstehung dem Zweck verdanken, wirkungsvolle Farbenkontraste in Gewändern, Schmuck und dergleichen zusammenzustellen.

Ich habe hier hauptsächlich bei der Gemäldeabteilung verweilt, die ja für uns das meiste Interesse haben muß, und in der wir, wie ich glaube, respektabel vertreten waren, wenn sich auch nicht sämtliche unserer ausstellenden Künstler mit ihren besten Bildern eingefunden haben. Daß unsere jüngeren Maler trotz

1873 aller Tüchtigkeit bei einem Besuch in Wien außerordentlich viel lernen könnten, ist unbestreitbar, und es wäre ein großes und für unsere Kunst fruchtbringendes Werk, wenn man auf irgend eine Weise es einigen von ihnen ermöglichen könnte, einen solchen Ausflug zu unternehmen. Stipendien sind, soviel ich weiß, nicht frei, aber ich meine, ob nicht der Kunstverein in Christiania und anderen Städten durch Bestellung von Bildern einspringen könnte, derart, daß die Beträge vorschußweise ausbezahlt würden, wobei der Betreffende die Verpflichtung übernimmt, mindestens einen Teil des Geldes für eine Reise nach Wien zu verwenden. Wer weiß, ob nicht auch einige unserer Geldleute helfend eingreifen könnten, wenn dieser Vorschlag öffentlich angeregt würde.

107.

An Georg Brandes.

Dresden, 8. September 1873.

Lieber Brandes!

In diesen Tagen ist es gerade ein Jahr her, daß wir miteinander hier in Dresden umherstreiften, und nun, da ich nach einem unstäten, ruhelosen Sommer wieder mein Winterquartier bezogen habe, denke ich täglich an die Wochen im vorigen Jahr zurück, als Sie Leben und Abwechslung in unser einsames Dasein brachten. Darum möchte ich Ihnen heute einige Zeilen schreiben, um doch wenigstens zu erfahren, wo und wie Sie leben. Denn ich weiß weder das eine noch das andere.

Zuerst muß ich aber ein Mißverständnis, oder wie ich es nennen soll, aufklären. Sie waren im Juli mit Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin hier. Ihre Frau Schwägerin hatte die Güte, uns mit Frau Falsen zu besuchen; und nachher sollen Sie, wie Frau Falsen sagte, Verwunderung darüber geäußert haben, daß meine Frau Sie „nicht habe empfangen wollen"! Meine Frau bittet mich, Ihnen zu sagen, daß eine solche Vermutung Ihrerseits auf einem Mißverständnis beruhen muß.

Sie rechnete darauf, Sie wie auch Ihren Bruder zu sehen, 1873 aber Sie kamen nicht. Was man Ihnen hinterbracht haben kann, weiß ich nicht. Aber die Sache ist mir keineswegs unerklärlich; denn schon am Ende Ihres vorigen Aufenthaltes in Dresden hatte es den Anschein, als ob hier einer wäre, der mit einer Art Ängstlichkeit darüber zu wachen schien, daß Sie nicht allzu häufig und in ungestörter Vertraulichkeit mit uns zusammenkämen. Lieber Brandes, Sie sind ein bißchen schwatzhaft, und es sieht wirklich aus, als hätte jemand diese Eigenschaft gefürchtet; aus welchem Grund, will ich ungesagt sein lassen.

Ich schreibe dies, weil Sie wissen sollen, daß Sie das Opfer einer Mystifikation gewesen sind, und weil Sie an uns wirkliche Freunde haben, nicht nur Bekannte von der Sorte, die entgegenkommt oder sich zurückzieht — je nach den Umständen.

In Wien habe ich mich im Sommer ein paar Monate als Mitglied der Kunstjury aufgehalten, später habe ich einige Wochen auf dem Lande hier in Sachsen verbracht, und habe in der ganzen Zeit keine Gelegenheit gehabt, unsere Zeitungen zu verfolgen, wie auch meine briefliche Verbindung mit Dänemark und Norwegen sich auf geschäftliche Dinge beschränkt hat. Ich weiß deshalb ganz und gar nicht, was Sie treiben oder wo Sie sich aufhalten. Sagen Sie mir vor allem, was aus dem längeren Aufenthalt in Deutschland wird, den Sie vorhatten? Es giebt unendlich viel, worüber ich gern mit Ihnen gesprochen hätte, und so etwas kann erschöpfend nur mündlich geschehen. Mir scheint, viele Zeichen deuten darauf hin, daß etwas Neues im Werden ist. Oder was sagen Sie zu der Wallfahrtsmanie in dem Frankreich Renans? Über dies und über manches andere will ich mich jedoch hier nicht weiter auslassen, um nicht Gefahr zu laufen, mißverstanden zu werden.

Mein neues Buch erwarte ich jeden Tag. Ich bin sehr gespannt zu hören, was Sie darüber sagen werden. Aus Norwegen schreibt man mir, Björnson soll das Buch, obgleich er es nicht kennen kann, für „Atheismus“ erklärt und hinzugefügt haben, daß es natürlich mit mir dahin kommen mußte. Was

1873 das Buch ist oder nicht ist, habe ich keine Lust zu untersuchen; ich weiß nur, daß ich energisch ein Bruchstück der Menschheitsgeschichte gesehen habe, und was ich sah, das habe ich wiederzugeben versucht.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie erreicht, wo Sie sich auch für den Augenblick aufhalten mögen, und ist dies der Fall, so lassen Sie bald von sich hören, es sei denn, Sie wollen oder können mir die noch größere Freude bereiten, persönlich zu kommen.

Und somit für diesmal ein herzliches Lebewohl und — wenn es mir gestattet ist — einen verbindlichen Gruß an Ihren Bruder von

Ihrem getreuen
Henrik Ibsen.

P. S. Bitte grüßen Sie auch Herrn Drachmann. Er hatte halbwegs vor, hierher zurückzukehren. Ich möchte aus verschiedenen Gründen wünschen, ungestörter als das letzte Mal mit ihm während eines längeren Besuchs zusammenzutreffen.

H. J.

108.

An Edmund Gosse.

Dresden, 15. Oktober 1873.

Lieber Herr Gosse!

In dieser langen Zwischenzeit ist nicht eine Woche vergangen, in der ich nicht daran gedacht habe, Ihnen zu schreiben, — aber bis heute bin ich aus verschiedenen Gründen bei dem bloßen Entschluß stehen geblieben, ohne ihn zur That zu machen.

Mannigfache Abhaltungen habe ich auch gehabt. Mitte Juni mußte ich nach Wien, um als norwegisches Mitglied der internationalen Jury in der Kunstabteilung der Weltausstellung zu fungieren. Das war geistig eine sehr anstrengende Arbeit, die erst gegen Ende August vollbracht war, und nachher hat die Drucklegung meines neuen Buches mich vollauf in Atem gehalten und alle meine Zeit und alle meine Gedanken mit Beschlag belegt.

Das Buch ist nun fertig, und Freitag, den 17. d. M., erscheint es in allen skandinavischen Ländern im Buchhandel. Ich habe meinen Verleger in Kopenhagen angewiesen, Ihnen sofort ein Exemplar zu senden, das hoffentlich binnen ganz weniger Tage in Ihre Hände gelangt, und das ich Sie bitte freundlichst anzunehmen zur Erinnerung an einen, der immer ein Gefühl der Dankbarkeit und Ergebenheit für Sie haben wird. Ich bin sehr gespannt darauf, zu erfahren, wie Sie das Buch finden. Ich selbst will mich nicht weiter darüber aussprechen, aber es wird mir von großem Interesse sein, Ihr Urteil zu hören.

1873

Unser gemeinsamer Freund, der Oberlehrer Lökke, schrieb mir im Sommer, Sie wären krank oder wenigstens unpäßlich. Ich will jedoch hoffen, daß dies nun glücklich überstanden ist, und daß Sie Ihre Funktionen am „British Museum" wieder übernommen haben.

Anbei erlaube ich mir Ihnen meine Photographie zu übersenden als einen geringen Entgelt für die Freude, die Sie mir mit der Zusendung der Ihrigen bereitet haben.

Ich hege die Hoffnung, Sie werden in nicht allzulanger Zeit etwas von sich verlauten lassen zum Zeichen dessen, daß Sie mein langes Schweigen nicht übel genommen haben. Ich trage mich zur Zeit mit vielen litterarischen Plänen; aber keiner davon ist noch richtig ausgereift. Nächsten Sommer reise ich wahrscheinlich nach Norwegen, wo ich zehn Jahre nicht gewesen bin. Dann wird es sich zeigen, ob ich mich mit dem Leben in der Heimat zurecht finden kann. Wenn nicht, — so gehe ich von da nach Rom zurück, wahrscheinlich für immer. Oft stelle ich mir die Möglichkeit vor, auch Sie könnten planen, die skandinavischen Lande wieder zu besuchen, wo Sie nun so viele Freunde haben, und wo wir uns möglicherweise begegnen würden.

Unter allen Umständen bitte ich Sie, mich in freundlicher Erinnerung zu behalten und bald mit einigen Zeilen zu erfreuen

Ihren ergebenen

Henrik Ibsen.

1873

109.

An Georg Brandes.

Dresden, 16. Oktober 1873.

Lieber Brandes!

In Ihrem letzten Brief wundern Sie sich, daß ich mit keinem Wort den zweiten Teil Ihrer Litteraturgeschichte erwähnt habe, den Sie im Sommer die Güte hatten mir zu schicken. Ich kann darauf nur antworten, daß ich ebenso verwundert war, als ich dies hörte. Denn ich war der festen Meinung, ich hätte Ihnen kurz vor meiner Abreise nach Wien recht ausführlich über das Buch geschrieben. Ich muß es also doch verabsäumt haben und bitte Sie recht herzlich, mir die Unaufmerksamkeit zu verzeihen.

Sie scheinen in Ihrem letzten Brief in Ungewißheit darüber zu schweben, was für einen Eindruck ich von dem Buch empfangen habe. Lieber Brandes, wenn ich nicht ganz sicher wäre, daß Sie dies gar nicht im Ernst meinen, so hätte ich Ihnen umgehend geantwortet. Aber ich war so ziemlich überzeugt, daß Sie wohl fühlen mußten, ich hätte denselben Eindruck, den ich vom ersten Band empfing, auch vom zweiten Band empfangen. Sie wissen wohl, daß Ihr Werk in meinen Augen epochemachend ist für unsere Lebensanschauung, und daß meiner Meinung nach dies in der Heimat allgemein anerkannt werden wird, wenn auch erst etliche Jahre darüber hingehen müssen. Sie sagen, daß die Zeitungen in Dänemark das Buch totgeschwiegen haben; aber andere Dänen erzählen etwas ganz anderes. Daß die Zeitungen dazu geschwiegen haben, kann wohl sein; aber daß es ihnen gelungen sein sollte, dem Buche das Leben wegzuschweigen, das verhält sich denn doch nicht so. Ich finde es ganz erklärlich, wenn der zweite Teil nicht den Sturm erregt hat wie der erste: denn er revoltiert ja nicht so unmittelbar gegen das, was unser Eigenstes ist.

Aber diese Thatsache -- vorausgesetzt, daß sie wirklich existiert — 1873
giebt keinen Maßstab dafür, daß das Buch nicht kräftig eingeschlagen hat. Alles dies braucht auch ein Fremder Ihnen nicht zu sagen; denn Sie haben genug überlegene Kritik, es sich selbst zu sagen. Ich habe deshalb offen gestanden keinerlei tiefen Drang in mir gespürt, Sie in dieser Sache zu trösten. Ich verstehe ja gewiß sehr gut, daß manchmal der Mißmut Sie packt, so wie Sie in der Heimat dastehen — umringt vom Jammer der Borniertheit, soweit das Auge blickt. Zugleich aber weiß ich auch, daß Sie darum doch große, schöne Stunden haben, in denen Sie mit mutiger Sicherheit sehen, wo das Recht ist, und was einst kommen wird.

Das habe ich Ihnen in aller Kürze sagen wollen. Zu einer Kritik fühle ich mich nicht berufen; das liegt nicht in meiner Sphäre und könnte keinerlei Wert für Sie haben. Sie haben in mir einen frohen und dankbaren Leser, nichts anderes.

Und machen Sie sich nur getrost an die Fortsetzung! Ich glaube, die Zeit ist günstig. Wenn wir auf die Entwicklungsgeschichte Skandinaviens zurückblicken, so zeigt es sich, daß wir nicht in gleichem Tempo und Schritt neben und mit den Kulturvölkern vorwärtsschreiten. Diese gehen ab und zu eine Strecke Wegs vorwärts, ohne daß wir es merken. Europa kommt ab und zu wie eine Überraschung über uns. Ein solcher Moment kann jetzt unmöglich lange auf sich warten lassen; und dann werden sie in der Heimat allesamt das rechte Auge für Ihr Buch haben, — und behaupten, sie hätten es immer gehabt. Der Umschlag wird auf einmal da sein, und das Buch wird ohne Probezeit adoptiert werden.

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, wird „Kaiser und Galiläer" wahrscheinlich in Ihren Händen sein. Die Ereignisse hier im Ausland haben es so gefügt, daß diese Dichtung zeitgemäßer geworden ist, als ich selbst geglaubt hatte.

Darf ich Sie bitten, Ihrem Bruder für den Besuch zu danken, den er mir in Wien zugedacht hat, und um den ich zu meinem großen Bedauern gekommen bin. Es wäre mir lieb,

1874 Sie oder ihn hier in Dresden zu sehen. Und somit, lieber Freund, einen herzlichen Gruß von

Ihrem getreuen

Henrik Ibsen.

110.

An Edmund Gosse.

Dresden, 15. Januar 1871.

Lieber Herr Gosse!

Sie finden es gewiß sehr undankbar von mir, daß ich mich so lange Zeit in Schweigen hülle, nachdem Sie mich Ende des vorigen Jahres mit einer so schönen Gabe bedacht haben. Aber ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich in der Zwischenzeit täglich mit meinen Gedanken bei Ihnen war. Wenn ich nicht früher geschrieben habe, so hat das darin seinen Grund, daß ich Ihr Buch erst durchlesen, und nicht nur durchlesen, sondern studieren und mich mit seinem Inhalt und geistigen Gehalt so innig wie möglich vertraut machen wollte. Dies hat Zeit gekostet, denn ich bin in der englischen Sprache, die ich mir selbst ohne fremde Hilfe angeeignet habe, nur höchst mangelhaft zu Hause.

Gestatten Sie mir nunmehr, Sie zu Ihrem Buche zu beglückwünschen, das Ihnen sicherlich einen Ehrenplatz unter den lyrischen Dichtern unserer Zeit schaffen wird, denn zu der Feinheit und Schönheit, die in diesen Gedichten atmen, kann ich nur bei ganz wenigen zeitgenössischen Poeten ein Seitenstück finden. Und namentlich glaube ich, daß diese Vorzüge von der englischen Nation anerkannt werden, deren eigentümliche praktische Tüchtigkeit in so merkwürdiger Art mit einem reinen und edlen Gefühlsleben und einer Vornehmheit der Stimmung verbunden ist, die Ihre gesamte Nation zu einer Nation von Aristokraten — im besten Sinne des Wortes — machen.

Und dann lassen Sie mich Ihnen von Herzen für die freundliche und für mich so schmeichelhafte Aufmerksamkeit danken, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mir in der Sammlung Ihrer Gedichte einen besonderen Gruß sandten. Hätte ich doch

nur bald Gelegenheit, Ihnen hierfür persönlich und wärmer und 1874
besser zu danken, als es durch diese Zeilen geschehen kann.

Für Ihre wohlwollende Besprechung meines neuen Dramas bin ich Ihnen besonders verbunden. Nur auf einen Punkt möchte ich mit wenigen Worten zurückkommen. Sie meinen, daß mein Schauspiel in Versen geschrieben sein müßte, und daß es dadurch gewonnen hätte. Darin muß ich Ihnen widersprechen, denn das Stück ist, wie Sie bemerkt haben werden, in einer Form angelegt, so realistisch wie nur möglich: die Illusion der Wirklichkeit war es, was ich erzeugen wollte. Ich wollte im Leser den Eindruck hervorrufen, daß das, was er lese, ein wirkliches Geschehnis sei. Würde ich den Vers angewandt haben, so hätte ich damit meiner eigenen Absicht und der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, entgegengearbeitet. Die vielen alltäglichen und unbedeutenden Charaktere, die ich vorsätzlich in das Stück gebracht habe, wären verwischt und ineinandergemengt worden, wenn ich sie allesamt in rhythmischem Takt hätte reden lassen. Wir leben nicht mehr in Shakespeares Zeit, und in den Kreisen der Bildhauer redet man nachgerade schon davon, die Statuen mit natürlichen Farben zu bemalen. In dieser Frage läßt sich vieles pro und kontra sagen. Ich möchte die Venus von Milo nicht bemalt haben, aber einen Negerkopf möchte ich lieber in schwarzem als in weißem Marmor ausgeführt sehen. Im großen ganzen muß die sprachliche Form sich nach dem Grad von Idealität richten, der über der Darstellung ruht. Mein neues Schauspiel ist keine Tragödie im Sinne der älteren Zeit; was ich habe schildern wollen, das sind Menschen, und gerade deshalb habe ich sie nicht mit „Götterzungen" reden lassen.

Ich hätte Ihnen eigentlich über diese wie über andere Materien noch unendlich viel zu sagen, aber ich hoffe immer auf eine Gelegenheit, mich mit Ihnen persönlich aussprechen zu können. Ich will deshalb heute abbrechen, indem ich Ihnen wiederholt meinen herzlichsten Dank und Gruß sende, und bin

Ihr ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

1874

111.

An Edvard Grieg.

Dresden, 23. Januar 1874.

Lieber Herr Grieg!

Ich richte diese Zeilen an Sie aus Anlaß eines Planes, mit dessen Ausführung ich umgehe, und weswegen ich Sie fragen möchte, ob Sie mitthun wollen.

Es handelt sich um Folgendes. Ich beabsichtige, „Peer Gynt" — von dem jetzt bald eine dritte Auflage erscheinen wird — für die Aufführung auf der Bühne einzurichten. Wollen Sie die erforderliche Musik komponieren? Ich werde Ihnen in aller Kürze andeuten, wie ich mir die Einrichtung des Stückes denke.

Der erste Akt wird ganz beibehalten, nur mit einigen Strichen im Dialog. Peer Gynts Monolog Seite 23, 24 und 25 [Sämtl. Werke 4, S. 224—227] möchte ich entweder melodramatisch oder teilweise als Recitativ behandelt haben. Aus der Scene im Hochzeithaus, Seite 28 [S. 227], muß mit Hilfe des Balletts weit mehr gemacht werden, als im Buch steht. Hierzu muß eine besondere Tanzmelodie komponiert werden, die sich gedämpft bis zum Schluß des Aktes hinzieht.

Im zweiten Akt muß der Auftritt mit den drei Säterinnen, Seite 57—60 [S. 244—46], nach Gutdünken des Komponisten musikalisch behandelt werden, aber der Teufel muß drin los sein! Den Monolog Seite 60—62 [S. 246—48] habe ich mir von Akkorden begleitet gedacht, mithin als Melodram. Dasselbe gilt für die Scene zwischen Peer und der Grüngekleideten, Seite 63—66 [S. 248—50]. Ebenso muß eine Art von Begleitung zu den Auftritten in des Dovre-Alten Halle gemacht werden, wo im Dialog jedoch bedeutend gestrichen werden soll. Auch die Scene mit dem Krummen, die ganz gegeben wird, muß von Musik begleitet sein; die Vogelstimmen müssen gesungen werden; Glockenläuten und Choralgesang ertönen weit aus der Ferne.

Im dritten Akt brauche ich Akkorde — aber sparsam — 1874 für die Scene zwischen Peer, dem Weib und dem Trolljungen, Seite 96—100 [S. 272—75]. Ebenso habe ich mir von Seite 109 oben bis Seite 112 [S. 281—84] unten eine leise Begleitung gedacht.

Fast der ganze vierte Akt wird bei der Aufführung gestrichen. Statt seiner habe ich mir ein großes musikalisches Tongemälde gedacht, das Peer Gynts Umherschweifen in der weiten Welt andeutet: amerikanische, englische und französische Melodien könnten als wechselnde und wieder verschwindende Motive hindurchklingen. Den Chor Anitras und der Mädchen, Seite 144—145 [S. 308—309], hört man hinter dem Vorhang in Verbindung mit der Orchestermusik. Während dessen geht der Vorhang auf, und man sieht wie ein fernes Traumbild das ganz unten auf Seite 164 [S. 325] beschriebene Tableau, worin Solvejg als Frau mittleren Alters singend im Sonnenschein vor dem Hause sitzt. Nach ihrem Gesang fällt der Vorhang wieder langsam, die Musik wird vom Orchester weiter geführt und geht zur Schilderung des Seesturms über, womit der fünfte Akt beginnt.

Der fünfte Akt, der bei der Aufführung als vierter oder als Nachspiel bezeichnet wird, muß wesentlich gekürzt werden. Von Seite 195—199 [S. 346—49] ist Musikbegleitung nötig. Die Auftritte auf dem Bootskiel und auf dem Kirchhof werden gestrichen. Seite 221 [S. 366] singt Solvejg, und das Nachspiel begleitet Peer Gynts folgende Reden, worauf es in die Chöre, Seite 222—225 [S. 367—69] übergeht. Die Scenen mit dem Knopfgießer und mit dem Dovre-Alten werden gekürzt. Seite 254 [S. 389] singen die Kirchgänger auf dem Waldweg. Glockengeläute und entfernter Choralgesang werden während des Folgenden durch die Musik angedeutet, bis Solvejgs Lied das Stück beschließt, worauf der Vorhang fällt, indem der Choral wieder näher und stärker erklingt.

So ungefähr habe ich mir das Ganze gedacht und erbitte mir nun Nachricht, ob Sie diese Arbeit übernehmen wollen. Wenn Sie darauf eingehen, so wende ich mich sofort an die Direktion des „Christianiaer Theaters", reiche ein eingerichtetes Textbuch ein und sichere uns im voraus die Aufführung des

1874 Stückes. Als Honorar gedenke ich mir 400 Speziesthaler auszubedingen, die zu gleichen Hälften unter uns geteilt werden. Ich halte es für ausgemacht, daß wir auch auf die Aufführung des Stückes in Kopenhagen und Stockholm rechnen können. Aber ich bitte Sie, die Sache bis auf weiteres geheim zu halten und mir so bald wie möglich zu antworten.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Meine Adresse hier in Dresden ist: Wettinerstraße 22, zweite Etage.

112.

An Ludvig Josephson.

Dresden, 6. Februar 1874.

Herrn Theaterdirektor Josephson.

Christiania.

Da in einiger Zeit eine dritte Auflage meines dramatischen Gedichtes „Peer Gynt" herauskommen wird, habe ich mich diesen Winter verschiedentlich mit dem Stück beschäftigt und eine Bearbeitung vorgenommen, so daß es in verkürzter Gestalt zur Aufführung auf der Bühne geeignet sein wird. Das Stück wird als musikalisches Drama eingerichtet, und die erforderliche Musik wird Herr Edvard Grieg schreiben, an den ich mich in dieser Angelegenheit gewandt habe. Den Plan, nach dem ich bei der Bearbeitung verfahren bin, habe ich Herrn Grieg brieflich auseinandergesetzt, und er wird ihn auf meine Bitte Ihnen mitteilen.

Ehe ich mich nun in dieser Sache an die Theater in Stockholm und Kopenhagen wende, möchte ich anfragen, ob das „Christianiaer Theater" vielleicht Verwendung für das Stück hätte, und ob Sie in diesem Fall darauf Gewicht legen würden, daß Ihr Theater als das erste das Stück zur Aufführung bringt.

Sobald Herr Grieg diese Angelegenheit mit Ihnen be- 1874 sprochen hat, erlaube ich mir, Ihrer vorläufigen Antwort gewärtig zu sein. Fällt sie entgegenkommend aus, so werde ich Ihnen ein eingerichtetes und gestrichenes Exemplar des Stückes senden. Die Musik wird im Laufe des Sommers komponiert werden; gleichzeitig damit könnte das Theater seine dekorativen Dispositionen treffen, und das Stück könnte auf diese Weise zur günstigen Zeit des kommenden Spieljahrs fertig sein.

Es ist meine feste Überzeugung, daß dieses Stück unter Ihrer kundigen Inscenierung von großer Wirkung auf der Bühne sein wird, namentlich wenn es von guter Musik begleitet ist. Da es jedoch sowohl Herrn Grieg als auch mir von Wichtigkeit ist zu wissen, auf welches Theater wir in erster Reihe unser Augenmerk zu richten haben, so erlaube ich mir, Ihrer geehrten Antwort entgegenzusehen, sobald Sie sich hinreichend mit der Sache vertraut gemacht haben. Sagt Ihnen die Idee im allgemeinen zu, so würde sich ja später Gelegenheit finden, die Einzelheiten zu besprechen. Es wäre mir lieb, auf jeden der Wünsche oder Vorschläge, die Sie etwa vorbringen, Rücksicht nehmen zu können.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

P. S. Durch Ihren Neffen hatte ich im Herbst das Vergnügen, Ihre freundlichen Zeilen zu erhalten, für die er Ihnen — wie ich hoffe — in meinem Namen gedankt hat. Leider litt ich gerade in den Tagen an einer starken Erkältung, so daß es mir unmöglich war, ihm hier zu nützen. Von einem anderen jungen reisenden Künstler, den Ihr Neffe erwähnte, und dem Sie ebenfalls einen Brief an mich mitgegeben haben sollten, habe ich nichts gehört. — Verbindlichste Grüße an die übrigen Herren der Direktion!

H. J.

1874

113.

An Georg Brandes.

Dresden, 20. April 1874.

Lieber Brandes!

Ich meinerseits habe es gewiß nicht verdient, daß Sie an meinem Geburtstag sich meiner erinnert und mich durch einen freundlichen Brief erfreut haben; und ich danke Ihnen von Herzen dafür und bitte Sie, überzeugt zu sein, daß meine Gedanken öfter bei Ihnen sind, als Sie nach meiner Saumseligkeit im Briefschreiben vermuten können.

Ich bin nicht dazu gekommen, Ihren früheren, die geplante Zeitschrift betreffenden Brief zu beantworten, und zwar deshalb, weil ich zu lange darüber spekulierte, was und wie ich antworten sollte. Es war mir nämlich immer klarer geworden, daß es sich hier nicht um ein nacktes Ja oder Nein handelte. Sollte ich aufrichtig sein — und das wollte ich sein —, so hatte ich weit mehr zu sagen. Aber dies, schien mir, könnte am besten mündlich geschehen, und deshalb wartete ich, in der Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit Sie hier in Dresden wiederzusehen, eine Hoffnung, die jedoch jetzt so bald nicht in Erfüllung gehen wird, — und darum will ich auch nicht länger mit meiner Auffassung der Sache zurückhalten. Nehmen Sie mir nun meine Gradheit nicht übel!

Es war Ihr und Ihres Bruders Plan, „eine Zeitschrift" herauszugeben. Aber welcher Art, — eine dänische oder eine skandinavische? Die dänischen Litteraten mögen wohl Abonnenten und einen Leserkreis in allen nordischen Ländern haben; doch sie leben und atmen und fühlen nur in der Kopenhagener Luft. Wofür oder wogegen in Euren Zeitschriften und Eurer Tagespresse gekämpft wird, betrifft durchweg das, was bei Euch auf der Tagesordnung ist: nur Eure eigenen oder richtiger die Kopenhagener Streitigkeiten in Philosophie, Politik u. s. w. erscheinen Euch von Bedeutung. Ja, Ihr wißt im Grunde gar nicht Bescheid mit etwas anderem oder

etwas mehr, soweit Skandinavien in Frage kommt. Was dagegen das Ausland angeht, so seid Ihr recht wohl orientiert. Speziell was die norwegischen Eigenarten betrifft, ist es fast eine Gnade von dänischer Seite, daß ihnen gestattet wird, sich in der Litteratur zu offenbaren. Ist man freundlich gesinnt, so werden Entschuldigungen vorgebracht; im entgegengesetzten Fall wird gespottet, immer in der Voraussetzung, daß das Dänische das Normale ist. Was wissen die Kopenhagener von unseren inneren Verhältnissen, von unserer Politik und unseren Politikern? Nichts. Wir, die Norweger und zum Teil die Schweden, wissen in allen Euren Dingen Bescheid. Ihr wißt knapp Bescheid in irgend einer Frage, die uns berührt. Die Kopenhagener Unwissenheit in skandinavischen Angelegenheiten ist so beispiellos, daß sie ihresgleichen nur im Kopenhagener Hochmut findet.

Dies ist — zusammengedrängt auf ein Tausendstel dessen, was ich zu sagen hätte — der Grund, daß die Kopenhagener Zeitschriften nicht bestehen können. Eure zwei Millionen Menschen können eine Zeitschrift nicht erhalten; wenn sie gehen soll, so dürft Ihr nicht nach Kopenhagener Art vornehm die vier Millionen Schweden, die zwei Millionen Norweger, die eine Million Finnländer und die fast ebenso zahlreiche skandinavische Bevölkerung Amerikas übersehen. Das macht zusammen gegen zehn Millionen Menschen. Gebt allen Kopenhagener Partikularismus auf; schreibt für sie alle, dann thue ich mit. Aber offen gestanden finde ich es nicht der Mühe wert, mich litterarisch vor der Kopenhagener Bevölkerung innerhalb der Wälle und draußen auf den Brücken auszusprechen.

Ich weiß ja wohl, daß Sie in vielen Stücken in Opposition stehen gegen dieses Kopenhagener Wesen; aber trotzdem sind Sie unbewußt darin befangen. Der ganze erste Band Ihrer Litteraturgeschichte ist mehr eine Polemik gegen die Kopenhagenische als gegen die nordische Borniertheit; es sind spezifisch Kopenhagener Richtungen in Litteratur, Kultur und Kunstanschauung, die bekämpft werden, und diese Begrenzung des Schlachtfeldes ist es,

1874 über die nach meiner Meinung ein Autor bei uns wie anderwärts hinauskommen muß, wenn er durchdringen soll.

Dies, lieber Brandes, betrachten Sie, bitte, als eine freundschaftliche Aufforderung, hierher zu kommen, damit wir gemeinschaftlich unsere Kriegspläne entwerfen können. Den Gedanken an die Zeitschrift sollen Sie nicht aufgeben; aber sie muß absolut auf einer umfassenderen Basis angelegt werden als frühere dänische Zeitschriften, wenn sie Ihren Ideen die verdiente Verbreitung schaffen und Ihnen eine behagliche, sorgenfreie Existenz sichern soll.

Über die vielen anderen Dinge will ich mich heute nicht verbreiten; aber denken Sie darüber nach, was ich gesagt habe, und schreiben Sie bald

Ihrem stets getreuen Freunde

Henrik Ibsen.

114.

An Frederik Hegel.

Dresden, 23. November 1874.

Lieber Herr Hegel!

Zunächst und vor allen Dingen habe ich Ihnen meiner Frau und meinen herzlichsten Dank abzustatten für all Ihre freundliche Zuvorkommenheit gegen meine Gattin während ihres letzten traurigen Aufenthaltes in Kopenhagen sowie für die Ehre, die Sie uns und unserer verstorbenen Verwandten durch Ihr Grabgeleite erwiesen haben.

Ebenso bekenne ich mich mit Dank zu dem Empfang der in Ihrem freundlichen Brief vom 25. Oktober eingeschlossenen 150 Thaler, samt dem Betrag, den meine Frau bei Ihnen erhoben hat.

Und endlich sehe ich mich leider wieder zu der Bitte genötigt, mir gütigst 150 Thaler zu senden.

Meine Frau hat mir eine erfreuliche Nachricht von Ihnen überbracht, welche Aussichten für den Absatz vom „Bund der

Jugend" und „Frau Inger" bestehen. Ist dem wirklich so, 1871
daß ein großer Teil der Auflagen schon vorausbestellt ist? Die
Zeit des Erscheinens ist ja günstig. Wenn nur das fehlende
Papier nicht allzu lange auf sich warten lassen möchte! Mit
der Ausgabe von „Frau Inger" darf man natürlich nicht
warten, bis das Stück aufgeführt ist. Je eher das Buch in
den Handel kommt, desto besser. Die nötigen Briefe an die
Theaterdirektionen werde ich so frei sein Ihnen zur rechten Zeit
zu senden.

Es war mir lieb zu erfahren, daß Sie nichts dagegen
haben, daß die Sammlung der Gedichte um einige Bogen
vermehrt wird. Alles hierzu Gehörige wird von mir bis
Ausgang Februar oder wenn möglich früher geordnet und abgeliefert werden.

Jetzt aber habe ich Ihnen einen anderen Vorschlag zur
Erwägung anheimzustellen. Im nächsten Jahr feiere ich nicht
nur als Student, sondern auch als Schriftsteller mein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Im März 1850 ist nämlich
„Catilina" herausgekommen, ein Drama in drei Akten, das
erste Buch, das ich drucken ließ. Diese Arbeit enthält mancherlei
Gutes neben mancherlei Unreifem. In den letzten Jahren hat
es die Kritik oft als für mich charakteristisch hervorgehoben, daß
ich mit diesem Stück debütiert habe, und ich selbst muß dem
zustimmen, da ich jetzt fühle, wie eng es mit meinen damaligen
Lebensumständen zusammenhängt, und wie es die Keime zu
manchem einschließt, was später in meiner Dichtung zu Tage
getreten ist. Dies und anderes mehr dachte ich nun in einer
Vorrede darzulegen und gleichzeitig eine neue, verbesserte Ausgabe des Buches zu besorgen. Die Gedanken und Ideen würden
nicht angetastet werden, sondern nur deren sprachliche Form.
Denn die Verse sind, wie Brandes irgendwo gesagt hat,
schlecht, was daher kommt, daß mein erstes flüchtig hingeworfenes Manuskript unverbessert benützt wurde, als das
Buch gedruckt wurde.

Ich für mein Teil glaube, daß diese Dichtung mit ziem-

1875 lichem Interesse aufgenommen werden wird und daß, wer meine übrigen Werke besitzt, auch dies kaufen wird. Man kennt das Buch im Publikum jetzt nur vom Hörensagen: es wurde seinerzeit in kaum sechzig bis hundert Exemplaren verbreitet, und ich selbst bin Zeuge gewesen, wie der Rest der Auflage zu Makulatur gemacht wurde.

Nun möchte ich auch gern Ihre rückhaltlose Meinung über diesen Vorschlag hören. Zweifeln Sie an seiner Zweckmäßigkeit, so bitte ich Sie, es zu sagen. Gehen Sie darauf ein, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir so bald wie möglich ein Exemplar des Buches verschaffen könnten. Denn es muß für den Druck eine vollständige Abschrift angefertigt werden, der vielen Verbesserungen und Änderungen halber, und die neue Ausgabe müßte doch wohl auch zur selben Jahreszeit herauskommen wie die erste. Das geliehene Exemplar soll in unbeschädigtem Zustand wieder abgeliefert werden: ich nehme an, man wird ein solches auf einer der großen Bibliotheken erhalten können.

In der Hoffnung, bald Ihre Ansicht hierüber zu hören, und mit herzlichen Grüßen für Sie und die Ihrigen bin ich

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

115.

An Georg Brandes.

Dresden, 30. Januar 1875.

Lieber Brandes!

Um Sie davon zu überzeugen — was Sie wohl im Grunde nicht bezweifeln —, daß Sie in ganz besonderem Maße die Gunst der Götter genießen, will ich heute alles andere liegen lassen, um Ihren vorgestern empfangenen Brief zu beantworten.

Für die Hefte von Ihrer und Ihres Bruders Zeitschrift, die ich erhalten habe, danke ich verbindlichst: ich habe manches darin gefunden, was mich in hohem Grade interessiert hat. Aber ich

kann die Vorstellung nicht loswerden, daß sie sich bisher zu 1875
überwiegend als dänische oder richtiger als Kopenhagener Zeitschrift präsentiert hat, während die Aufgabe absolut die sein muß, sie zu einer skandinavischen zu machen. Hier in Deutschland gründet man keine Zeitschriften für Baden oder für Hessen-Cassel, und von Dänemark allein wird auch eine solche gar nicht bestehen können. Haben Sie nicht daran gedacht, bei Professor Sars, bei O. Skavlan oder bei Fr. Baetzmann in Christiania Unterstützung zu suchen? In Schweden besonders müßten Sie meines Erachtens auf viele Mitarbeiter rechnen können. Einen einzelnen Beitrag haben Sie, wie ich sehe, von dort schon erhalten: aber gerade dieser zeigt genugsam den exklusiv dänischen Charakter der Zeitschrift, da man sich bemüßigt gesehen hat, den schwedischen Beitrag in — dänischer Übersetzung zu bringen! Warum? Rechnet denn die Zeitschrift nicht auch auf Leser in Schweden? Und glaubt man in Kopenhagen, die Schweden wollen schwedische Originalartikel in dänischer Übersetzung lesen? Oder sind die Dänen der schwedischen Sprache wirklich noch so unkundig, daß Mitteilungen von dort nur in Übersetzungen verstanden werden können? In diesem Fall steht es schlecht um die Aussichten für unsere allerwichtigste Sache. Ich habe freilich das Gefühl, lieber Brandes, daß Sie nicht gar zu viel für diese Sache übrig haben; aber ich für mein Teil müßte nicht so lange in Deutschland gelebt haben, wie es der Fall ist, wenn mir nicht die Augen darüber aufgegangen wären, daß dies Eine die Hauptsache ist, und daß die übrigen Ziele verhältnismäßig untergeordnet sind.

Weshalb stehen Sie und wir anderen, die wir einen europäischen Standpunkt einnehmen, so isoliert in der Heimat? Weil diese unsere Heimat kein ganzer zusammenhängender Staatsorganismus ist; weil man in der Heimat kommunale Gedanken und Gefühle und Anschauungen hat, nicht nationale, nicht skandinavische. Auf die politische Organisation lege ich kein so großes Gewicht: aber um so mehr auf ein Zusammenarbeiten unserer Nationalauffassungen. Sie nennen Ihre Zeitschrift „Das

1875 neunzehnte Jahrhundert", — aber welch verschiedene Physiognomie hat nicht dieses selbe Jahrhundert augenblicklich in Dänemark, in Schweden, in Norwegen? Und glauben Sie, daß dieser Bruchteil von Europäismus, den jeder unserer Volkszweige aufzuweisen hat, eine genügende Grundlage abgeben kann für alles, was Sie vorzubringen wünschen? Nur die ganzen Nationen können an einer Kulturbewegung mitwirken. Eine Frontveränderung in der Lebens- und Weltanschauung ist keine Kommunalsache, und wir Skandinavier sind in den Augen von Europa noch nicht über den Gemeinderatsstandpunkt hinausgekommen. Aber nirgends befaßt sich ein Gemeinderat damit, „das dritte Reich" zu erwarten und zu fördern.

Jedoch — bei diesen Betrachtungen will ich mich nicht weiter aufhalten; ich gehe lieber dazu über, Ihren Brief direkt zu beantworten.

Es verhält sich allerdings so, daß ich Herrn Hegel versprochen habe, einige Gedichte als Beitrag für die Zeitschrift zu senden; aber teils behandeln diese Gedichte spezifisch norwegische Angelegenheiten, so daß ich nach reiflicherer Erwägung befürchten mußte, sie möchten, was den Inhalt betrifft, den Kopenhagenern beinahe „schwedisch" vorkommen; und teils sind sie noch nicht durchgearbeitet und liegen in der ersten rohen, formlosen Gestalt als bloßer Entwurf vor. Hier handelt es sich also um etwas mehr als um ein „Durchsehen". Dagegen muß ich gestehen, daß ich nicht daran gedacht habe, sie „unverbesserlich zu machen". Dies wäre auch unnötig, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß man in Dänemark wie anderwärts mehr als geneigt zu sein pflegt, dem Unverstandenen den besten Sinn unterzulegen. Sie sollen jedoch die Gedichte bekommen; aber der Sicherheit wegen halte ich mich an die von Ihnen angesetzte äußerste Lieferungsfrist — „April oder Mai".

Daß ich Ihnen zu der Bemerkung, es werde nichts „Kompromittierendes" für mich haben, für Ihre Zeitschrift zu schreiben, irgend welche Veranlassung gegeben hätte, wüßte ich nicht, und gewiß würde es Ihnen, ebenso wie jedem anderen, außer mir

selbst, schwer fallen zu entscheiden, was ich für das „Kompromittierendere" halte, — mit Bischof Martensen zusammenzuarbeiten oder mit dem seligen David Strauß. 1875

Unfaßlich ist mir, daß Sie an meiner Äußerung Anstoß nehmen konnten, die Zeitschrift würde Ihnen unter einer bestimmten Voraussetzung eine behagliche Existenz schaffen. Ich, der ich mich Ihrer Briefe ebenso gut entsinne, wie Sie sich der meinen zu entsinnen scheinen, kann Ihnen versichern, daß diese Tirade einfach eine Antwort auf eine Äußerung ist, die in einem Ihrer eigenen Briefe vorkommt, und ich begreife nicht, wie sich in unserer Zeit einer dadurch verletzt fühlen kann, daß man von ihm annimmt, er beanspruche, von dem leben zu können, für das er lebt.

Empfangen Sie meinen besten Dank, daß Sie in Ihrer Zeitschrift Raum für „Kaiser und Galiläer" gehabt haben. Ich hätte Ihnen übrigens in dieser Sache viel zu sagen: in brieflichem Verkehr muß ich mich jedoch auf die Bemerkung beschränken, daß ich einen inneren Widerspruch in Ihrem Urteil über die in meinem Buch enthaltene Notwendigkeitslehre finde, wenn ich diese Ihre Mißbilligung mit Ihrer Anerkennung von etwas Ähnlichem in Paul Heyses „Kindern der Welt" vergleiche. Denn nach meiner Meinung kommt es ungefähr auf eins heraus, ob ich vom Charakter einer Person sage: „das liegt im Blut", oder ob ich sage: „er ist frei — unter der Notwendigkeit".

Im April ziehe ich nach München, um mich dort niederzulassen. Haben Sie nicht bald eine neue Reise ins Ausland vor? Ich meine, Sie müßten die Zeitschrift leichter vom Ausland aus redigieren können als in der Heimat. Alles, was ich Ihnen sonst zu sagen hätte, muß für ein ander Mal bleiben. Schreiben Sie bald

Ihrem getreuen

Henrik Ibsen.

1875

116.

An Ludvig Daae.

Dresden, 4. Februar 1875.

Lieber Freund!

Länger kann ich es nicht aufschieben, für das Neujahrstelegramm der Freunde zu danken, das ich zu meiner großen Freude noch am Silvesterabend in fast unverstümmelter Form empfangen habe — aber freilich etwas zu spät, als daß eine Antwort von mir auf demselben Weg Euch noch vor dem Jahreswechsel hätte erreichen können, um so weniger, als ich nicht wußte, bei welchem der Unterzeichner die Versammlung der Freunde stattfand, mithin auch die Adresse mir unbekannt war, an die ich die Antwort hätte richten müssen, um Euch im Verein anzutreffen. Aus der Sprache des Telegramms glaube ich nicht ohne einen gewissen Schimmer von Wahrscheinlichkeit schließen zu dürfen, daß Du der Autor des Glückwunsches bist, und darum sende ich auch dieses Dankschreiben, das meine besten und herzlichsten Wünsche für Euch alle begleiten, an Dich mit dem Ersuchen, es zur Kenntnis der anderen lieben Beteiligten zu bringen.

Sodann habe ich eine Bitte an Dich, die Dir vielleicht einige Umstände bereiten wird. Ich hätte nämlich gern eine gute norwegische Übersetzung des „Königsspiegels" sowie der Königssagas und endlich einer Schrift, die wohl König Sverre zugeschrieben wird und in gewisser Verbindung mit dem „Königsspiegel" stehen soll, über die ich aber nicht näher unterrichtet bin. Könnten mir diese Bücher, am liebsten eingebunden, durch irgend einen Buchhändler gesandt werden? Die Rechnung wird mein Schwager, der Bureauchef, bezahlen, der mir meine Geschäfte besorgt, aber doch kaum in dieser Art von Bücherkauf bewandert ist.

Von einem neuen litterarischen Unternehmen muß ich Dir zugleich erzählen. Kommenden 20. März, an meinem Geburtstag, feiere ich mein fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum

oder kann es feiern, da „Catilina“ ungefähr an diesem Tag im Jahr 1850 in den Buchhandel kam. Dieses Jugendstück habe ich im Winter durchgearbeitet, revidiert und verbessert, und es ist jetzt im Druck, geleitet von einem Vorwort, worin die Umstände beleuchtet werden, unter denen es zuerst entstanden ist, und soll im März herauskommen.

Mitte April verlasse ich Dresden, um mich bis auf weiteres in München anzusiedeln. Das Institut, in das Sigurd hier geht, hat nämlich die zwei obersten Gymnasialklassen aufgehoben, und die hiesigen Staatsschulen scheinen mir in ihrer ganzen Ordnung und Methode wenig für ausländische Eleven geeignet. Zudem ist die Wanderlust wieder über mich gekommen, und Dresden ist im Lauf des letzten Jahres mehr und mehr von den Fremden verlassen. Ich entferne mich ja durch den Umzug leider etwas weiter von der Heimat, dafür komme ich aber auch Italien ein ganz Teil näher und habe zudem die Annehmlichkeit, unter Katholiken zu leben, die hier in Deutschland den Protestanten unbedingt vorzuziehen sind.

So, — hier muß ich mit herzlichem Dank und Gruß für Dich und Dein liebes Haus diesmal abbrechen. Sei versichert, daß ich oft und täglich in Gedanken bei den alten und neueren holländischen Erinnerungen weile!

Dein treuer
Henrik Ibsen.

117.

An Ludvig Josephson.

Dresden, 7. Februar 1875.

Lieber Herr Josephson!

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen und interessanten Brief, und seien Sie versichert, ich weiß es doppelt zu schätzen, daß Sie gerade jetzt so ausführlich schreiben in dieser arbeitsvollen Zeit, wo Sie, wie ich wohl einsehe, mit Geschäften überhäuft sein müssen.

1875 Ihre Mißstimmung infolge all der Plackerei ist mir sehr begreiflich. Aber ich würde es im allerhöchsten Grade bedauerlich finden, wenn Sie wirklich im Ernst daran denken sollten, das „Christianiaer Theater" zu verlassen. Nach allem, was Sie dort durchgesetzt, und nicht zum wenigsten, nachdem Sie die Oper organisiert haben, bin ich der Meinung, Sie müßten jedweden Anspruch an die Geschäftsleitung stellen können, der Ihnen wünschenswert erscheint. Geniert die Direktion Sie durch ihr verständnisloses Eingreifen, so müssen Sie verlangen, daß dem ein Ende gemacht werde, denn dem Publikum gegenüber werden ja stets Sie und sonst keiner die Verantwortung zu tragen haben. Bedenken müssen Sie freilich auch, daß das Theater jetzt einer besseren Zeit entgegen geht — das unterliegt keinem Zweifel. In wenigen Jahren wird man ganz von selbst an ein neues und größeres Theatergebäude denken müssen, und damit treten in jeder Beziehung größere und behaglichere Verhältnisse ein. Daß Sie Unterstützung brauchen, kann ich verstehen. Doch ich glaube ganz und gar nicht, daß Sie in dieser Hinsicht auf Thomas Thoresen zählen können: denn erstens ist er krank und wenig arbeitsfähig, und außerdem ist er unreif, ohne Kenntnis der Litteratur und ohne tieferen Einblick in die Kunst und ihre Technik. Er hat noch viel zu lernen.

Für die Annahme von „Frau Inger" bitte ich Sie der Direktion meinen Dank zu übermitteln, wie ich hierdurch Ihnen selbst für Ihre schnelle Förderung der Sache danke. Besonders lieb wäre es mir, wenn das Stück am kommenden 20. März gegeben werden könnte: denn an diesem Tage, meinem Geburtstage, feiere ich mein fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum, aus welchem Anlaß von der Gyldendalschen Buchhandlung in Kopenhagen eine neue Ausgabe des „Catilina" veranstaltet wird — ein Buch, das zuerst im Monat März 1850 erschienen ist — doch, dies bleibt völlig Ihnen überlassen.

Im April habe ich vor, meinen Wohnsitz nach München zu verlegen. Sollten Sie, wie ich hoffe und worauf ich mich freue, in diese Gegenden kommen, dann wäre es wirklich ein

Vergnügen, im Sommer einen Ausflug nach Tirol oder da
herum zu unternehmen. Unter allen Umständen hoffe ich, daß Sie gelegentlich von sich hören lassen, wenn Sie ein freies Stündchen übrig haben. Meine Frau grüßt herzlichst, und ebenso

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

118.
An Johan Vibe.

Dresden, 3. März 1875.

Herrn cand. jur. J. Vibe.

In Beantwortung Ihres geehrten Schreibens ist es mir ein Vergnügen, zu wiederholen, was ich gelegentlich unseres persönlichen Beisammenseins in Christiania über Ihre Erzählung „Alexander Möllers Erinnerungen" geäußert habe: nämlich, daß ich sie seiner Zeit mit vielem Interesse gelesen habe, und daß sie mir als eine unterhaltende und in mancher Beziehung tüchtige und viel versprechende Arbeit erschien, die, wie ich glaube, eine gute Aufnahme fände, falls sie einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht würde, als man ihn bei einem Feuilleton voraussetzen kann.

Was Sie über die schwere Aufgabe äußern, einen Verleger in Norwegen zu finden, das kenne ich aus eigener Erfahrung. Aber es wundert mich doch, daß unsere Buchhändler noch nicht durch Schaden am eigenen Leibe klüger geworden sind. Von unseren Schriftstellern entgeht ihnen einer nach dem anderen und sucht einen Verleger in Kopenhagen, weil man sie in der Heimat nicht zu halten wußte, als es Zeit war. Wäre Ihre Arbeit eine dramatische, so könnte ich es noch begreiflich finden, wenn man vom Buchhändlerstandpunkt Bedenken trüge, sie in Verlag zu nehmen: denn Schauspiele finden nicht so viele Leser. Aber eine neue Erzählung muß ja, außer von Privatleuten, von den Leihbibliotheken angeschafft werden, und

1875 diese allein würden ja eine Auflage von gewöhnlicher Höhe konsumieren. Überhaupt läßt diese ganze ängstliche Vorsicht der Buchhändler gerade keinen weiten Blick erkennen. Sie sollten unsere jüngeren Schriftsteller in die Höhe bringen, ihnen Verbreitung schaffen, und dann würden sie bald selbst ihren Profit dabei finden.

Lieb wäre es mir, wenn es Ihnen gelänge, einen Verleger zu finden, der meine Anschauungen teilt und etwas weiter in die Zukunft sieht, als die meisten dort oben. Ich glaube, Sie thäten am besten, wenn Sie sich an die jüngeren Buchhändler wenden würden, unter denen es ja jetzt verschiedene tüchtige und unternehmende Leute giebt. Könnten Sie Ihren Wunsch erreichen, so würde dies sehr erfreuen

Ihren freundlichst ergebenen

Henrik Ibsen.

119.

An Konrad von Maurer.

Dresden, 29. März 1875.

Hochgeehrter Herr Professor!

Obwohl ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, wage ich doch in Anbetracht sowohl des Interesses, welches Sie in wissenschaftlicher Hinsicht meinem Vaterlande erwiesen haben, als auch des Wohlwollens, wofür so viele meiner Landsleute Ihrerseits unvergeßliche Beweise empfangen haben, an Sie eine Frage zu richten, deren Beantwortung mir von Wichtigkeit ist.

Die Sache ist folgende: Die sechs letzten Jahre meines elfjährigen Aufenthaltes außerhalb der Heimat habe ich hier in Dresden zugebracht, wo mein Sohn ein Gymnasium besuchte, dessen Obertertia er durchgemacht und zu Ostern verlassen hat, und somit auch das Gymnasium, da nämlich in diesem die zwei obersten Klassen von dem neuen Direktor aufgehoben worden sind.

Ich muß mich daher für ihn nach einer anderen Unterrichts-

anstalt umsehen, und da ich lange den Wunsch gehegt habe, 1875
München näher kennen zu lernen, so habe ich mich entschlossen, in der ersten Hälfte des April dorthin zu ziehen.

Zweier Fragen halber befinde ich mich indessen in Ungewißheit. Erstens weiß ich nämlich nicht, inwiefern die süddeutsche Schulordnung dermaßen mit der norddeutschen zusammenfällt, daß ein Schüler, ohne zu viel Zeit zu verlieren, von dieser letzteren zu der erstgenannten übergehen kann, namentlich so, daß er bei dem Übergange nicht Gefahr läuft, in einer niedrigeren Klasse angebracht zu werden, als die, welche er hier hätte beanspruchen können.

Zweitens erlaube ich mir, vorzufragen, ob es in München ein Gymnasium giebt, am liebsten ein privates, das besonders für Ausländer empfehlenswert ist, und, wenn dies der Fall wäre, in welchem Teile der Stadt dasselbe gelegen ist, damit ich mir bei meiner Ankunft eine Wohnung in einer nicht allzu großen Entfernung von der Schule suchen kann. Vornehmlich würde ich darauf Gewicht legen, ob der Unterricht in den fremden modernen Sprachen, französisch und englisch, von geborenen Franzosen und Engländern geleitet würde. Dagegen würde die Konfession der Schule für mich kein bestimmendes Moment sein.

Sollte es in Ihrer Macht stehen, und wären Sie geneigt, mir mit einigen Zeilen Aufschluß über die erwähnten Punkte zu geben, würde ich Ihnen sehr dankbar sein, und ich bitte mir die Erlaubnis aus, Ihnen bei meiner Ankunft in München meinen Dank bringen zu dürfen und Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich gewagt habe, Ihnen diese Mühe zu verursachen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Henrik Ibsen,
Schriftsteller aus Norwegen.

P. S. Meine Adresse ist: Wettinerstraße 22.

1875

120.

An Georg Brandes.

München, 2. Mai 1875.

Lieber Brandes!

Wie gewöhnlich habe ich Sie ungebührlich lange auf Antwort warten lassen; aber ich habe seit Mitte vorigen Monats nicht die Feder in die Hand genommen, und heute sind Sie der erste, an den ich schreibe. Ich habe nämlich in dieser Zeit meine Übersiedlung nach München bewerkstelligt und habe erst gestern meine neue Wohnung bezogen. Nehmen Sie darum heute mit wenigen Worten vorlieb.

Ich habe nicht versprochen — und konnte angesichts meines bevorstehenden Wohnungswechsels nicht versprechen —, Ihnen für das April- oder Maiheft Ihrer Zeitschrift einen Beitrag zu senden; aber ich habe versprochen, Ihnen im April oder Mai einen Beitrag zu schicken, und dieses Versprechen werde ich halten.

Mein Plan ist nun entworfen und reif. Ich möchte Ihnen nichts Altes schicken, das keinen Zusammenhang mit dem Unternehmen hat; sondern ich möchte eine Reihe von Reimbriefen an Sie richten, die in leichter Form die geistigen Bewegungen der Zeit behandeln sollen, so wie sie sich mir darstellen. Ich möchte rückhaltlos schreiben, wie ein Freund dem anderen schreibt, und ich denke, Sie sollen erkennen, daß wir in mehr Punkten einig sind, als Sie jetzt zu vermuten scheinen.

Dies wird in der nächsten Zukunft meine ausschließliche Beschäftigung bilden, und ich freue mich sehr darauf, ans Werk zu gehen. Mehr will ich heute von der Sache nicht schreiben.

Ich habe große Lust, Paul Heyses Bekanntschaft zu machen; aber ich habe auch meine Bedenken dabei, wenn ich mich erinnere, wie man mir von Kopenhagen aus in mindestens zwei Fällen bei Adolf Strodtmann entgegengearbeitet hat. Schreiben Sie an Dr. Heyse, so führen Sie mich mit ein paar guten Worten ein. Ich habe meine Visitenkarte bei ihm abgegeben, jedoch ohne

meine Wohnung zu vermerken, und habe ihn so bis heute nicht gesehen.

Kommen Sie nicht bald wieder hierher? Meine Adresse ist: Schönfeldstraße 17, 3. Eingang parterre. Es wäre uns lieb, Sie hier bei uns eintreten zu sehen.

Ihr getreuer
Henrik Ibsen.

121.
An Hartvig Lassen.

Kitzbüchel in Tirol, 16. August 1875.

Lieber Lassen!

Erst gestern Abend habe ich hier hoch oben in den Bergen, wo ich den Sommer zubringe, Deinen freundschaftlichen Brief erhalten, den ich hiermit umgehend beantworte.

Daß „Peer Gynt" nur in verkürzter Gestalt auf die Bühne gebracht werden kann, versteht sich von selbst. Als ich Grieg das erste Mal wegen der Musik schrieb, setzte ich ihm auseinander, wie man nach meiner Anschauung den vierten Akt durch ein Tongemälde ersetzen müßte, das den Inhalt andeutete und von einigen lebenden Bildern oder Tableaux begleitet wäre, welche die am besten hierzu geeigneten Situationen des gestrichenen Aktes darstellten, z. B. Peer Gynt und die Arabermädchen, Solveig daheim an der Hütte wartend u. s. w. Diesen Plan teilte ich Herrn Josephson mit, doch war er darin nicht derselben Ansicht, wogegen er mir einen Vorschlag zu Streichungen im Dialog machte, die mir sehr verständig vorkamen, und zu denen ich meine Einwilligung gab.

Welches der beiden Verfahren vorzuziehen ist, wage ich hier aus der Ferne nicht zu entscheiden. Es wäre mir das liebste, wenn Du zusammen mit Herrn Josephson die Sache besprechen und entscheiden wolltest. Er hat mir versichert, daß das Stück, wenn man seinen Intentionen folgt, ein beliebtes

1875 Volks- und Kassenstück werden wird. Ich möchte jedoch am liebsten mit der ganzen Sache nichts zu thun haben und bin zufrieden, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die Vorstellung die übliche Dauer nicht überschreitet, denn sonst ist alles verdorben. Ich bitte also die Autoritäten des Theaters, nach bestem Ermessen zu handeln. Für jede der bewußten Alternativen sprechen verschiedene Gründe: um zwischen ihnen eine entscheidende Wahl zu treffen, müßte man an Ort und Stelle sein, müßte man mit der Rollenbesetzung vertraut sein, müßte man wissen, was dem Theater in dekorativer Hinsicht zur Verfügung steht, was der Maschinenmeister leisten kann u. s. w.

Nur Eines möchte ich als besonderen Wunsch vorbringen, nämlich daß das Stück schon vor Weihnachten und überhaupt so früh in der Saison wie möglich aufgeführt wird. Stücke, die bis gegen das Frühjahr hinausgeschoben werden, können auf ein großes Interesse beim Publikum nicht rechnen, und die Aufnahme eines Stückes im ersten Spieljahr ist immer entscheidend für seine spätere Lebensfähigkeit auf dem Repertoire.

Somit, lieber Freund, habe ich gesagt, was ich über die Sache zu sagen weiß.

Sollte Dein Gast, Professor Molbech, sich noch bei Euch aufhalten, so grüße ihn von mir.

Für den Gruß Deiner jungen, liebenswürdigen Nichte, von der Du schreibst, richte bitte meinen verbindlichsten Gegengruß aus und meinen Dank. Dir selbst ebenfalls die besten Grüße von meiner Frau und von

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

122.

An Georg Brandes.

Kitzbüchel, 16. September 1875.

Lieber Brandes!

Entschuldigen Sie, daß ich nicht eher von mir habe hören lassen. Ihre beiden Postkarten habe ich gestern erhalten. Für

das Oktoberheft ist es mir unmöglich, einen Beitrag zu liefern;
mir geht nämlich zur Zeit eine größere dramatische Arbeit im Kopf herum, und das schließt notwendiger Weise jede Beschäftigung mit etwas anderem aus. Ende des Monats kehre ich nach München zurück und beginne dann ernstlich mit dem Niederschreiben. Wenn ich kann, werde ich „zwischen den Akten" sehen, etwas für Sie fertig zu machen. Aber Sie haben schwerlich eine Vorstellung davon, was für eine Masse Zeit ich brauche, um solch einen kleinen Beitrag zuwege zu bringen. Die Niederschrift selbst zählt natürlich gar nicht; aber ich darf getrost sagen, das letzte Gedicht, das ich Ihnen sandte, hat mich einen ganzen Monat ausschließlich in Anspruch genommen. Ich kann also jetzt für dergleichen nur die Pausen benützen. Aber später sollen Sie bestimmt etwas von mir haben. Seien Sie versichert, daß ich gern für Sie und mit Ihnen schreibe! Dies in aller Kürze für heut.

Mit herzlichem Gruß von meiner Frau und mir selbst

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

123.

An Frederik Hegel.

München, 23. Oktober 1875.

Lieber Herr Hegel!

In der Hoffnung, daß Sie es mir nicht übel nehmen, gestatte ich mir die Bitte, mir gütigst 675 Rmk. vorstrecken zu wollen, da es mit der Aufführung des „Peer Gynt" am „Christianiaer Theater" länger dauert, als ich geglaubt hatte.

Mit meiner neuen Arbeit geht es rasch vorwärts; in einigen Tagen habe ich den ersten Akt fertig, und das ist für mich immer die schwierigste Partie eines Stückes. Der Titel des Buches wird sein „Die Stützen der Gesellschaft", Schauspiel in fünf Akten. Diese Arbeit kann in einer Art als Gegenstück zum „Bund der Jugend" gelten und wird verschiedene be-

1875 deutungsvollere Zeitfragen aufrühren. Ich bitte jedoch, daß dies vorläufig unter uns bleibt. Über ein Weilchen möchte ich gern, daß es bekannt wird: denn ich glaube, wenn im voraus ein bißchen im Publikum geredet wird, so trägt das zur Förderung des Absatzes bei.

Meinen letzten Brief, der vom Erscheinen der „Gedichte" in neuer Auflage handelt, haben Sie, wie ich hoffe, seiner Zeit richtig erhalten, und ich nehme darum an, daß nun die Sache ihren Lauf hat. Auf dem Titelblatt muß meines Erachtens stehen: Zweite, vermehrte Auflage.

Mit den besten Grüßen für Sie und Ihre Kinder bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

124.

An Frederik Hegel.

München, 25. November 1875.

Lieber Herr Hegel!

Indem ich Ihnen für die mit Ihrem freundlichen Brief vom 25. v. M. übersandten 675 Rmk. verbindlichst danke, bin ich leider wieder genötigt, Sie zu bitten, mir gütigst eine gleiche Summe vorzustrecken, da ich sonst fürchten muß, mit dem Beginn des nächsten Monats in Verlegenheit zu geraten. Zugleich bitte ich Sie, das vom Königl. Theater noch ausstehende Schlußhonorar für die „Helden" nicht, wie früher besprochen, in Staatspapieren anzulegen, sondern diesen Betrag von der Summe abzuziehen, die ich vorschußweise bei Ihnen erhoben habe. Hoffentlich dauert es nun wohl nicht mehr lange, bis es dem Königl. Theater gelingt, das Stück wieder auf die Bühne zu bringen.

Übrigens möchte ich bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich mit dem Honorierungsmodus des Justizrat Berner durchaus nicht besonders zufrieden bin. Stücke, die im Manuskript eingereicht und angenommen werden, sollen nämlich nach dem Regulativ mit Prozenten von der Einnahme honoriert werden.

Nun sind sowohl die „Kronprätendenten“ und die „Helden“ zu 1875 ihrer Zeit im Manuskript eingereicht worden, wie auch der „Bund der Jugend“ nicht im Handel war, als er eingereicht wurde. Wird das bei mir angewandte Verfahren konsequent beobachtet, so wird die Reglementsbestimmung illusorisch: denn man kann ja erst alle eingesandten Manuskripte ablehnen und die Autoren dadurch zwingen, ihre Stücke drucken zu lassen, um sie dann gegen ein weit geringeres Honorar zu spielen. Das ist nicht in der Ordnung, und ich habe nichts dagegen, daß Justizrat Berner gelegentlich von meiner Auffassung der Sache Kenntnis erhält.

Heute habe ich Ihnen jedoch in erster Reihe wegen eines anderen Anliegens zu schreiben. Ich habe nämlich kürzlich zehn Aktien, zusammen 1000 Speziesthaler, bei der neugestalteten „Bergener Kreditbank“ gezeichnet, die früher eine Filiale der Christianiaer Kreditkasse war. Auf diese Aktien sollen im Laufe des Dezember 360 Speziesthaler eingezahlt werden. Ebenso habe ich 500 Speziesthaler bei dem neuen Passagierdampfer „Dronningen“ gezeichnet und habe darauf sofort 250 Speziesthaler an H. J. Preus in Christiansand zu zahlen, für den ich einen Brief beilege. Ich brauche also alles in allem 610 Speziesthaler. Nun möchte ich fragen, ob es nicht angeht, bei einer Kopenhagener Kreditanstalt diese Summe auf ein paar Monate oder ein halbes Jahr gegen entsprechende Zinsen und Sicherheit in meinen bei Ihnen ruhenden Wertpapieren zu erhalten?

Die Summe auf anderem Wege zu beschaffen, würde zu viel Zeit kosten, und ich habe so lange gezögert, mir das nötige Geld zu sichern, weil ich beständig hoffte, die Aufführungen von „Peer Gynt“ in Christiania und der „Helden“ in Stockholm würden mir ermöglichen, über den genannten Betrag zu disponieren. Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Ihnen auch diese Mühe aufbürde! Läßt sich die Sache, wie ich hoffe, in Kopenhagen arrangieren, so bitte ich, den Brief an H. J. Preus möglichst bald zu expedieren und die Summe für die Kreditbank gelegentlich im Lauf des Dezember an den Buchhändler Lund in Christiania zu schicken, der mit allem Nötigen Bescheid weiß.

1876 Von meinem neuen Stück ist der erste Akt fertig und ins Reine geschrieben. Ich arbeite jetzt am zweiten.

Was halten Sie von Stjernström? Ich habe seit dem Sommer nichts mehr von ihm gehört. Die Aufführung kam mir ganz unerwartet.

Mit vielen Grüßen für Sie und Ihre Kinder

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

125.

An Ludvig Josephson.

München, 14. Juni 1876.

Lieber Herr Josephson!

Es war mir ein liebes und unverkennbares Zeichen Ihrer Freundschaft, daß Sie mir trotz Ihrer vielen Geschäfte einen so langen und erschöpfenden Brief gesandt haben. Herzlichen Dank dafür!

Was Sie über die Ärgernisse und Unannehmlichkeiten schreiben, die Ihre Stellung am Theater im Gefolge hat, das hat mich eigentlich nicht überrascht, — bei der gegenwärtigen Organisation kann es kaum anders sein. Aber im Direktionssystem soll und muß ein Wechsel stattfinden, und zu diesem Zweck möchte ich im Laufe des Sommers den Versuch machen, durch einige Aufsätze aktiv einzugreifen, die ich an Winter-Hjelms illustrierte Zeitung zu senden gedenke.

Ihr Schauspiel habe ich mit vielem Interesse gelesen, doch ich fürchte, daß dieselben Bedenken, die bisher die Intendantur davon abhielten, die „Kronprätendenten“ hier auf die Bühne zu bringen, sich auch geltend machen werden, wenn es sich um Ihr Stück handelt. Unter diesen zweifelhaften Umständen dürfte es schwer halten, einen Übersetzer zu finden, der bereit wäre, das Risiko einer vergeblichen und entschädigungslosen Arbeit auf sich zu nehmen. Das beste Mittel, die Sache in Gang zu bringen,

wäre, persönlich herzukommen. Dann könnten wir gemeinsam sehen, was sich machen läßt. 1876

Ich habe über Ihren Wunsch, freien Zutritt zu den Vorstellungen in Bayreuth zu erhalten, mit Dr. Grandaur gesprochen. Doch er meint, das einzige Mittel wäre, sich persönlich an Richard Wagner zu wenden. Er glaubt übrigens, es werden eine Unzahl ähnlicher Gesuche einlaufen, so daß ihm das Resultat nicht ganz sicher zu sein schien. Der Preis eines Platzes für sämtliche vier Vorstellungen beträgt 300 Mk.

Anfang dieses Monats bin ich nach Berlin gereist, um der ersten Aufführung der „Kronprätendenten" beizuwohnen, die mit strahlender Pracht vom Hoftheater des Herzogs von Meiningen gegeben wurden. Das Stück wurde mit großem Beifall aufgenommen, und ich wurde wiederholt gerufen. Ich glaube nicht, daß dies den Berliner Rezensenten, die größtenteils selbst Theaterschriftsteller sind, besonders angenehm war. Aber das Stück ist trotzdem neunmal hinter einander gegangen, und wäre noch öfter gegangen, wenn die Vorstellungen der Meininger nicht schon am 15. d. M. ihr Ende finden würden. Nach der ersten Vorstellung wurde ich vom Herzog eingeladen, ihn auf seinem Lustschloß Liebenstein bei Meiningen zu besuchen, wo ich gewohnt habe, bis ich vorgestern hierher zurückkehrte. Bei der Abreise dekorierte er mich mit dem Ritterkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens erster Klasse. Die „Kronprätendenten" sollen nun auch in Schwerin gegeben werden, und die „Helden" sind vom Burgtheater in Wien angenommen, wo Charlotte Wolter die Hjördis spielen wird. Kann unser gemeinsamer Freund Winter-Hjelm diese Notizen für sein Blatt brauchen, so teilen Sie sie ihm mit. Und kommen Sie nun bald hierher! Wir bleiben bis 1. August in München. Mit herzlichem Gruß von meiner Frau und mir bin ich

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

1876

126.

An Frederik Hegel.

Kaltern bei Bozen, Tirol, 15. September 1876.

Lieber Herr Hegel!

Nachdem ich jetzt nahezu vier Monate kein Lebenszeichen von mir gegeben habe, will ich Ihnen heute ein paar Zeilen senden. Weiß ich doch nicht, ob die einheimischen Blätter über mich mit gleicher Gewissenhaftigkeit gute und zuverlässige Nachrichten bringen, wie minder gute und entstellte. Man hatte es sehr eilig, zu berichten, daß die „Kronprätendenten" bei einer Probevorstellung in Meiningen dem dortigen Publikum nicht behagt haben sollten, aber man hat sich wahrscheinlich nicht damit überstürzt, mitzuteilen, daß das Stück dann in Berlin neun Abende hintereinander unter stürmischem Beifall und zahlreichen Hervorrufen des Autors und der Schauspieler gegeben wurde, und das, obwohl viele Journalisten aus naheliegenden Gründen mich gar nicht mit freundlichen Augen angesehen haben. Nach diesem Sieg habe ich vom Herzog von Meiningen die Einladung erhalten, auf seinem Lustschloß Liebenstein sein Gast zu sein. Ich verbrachte eine herrliche Zeit dort und wurde bei meiner Abreise mit dem Sächsisch-Ernestinischen Hausorden dekoriert. Im Winter soll ich den Herzog wieder in Meiningen besuchen. Im Oktober sollen die „Helden" am Burgtheater in Wien aufgeführt werden: auch dorthin habe ich eine offizielle Einladung erhalten, ebenso nach Schwerin, wo die „Kronprätendenten" im November gespielt werden sollen. Am Hoftheater in Dresden werden die „Helden" in einigen Wochen gegeben; dasselbe Stück wird gegenwärtig auch am Stadttheater in Leipzig einstudiert und wird jetzt wieder mit großem Beifall in München gespielt. Von jedem Theater erhalte ich zehn Prozent der Bruttoeinnahme aus sämtlichen Vorstellungen für Lebenszeit, und ebenso meine Erben fünfzehn Jahre lang. Das ist doch unleugbar ein ganz Teil vorteilhafter, als was der Justizrat Berner mir zu bieten

für passend erachtet, und man wird es deshalb begreiflich finden, 1876
daß ich es mir nun vor allem angelegen sein lasse, meine Arbeiten hier zu fruktifizieren. Eine deutsche Originalausgabe von „Frau Inger“ liegt schon fertig im Manuskript vor, und das Stück wird für den Anfang in München und Meiningen gegeben werden.

Solange alle diese Angelegenheiten mich beschäftigten, habe ich die Vollendung meines neuen Schauspiels aussetzen müssen. Aber nach meiner Rückkehr beabsichtige ich in München Anfang nächsten Monats die letzte Hand daran zu legen, obgleich es unleugbar nicht sehr verlockend ist, für die Theater bei uns zu schreiben. Wie geht es mit den „Helden“ in Kopenhagen? Der Vereinbarung gemäß sollte ich nach der zwanzigsten Aufführung noch 500 Kronen bekommen. Ist es aus diesem Grunde wirklich Herrn Berners Absicht, das Stück mit der neunzehnten abzuthun, wie man es ja im vorigen Jahr erlebt hat? Einen für genannten Herrn bezeichnenden Zug habe ich Ihnen noch nicht erzählt. In dem Brief, worin er Unterhandlungen über die „Helden“ anknüpft, schreibt er, das Theater könne mir nur so und so viel bezahlen, „da das Stück zu kurz sei, um einen ganzen Abend zu füllen“. Und doch erfahre ich später, daß das Werk jedes liebe Mal als abendfüllendes Stück gegeben worden ist: aber davon hat Herr Berner mich mit keinem Wort verständigt. Es wäre mir ganz lieb, wenn er bei Gelegenheit daran erinnert würde. Denn derartige Kunstgriffe sind doch wirklich zu simpel, um sich für den Chef und Leiter eines königlichen Theaters zu schicken.

Schon lange warte ich darauf, die neue Auflage von „Peer Gynt“ angezeigt zu sehen. Hoffentlich steht ihr Erscheinen nun bald bevor. Und vielleicht wird zu Weihnachten die neue Auflage eines oder des anderen meiner übrigen Bücher notwendig. Das wäre mir außerordentlich lieb, denn ich brauche Geld, und die Theaterhonorare werden hier zu Lande nur pro Quartal oder Halbjahr ausbezahlt. Dürfte ich Sie deshalb, trotz meiner Schulden bei Ihnen, bitten, mir 150 Mk.

1877 unter der am Kopf dieses Briefes angegebenen Adresse zu senden? Sie würden mir dadurch einen großen Dienst erweisen, und ich habe die feste Hoffnung, daß es nicht mehr lange dauert, bis sich in unserem gegenseitigen Konto wieder das Gleichgewicht herstellen wird.

Das Land hier an der Grenze Italiens ist wunderbar schön und das Klima das angenehmste, das sich denken läßt. Eine dänische und eine finnische Dame sowie der junge Schriftsteller John Paulsen aus Bergen haben sich uns angeschlossen. Im übrigen aber hören wir sehr wenig von der Heimat. Der erwähnte junge Landsmann hat uns jedoch eine ganze Masse über seinen Aufenthalt in Kopenhagen erzählt, von dem er sehr entzückt ist. Daß in Ihrem Kreis alles gut geht, dürfen wir aus seinen Berichten schließen, aber es wäre uns außerordentlich lieb, wenn Sie selbst dies bestätigen wollten.

Überhaupt bitte ich Sie, in meinem langen Schweigen kein Zeichen abnehmenden Interesses für die Dinge und Personen der Heimat zu sehen, und in der Hoffnung, daß Sie es auch nicht so auffassen, sende ich Ihnen und Ihren Lieben unseren besten Gruß und bin

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

127.

An das norwegische Kultusministerium.

München, 7. April 1877.

An

das Königlich norwegische Ministerium für Kirchliche und Unterrichts-Angelegenheiten.

Im Namen des Litteraten John Paulsen und in seinem Interesse wendet sich Endesunterzeichneter hiermit an das Ministerium mit dem ergebensten Gesuch, es möge ihm aus den Mitteln, die für Gelehrte und Künstler zwecks Reisen im Ausland bewilligt sind, ein Stipendium von 1600 (sechzehnhundert)

Kronen gewährt werden, um es ihm dadurch zu ermöglichen, 1877 seine Ausbildung auf der einmal betretenen Bahn zu fördern.

John Paulsen ist in Bergen von armen Eltern geboren und steht jetzt in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Er hat keine gelehrte Schule besucht, aber einen guten Unterricht genossen, nebenbei sich durch Selbststudium tüchtige Kenntnisse in der Litteraturgeschichte sowie in der schönen Litteratur des In- und Auslandes erworben. Er ist außerdem ziemlich bewandert in den modernen Sprachen, namentlich im Deutschen, Französischen und Englischen. Bis vor ungefähr einem Jahre hatte er eine Stellung im Bureau des portugiesischen Konsulats zu Bergen, die er aufgab, um sich ganz und ausschließlich litterarischer Thätigkeit zu widmen.

Nahezu anderthalb Jahre ist es her, daß im Mallingschen Verlage sein erstes Buch erschien, eine Novellensammlung, betitelt: „Skizzen aus dem Stadtleben". Bald darauf gab er in demselben Verlag eine Sammlung von Gedichten, und endlich letzten Weihnachten in der Gyldendalschen Buchhandlung zu Kopenhagen eine größere Erzählung „Die Meereskönigin" heraus. Er hat außerdem verschiedene kleine Schauspiele geschrieben, von denen einige in Bergen aufgeführt worden sind, aber noch keines im Druck erschienen ist. Endlich haben Blätter und Zeitschriften eine Reihe Korrespondenzen, Reiseschilderungen, Gedichte sowie kritische Skizzen von ihm gebracht.

John Paulsen ist bei seinem ersten öffentlichen Auftreten vom Publikum wie von der Kritik ungewöhnlich warm aufgenommen worden, und diese wohlwollende und hoffnungsvolle Stimmung, die ihm auch bisher treu geblieben ist, muß ich als durchaus begründet ansehen.

Im vorigen Jahr um diese Zeit hat er sich ins Ausland begeben, um auf einer längeren Reise die Ausbildung zu suchen, die ihm not thut. Nachdem er sich einige Monate in Kopenhagen aufgehalten hatte, begab er sich nach Deutschland und verbrachte hier in München die Zeit bis gegen Weihnachten, wo er nach Rom abreiste, das, wie er sich vorgenommen hat, sein fester Wohn-

1877 sitz auf längere Zeit sein sollte. Ich habe während eines täglichen Verkehrs von mehreren Monaten reichlich Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, wie ich mich auch voll Interesse mit seiner litterarischen Produktion vertraut gemacht habe, und es ist meine feste Überzeugung, daß unter unseren jüngeren Litteraten keiner in höherem Maße als er bei der Verteilung der hier erwähnten Stipendien in Betracht zu kommen verdient. Seine Zukunft als Poet wird abhängig sein von der Gelegenheit, die ihm zur Entwicklung und Ausbildung seiner angeborenen Geistesgaben verschafft wird, und in seinem feinen und warmen dichterischen Empfinden, in seiner noblen Natur und in seinen reinen und in jeder Beziehung musterhaften Sitten sind nach meiner besten Überzeugung Garantien für eine bedeutende Entwicklungsmöglichkeit geboten. Ich möchte nochmals betonen, daß er unbemittelt ist; bisher hat er die Reisekosten von seinen Schriftstellerhonoraren bestritten. Aber diese werden sich auf die Dauer als unzureichend erweisen, und sind es schon jetzt. Er hat außerdem keine kräftige Natur; seine Brust ist schwach, jedoch noch nicht angegriffen, und ich halte es daher für möglich, daß ein längerer Aufenthalt im Süden für ihn in zwiefachem Sinn eine Lebensfrage bedeuten würde.

Ich lege deshalb mit meiner wärmsten Empfehlung die Zukunft dieses jungen begabten Mannes in die Hände des hohen Ministeriums und wage außerdem, ergebenst und eindringlich anheimzustellen, daß der nachgesuchte Betrag nicht gekürzt werde. Eine geringere Summe würde ein unverhältnismäßig geringes Resultat ergeben.

Mit Bezug auf obige Ausführungen beantrage ich also, daß aus den Mitteln, die für Gelehrte und Künstler zwecks Reisen im Ausland bewilligt sind, dem Litteraten John Paulsen ein Stipendium von sechzehnhundert Kronen gewährt werde, um es ihm zu ermöglichen, während eines einjährigen Aufenthaltes im Auslande, namentlich in Rom, seine litterarische Ausbildung zu fördern.

In größter Ergebenheit

Henrik Ibsen.

128.

1877

An Lorentz Dietrichson.

München, 29. April 1877.

Mein lieber alter Freund!

Da ich nun ganze zwei unbeantwortete Briefe von Dir auf Lager habe, darf ich meiner Lust, die Briefschreiberei hinauszuschieben, nicht länger frönen, sondern will Dir einige Zeilen mit einem herzlichen Dank und Gruß senden. Den Brief des Prof. Nyblom habe ich natürlich sogleich beantwortet, und in welchem Sinn ich meine Antwort gegeben habe, das weißt Du selbstverständlich im voraus. Ich freue mich sehr, daß wir bei der bevorstehenden Festlichkeit zusammen gehen werden. Wir haben ja auch bei früherer Gelegenheit miteinander Schritt gehalten auf der Bahn der Ehrenbezeigungen, wie denn unsere Wege überhaupt lange und häufig nebeneinander her gelaufen sind.

Deine Übersetzung des „Arbeiters" herauszugeben, davon kann also keine Rede sein. Wenn das Stück jetzt, wie ich hoffe, hier in Deutschland zur Aufführung kommt, so wird Herr Jonas den Vorteil davon ernten; Du bekommst nichts. Ich meine, Du solltest Deine persönliche Anwesenheit in der Heimat benützen, um eine ernste öffentliche Anklage gegen den jetzt bestehenden gesetz- und schutzlosen Zustand zu erheben, unter dem wir norwegischen Litteraten leiden.

Daß Du so rasch einen guten Verleger für die deutsche Ausgabe des Meisterwerkes gefunden hast, freut mich sehr, und ich finde es wohlüberlegt, daß Du gleichzeitig selbst eine norwegische Ausgabe besorgst: denn, wie die Dinge jetzt liegen, würdest Du vermutlich nicht haben verhindern können, daß irgend einer unserer litterarischen Räuber dies für eigene Rechnung thäte. Zeige mir, wie Du rasest über diese barbarischen Zustände!

Was die Theaterverhältnisse anbelangt, so habe ich beschlossen, etwas zu schreiben, entweder ein Promemoria an die Repräsentantenversammlung oder auch einen Zeitungsartikel. Ich kann

1877 übrigens unmöglich glauben, daß die Leute im Ernst dumm genug sein sollten, sich von Josephson zu trennen, der, was praktische Sachkenntnis angeht, sich in keiner Weise ersetzen ließe.

Wir sind nun in unsere neue Wohnung, Schellingstraße 30, zweite Etage, gezogen, wo wir uns außerordentlich zufrieden fühlen, und wo ich meine neue Arbeit rasch abzuschließen hoffe. Den Doktor Schmidt sehe ich in dieser Zeit nicht täglich, aber ziemlich häufig. Gestern Sonnabend war ich mit ihm, Heyse und Carriere im „Achatz" zusammen und hatte so Gelegenheit, Deine Grüße ziemlich frisch abzuliefern, und ich sende Dir die besten Gegengrüße. Du hast hier aufrichtige und treue Freunde zurückgelassen. Ob Heyse mit seiner Upsalafahrt Ernst macht, weiß ich nicht mit Bestimmtheit. Ich habe die Sache gestern aufs Tapet gebracht. Lust hat er wohl, — doch immer kommt er auf die Frage zurück, wie seine schwachen Nerven und der starke schwedische Banko sich vertragen würden. Ich meinte natürlich, daß sich die Frage nur durch ein praktisches Experiment beantworten ließe. Wir werden sehen, ob er sich entschließt; ich werde ganz gewiß mein Bestes thun.

Im „Krokodil" fragen sie häufig nach Dir. Der Doktor Grandaur bittet Dich um eine litterarische Auskunft für seine Theatergeschichte: Was ist eigentlich „Hermann von Unna"? Der Name ist mir wohl bekannt, aber Näheres weiß ich nicht. Ich glaubte, es sei ein deutsches Ritterschauspiel, aber Grandaur behauptet, es sei schwedisch und vom Abt Vogler ins Deutsche übersetzt. Gieb mir in aller Kürze die Erläuterungen, die sich auftreiben lassen. Ich habe ihm nämlich versprochen, deshalb an Dich zu schreiben.

Von Deinen Hinterlassenen in der „Gartenstraße" haben wir in der Umzugswoche nichts gesehen, hoffen aber, daß es ihnen gut geht, und werden sie wahrscheinlich heute Abend sehen. Frau Collet ist aus Rom zurückgekehrt. Wergeland hat ein gutes Bild ausgestellt, eine schwarzgekleidete Dame in einem Kirchenstuhl. Kronberg reist nach Italien. Im übrigen ist alles so ziemlich beim alten.

Nun, lieber Freund, leb' wohl! Wenn nicht früher, so hoffe ich, wir treffen uns in Upsala!

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

129.

An Frederik Hegel.

München, 23. August 1877.

Lieber Herr Hegel!

Anbei sende ich Ihnen die Begleitschreiben für das Königl. Theater und das Theater in Göteborg. Mit den Theatern in Stockholm werde ich persönlich unterhandeln; dem Bergener Theater soll das Buch erst eingesandt werden, wenn die Zeit heranrückt, da es in den Handel kommt. Ich habe nämlich festen Kontrakt mit diesem Theater, und wenn schon jetzt ein Exemplar eingesandt wird, laufen wir Gefahr, daß es unter allerhand Unbefugten zirkuliert, wodurch sich der Absatz dort verringert. Beim „Christianiaer Theater" gedenke ich das Stück jetzt nicht einzureichen. Der neue Direktor ist ein durchaus untauglicher Mann, und sobald mein Stück in den Handel kommt, beabsichtige ich, in einem norwegischen Blatt zu erklären, daß ich, solange dieser Mann die Direktion führt, jede Verbindung mit dem Theater abbreche. Ich habe Grund, zu glauben, daß Björnson dasselbe thun wird. So wie ich die Verhältnisse da oben kenne, kann ich Ihnen versichern, dies Verfahren wird, anstatt dem Absatz des Buches zu schaden, im Gegenteil dazu beitragen, daß das Stück um so mehr gelesen und gekauft wird. Ebenso halte ich es für ausgemacht, daß ein einiges Auftreten von Björnson und mir dazu beitragen wird, den neuen Direktor sehr bald zu beseitigen. Die Veröffentlichung muß meines Erachtens so bald wie möglich und in allen drei Ländern gleichzeitig erfolgen. Ich sehe voraus, daß dieses Stück viel Aufsehen machen wird, und

1877 geben wir es recht früh heraus, so ist es nicht unmöglich, daß trotz der Höhe der ersten Auflage zu Weihnachten eine neue erforderlich wird. Dies, meine ich, müssen wir zunächst und vor allem ins Auge fassen. Etwas mehr oder minder vorteilhafte Bedingungen bei einem einzelnen Theater können dem Buchabsatz gegenüber nicht wesentlich in Betracht kommen.

Aus den Begleitschreiben ersehen Sie, daß ich vorläufig nur die Frage der Annahme oder Nichtannahme gestellt habe. Dies Verfahren halte ich für richtig. Ist diese Frage erst erledigt, so können wir später über die Bedingungen verhandeln.

Ich habe jetzt vollauf mit den Vorbereitungen zu meiner Reise nach Upsala zu thun und freue mich sehr darauf, Sie auf der Heimreise begrüßen zu können. Mit vielen Grüßen für Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

130.

An Markus Grönvold.

Stockholm, Rydbergs Hotel, 3. September 1877.

Lieber Herr Grönvold!

Nur mit Widerstreben bitte ich Sie, von Ihrer genugsam bekannten Gefälligkeit Gebrauch machen zu dürfen — gerade in dieser Zeit, da Sie im Begriff stehen, Ihr großes Bild zu vollenden, und deshalb natürlich vor allem Ruhe und Frieden haben möchten. Aber sollte Ihr Weg Sie an einem der nächsten Tage am Hoftheater vorüberführen, so könnten Sie mir einen außerordentlich großen Dienst erweisen, wenn Sie den Regisseur Jenke zu erwischen suchten und ihn in meinem Namen bäten, im „Bund der Jugend" eine Stelle zu ändern, worüber ich schon früher flüchtig mit ihm gesprochen habe. Wie Sie sich gewiß erinnern, redet Aslaksen in dem Stück oft von „de lokale forholde".

Strodtmann hat dies wörtlich mit „lokale Verhältnisse" übersetzt, was falsch ist, weil im Deutschen damit kein komischer oder bornierter Nebenbegriff verbunden ist. Der Ausdruck muß mit „unseren berechtigten Eigentümlichkeiten" wiedergegeben werden, was in Deutschland eben dasselbe bedeutet wie die Originalfassung für uns Skandinavier.

Wenn die erste Aufführung, wie beabsichtigt, am 15. stattfindet, werde ich kaum anwesend sein können. Wollten Sie mir deshalb einige Worte an die Adresse Hegels, Kopenhagen, senden und mir die Aufnahme melden, so würde ich Ihnen doppelt verbunden sein. Ich schreibe dies heute in aller Eile, denn morgen beginnt programmgemäß der Branntweinteufel zu grassieren, das heißt, da geht der Upsalazug ab, und in den nächstfolgenden Tagen ist kein Gedanke daran, daß ich Ruhe zum Briefschreiben finde. Ich wünschte übrigens, ich wäre wieder in München: wirkliches Vergnügen empfinde ich bei der ganzen Geschichte eigentlich nicht.

Im voraus Dank und viele Grüße von

Ihrem freundschaftlichst ergebenen

Henrik Ibsen.

131.

An Edvard Fallesen.

München, 5. Oktober 1877.

Herrn Kammerherrn Fallesen.

Euer Hochwohlgeboren!

In meiner Erwiderung auf Euer Hochwohlgeboren Telegramm mußte ich mich darauf beschränken, es ganz kurz als Unmöglichkeit zu bezeichnen, daß das Erscheinen meines neuen Schauspiels im Buchhandel bis zum 30. November hinausgeschoben wird, und ich gestatte mir daher, die Notwendigkeit dieser ablehnenden Antwort zu begründen.

Da das Königl. Theater nicht gewillt ist, mich mit Pro-

1877 zenten vom Billettverkauf zu honorieren, so bin ich genötigt, meine wesentlichste Einnahme im buchhändlerischen Absatz des Werkes zu suchen. Das Stück ist in einer sehr großen Anzahl von Exemplaren gedruckt, und Hegel hat mir für diese erste Auflage ein bedeutendes Honorar gezahlt. Seine Spesen für Druck, Papier u. s. w. belaufen sich zudem natürlich auf eine nicht geringe Summe. Ich bin es darum sowohl ihm wie mir selbst schuldig, keine Dispositionen zu treffen, die unseren gemeinschaftlichen Interessen zuwiderlaufen. In unseren Ländern vollzieht sich der Bücherabsatz hauptsächlich in den beiden letzten Monaten des Jahres. Damit aber ein in Kopenhagen erschienenes Buch rechtzeitig in den entlegeneren Gebieten Schwedens und Norwegens — von Finnland und Amerika, wohin auch ein nicht geringer Teil der Exemplare meiner Werke geht, gar nicht zu reden — eintreffen kann, ist es erforderlich, daß es schon gegen Mitte Oktober zur Versendung gelangt. Geschieht dies nicht, so ist nicht darauf zu rechnen, daß das Buch während des litterarischen Weihnachtsmarktes abgesetzt wird, und der Verfasser muß dann ein ganzes Jahr warten, bevor eine neue Auflage nötig wird. Das ist eine Sache, auf die ich nicht eingehen darf noch kann: denn ich würde mir dadurch einen Geldverlust zuziehen, den das mir vom Königl. Theater in Aussicht gestellte Honorar bei weitem nicht aufwiegen würde. Zahlreiche Bestellungen sind außerdem von den Buchhändlern unserer Länder eingelaufen, und die Besteller haben die Zusage erhalten, daß ihnen das Buch zu einem bestimmten Termin zugeht. Ebensowenig kann ich die Rücksicht darauf außer acht lassen, daß das Publikum, wie verlautet, diesem Werk mit einigen Erwartungen entgegensieht. Es ist stets unklug von einem Schriftsteller, solche Erwartungen über eine billige Zeit hinaus in Spannung zu halten: das Interesse kann dann sehr leicht erlahmen, ehe das Buch erscheint.

Eine andere Seite der Angelegenheit ist die, daß ich es als einen Schaden für ein dramatisches Werk ansehe, wenn es dem Publikum zuerst durch die Bühne zugänglich gemacht

wird. Ich glaube, daß die darauf bezügliche Bestimmung des königlichen Theaterregulativs auf die dramatische Produktion in Dänemark niederdrückend gewirkt hat. Thatsache ist jedenfalls, daß diese Produktion seit der Annahme des Regulativs keine Tendenz zum Aufschwung gezeigt hat. Das läßt sich auch leicht erklären. Wie die Dinge jetzt liegen, kann ein neues Schauspiel nie isoliert — in seiner Reinheit — aufgefaßt und beurteilt werden, als Dichtung an und für sich. Das Urteil wird sich immer mit dem Stück zugleich auf die Aufführung erstrecken, die ihm zu teil wird: diese beiden ganz verschiedenen Dinge werden durcheinander gemengt, und in der Regel wird sich das Hauptinteresse des Publikums mehr auf das Spiel, die Aufführung, die Schauspieler richten als auf das Stück selbst. 1877

Ich habe geglaubt, diese Rechtfertigung mir selbst schuldig zu sein, da ich meine Weigerung ungern als Mangel an Entgegenkommen aufgefaßt sehen möchte. Nichts wäre mir lieber gewesen, als wenn es in meiner Macht gestanden hätte, ein solches zu zeigen. Übrigens kann ich unmöglich glauben, daß meine notgedrungene Weigerung dem Theater zu schaden vermöchte. Wenn es bekannt wird, daß das Stück schon im November zur Aufführung kommt, so wird die Folge nur sein, daß ein großer Teil des Kopenhagener Publikums es unterläßt, das Buch vorher zu kaufen.

Um der Ordnung willen erlaube ich mir, das mir zugestellte Freibillett zurückzureichen, indem ich meinen verbindlichsten Dank für die mir dadurch bereiteten genußreichen Abende ausspreche.

In der Hoffnung, die bevorstehende Aufführung der „Stützen der Gesellschaft“ möge zur Zufriedenheit aller Beteiligten ausfallen, bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

1877

132.

An Christian K. F. Molbech.

München, 30. Oktober 1877.

Lieber Freund!

Aus Deinem letzten Brief, den ich gestern empfing, ersehe ich, daß Du trotz allem wieder auf Deinen ursprünglichen Entschluß, den Streit mit dem Theaterintendanten vor die Öffentlichkeit zu ziehen, zurückgekommen bist. Ich kann ja hier aus der Entfernung keine bestimmte Ansicht über die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens haben. Eins ist mir aber ganz gewiß — es wird in keiner Weise dazu beitragen, dem Publikum eine klare und richtige Auffassung beizubringen, wenn Du analoge Fälle mit in den Streit hineinziehst. Um was es sich hier handelt, ist einzig und allein Dein Stück „Ambrosius", das einem später angenommenen Werk zuliebe zurückgestellt worden ist. Dies ist eine einfache und leicht zu überschauende Situation. Mischst Du die beiden Tragödiendichter und mich in die Sache hinein, so wird sie sofort verwickelter. Ich glaube, je konkreter und ausschließlicher der einzelne Fall behandelt wird, desto schlagender wird seine Darstellung wirken. Dies stelle ich Deiner Erwägung anheim, ehe Du Dein Verfahren auf eine so breite Basis gründest, wie in Deinem Brief angedeutet ist. Eine Beschwerde über das Dir zugefügte Unrecht und ein Angriff auf das beim Theater herrschende System sind zwei verschiedene Dinge, und ich glaube, daß es keinem von beiden nützt, wenn sie vermengt werden.

Was nun speziell mich angeht, so habe ich die größte Unlust, mich in die Sache zu mischen, keineswegs deshalb, weil ich Unannehmlichkeiten von irgend einer Seite befürchte, sondern weil ich bei mir selber fühle, daß ich gar kein Recht habe, mich zu beschweren. Ich bin ja freiwillig auf die Bedingungen des Theaterintendanten bezüglich des Honorars eingegangen und kann also billiger Weise nicht hinterher mit Klagen kommen.

Der Intendant hat mir allerdings — außerhalb des Kontraktes — vorgeschlagen, das Erscheinen des Stückes hinzuhalten, doch wurde dieser Vorschlag von mir abgelehnt. Er hat ferner ohne mein Wissen die Zeitungsredaktionen ersucht, alle Besprechungen bis zur Aufführung des Stückes zu vertagen. Aber kann ich mich billigerweise hierüber beklagen, ohne zugleich meine Anklage gegen die Zeitungsredaktionen zu richten, die dem Ansinnen nachgekommen sind? Mir scheint, die Klage über diesen Punkt müßte sich gerade und hauptsächlich gegen die Presse richten. Aber wäre es klug und wünschenswert für Deine Sache, einen solchen Vorwurf gegen die Presse gerade in dem Augenblick zu erheben, da Du deren Wohlwollen, Zustimmung und Beistand wünschen mußt? Ich meine, ich erwiese Dir einen recht schlechten Dienst, wenn ich jetzt eine solche Klage veröffentlichte.

Denke reiflicher darüber nach. Die Antwort des Ministeriums ist ja noch nicht eingelaufen. Du hast also noch Zeit zu überlegen und über Dein Verfahren schlüssig zu werden. Ich glaube, daß Du auf dem Holzwege bist, wenn Du der Sache größere und allgemeinere Dimensionen giebst, als der einzelne vorliegende Fall mit Notwendigkeit verlangt. Ich sage Dir das offen heraus, weil ich weiß, daß in Deiner Natur zusammenhängend mit ihren eigenartigen und besten Seiten notwendigerweise auch ein Hang zur Übereilung liegen muß, die von Dir als solche erst hinterher erkannt wird, wenn es zu spät ist. Nimm mir das nicht übel. Ich meine, mit Dir kann ich ganz unumwunden sprechen. Und überlege es Dir also noch einmal, wie Du zu Werke gehen sollst, willst Du volle Gewähr, daß Du später nichts zu bereuen hast.

„Ambrosius" habe ich mit großer Freude gelesen. Es ist feine und stimmungsvolle Dichterarbeit, aber in seiner jetzigen Gestalt gar nichts für das deutsche Publikum, dessen Geschmack heutzutage in ganz anderer Richtung geht. Außerdem fehlt ja hier die historische Voraussetzung für das Verständnis. Ambr. Stub ist hier natürlich ganz unbekannt. Soll das Stück hier

1877 Eingang finden, so müßte es erst umgearbeitet, müßte vieles fortgenommen, verschiedenes hinzugedichtet werden, und diese Umarbeitung müßtest Du natürlich selbst vornehmen, ehe es eingereicht würde. Ob Du Dich dazu verstehen kannst und willst, weiß ich nicht. Ebenso wenig bin ich im stande, brieflich näher zu bezeichnen, was — wie ich das deutsche Publikum zu kennen glaube — geändert werden müßte. Aber es wäre mir lieb, wenn wir die Sache mündlich erörtern könnten. Ist gar keine Wahrscheinlichkeit, daß Du im Sommer auf Reisen gehst? Unter allen Umständen hoffe ich bald wieder von Dir zu hören. Ich bin sehr gespannt zu erfahren, was für eine Wendung die Theaterangelegenheit nimmt. Hast Du irgend einen Einwand gegen das Vorstehende zu erheben, so halte nicht damit zurück.

Mit vielen Grüßen, auch von meiner Frau, für Dich und die Deinen

Dein getreuer
Henrik Ibsen.

133.

An Harlvig Lassen.

München, 2. November 1877.

Lieber Lassen!

Ich bin in letzter Zeit mit unaufschiebbaren Geschäften dermaßen überhäuft gewesen, daß ich nicht daran denken konnte, Deinen Brief zu beantworten. Jetzt habe ich mir jedoch das meiste vom Halse geschafft und will Dir deshalb heute einige Worte senden.

Ich habe Herrn Vibe nicht gesagt, daß die Theaterdirektion Josephson die Hände gebunden habe, sondern ich habe gesagt, daß die Institution der Direktion für ihn ein Hemmschuh und eine Last gewesen ist. Ferner habe ich gesagt, die Direktion hätte mehr im Interesse des Theaters gehandelt, wenn sie, statt den Intendanten und die Oper abzuschaffen, sich selbst

abgeschafft hätte. Das Theater kommt nie auf einen grünen Zweig, solange es kollegialiter geleitet wird. Das ist eine in der ganzen weiten Welt anerkannte Sache — die Theaterkomitees sind überall abgeschafft, außer in Norwegen. Deshalb geht es auch bei uns danach. 1877

Die Oper hätte unberechenbaren Nutzen auch für die Entwicklung unserer Schauspielkunst stiften können. Sie birgt eine disziplinierende Macht, und kein anderes Theater als ein norwegisches würde sie so leichtsinnig und gedankenlos aufgehoben haben. Fühlt man denn gar keine Verantwortung unseren einheimischen Gesangstalenten gegenüber, die nun nicht vorwärts kommen können?

Was Du mit Josephsons Fehlern und Mängeln meinst, verstehe ich sehr wohl. Aber diese Fehler und Mängel sind gerade Vorzüge, wenn es ein Theater wie das Christianiaer zu leiten gilt. Es ist kein Kunstinstitut und wird auch in der nächsten Zukunft keines werden, — dazu fehlen sowohl die nötigen Geldmittel wie das nötige Publikum.

Du sagst, daß Du einen wesentlichen Anteil an Josephsons Entfernung hast. Ich an Deiner Stelle hätte diese Verantwortung nicht auf mich geladen; ich hätte vorgezogen, selber meiner Wege zu gehen. Ein Theater von nicht höherem Kunstrang als das Christianiaer würde weit leichter den Verlust seines Ästhetikers als den seines technisch erfahrenen Intendanten verschmerzen.

Lieber Lassen, Du bist einer von den wenigen, die da oben bei uns richtig zu lesen verstehen, und darum bin ich überzeugt, daß Du hierin keinen Schatten von Unterschätzung oder Unhöflichkeit finden wirst. Sei versichert, daß ich Dich sehr wohl zu schätzen weiß; aber ich meine, das Christianiaer Theater nimmt künstlerisch keinen solchen Platz ein und kann ihn nicht einnehmen, daß es absolut die spezielle Art von Tüchtigkeit braucht, die Du repräsentierst. Hätten wir ein Nationaltheater mit einem großen jährlichen Zuschuß aus der Staatskasse, so würde die Sache sich ganz anders stellen, und da wärest Du der Mann.

1877 Und was habt Ihr da dem beseitigten Josephson für einen Nachfolger gegeben! Der Nachfolger war im Sommer hier in München, und er redete wie ein fünfjähriges Kind von der Stellung, die er antreten sollte. Wie lange, glaubt Ihr, wird es mit diesem traurigen und ganz unfähigen Individuum gehen? Nicht eine Saison.

Was ich persönlich durch Beseitigung der technischen Autorität am Christianiaer Theater verloren habe, dabei will ich mich nicht weiter aufhalten. Ich will nur andeuten, daß er große Pläne vorhatte. Es war seine Absicht, „Brand" (in verkürzter Gestalt) und den ersten Teil von „Kaiser und Galiläer" aufzuführen. Wer denkt nun, da man sich von Josephsons ungereinigtem Geschmack frei gemacht hat, an derartige Extravaganzen, die dem Johan Ludvig Heiberg „ein Greuel" gewesen wären? Und selbst wenn einer daran dächte, wer sollte sie ins Werk setzen? Was wäre aus der Aufführung des „Peer Gynt" geworden, wenn nicht Josephson sie mit aller Gewalt durchgedrückt hätte?

Das wollte ich Dir unumwunden sagen, und ich meine, wir beide müßten uns unumwunden vor einander aussprechen können, ohne das gute Einvernehmen zu stören, das ich jedenfalls sehr gern aufrechterhalten sehen möchte. Du Deinerseits sollst volle Freiheit haben, Revanche zu nehmen, wenn Du einmal wieder schreibst

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

134.

An Christian Paus.

München, 18. November 1877.

Lieber Onkel Christian!

Obgleich ich einer Ihrer nächsten Verwandten bin, fürchte ich doch mit gutem Grund, halbwegs als ein Fremder betrachtet zu werden, wenn Sie aus weiter Ferne diese Zeilen von mir

empfangen. Für Unbeteiligte mag es ja auch so aussehen, als hätte ich mich freiwillig und vorsätzlich meiner Familie entfremdet oder wenigstens ein für allemal mich von ihr entfernt. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß unerbittliche Umstände und Verhältnisse von allem Anfang daran wesentlichsten Anteil hatten.

1877

Die Veranlassung, aus der ich Ihnen heute schreibe, lieber Onkel, werden Sie natürlich leicht erraten. Aus ausländischen Zeitungen und auch durch einen Brief Hedvigs erfahre ich, daß mein alter Vater heimgegangen ist, und ich fühle das Bedürfnis, meinen herzlichsten Dank allen Familienmitgliedern auszusprechen, die liebevoll dazu beigetragen haben, ihm so viele Jahre seines Lebens zu erleichtern, und die dadurch in meinem Namen oder an meiner Statt auf sich genommen haben, wozu ich mich bis in die jüngste Vergangenheit hinein außer stande gesehen hätte.

Von meinem vierzehnten Jahr an war ich darauf angewiesen, für mich selber zu sorgen. Ich habe hart kämpfen müssen oft und lange, um mir Bahn zu brechen und das Ziel zu erreichen, an dem ich jetzt stehe. Wenn ich in all diesen Jahren des Kampfes so äußerst selten nach Hause geschrieben habe, so war der wesentlichste Grund der, daß ich meinen Eltern keine Hilfe und Stütze zu sein vermochte. Es schien mir zwecklos zu schreiben, wo ich nicht faktisch und praktisch handeln konnte. Ich hoffte beständig darauf, daß meine Verhältnisse sich bessern würden. Aber das geschah sehr spät, und es ist noch nicht lange her.

Ein großer Trost war es mir deshalb, meine Eltern und nun zuletzt meinen alten Vater von liebenden Verwandten umgeben zu wissen. Und wenn ich jetzt allen denen, die dem Heimgegangenen hilfreiche Hand geleistet haben, meinen Dank ausspreche, so gilt dieser Dank auch für den Beistand und die Erleichterung, die ich dadurch auf meinem Lebensweg gefunden habe. Ja, lieber Onkel, lassen Sie sich gesagt sein und sagen Sie den übrigen Verwandten: was sie alle in Liebe von meiner

1877 Verpflichtung und Verbindlichkeit auf sich genommen haben, das war mir während meines Sehnens und Strebens in hohem Maße eine Stütze und hat zur Förderung dessen beigetragen, was ich in der Welt hier vollbracht habe.

Während meines letzten Besuches in Norwegen habe ich starke Lust verspürt, Skien und namentlich meine Familie zu besuchen. Aber ich verspürte auch starken Widerwillen, in nähere Berührung mit gewissen dort herrschenden Geistesrichtungen zu kommen, mit denen ich mich durchaus nicht verwandt fühle, und ein Zusammenstoß mit ihnen hätte leicht Unannehmlichkeiten oder wenigstens eine Mißstimmung hervorgerufen, die ich lieber vermeiden wollte. Ich habe jedoch den Gedanken, die alte Heimat meiner Kindheit einmal wiederzusehen, keineswegs aufgegeben. In einem Jahr wird mein Sohn hier zur Universität entlassen, und wir können dann unseren Aufenthalt wählen, wo wir wollen. Wahrscheinlich gehen wir erst auf kürzere Zeit nach Italien und lassen uns dann in Christiania nieder, obschon ich fürchte, daß ich auf die Dauer in Norwegen nicht werde gedeihen oder arbeiten können. Die Verhältnisse, unter denen ich hier lebe, sind weit günstiger. Es sind die Verhältnisse der großen Welt mit Geistesfreiheit und weitem Überblick der Dinge. Doch andererseits fordern ja diese Verhältnisse bedeutendere Opfer von mancherlei Art.

Beigeschlossen sende ich Ihnen meine Photographie. Es ist jetzt siebenundzwanzig Jahre her, seit wir uns gesehen haben, und Sie werden mich natürlich nicht wiedererkennen. Aber ich hoffe, wir werden den Tag erleben, da die Familie Gelegenheit haben wird, sich persönlich davon zu überzeugen, ob das Bild dem Original gleicht oder nicht.

Und somit, lieber Onkel, will ich schließen. Empfangen Sie selbst und überbringen Sie der Familie die herzlichsten Grüße von

Ihrem dankbaren und getreuen Brudersohn

Henrik Ibsen.

135.

An Christian Molbech.

München, 18. Dezember 1877.

Lieber Freund!

Seit sehr langer Zeit hat kein Ereignis meines Lebens mich zugleich so sehr erfreut und so tief ergriffen wie vor einigen Tagen der Moment, da ich Dein neues Buch erhielt und fand, daß Du auf dem ersten Blatt unserer alten Freundschaft ein sichtbares Wahrzeichen gesetzt hast. Herzlichen Dank dafür und doppelten Dank, weil es gerade unter den gegenwärtigen Umständen geschah. In der That, diese Wendung war eine geniale Feinheit von Dir. Jetzt hinterher überrascht sie mich übrigens nicht, denn dieser Charakterzug deckt sich vollkommen mit der Grundstimmung dieses Deines neuen Werkes wie Deiner ganzen Dichtung überhaupt.

Aber darf ich nicht auch aus Deiner freundlichen Zueignung schließen, daß die Sache mit dem Theater eine Lösung gefunden hat, die Dich zufrieden stellt? Auf welche Weise dies hätte geschehen können, das weiß ich ja freilich nicht; aber da die Zeitungen, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, die Angelegenheit nicht behandelt haben, und da Dein Stück nun ja doch herausgekommen ist, so muß wohl eine neue Abmachung mit dem Theater die alte abgelöst haben.

Wie es sich nun aber auch damit verhalten möge, so meine ich, der Vorfall müßte uns Anlaß geben zu einem Appell an unsere Regierungen, die bestehenden litterarischen Gesetzesbestimmungen zu erweitern derart, daß diese Bestimmungen im stande sind, in Zukunft den drei nordischen Ländern einen gegenseitigen internationalen Schutz zu gewähren. Der gegenwärtige Zustand ist eine große Unbilligkeit und Ungerechtigkeit gegen die Schriftsteller. Auf der einen Seite ist es offensichtlich ungerecht gegen die dänischen Schriftsteller, daß ein Stück von mir, weil ich Norweger bin, womöglich dänischen Originalarbeiten vorgehen soll, und auf der anderen

1879 Seite finde ich es unbillig, daß meine Arbeiten, obwohl sie noch obendrein dänische Verlagsschriften sind, keinen Schutz genießen, sondern in den Provinzen ohne Honorar gespielt werden. Dieselbe Behandlung erleiden natürlich auch die dänischen Schriftsteller in Norwegen. In Schweden ist, wie Du weißt, das Gleiche der Fall. Gerade eben ist jedoch zwischen Schweden und Norwegen eine Konvention geschlossen worden, die am ersten Januar nächsten Jahres in Kraft tritt, und der zufolge norwegische Schriftsteller vollen Schutz in Schweden genießen sollen, und umgekehrt. Dieser Konvention, meine ich, müßte Dänemark mit den beiden anderen Ländern beitreten, und das so bald wie möglich.

Denke genauer über das nach, was ich hier nur oberflächlich und in aller Kürze habe andeuten können. Du hast ja jetzt Dein neues Schauspiel unter der Feder, und es wäre kein geringer Gewinn, wenn ihm eine solche Konvention zu gute käme. Ich glaube, daß weder die dänische noch die schwedisch-norwegische Regierung Schwierigkeiten machen wird. Aber es ist nötig, ihre Aufmerksamkeit auf die Frage hinzulenken.

Zu „Ambrosius“ wünsche ich Dir Heil und Segen. Ich meine, diese Dichtung müßte beim Lesepublikum sowie auf der Bühne unter allen Umständen einen durchschlagenden Erfolg haben. Und nun noch einmal herzlichen Dank und von uns allen die besten Wünsche für ein fröhliches Weihnachtsfest Dir und Deiner Familie.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

136.

An Markus Grönvold.

Rom, 22. Januar 1879.

Lieber Herr Grönvold!

Indem ich Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief vom 9. ds. sowie für die übrigen Postsendungen danke, die ich von

Ihnen in jüngster Zeit erhalten habe, erlaube ich mir heute, 1879
mit Berufung auf Ihre liebenswürdige Zusage, Ihnen einliegend die quittierte Abrechnung des Münchener Hoftheaters zu schicken. Wenn Sie sie beim Hauptkassierer abgeben, wird der Betrag Ihnen ausgezahlt werden. Über seine Verwendung habe ich ja schon früher geschrieben, und ich weiß in dieser Beziehung nichts weiter hinzuzufügen. Nur bitte ich Sie, keine der vielen Auslagen zu vergessen, die Sie für mich gehabt haben.

Hier in Rom sind diesen Winter wie in München ein ganzer Haufe Landsleute. Doch es geht mir wie Ihnen — ich komme mit den meisten nicht viel zusammen. Wir leben überhaupt ziemlich still. Das Mittagessen wird uns ins Haus gebracht, und morgens und abends versorgt uns unsere Wirtin. Alles kommt hier viel billiger als in München, namentlich ist der Wein diesen Winter zu einem Spottpreis zu haben: so kann man in den Sabinerorten ausgezeichnet guten Wein für drei Soldi (zwölf Pfennig) per Liter kaufen! Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen erzählt habe, daß ich die Gelegenheit benütze, alte Malereien zu kaufen; ich bin schon im Besitz von elf Stücken, lauter gute und wertvolle Sachen, zu verhältnismäßig billigen Preisen. Ich beabsichtige, noch mehr zu kaufen, damit ich meine künftige Wohnung in München ganz und gar mit Kunstgegenständen dekorieren kann. Könnte ich nur auch eine dazu passende Wohnung finden. Es ist sehr wohl möglich, daß ich selbst schon im September allein dorthin voraus reise, um uns eine zu suchen, und da werde ich jedenfalls Gelegenheit haben, die Kunstausstellung zu besichtigen, worauf ich mich sehr freue.

Für heute muß ich hiermit schließen, indem ich Sie bitte, Ihren Bruder und andere liebe Freunde und Bekannte zu grüßen von

Ihrem ergebenen

Henrik Ibsen.

1879

137.

An Markus Grönvold.

Rom, 9. März 1879.

Lieber Herr Grönvold!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute schreibe und für den Ihrem Brief vom 29. Januar beigeschlossenen Wechsel danke, den ich seiner Zeit richtig empfangen habe. Ich habe fast täglich die besten Absichten gehabt, mich hinzusetzen und Ihnen einige Zeilen zu senden, aber immer ist irgend etwas dazwischen gekommen.

Der Winter ist heuer bis auf wenige kurze Unterbrechungen kälter und unbehaglicher gewesen als sonst hier in Rom. Schnee und Eis haben wir allerdings nicht gehabt; aber die Apennin- und Sabinerkette liegt in ihrer ganzen Ausdehnung noch schneebedeckt die Felshänge weit hinab und bietet einen außerordentlich prächtigen Anblick. Jetzt haben wir hier das herrlichste Sommerwetter, das man sich wünschen kann. Die Mandelbäume haben schon abgeblüht, die Kirschbäume stehen in voller Blüte, und alle Felder sind mit frischem grünen Gras und mit Veilchen bedeckt. Ich wünsche manchmal, Sie wären jetzt hier, — da wollten wir allerlei Ausflüge zusammen machen. Mit den Skandinaviern, die sich diesen Winter hier aufhalten, verkehre ich nicht viel. Kronberg ist Anfang November nach Tunis und Ägypten gereist und erst in diesen Tagen hierher zurückgekehrt. Nyström entfaltet eine recht große Thätigkeit, allerdings mehr industrieller als künstlerischer Natur: er beschäftigt mehrere Marmorhauer und liefert Kopien nach Antiken, Grabmonumente u. s. w. Die übrigen hier anwesenden schwedischen Künstler kennen Sie schwerlich. Von den Dänen hat Bredal öfter Ihrer Erwähnung gethan. Außer ihm halten sich Olrik, Helsted, Rosenstand und einige jüngere hier auf.

Was uns selbst betrifft, so geht es uns sehr gut. Mög- 1879
licherweise werden wir den ganzen Sommer hier unten irgendwo in den Bergen verbringen. Jedenfalls aber sind wir Anfang Oktober wieder in München, wenn kein unvorhergesehenes Hindernis eintreten sollte.

Ich habe allerdings öfter daran gedacht, Sigurd allein nach Deutschland zu schicken, damit er seine Studien fortsetze. Aber es ist mir doch in mancher Hinsicht wünschenswert, wieder mehr in das germanische litterarische Leben hineinzukommen. Hier in Italien steht man doch in den meisten Beziehungen allzusehr außerhalb der Zeitbewegung. Doch darüber nichts weiter für heute. Mit unseren besten Grüßen an Sie selbst, Ihren Bruder und alle anderen lieben Freunde, namentlich an Professor Maurer und seine Familie, bin ich

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

138.

An Lorentz Dietrichson.

Rom, 18. April 1879.

Lieber alter Freund!

Du wunderst Dich gewiß, daß Du von hier aus Italien einen Brief von dem Unterzeichneten erhältst, der sonst gerade kein besonders eifriger Korrespondent ist. Aber ich schreibe Dir auch nicht in eigener Sache, — ich bin Kommissionär für einen anderen.

Die Sache ist folgende. Die Malerin Fräulein Mathilde Smith, die sich, wie Du vielleicht weißt, in München aufhält, bewirbt sich in diesem Jahr um ein Stipendium aus dem Schäfferschen Legat. Sie hat bisher noch nie ein Stipendium erhalten, und erst eine Ermutigung meinerseits veranlaßt sie, diesmal ihr Gesuch einzureichen. Aber natürlich wird sie jetzt wie früher übergangen werden zu Gunsten allerlei anderer Leute, wenn nicht ein einflußreicher Mann da oben ihr das Wort redet,

1879 und deshalb wende ich mich in ihrem Interesse an Dich. Ich weiß allerdings nicht, ob Du eigentlich offiziell irgend etwas mit der Verteilung der genannten Stipendien zu thun hast. Doch ich zweifle nicht daran, daß Du trotzdem für sie wirken könntest, wenn Du willens wärest. Fräulein Smith hat ja kein großes, aber ein recht respektables Talent, und jedenfalls ein ebenso bedeutendes wie viele von denen, die bei den Stipendienverteilungen in Betracht kommen. In Norwegen ist nie etwas geschehen, um sie zu unterstützen und zu ermutigen. Der Christianiaer Kunstverein hat, soviel ich weiß, nie ein Bild von ihr gekauft. Sie lebt hauptsächlich vom Verkauf von Bildern in Deutschland. Der Münchener Kunstverein nimmt ihr ungefähr jedes Jahr eins ihrer Bilder ab; dasselbe ist der Fall mit anderen deutschen Kunstvereinen, und die deutsche Kritik beurteilt ihre Arbeiten immer günstig. Aber was ihr nun hauptsächlich fehlt, um mehr Variation in ihre Bilder zu bringen, das ist die Gelegenheit zu neuen Studien. Und zu diesem Zweck würde sie das Stipendium verwenden, um das sie sich bewirbt, und ich meine, es wäre von den betreffenden Autoritäten in Norwegen herzlos, wollte man ihr jetzt diese erste und einzige Hilfe versagen. Fräulein Smith ist ja keine Anfängerin mehr; doch es ist ja auch nicht der Zweck des Legats, nur solche zu unterstützen. Der alte Calmeyer hat nun schon eine ganze Reihe von Jahren eine jährliche Pension aus diesem Legat bezogen. Was Fräulein Smith persönlich betrifft, so ist sie in jeder Hinsicht durch und durch ehrenhaft und durchaus würdig des Beistands. Es ist darum meine Überzeugung, daß man ein gutes Werk thäte, wenn man ihr Gesuch bewilligte, und ich bin sicher, daß dies auch geschehen wird, wenn Du die Sache in die Hand nimmst. Sie sei Dir also wiederholt warm ans Herz gelegt!

Wir leben hier seit Mitte September und kehren erst im Oktober nach München zurück. Sigurd, der im letzten Herbst sein Abiturientenexamen gemacht hat (mit Nummer Eins in allen Fächern), studiert nämlich heuer hier an der Universität und

soll dann vom Herbst in Deutschland mit den mehr generellen 1879 juridischen Disziplinen fortfahren, bis ihn in einigen Jahren das Studium des speziellen norwegischen Rechts nach Christiania treibt. Ob wir ihm dahin folgen und uns dort für einige Zeit niederlassen werden, ist noch unbestimmt. Ich habe keine große Lust zu einem solchen Schritt. Hier befinden wir uns alle wohl. Ich rüste mich (unter uns gesagt), im Sommer ein neues Drama zu schreiben. Im übrigen habe ich mich auf den Ankauf alter Malereien geworfen, und ich hoffe, mit einigen zwanzig prächtigen Stücken nach München zurückzukommen.

Obwohl dieser Brief eigentlich keine Antwort erheischt, so würde ich mich natürlich sehr freuen, von Dir zu hören, und ich bitte Dich für diesen Fall, Deinen Brief an das „Consolato di Danimarca" zu adressieren, da unser eigenes Konsulat zur Zeit erledigt ist. Mit den besten Grüßen von uns allen für Deine Frau und für Honoria, die jetzt wohl ein großes, erwachsenes Fräulein ist, bin ich

Dein getreuer Freund

Henrik Ibsen.

139.

An Markus Grönvold.

Rom, 27. Juni 1879.

Lieber Herr Grönvold!

Gestatten Sie mir, obwohl es recht spät geschieht, Ihnen hiermit meinen besten Dank für das freundschaftliche Telegramm zu senden, das ich an meinem Geburtstag empfangen habe. Ebenso bitte ich Sie, in meinem Namen den Mitunterzeichnern des Telegramms zu danken, Herrn und Frau Nielsen wie auch Ihrem Bruder und Herrn Trom, die mir ebenfalls am selben Tag auf telegraphischem Wege einen Gruß gesandt haben. Ich selbst bin leider in solchen Aufmerksamkeiten dermaßen saumselig, daß ich absolut kein Recht habe, sie von anderen zu er-

1879 warten. Darum ist es mir doppelt lieb und überraschend, wenn ich sehe, daß man so freundschaftlich meiner gedenkt.

Es ist jetzt ziemlich heiß hier in Rom, und in etwa einer Woche gehen wir deshalb hinunter nach Amalfi, wo es dank der unmittelbaren Nähe des Meeres kühler ist, und wo wir Gelegenheit haben, Seebäder zu nehmen. Ich gedenke dort eine neue dramatische Arbeit zu vollenden, mit der ich jetzt beschäftigt bin.

Wegen unseres Aufbruchs bitte ich Sie, von jetzt ab das für mich aus Leipzig regelmäßig einlaufende kleine Wochenblatt gütigst zurückzubehalten und für mich aufzuheben. Briefe möchte ich dagegen gern auch fernerhin nachgesandt haben, und zwar stets unter meiner jetzigen Adresse. Auf dem hiesigen dänischen Konsulat wird man immer unterrichtet sein, wo ich mich aufhalte.

Anfang Oktober gedenken wir nach München zurückzukehren. Ein Jahr wird Sigurd dort noch studieren können, aber dann muß er nach Christiania. Ob wir ihm dahin folgen und während seiner Studienzeit unseren Aufenthalt dort nehmen, ist noch nicht beschlossene Sache, aber doch wahrscheinlich. Länger als nötig will ich mich jedoch nicht dort niederlassen. Ich fühle schon im voraus, daß ich wieder hinaus muß, und wähle sicherlich abermals München, das mir so viele Vorteile bietet, und wo ich mich fühle wie in meinem eigenen geistigen Zuhause.

Ich habe hier einen ganzen Haufen alter Bilder gekauft, wohl an die zwanzig Stück, zum Teil ziemlich große, alle wertvoll, und einzelne ausgezeichnete und seltene Sachen darunter. Mit den Bildern zusammen, die ich in München habe, werde ich drei geräumige Zimmer durch diese Art von Schmuck füllen können, auf den ich den allermeisten Wert lege. Wir denken stark daran, uns selbst einzurichten, damit wir alles nach unserem Geschmack und im gleichen Stil haben können. Aber dann kommt die Rücksicht auf die möglicherweise bald bevorstehende Reise nach Christiania, so daß wir noch keinen festen Entschluß gefaßt haben.

Frau Maurer hat mir auch an meinem Geburtstag die

große und unverdiente Aufmerksamkeit erwiesen, mir zu schreiben. 1879
Darf ich Sie bitten, ihr vorläufig meinen verbindlichsten Dank und im übrigen der ganzen Familie meinen besten Gruß zu überbringen? Ebenso allen anderen lieben Freunden. Es geht uns hier vortrefflich: aber es giebt oft Zeiten, da ich wünschte, ich wäre für ein Weilchen dort oben. Namentlich in dieser erschlaffenden Hitze denke ich oft mit einem Seufzer an all das herrliche Bockbier, in dem Ihr da oben schwelgt, und um das ich nun komme. Na, man kann ja nicht alles zugleich haben, und Abwechslung ist auch gut. Leben Sie denn wohl für diesmal und empfangen Sie wiederholten Dank und einen Gruß von

Ihrem getreuen und freundschaftlichst ergebenen

Henrik Ibsen.

140.

An John Paulsen.

Amalfi, 20. September 1879.

Lieber Herr Paulsen!

In den letzten Monaten hat mich eine neue dramatische Arbeit, die erst jetzt fertig geworden ist, dermaßen in Anspruch genommen, daß mir kein Augenblick Zeit zur Beantwortung eingelaufener Briefe übrig blieb, weshalb ich auch bis jetzt nicht im stande war, Ihnen auf Ihr Schreiben vom 9. August einige Zeilen zu senden.

Es wäre in einer so arbeitsvollen Zeit mir ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, mir Ihr Manuskript zur Durchsicht senden zu lassen, um ein motiviertes Urteil darüber abzugeben. All dies hätte weit mehr von meiner knappen Zeit beansprucht, als ich beim besten Willen hätte erübrigen können. Auch jetzt ist es mir ganz und gar nicht möglich, Ihnen in dieser Sache zu dienen. Wir stehen jetzt im Begriff, von hier aufzubrechen, ohne daß ich noch mit Bestimmtheit zu sagen vermag, wohin die Reise zunächst geht. Nur so viel steht fest, daß wir in der ersten Hälfte Oktober in München sein müssen.

1879 Ich habe es mir übrigens zur festen Regel machen müssen, nicht den Vermittler zwischen Hegel und den Schriftstellern, die bei ihm etwas zu verlegen wünschen, zu spielen. Dieser Entschluß ist mir um so leichter geworden, als ich die Erfahrung gemacht habe, daß eine solche Intervention durchaus keinen Zweck hat. Hegel hat selbst einen außerordentlich sicheren Instinkt dafür, welche Werke seinem Verlage dienlich sind und welche nicht, und daß ich ihn bitten sollte, andere Rücksichten zu nehmen, das war gewiß nicht Ihre Meinung, ebenso wenig wie ich mich dazu verstehen könnte.

Aber, lieber Herr Paulsen, ist es für Ihre Ausbildung und Entwicklung zweckmäßig, so lange in Paris liegen zu bleiben? Ich kann es mir unmöglich denken. Die französische Litteratur können Sie ebenso leicht anderwärts studieren, und viele Studien anderer Art, die Ihnen unumgänglich nötig sein werden, sofern Sie vorwärts kommen wollen, können Sie weit leichter in Deutschland betreiben. Sie müssen nach München, dort ein ganzes Jahr oder zwei fleißig sein, nach einem bestimmten, klaren und überlegten Plan Vorlesungen an der Universität hören. Nichts trägt so zur Reife eines Menschen bei wie die Aneignung gründlicher Kenntnisse in irgend einer Richtung. Für Sie wären die historischen Wissenschaften das Zweckmäßigste. Sie müssen gründlich Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte studieren, und gerade in diesen Fächern hat man in München vorzügliche Professoren. Ohne gründliche historische Kenntnisse ist es um einen Schriftsteller heutzutage sehr schlecht bestellt: denn ohne sie kann er sich nur ein höchst unvollkommenes und oberflächliches Urteil über die Gegenwart, die Menschen, ihre Beweggründe und Handlungsweise bilden.

Überlegen Sie sich nun meine Worte, und wenn es Ihnen möglich ist, so kommen Sie im Winter nach München. Mit den besten Grüßen von uns allen

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

141. 1879

An Lorentz Dietrichson.

München, 19. Dezember 1879.

Lieber Freund!

Laß mich Dir vor allen Dingen danken für die Zusendung Deines polemischen Gedichtes und Dir gratulieren dazu überhaupt wie auch zu der zweiten Auflage, die so rasch nötig geworden ist. Ich hoffe, es werden ihrer bald mehr folgen.

Es hat mir großes Vergnügen bereitet, Deine leichten flüssigen Verse zu lesen, die, wie ich glaube, Dir nicht gar viele nachmachen, und es ist eine ebenso neue wie wirkungsvolle Idee, die Sage vom Kivleslot zur Grundlage des Ganzen zu machen. Und es ist ja auch eine Sache von weittragender Bedeutung, für die Du arbeitest. Aber es kommt mir sehr zweifelhaft vor, ob es gelingen wird, unsere gute norwegische Bevölkerung aufzurütteln und sie stückweise zu reformieren. Es kommt mir zweifelhaft vor, ob es möglich ist, bei uns bessere künstlerische Zustände zu schaffen, solange nicht der geistige Grund und Boden nach jeder Richtung gehörig ausgerodet und gesäubert ist, und Abfluß geschaffen ist für all die Versumpfung.

Solange eine Bevölkerung es noch für wichtiger hält, Bethäuser zu bauen als Theater — solange sie noch lieber die Zulumission unterstützt als das Museum der Künste, so lange kann die Kunst auch auf kein gesundes Gedeihen rechnen, — ja nicht einmal für den Augenblick als eine Notwendigkeit gelten. Ich glaube nicht, daß es viel Zweck hat, die Sache der Kunst mit Argumenten zu vertreten, die aus ihrer eigenen Natur herausgeholt sind, — dieser Natur, die bei uns noch so wenig verstanden oder vielmehr so gründlich mißverstanden wird. Was uns vor allen Dingen notthut, das ist die rücksichtslose Zertrümmerung und gründliche Ausrottung dieses ganzen finsteren mittelalterlichen Mönchstums, das die Anschauung einengt und die Köpfe verdummt. Meine Meinung ist: vorläufig hat es

1879 keinen Sinn, seine Waffen für die Kunst zu brauchen, anstatt gegen das Kunstfeindliche. Ist erst das aus dem Weg geräumt, so können wir bauen. Übrigens soll damit natürlich weder gesagt noch gemeint sein, daß ein warmes, überzeugungsvolles Gedicht wie das Deine nicht seinen erweckenden Einfluß auf viele üben kann; ich meine nur, daß es die Volksanschauung im großen ganzen kaum ändern wird.

Aber, alter Carissimo, laß Dich das nicht anfechten. Fahre nur fort, zu schreiben und zu reden und zu schuften für das, was Du Dir als Lebensaufgabe gestellt hast. Wenn auch kein einzelnes Glied dieses Deines Wirkens zum Ziele führt, so liegt doch immer etwas zur Erweckung und zur Nachfolge Hinreißendes darin; einen Mann zu sehen, wie er alle seine Kräfte für ein einziges Werk einsetzt. Und die Zeit ist in starkem Vorwärtsfließen; und Du bist zähe und hast hoffentlich noch viele Jahre vor Dir, so daß Du sicherlich etwas wenigstens durchsetzen wirst. Das ist in aller Kürze, was ich zu sagen habe. Ich bin sicher, daß Du es nicht mißdeuten wirst.

Ich hätte Dir schon längst schreiben sollen, aber die Ausgabe meines neuen Schauspiels und seine Versendung an die Bühnen hatte meine Zeit stark mit Beschlag belegt, zumal gleichzeitig mit dem Original eine deutsche Ausgabe erschienen ist, die mir viel Schererei verursacht hat. Ich setze voraus, daß Hegel, unser gemeinsamer Verleger, Dich mit einem Exemplar bedacht hat, deshalb habe ich selbst Dir keines geschickt.

Aber jetzt hätte ich beinahe etwas vergessen. Hast Du nicht bemerkt, daß in Deiner Dichtung, in dem Abschnitt: „Ein norwegischer Bildhauer", der Stoff zu einem ganzen fünfaktigen Volksschauspiel steckt? Plan: 1. Akt. Hoch in dem Gebirgsstädtchen; der Holzschnitzerjunge; der Kunstenthusiast aus der Hauptstadt entdeckt ihn und nimmt ihn mit. 2. Akt. In Christiania; der Junge der Held des Tages; große Hoffnungen; wird nach Rom geschickt. 3. Akt. In Rom; Künstlerleben und Volksleben u. s. w. 4. Akt. Viele Jahre später; Heimkehr nach Christiania; vergessen; alles verändert. 5. Akt. Wieder

in der Heimat: Untergang. — Schreibe das mit Gesang und Tanz und Volkstrachten und Ironie und Teufelei. Ich meine wenigstens, das müßte gerade Dir liegen.

Herzliche Grüße an Euch alle von mir und den Meinen.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

142.

An „Nationaltidende".

München, 17. Februar 1880.

An die Redaktion.

In Nr. 1360 Ihres geschätzten Blattes habe ich eine Korrespondenz aus Flensburg gelesen und daraus erfahren, daß „Ein Puppenheim" mit dem deutschen Titel „Nora" dort aufgeführt, und ferner, daß der Schluß des Stückes bei der Aufführung geändert worden ist — angeblich auf meine Anordnung. Dies letztere ist durchaus unzutreffend. Unmittelbar nachdem „Nora" erschienen war, erhielt ich von meinem Übersetzer, der auch meine Geschäfte mit den norddeutschen Theatern führt, Herrn Wilhelm Lange in Berlin, eine Mitteilung des Inhalts: er habe Grund zu der Befürchtung, daß eine „Bearbeitung" des Stückes mit verändertem Schluß erscheinen, und daß man ihr wahrscheinlicherweise an verschiedenen norddeutschen Bühnen den Vorzug geben würde.

Um einer solchen Möglichkeit vorzubeugen, habe ich ihm zur Verwendung für den Notfall den Entwurf zu einer Änderung gesandt, nach der Nora nicht aus dem Hause wegkommt, sondern von Helmer zu der Thür, die in das Schlafzimmer der Kinder führt, hingedrängt wird. Hier findet ein kurzer Dialog statt, Nora bricht an der Thür zusammen, und der Vorhang fällt.

Diese Änderung habe ich selbst meinem Übersetzer gegenüber als „eine barbarische Vergewaltigung" des Stückes bezeichnet. Es geschieht also durchaus gegen meinen Wunsch, wenn man von

1880 ihr Gebrauch macht; aber ich hege die Hoffnung, daß sie nicht an allzu vielen deutschen Theatern Anwendung findet.

Solange es keine litterarische Konvention zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern giebt, sind wir nordischen Schriftsteller völlig rechtlos hier zu Lande, wie es die deutschen Schriftsteller auch bei uns sind. Unsere dramatischen Werke sind deshalb hier gewöhnlich einer gewaltthätigen Behandlung seitens der Übersetzer wie seitens der Direktoren, Regisseure und Schauspieler an den kleineren Theatern ausgesetzt. Aber droht mir für mein Teil so etwas, dann ziehe ich, durch frühere Erfahrungen belehrt, es vor, die Vergewaltigung selbst zu besorgen, statt meine Arbeiten der Behandlung und „Bearbeitung" minder schonender und minder kundiger Hände zu überantworten.

Ergebenst

Henrik Ibsen.

143.

An Heinrich Laube.

München, 18. Februar 1880.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Es war mir eine große Freude, zu erfahren, daß mein neuestes Schauspiel „Nora" unter Ihrer weitberühmten Leitung im Wiener Stadttheater zur Aufführung gebracht werden wird.

Sie finden, daß das Stück des Schlusses wegen der Kategorie „Schauspiel" nicht entspricht. Aber, verehrter Herr Direktor, legen Sie denn wirklich den sogenannten Kategorien einen so sehr großen Wert bei? Ich jedenfalls glaube, daß die dramatischen Kategorien dehnbar sind, und daß dieselben sich nach den vorhandenen Thatsachen in der Litteratur richten müssen, nicht umgekehrt. So viel steht wenigstens fest, daß das Stück mit dem jetzigen Ausgang sowohl in Kopenhagen wie in Stockholm und in Christiania einen dort fast beispiellosen Erfolg gehabt hat.

Den geänderten Schluß habe ich nicht nach Überzeugung abgefaßt, sondern nur auf Wunsch eines norddeutschen Impresario

und einer Schauspielerin, die in Norddeutschland als Nora gastieren
wird. Ich füge eine Abschrift dieser Änderung bei, woraus Sie hoffentlich erkennen werden, daß die Wirkung des Stückes durch die Benutzung dieser Änderung nur abgeschwächt werden kann.

Ich stelle Ihnen deshalb anheim, die Änderung nicht zu berücksichtigen, sondern das Stück in ursprünglicher Gestalt dem Publikum vorzuführen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebener
Henrik Ibsen.

144.
An Kristian Elster.

München, 25. März 1880.

Herrn Kristian Elster, Drontheim.

Sie hatten die Güte, mir einige Ihrer neueren Erzählungen zu senden, und ich spreche Ihnen hiermit meinen verbindlichsten Dank für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit aus.

Wenn Sie aber anzunehmen scheinen, daß diese Arbeiten oder Ihre litterarische Produktion überhaupt mir etwa unbekannt seien, so ist das ein Irrtum. Im Gegenteil, ich habe Sie mit Interesse und Sympathie auf Ihrer Schriftstellerlaufbahn begleitet, schon von der Zeit an, da mir Ihre dramatischen Jugendarbeiten vor Augen kamen. Hierin wie in allem, was Sie veröffentlicht haben, in Ihren Novellen und nicht zum wenigsten in Ihren beschreibenden Darstellungen der Natur sowie des Volkslebens und seiner Bedingungen in den verschiedenen Gegenden unseres Landes habe ich durchweg eine feine und eigenartige Begabung wahrgenommen, die ja, soweit ich mich erinnere, auch von der Fachkritik und, was mehr sagen will, von den besten Elementen unserer Leserwelt anerkannt worden ist.

Ich glaube allerdings, es wäre für Ihre zukünftige schriftstellerische Thätigkeit höchst wünschenswert, wenn Sie recht bald Gelegenheit hätten, sich persönlich mit weiteren und freieren

1880 Gebieten des zeitgenössischen Lebens bekannt zu machen, als es die sind, worauf Sie bisher angewiesen waren. Wenn es in Ihrer Macht steht, sich von Ihren sonstigen Geschäften — ich weiß nicht sicher, welcher Art sie sind — loszureißen, und wenn Sie sich um ein Reisestipendium entweder aus dem Schaefferschen Legat oder vielleicht noch besser aus den für solche Zwecke bewilligten Staatsmitteln bewürben, so möchte ich es kaum für möglich halten, daß ein solches Ihnen abgeschlagen würde.

Sollten Sie sich zu diesem Schritt entschließen, und sollte das Glück Ihnen günstig sein, so würde ich Ihnen unbedingt raten, Deutschland in Ihren Reiseplan aufzunehmen. Hier kann man die Kultur der Gegenwart studieren, hier kann man volkstümliches Leben beobachten, ein Leben, verwandt mit dem unsrigen und doch so verschieden von ihm und darum vielleicht eben für Sie von besonderem Interesse.

Ich weiß, was ich für meine Person der Kenntnis des allgemeinen Weltlebens schulde, und ich denke oft mit Teilnahme der vielen begabten Menschen in der Heimat, die durch enge Verhältnisse gehemmt sind. Ich brauche Ihnen deshalb nicht erst zu versichern, daß es mich herzlich freuen würde, wenn es Ihnen gelingen sollte, auf einige Zeit hinauszukommen und auf dem Wege der Vergleichung Erfahrung und größere Klarheit zu gewinnen. Wenn dies geschieht, und wenn Ihre Reise Sie in diese Gegenden führen sollte, so seien Sie versichert, daß Sie stets willkommen sein werden

Ihrem besonders ergebenen

Henrik Ibsen.

145.

An Valfrid Vasenius.

München, 30. März 1880.

Herrn Dr. Valfrid Vasenius.

Helsingfors.

Sehr lange schon hätte ich Ihnen schreiben sollen; Monate hindurch habe ich nun Ihren freundlichen Brief und Ihr Buch

über die Dichtung meiner Frühzeit vor mir auf meinem Schreib- 1880
tisch liegen. Alle Tage hatte ich vor, Ihnen einige Worte zu senden: doch immer ist irgend etwas dazwischen gekommen, das nicht nur Beschlag auf meine Zeit gelegt, sondern auch meine Gedanken nach verschiedenen Richtungen zersplittert und mich um die innere Ruhe gebracht hat, deren ich bedurfte, um Ihnen — was meine Absicht war — einigermaßen ausführlich schreiben zu können.

Alle diese Umstände dauern noch an, und es scheint auch nicht, als sollte es in der nächsten Zukunft anders werden. Aber da ich es jetzt nicht länger aufschieben kann noch will, mich zu äußern, so bin ich nunmehr genötigt, Ihnen vorläufig in weit größerer Kürze zu schreiben, als ich ursprünglich vorhatte.

Gestatten Sie mir also, Ihnen zu sagen, daß ich mit außerordentlich großer Freude Ihr Buch und die gleichzeitig mitfolgende Broschüre empfangen habe, und daß diese Freude in dem Maße stieg, als ich mich mit dem Inhalt vertraut machte.

Es ist natürlich für mich schwer, um nicht zu sagen unmöglich, über meine eigenen Schriften zu Gericht zu sitzen. Aber so viel kann ich doch sagen, daß ich diesen meinen Schriften und mir keinen besseren Advokaten je hätte wünschen können, als ich in Ihnen gefunden habe. Alles, was Sie über meine Intentionen, über den leitenden Grundgedanken der verschiedenen Arbeiten, über die Charaktere und deren Stellung zu einander äußern — gerade dies und vieles, vieles andere wollte ich gern vor der Öffentlichkeit betont und nachgewiesen haben. Darum sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Sie haben mir in Wahrheit einen unschätzbar großen Dienst geleistet.

Seien Sie versichert, daß ich nicht minder die Liebe zu schätzen weiß, die sich in allen Teilen Ihrer umfangreichen Arbeit für den Gegenstand offenbart, und die unfehlbar die gleiche Stimmung auf viele Leser Ihres Buches übertragen wird. Was Ihre Vertrautheit mit allen Nebenumständen meines litterarischen Schaffens anbelangt, so glaube ich nicht, daß jemand dies alles so gründlich, ja, so erschöpfend kennt wie Sie. Viele

1880 kritische Aussprüche anderer, die Sie citieren, waren mir selbst ganz unbekannt, und es könnte mir nur die höchste Freude bereiten, die vielen falschen Deutungen von einer wohlwollenderen und zutreffenderen Auslegung widerlegt und abgelöst zu sehen. Überhaupt hege ich die Hoffnung und den Wunsch, Ihre Abhandlung möge die Hauptquelle für jeden werden, der sich fortan etwa mit meiner Dichtung in ihrem äußeren und inneren Zusammenhang bekannt machen möchte.

Aus den eingelaufenen Zeitungen ersehe ich, daß gegenwärtig in Helsingfors wie anderwärts heftiger Streit über das „Puppenheim" entbrannt ist. Was von Ihrer Auslegung des Stückes zu meiner Kenntnis gelangt ist, findet in allen Punkten meine volle Zustimmung, und ich habe das sichere Gefühl, daß die Zukunft uns schon recht geben wird.

Ich hätte große Lust, einmal Helsingfors zu besuchen und Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich hege die Hoffnung, daß dieser Reiseplan sich schon noch einmal verwirklichen lassen wird. Bis dies geschieht, bitte ich, beifolgende Photographie freundlichst anzunehmen. Daß ein Bildchen von Ihnen mich überaus erfreuen würde, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Und somit haben Sie, lieber Herr Vasenius, noch einmal aufrichtigen und herzlichen Dank für alles, was Sie gewirkt haben für

Ihren stets erkenntlichen und ergebenen

Henrik Ibsen.

146.

An Ludwig Passarge.

München, 19. Mai 1880.

Hochgeehrter Herr!

Leider habe ich mir eine große Saumseligkeit zu schulden kommen lassen, da ich erst heute nach Verlauf von fast zwei

Monaten Ihren liebenswürdigen Brief beantworte, und ich bitte Sie herzlich um Verzeihung für diese Unaufmerksamkeit. 1880

Gestatten Sie mir nunmehr vor allem, Ihnen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für das freundliche Interesse, das Sie meiner litterarischen Thätigkeit entgegenbringen. Ihre Auffassung von „Peer Gynt" deckt sich durchaus mit dem, was ich beabsichtigte, als ich dieses Buch schrieb, und natürlich kann es mich nur freuen, daß es einen Übersetzer gefunden hat, der mit voller Klarheit in die innerste Aufgabe der Dichtung eingedrungen ist.

Aber trotzdem war es mir eine Überraschung zu hören, daß Sie meinen, das Werk eigne sich für eine deutsche Ausgabe. Ich muß gestehen, ich hege zum mindesten große Zweifel in dieser Hinsicht. Von meinen sämtlichen Büchern ist „Peer Gynt" meines Erachtens am wenigsten geeignet, außerhalb der skandinavischen Länder verstanden zu werden. Ich bitte Sie, zu bedenken, daß die allermeisten Ihrer eventuellen deutschen Leser nicht wie Sie selbst die Vorbedingungen zum Verständnis des Buches besitzen. Sie selbst bringen ohne Zweifel eine sehr genaue Kenntnis der norwegischen Natur und des norwegischen Volkslebens mit; Sie sind mit unserer Litteratur und mit der Denkweise unseres Volkes vertraut, Sie kennen Personen und Charaktere da oben. Aber ist nicht dies alles notwendig, wenn man an dem Gedicht Geschmack finden soll? Und eben in diesem Punkte hege ich große Bedenken, und ich habe sie nicht unterdrücken wollen, obschon ich ja natürlich voraussetzen muß, daß Sie alles, worauf ich hier hinweise, gründlich erwogen haben, ehe Sie den Entschluß faßten, eine so schwierige und umfangreiche Arbeit zu unternehmen.

Ihrer Theorie über Übersetzungen im allgemeinen stimme ich vollkommen zu. Es hat mich sehr interessiert, die mitgeteilten Proben zu lesen; mir scheint, sie geben das Original mit aller nur möglichen Genauigkeit wieder.

Ich hoffe, Sie deuten es nicht falsch, daß ich die Bedenken, die sich nach meiner Meinung Ihrem Unternehmen in den Weg

1880 stellen, so offen ausspreche. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie nicht zu verhehlen; erweisen sie sich als unbegründet, so wird mir das natürlich ungemein lieb sein.

Meine Frau und mein Sohn erinnern sich sehr wohl der angenehmen Begegnung mit Ihnen zu Odde in Hardanger, und beide lassen Sie verbindlichst grüßen, sowie ich selbst Sie wiederholt bitte, meinen aufrichtigsten Dank entgegenzunehmen, womit ich bin

in ausgezeichneter Hochachtung und größter Ergebenheit

Ihr

Henrik Ibsen.

147.

An Frederik Hegel.

München, 31. Mai 1880.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir, Sie mit diesen wenigen Zeilen um die Gefälligkeit zu bitten, mir 1000 Kronen in deutschen Banknoten in der gewöhnlichen Weise zu senden.

Ich trage mich augenblicklich mit Plänen zu etwas Neuem, worüber ich gern Ihre unumwundene Ansicht hören möchte, — ich will es Ihnen also in aller Kürze andeuten.

Ich irre mich wohl nicht, wenn ich bemerkt zu haben glaube, daß die Vorrede zu der neuen Ausgabe des „Catilina" mit ziemlichem Interesse gelesen worden ist. Wie wäre es nun, wenn ich ein ganzes Büchlein von zehn bis zwölf Bogen schriebe, das ähnliche Mitteilungen über die äußeren und inneren Umstände enthielte, unter denen meine einzelnen litterarischen Arbeiten der Reihe nach entstanden sind? So würde ich bei „Frau Inger" und den „Helden" meinen Aufenthalt in Bergen behandeln; bei den „Kronprätendenten" und der „Komödie der Liebe" würde ich die folgende Periode in Christiania schildern; sodann käme mein Römerleben mit „Brand" und „Peer Gynt" u. s. w. u. s. w.

Auf eine Auslegung meiner Bücher würde ich mich natür- 1880
lich ganz und gar nicht einlassen. Es ist besser, wenn Publikum und Kritiker sich auf diesem Gebiet nach eigenem Belieben herumtummeln dürfen — wenigstens bis auf weiteres. Aber ich möchte ganz einfach von den Umständen und Verhältnissen berichten, unter deren Einfluß ich gedichtet habe — alles natürlich mit äußerster Diskretion und so, daß ein weiter Spielraum für Mutmaßungen aller Art bleibt.

Raten Sie mir zu der Ausführung dieses Planes, oder raten Sie mir ab? Halten Sie ihn für zweckmäßig und glauben Sie, daß der Zeitpunkt gut gewählt, oder daß es vielleicht besser ist, noch damit zu warten? Geben Sie mir bei Gelegenheit in dieser Sache Ihren erprobten Rat! Aber ich bitte Sie, lassen Sie die Angelegenheit unter allen Umständen zunächst noch ganz unter uns bleiben! Auf jeden Fall beabsichtige ich, diesen Sommer zur Vollendung des Manuskriptes zu benutzen: denn ich gedenke heuer so wie so kein neues Schauspiel zu schreiben und habe auch sonst keine andere Verwendung für meine Zeit.

Meine Frau und Sigurd reisen nämlich später nach Norwegen, während ich hier bleibe.

Mit den besten Grüßen für Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

148.

An Ludwig Passarge.

München, 16. Juni 1880.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, mit einigen Zeilen Ihr geehrtes Schreiben vom 4. d. M. zu beantworten.

Es hat mich sehr gefreut zu hören, daß Sie einen angesehenen Verleger für Ihre Übersetzung des „Peer Gynt" ge-

1880 funden haben. Aber beim besten Willen sehe ich mich nicht imstande, Erläuterungen zu den vielen Anspielungen des Buches zu geben, die für deutsche Leser etwa unverständlich sein könnten. Denn ich als Ausländer kann ja unmöglich beurteilen, was eine Erläuterung braucht, und was nicht. Aus demselben Grunde halte ich es für zwecklos, mich an Dietrichson oder irgend einen anderen Norweger zu wenden. Ich glaube, niemand wird in dieser Sache besser urteilen können als Sie selbst, und wenn Sie über einen oder den anderen Punkt in Ungewißheit sein sollten, so wird es Ihnen sicher nicht schwer fallen, auf Ihrer künftigen Reise nach Norwegen die nötigen Auskünfte zu erlangen. Im übrigen habe ich den Eindruck, daß Sie die norwegischen Verhältnisse ebenso gut kennen wie jeder Eingeborene.

Ebenso wenig sehe ich mich in der Lage, Ihnen Näheres über die Umstände mitzuteilen, welche die Entstehung des „Peer Gynt" veranlaßt haben. Wenn eine solche Darstellung verständlich sein sollte, so müßte ich ein ganzes Buch darüber schreiben, und dafür ist die Zeit noch nicht gekommen. Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt, — wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen. Denn man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört. Deshalb habe ich einmal als Widmungsgedicht dem Exemplar eines meiner Bücher folgende Zeilen vorangesetzt:

„Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich.
Dichten — Gerichtstag halten
über sein eigenes Ich."

Sie kennen das Wort „pusselanker" nicht. Das ist auch ganz natürlich, denn das Wort wird in der Schriftsprache nicht angewendet. Es bedeutet kleine trippelnde Kinderbeine oder

Kinderfüße, und der Ausdruck wird nur von Müttern und 1880
Ammen gebraucht, wenn sie mit den Kleinen plaudern.

Der Sinn der Verse, wegen deren Sie anfragen, ist folgender: Peer Gynt, um sein Anrecht auf die Hölle zu begründen, beruft sich darauf, daß er Sklavenhändler gewesen ist. Darauf erwidert „der Magere“, es gebe viele, die schlimmere Dinge betrieben, z. B. das Geistige, Willen und Empfindung in ihrer Umgebung niedergehalten haben. Geschehe dies aber „vaset“, d. h. ohne dämonischen Ernst, so qualifiziere nicht einmal dies zum Einlaß in die Hölle, sondern nur in den „Schmelzlöffel“.

Das ist alles, was ich für diesmal in aller Kürze zu antworten vermag, und indem ich Ihnen eine glückliche und angenehme Reise nach Norwegen wünsche und Sie bitte, von meinen Freunden und Bekannten alle zu grüßen, die Sie etwa da oben treffen sollten, bin ich

Ihr hochachtungsvollst und herzlichst ergebener

Henrik Ibsen.

149.

An Frederik Hegel.

München, 16. Juli 1880.

Lieber Herr Justizrat!

Indem ich für Ihren freundlichen Brief vom 6. Juni sowie für die einliegenden 1125 Rmk. verbindlichst danke, erlaube ich mir, Ihnen beifolgenden Wechsel zu übersenden, mit der Bitte, ihn zu Geld zu machen und danach in einem Betrage von ungefähr 4000 Kronen für meine Rechnung schwedische Staatsobligationen oder ähnliche Papiere kaufen zu lassen.

Ich stimme Ihren Bedenken gegen das litterarische Projekt, das ich angedeutet habe, in vielen Stücken bei und lasse die Sache bis auf weiteres auf sich beruhen.

Meine Frau und Sigurd reisen Anfang nächsten Monats nach Norwegen, werden jedoch diesmal wohl kaum ihren Weg

1881 über Kopenhagen nehmen. Sie werden übrigens durch Frau Thoresen gehört haben, wie es uns geht.

Der liebenswürdige Carl Andersen besuchte uns vor einiger Zeit und erzählte, daß Sie sich eine prachtvolle neue Villa gekauft haben, die von Orla Lehmann. Gestatten Sie mir den Wunsch, daß Sie und Ihr lieber Kreis viele frohe und glückliche Tage dort verleben mögen. Aber ich nehme an, daß Sie sich doch nicht ganz von Ihrem alten Haus am Strandvej trennen? Dieses Haus hat in meinen Augen einen Vorzug, der alle anderen übertrifft, — es liegt am Sund. Von allem, was ich hier entbehren muß, kann ich damit mich am schwersten aussöhnen, daß ich das Meer entbehren muß.

Mit den herzlichsten Grüßen für Sie und Ihre Kinder bin ich

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

150.

An Frederik Hegel.

Rom, 16. Januar 1881.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir hiermit, Ihnen unseren wärmsten Dank für Ihre freundlichen Weihnachts- und Neujahrsgrüße sowie für die interessante Büchersendung auszudrücken, womit Sie uns erfreut und dazu beigetragen haben, uns in der Weihnachtszeit gewissermaßen der Heimat näher zu bringen. Jacobsens Buch ist in jeder Hinsicht das feine Werk eines Dichters, ja ich darf wohl sagen, es gehört zum allervorzüglichsten, was die Gegenwart auf diesem Gebiet hervorgebracht hat. Wenn Sie ihm einmal schreiben, so übermitteln Sie ihm bitte meinen herzlichsten Glückwunsch. Auch Drachmann bitte ich freundlichst zu grüßen. Was seinen „Peder Tordenskjold" betrifft, so finde ich, unter uns gesagt, daß er nicht auf der Höhe der vielen prächtigen Sachen steht, die Drachmann früher geschrieben hat. Dies Gedicht ist offenbar in seiner Phantasie nicht ausgereift gewesen, als er es zu Papier brachte.

Wir verbringen heuer hier einen sehr angenehmen und 1881 geselligen Winter. Der skandinavische Kreis zählt eine Menge liebenswürdiger Menschen und Familien, die sich alle mehr oder minder eng aneinander angeschlossen haben, was früher nicht immer der Fall war oder sein konnte. Der neue dänische Gesandte, Hegermann-Lindencrone, ist schon sehr populär bei den Nordländern. Leider läßt sich vom schwedisch-norwegischen Minister nicht dasselbe sagen. Aber dafür haben wir zur Entschädigung in unserem gemeinschaftlichen skandinavischen Konsul einen Mann, der es trefflich versteht, den Kreis zusammenzuhalten, und der ein sehr gastfreies Haus führt. Professor Heegaard ist hier. Bei seiner Ankunft sah er stark mitgenommen aus, und das hat mir leid gethan. Jetzt scheint es jedoch etwas besser mit ihm zu gehen; aber er muß nach wie vor sehr still und zurückgezogen leben.

Zum Schluß muß ich Sie bitten, mir alle Zinsen zu schicken, über die ich disponieren kann, sowie die Beträge, die möglicherweise vom Königl. Theater oder von Direktor Rasmussen eingegangen sind. Ich erlaube mir, diesmal um einen Wechsel auf Paris oder Berlin zu bitten, da die auf Italien lautenden Wechsel jetzt mit einer Stempelsteuer belegt sind, die zwar nicht hoch ist, deren Erlegung aber eine Menge Umstände und Scheerereien verursacht.

Mit unseren besten Grüßen für Sie und Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

151.

An Hagbard Berner.

Rom, via Capo le Case 75.
27. März 1881.

Herrn Staatsrevisor Berner.

Obgleich ich leider nicht die Ehre habe, Sie persönlich zu kennen, so wage ich doch, mich in Björnstjerne Björnsons und

1881 meinem eigenen Namen an Sie zu wenden in einer Angelegenheit, die für mich jedenfalls und vermutlich auch für Björnson von außerordentlich großer Bedeutung ist. Es handelt sich um ein Gesuch an das jetzt versammelte Storthing, und ich habe nun so manches Jahr hindurch Ihre journalistische Thätigkeit verfolgt, um den bestimmten Eindruck zu gewinnen, daß Sie, mehr als es sich von den meisten anderen erwarten läßt, bereit und zugleich geeignet wären, sich der Sache anzunehmen, die in aller Kürze darzulegen ich mir hiermit ergebenst gestatte.

Als das Storthing seiner Zeit zuerst Björnson und dann mir einen jährlichen Staatsbeitrag von 400 Speziesthalern bewilligte, wurde diese Bewilligung vom Publikum als eine öffentliche Anerkennung und Belohnung unserer dichterischen Thätigkeit aufgefaßt, und als solche auch von uns dankbar angenommen.

Die Begriffe vom litterarischen Eigentumsrecht waren damals in unseren Ländern wie teilweise noch jetzt nur höchst unvollständig entwickelt. Weder Regierung noch Storthing hatten dafür Sorge getragen, die norwegischen Autoren — und namentlich die Dramatiker — gegen willkürliche Eingriffe jedes beliebigen Unbeteiligten zu schützen. Mit anderen Worten, die Gesetzgebung gestattete uns nicht, gleich anderen Staatsbürgern die Früchte unserer eigenen Arbeit selbst zu genießen. Das „Christianiaer Theater" bezahlte in der Regel für unsere Schauspiele ein für allemal ein kleines Honorar. Für die „Helden auf Helgeland" habe ich auf diese Weise dreißig Speziesthaler erhalten, mit dem Bedeuten: falls ich nicht mit diesem Betrag zufrieden sei, so beabsichtige man, das Stück zu spielen, ohne überhaupt ein Honorar zu zahlen, da man hierzu gesetzlich durchaus befugt sei. Die übrigen Theater Norwegens sowie die umherziehenden Schauspielertruppen bezahlten natürlich nichts. Dasselbe war selbstverständlich auch in ganz Schweden und Dänemark bei den kleineren Theatern der Fall. Ja selbst das königliche Theater in Stockholm hat einmal, wie Sie sich vermutlich erinnern werden, ein Björnsonsches Drama aufgeführt, ohne einen einzigen Schilling dafür zu erlegen, obwohl der Autor energisch Anspruch darauf erhob. Später hat

man sich allerdings — möglicherweise veranlaßt durch das Auf- 1881
sehen, das diese Sache machte — sowohl am königlichen Theater
in Stockholm als auch am dänischen dadurch mit uns abgefunden,
daß man nach Gutdünken eine Summe zahlte, ein Verfahren,
in das wir uns noch mit Dank finden mußten, da weder
Regierung noch Storthing unsere Interessen durch litterarische
Konventionen mit Schweden und Dänemark wahrgenommen hatten.

Auf diese Weise ist Björnson und mir fast die ganze Reihe
unserer dramatischen Werke aus den Händen gewunden worden,
eins nach dem anderen, ohne daß wir die pekuniären Früchte
genießen konnten, die den Autoren anderer Länder unfehlbar
zufallen. Wie groß die Einbuße ist, die uns betroffen hat,
darüber habe ich erst jetzt, da endlich Konventionen über das
litterarische Eigentumsrecht mit Schweden und Dänemark ab-
geschlossen worden sind, einen Überblick gewonnen. Aber für
Björnson und mich kommen diese Konventionen zu spät, da man
während des früheren gesetzlosen Zustands fast alles, was
wir auf dramatischem Gebiete hervorgebracht haben, entweder
geradezu uns weggenommen oder doch für Bagatellbeträge er-
handelt hat.

Aber dies ist noch nicht alles, ja es ist im Grunde die für
uns am wenigsten empfindliche Seite der Sache, die ich oben
berührt habe. Viel härter sind wir dadurch betroffen, daß Nor-
wegen keinerlei litterarische Konvention mit Deutschland oder
überhaupt mit irgendwelchem anderen Land außerhalb des skandina-
vischen Nordens geschlossen hat. Es wird Ihnen bekannt sein,
daß die Mehrzahl von Björnsons und meinen Büchern in
Deutschland übersetzt ist, und daß viele unserer Dramen dort
an den Theatern aufgeführt werden. Aber wenn man in der
Heimat hieraus den Schluß zieht, daß diese wohlwollende Auf-
nahme irgend einen bedeutenden oder auch nur nennenswerten
pekuniären Vorteil für uns mit sich bringt, so irrt man sich
leider gründlich. Die Übersetzer oder deren Verleger sind es,
die den Vorteil davon haben, und wir norwegischen Dramatiker
verfügen über keinerlei Rechtsmittel, dies zu verhindern. Wenn

1881 wir selbst auf eigene Kosten Übersetzungen unserer Dramen besorgen, so können wir ziemlich sicher sein, daß binnen kurzer Zeit eine oder mehrere billige Konkurrenzübersetzungen herauskommen und unsere eigenen verdrängen.

Daß Norwegen freiwillig einen Schritt thun sollte, um eine allgemeine internationale Konvention für das litterarische Eigentumsrecht zu schaffen oder — richtiger gesagt — um dieser Konvention beizutreten, die zwischen verschiedenen anderen europäischen Staaten schon besteht, ist natürlich nicht denkbar. Ja als guter Norweger kann ich aus Rücksicht auf mein Land so etwas nicht einmal wünschen. Denn es ist einleuchtend, daß eine solche Konvention jedes ausländische Buch, sei es ein wissenschaftliches oder ein dichterisches Werk, das man unserem Publikum durch Übersetzung gern zugänglich gemacht hätte, verteuern würde. Das aber hieße unserem Volk zum großen Teil die Quellen der Aufklärung verstopfen, die Norwegen jetzt gratis zufließen. Gratis? Ja, gratis für den Staat, aber nicht für Björnson und mich. Denn wir beide sind es, die nun seit einer Reihe von Jahren und auch fernerhin im wesentlichsten die Steuer für die Einfuhr ausländischer litterarischer Aufklärungsmittel in unser Land bezahlen. Und diese Steuer beläuft sich auf keine geringe Summe. Ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß Björnson und ich verhältnismäßig die beiden höchstbesteuerten Männer Norwegens sind.

Darum richte ich die ergebene Anfrage an Sie, ob Sie sich nicht dieser Sache annehmen und die Aufmerksamkeit des Storthings auf die Verhältnisse hinlenken möchten, die ich hier in möglichster Kürze hervorgehoben habe. Der Staatsbeitrag, den Björnson und ich bis jetzt erhalten haben, entspricht bei weitem nicht den Verlusten, die wir auf mannigfache Weise in der Heimat und in der Fremde erlitten haben und noch erleiden. Sollte das Storthing es nicht gerecht und billig finden, uns eine angemessene Entschädigung hierfür zu bewilligen, indem es fortan unseren Dichtersold erhöht? Ist es doch eine ziemlich kurante Sache, daß den Staatsbürgern die Verluste vergütet werden, denen sie von

Staatswegen ausgesetzt waren. Und in Norwegen haben die 1881
Autoren, namentlich die Dramatiker, lange gelitten. Es ist recht bezeichnend, daß in unserem Land das Nutzwild eher durch das Gesetz geschützt wurde, als es die Dichter waren. Dem Ausland gegenüber gehören wir eigentlich noch zur Klasse des Raubwildes. Jeder kann ungehindert Jagd auf uns machen, und das Bitterste ist, daß wir noch obendrein das Schußgeld bezahlen müssen.

Ich bin die Bemerkung schuldig, daß Björnson mir keinerlei Ermächtigung erteilt hat, in seinem Namen zu schreiben. Die örtliche Entfernung hat es mir nicht gestattet, eine solche Ermächtigung einzuholen. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß er in allem Wesentlichen mit mir übereinstimmen wird in dem, was ich zu erklären so frei war. Für mich persönlich ist die Sache gerade jetzt von um so größerer Wichtigkeit, als die bei uns — und nur bei uns — geltende Universitätsgesetzgebung meinen Sohn gezwungen hat, sich zu expatriieren, und es dadurch für mich zur Notwendigkeit gemacht hat, meinen Aufenthalt im Ausland mindestens auf unbestimmte Zeit zu verlängern.

Einen Vorschlag über die Größe der gewünschten Gagenerhöhung unterfange ich mich nicht zu machen. Ich gestatte mir nur, ergebenst in Erinnerung zu bringen, daß der schwedische Reichstag Nordenskiöld und Palander, als sie die Nordostpassage gefunden hatten, je 4000 Kronen jährlich bewilligt hat. Ich gestatte mir, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß Björnson und ich auf unseren Dichterfahrten verschiedene Nordost- und Nordwestpassagen gefunden haben könnten, die in Zukunft ebenso von nordischem Volk befahren werden dürften wie der Weg, den Palander und Nordenskiöld erschlossen haben.

Indem ich Sie bitte, von diesem Brief in jeder Weise Gebrauch zu machen, die Ihnen zur Erfüllung seines Zwecks dienlich erscheinen mag, empfehle ich das Gesuch wiederholt und inständig Ihrem Wohlwollen, und durch Sie dem Wohlwollen des Storthings, und bin mit Hochachtung

Ihr ergebenster

Henrik Ibsen.

1881

152.

An Hagbard Berner.

Sorrent, 14. Juli 1881.

Herrn Staatsrevisor Berner.

Von einem Landsmann, der sich zur Zeit an einem anderen Ort Italiens aufhält, erhielt ich gestern ein Billett, worin u. a. ein Auszug aus einem Schreiben stand, das mein reisender Landsmann von einem Korrespondenten in Christiania erhalten hat. Der Auszug lautete folgendermaßen:

„Apropos, — wissen Sie, was man sich hier von Ibsen erzählt? Nun, er soll Berner geschrieben und erklärt haben: nachdem er längere Zeit den politischen Kampf und die Polemik der Blätter verfolgt habe, sei er vollständig zur Linken übergegangen. Er soll aber zugleich die Hoffnung ausgesprochen haben, Berner möge für eine Erhöhung der Dichtergagen wirken, die zu knapp seien. Das Ganze ist nach meiner Überzeugung eine boshafte Verleumdung, aber ich wollte doch nicht unterlassen, Sie von diesem Gerücht in Kenntnis zu setzen, das mit großer Dreistigkeit auftritt und es wohl verdiente, aus der Welt geschafft zu werden."

Ich lasse mich in der Regel nicht darauf ein, Gerüchte, die meine Person oder meine Angelegenheiten betreffen, zu widerlegen, aber in diesem Fall hat das Gerücht auf seiner Wanderung doch eine selbst für Christianiaer Gerüchte ungewöhnlich gemeine Form angenommen. Gestatten Sie mir daher, Sie um einen Dienst zu bitten.

Haben Sie die Güte, zu veranlassen, daß mein Brief an Sie Wort für Wort im „Dagblad" abgedruckt wird, welches hoffentlich den nötigen Raum zur Verfügung stellen wird.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

153. 1881

An Camilla Collett.

[Sorrent, August 1881.]

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — Sommer, das Doktorexamen mit einbegriffen, so daß er also jetzt ziemlich angestrengt zu arbeiten hat. Meine Frau leidet mehr als wir unter der Hitze und besonders unter dem Sirocco, — aber sie hält sich doch dank den täglichen Seebädern aufrecht. Ich glaube nicht, daß Sie's den Sommer hier ausgehalten hätten. Spazierengehen ist hier fast undenkbar; man muß sich so stillsitzend wie möglich verhalten.

Ihre Mißstimmung über die vielen litterarischen Schwierigkeiten, mit denen auch Sie zu kämpfen haben, verstehe ich recht wohl. Aber wenn Sie glauben, daß es alle anderen so ganz leicht haben, so bin ich innerlich überzeugt, daß Sie sich in einem Irrtum befinden. Ebenso ist es wohl nicht ausgeschlossen, daß der „kalte Eigennutz", den Sie an diversen Stellen verspürt zu haben glauben, eher eine durchaus berechtigte Erkenntnis der Notwendigkeit gewesen ist, von dem Werk zu leben, für das wir leben. Die meisten von uns sind nicht in der glücklichen Lage, von solchen Rücksichten absehen zu können. Der gemeine kalte Eigennutz findet sich nach meiner — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber ich habe die unumstößliche Gewißheit, daß Sie, allen Schwierigkeiten zum Trotz, doch eines Tages in voller Lebenskraft und Stärke den Sieg erleben werden, zu dem Ihr genialer ausharrender Kampf Sie in so vollem Maße berechtigt. Was Sie an Ideen und Gestalten in die Welt gesetzt haben, eignet sich nicht einzig und allein dazu, ein unfruchtbares Litteraturleben in der Folgezeit zu fristen. Die lebendige Wirklichkeit wird sich dessen bemächtigen und darauf weiterbauen. Aber daß dies bald — bald geschehen möge, das wünsche allerdings auch ich von ganzem Herzen.

1881 Ja, liebe Frau Collett, für diesmal müssen Sie schon mit diesen Zeilen von mir vorlieb nehmen. Meine Frau schreibt Ihnen an einem der allernächsten Tage. Und so seien Sie denn versichert, daß ich Ihnen und Ihrem Lebenswerk aufrichtige Wärme und ein volles Verständnis entgegenbringe. Niemand soll Sie daran zweifeln lassen — nicht einmal ich selbst, wenn ich jemals eine scheinbare Veranlassung dazu gegeben haben sollte.

Wir hoffen, bald gute Nachrichten über Ihren Zustand zu erhalten, und senden Ihnen unsere besten Grüße.

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

154.
An Ludwig Passarge.

Sorrent, 17. August 1881.

Hochgeehrter Herr!

Es hat mir außerordentlich leid gethan, aus Ihrem letzten geehrten Schreiben zu ersehen, daß Sie von einer Stelle meines Briefes an den Staatsrevisor Berner in Christiania unangenehm berührt gewesen sind. Hätte ich ahnen können, daß meine Ausdrücke von Ihnen derart mißverstanden würden, so hätte ich sicher meine Worte anders gewählt. In meinem Briefe ist, was mich anbelangt, nur von Theaterhonoraren die Rede, und wenn ich von Verlegern spreche, so habe ich dabei an die Verleger der verschiedenen Ausgaben von Björnsons Erzählungen gedacht.

Aber „Peer Gynt" ist ja gar nicht für die Bühne berechnet, und Sie werden sich gewiß erinnern, daß ich selbst große Bedenken gegen die deutsche Ausgabe dieser Arbeit gehegt habe. Nichts würde mir ferner liegen als der Gedanke, Sie oder Ihr Verleger sollten irgend einen Vorteil von dem Buche gehabt haben, und wenn Sie es gleichwohl haben drucken lassen, so dürfen Sie nicht daran zweifeln, daß ich mich Ihnen dafür von Herzen verbunden und zu Dank verpflichtet fühle.

Dasselbe gilt von der angekündigten Übersetzung des „Brand". Auch diese Dichtung ist nicht für die Bühne berechnet, und wenn Sie trotz der drei schon vorhandenen deutschen Übersetzungen eine vierte zu veranstalten wagen, so kann ich hierin Ihrerseits nur ein für mich höchst schmeichelhaftes Interesse für meine Produktion sehen.

Ich bin überzeugt, daß die erwähnte Stelle meines Briefes von keinem einzigen Leser in Norwegen mißverstanden worden ist. Der größeren Sicherheit halber werde ich aber, wenn ich demnächst eingehender über diese Dinge öffentlich schreibe, eine ausdrückliche Einschränkung machen, die Sie hoffentlich für befriedigend ansehen werden.

Ich bin sehr gespannt darauf, mich mit Ihrer Übersetzung des „Brand" vertraut zu machen sowie zu erfahren, welche Aufnahme sie in Deutschland findet. Sollten Sie mich zu gegebener Zeit mit einigen Worten beehren und erfreuen wollen, so ist meine gegenwärtige Adresse bis Ende Oktober Hotel Tramontano. Später kehre ich nach Rom zurück.

Diesen Sommer ist meine Beschäftigung, ein neues Schauspiel zu schreiben, das zum Herbst erscheinen wird, und das ich dann so frei sein werde Ihnen zu senden.

Ich bitte Sie herzlich, Ihre vorläufige Mißstimmung möge keine Veränderung in dem großen Wohlwollen herbeiführen, das Sie bisher meiner litterarischen Thätigkeit entgegengebracht haben, und bin

mit Hochachtung
Ihr aufrichtig ergebener und dankbarer
Henrik Ibsen.

155.
An Olaf Skavlan.

Rom, 12. November 1881.

Lieber Freund!

Entschuldige, wenn ich mich erst jetzt im stande sehe, Deinen Brief zu beantworten. Ein neues Drama, das Anfang nächsten

1881 Monats erscheint, hat meine Zeit so ganz in Anspruch genommen, daß ich vorläufig alle Korrespondenz links liegen lassen muß.

Die geplante Zeitschrift wird sicherlich von einem großen Teile unseres Publikums freudig begrüßt werden, und könnte es gelingen, ihr auch in Schweden Eingang zu verschaffen, so meine ich, ihr Bestehen müßte für längere Zeit gesichert sein. Aber dazu ist, glaube ich, erforderlich, daß die Redaktion auch schwedische Mitarbeiter gewinnt, und aus der Subskriptionseinladung kann ich nicht ersehen, ob dies beabsichtigt ist.

Was mich angeht, so wird es mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, unter den Mitgliedern Eures Kreises genannt zu werden. Aber im Augenblick weiß ich freilich nicht, wie ich mein Versprechen, Beiträge zu liefern, einlösen soll. Gedichte schreibe ich nicht, und Abhandlungen liegen mir nicht. Ich habe mich jedoch längere Zeit ein weniges damit beschäftigt, an einem Buche zu schreiben, das heißen soll „Von Skien nach Rom“, und das meine Erlebnisse ungefähr in demselben Stil behandelt, wie die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Catilina“. Wenn Du nun glaubst, daß irgend ein kleiner Abschnitt dieses Werks für die Zeitschrift passen könnte, so werde ich seiner Zeit gern etwas daraus mitteilen.

Meine Zeit ist immer noch sehr knapp, so daß ich mich heute auf diese Zeilen beschränken muß.

Mit unseren besten Grüßen für Dich und Sars bin ich

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

156.

An Ludwig Passarge.

Rom, 22. Dezember 1881.

Hochgeehrter Herr!

Ich will erst gar nicht den Versuch machen, eine Entschuldigung vorzubringen, daß ich eine so unverzeihlich lange Zeit habe verstreichen lassen, ohne Ihnen meinen schuldigen Dank für Ihr freund-

liches Schreiben vom 29. August sowie für das mir gleichzeitig 1881
übersandte prächtige Exemplar Ihres Buches — „Drei Sommer in Norwegen" — auszusprechen. Ich möchte nur bemerken, daß Ihre Sendung mich in einer sehr arbeitsvollen Zeit erreicht hat, als ich unten in Sorrent damit beschäftigt war, mein neues Schauspiel zu schreiben, das eben jetzt erschienen ist.

Ihr Werk über Norwegen hat mich im höchsten Grad erfreut und interessiert. Viele der Gegenden, die Sie schildern, habe ich selbst besucht, und ich kann die überzeugende Anschaulichkeit gar nicht genug bewundern, womit Sie das, was Sie gesehen haben, wiederzugeben verstehen. Ich glaube allerdings, daß Sie die Bevölkerung in vieler Beziehung mit freundlicheren Augen betrachten, als sie es verdient. Aber eben deshalb müssen wir Ihnen ja um so dankbarer sein für dies vortreffliche und mit so außerordentlicher Sachkenntnis geschriebene Buch.

Es wäre mir ungemein lieb, wenn Sie für irgend eine deutsche Zeitschrift meine Biographie schreiben wollten. Ein vollständig erschöpfendes Material hierzu erhalten Sie, wenn Sie sich an den Bibliothekar Dr. phil. Valfrid Vasenius in Helsingfors wenden, der vor ungefähr zwei Jahren eine Abhandlung über mich und meine Dichtung, abschließend mit den „Kronprätendenten", als Habilitationsschrift veröffentlicht und es später unternommen hat, dieses Werk bis in die neueste Zeit fortzuführen. Ich nehme an, daß diese neue Ausgabe jetzt bald herauskommt, und Herr Vasenius wird Ihnen auf Verlangen mit allergrößter Freude ein Exemplar schicken. Niemand kennt mein Leben und meine litterarische Thätigkeit genauer als er.

Gestern habe ich zu meiner freudigen Überraschung Ihre Übersetzung des „Brand" erhalten. Ich werde sie so bald wie möglich lesen. Nehmen Sie bitte vorläufig meinen herzlichsten Dank für diesen weiteren Beweis Ihres Wohlwollens hin.

Mein neues Schauspiel ist nun erschienen und hat in der skandinavischen Presse gewaltigen Lärm verursacht. Täglich erhalte ich Briefe und Zeitungsartikel für und wider. In allernächster Zeit soll Ihnen ein Exemplar zugehen, — doch halte ich

1882 es durchaus für ein Ding der Unmöglichkeit, das Stück jetzt auf einer deutschen Bühne zur Aufführung zu bringen. Ich glaube kaum, daß man es in der nächsten Zukunft in den nordischen Ländern wird spielen können. Übrigens ist das Stück in einer Auflage von 10000 Exemplaren gedruckt, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß binnen kurzem eine neue Auflage erforderlich wird.

Empfangen Sie nochmals meinen besten und aufrichtigsten Dank sowie einen Gruß und meine Wünsche für ein fröhliches Weihnachtsfest und gutes neues Jahr.

Ihr herzlich dankbarer

Henrik Ibsen.

157.

An Frederik Hegel.

Rom, 2. Januar 1882.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir, Ihnen für Ihren freundlichen Brief, den ich gestern erhielt, verbindlichst zu danken. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Kauf der Obligationen schon in der geschäftereichen Weihnachtswoche besorgt werden würde, denn sonst hätte ich Ihnen schon vor ein paar Tagen geschrieben und Sie gebeten, nur für 5000 Kronen zu kaufen. Die Sache ist nämlich die — ich brauche hier früher, als ich berechnet hatte, Geld, und die Rimesse aus Norwegen kann ich erst im Laufe des Monats erwarten. Ich muß Sie deshalb bitten, daß Sie mir mit gewohnter Bereitwilligkeit den großen Gefallen erweisen, mir 1000 Kronen als Wechsel vorzustrecken. Seien Sie wegen der Bitte und der Behelligung mir nicht gar zu böse!

Die kritischen Gewaltthätigkeiten und den ganzen Wahnsinn, der gegen die „Gespenster" geschrieben wird, ertrage ich mit vollkommener Seelenruhe. Ich war auf so etwas gefaßt. Als die „Komödie der Liebe" herauskam, erhoben sie in Norwegen

ein ebenso wildes Geschrei. Gegen „Peer Gynt" haben sie auch gezetert, und nicht weniger gegen die „Stützen der Gesellschaft" und das „Puppenheim". Das Geschrei wird auch diesmal allmählich verstummen — wie früher.

Aber wäre es wirklich möglich — kann das Molbech sein, der vermummt im „Dagblad" umgeht und Reklame für sein „Empor" macht?

Eine Frage beunruhigt mich, wenn ich an die große Auflage denke: hat dieser ganze Lärm dem Absatz des Buches geschadet?

Gerade in diesem Augenblick erhielt ich Ihren zweiten Brief und die Zeitungen. An Georg Brandes schreibe ich morgen und danke ihm für seinen Artikel, der mich hoch erfreut hat.

Mit verbindlichstem Dank dafür, daß Sie mich zu Weihnachten mit Büchern bedacht haben, mit einem Dank für alles Gute im verflossenen Jahr und mit unseren besten Wünschen für ein fröhliches und gutes neues Jahr bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

158.

An Georg Brandes.

Rom, 3. Januar 1882.

Lieber Brandes!

Gestern hatte ich die große Freude, durch Hegel Ihre glänzende, klare und für mich so ehrenvolle Besprechung der „Gespenster" zu erhalten. Nehmen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank für den unschätzbaren Freundschaftsdienst, den Sie mir aufs neue geleistet haben! Jedem, der Ihren Artikel liest, müssen meines Erachtens die Augen aufgehen über das, was ich mit meinem neuen Buch gemeint habe, wenn man überhaupt sehen will. Denn ich werde den Gedanken nicht los, daß ein außerordentlich großer Teil der falschen Aus-

1882 legungen, die die Zeitungen gebracht haben, wider besseres Wissen produziert worden ist. In Norwegen, glaube ich freilich, ist die verdrehende Salbaderei in den meisten Fällen unfreiwillig gewesen, und das läßt sich aus naheliegenden Gründen erklären. Da oben wird die Kritik teilweise von mehr oder weniger maskierten Theologen besorgt; und diese Herren sind in der Regel ganz außer stande, über Werke der Dichter vernünftig zu schreiben. Die Schwächung der Urteilskraft, die, wenigstens was die Durchschnittsnaturen betrifft, die notwendige Folge einer dauernden Beschäftigung mit theologischen Studien ist, tritt nämlich besonders hervor, wenn es sich darum handelt, Menschencharaktere, menschliche Handlungen und menschliche Beweggründe zu beurteilen. Der praktische Geschäftsverstand dagegen leidet bei diesem Studium nicht so sehr. Deshalb sind die geistlichen Herren sehr oft ausgezeichnete Kommunalmänner, aber sie sind unbedingt unsere schlechtesten Kritiker.

Und was soll man von den Zuständen der sogenannten liberalen Presse sagen? Diese Führer, die von Freiheit und Freisinn reden und schreiben und sich doch gleichzeitig zu Sklaven der mutmaßlichen Meinungen ihrer Abonnenten machen! Es bestätigt sich mir mehr und mehr, daß etwas Demoralisierendes in der Beschäftigung mit Politik und in dem Anschluß an Parteien liegt. Unter keinen Umständen möchte ich mich je einer Partei anschließen, die die Majorität auf ihrer Seite hat. Björnson sagt: die Majorität hat immer recht. Und als praktischer Politiker muß man das wohl sagen. Ich dagegen muß notwendiger Weise sagen: die Minorität hat immer recht. Selbstverständlich denke ich nicht an die Minorität von Stagnationsmännern, welche von der großen Mittelpartei, die man bei uns die Liberalen nennt, achteraus gesegelt sind; sondern ich meine die Minorität, die da vorangeht, wo die Mehrheit noch nicht hingelangt ist. Ich meine, das Recht hat der, der am innigsten mit der Zukunft im Bunde ist.

Dies habe ich niedergeschrieben als eine Art Rechtfertigung, wenn eine solche nötig sein sollte.

Auf den Sturm, der sich gegen die „Gespenster“ erhoben hat, 1882 war ich vorbereitet. Aber ich finde, ich konnte keine Rücksicht darauf nehmen. Das wäre Feigheit gewesen.

Nicht weniger als für Ihren Artikel im „Morgenblad“ danke ich Ihnen für den Vortrag, den Sie über mich gehalten haben, und ebenso für die Absicht, diesen Vortrag nunmehr im Druck erscheinen zu lassen. Hegel schreibt, Sie möchten gern einige Stellen aus meinen Briefen aufnehmen. Ich habe natürlich nichts dagegen einzuwenden. Ich verlasse mich hierin wie in allem anderen unbedingt auf Sie. Wünschen Sie irgend etwas auch aus diesem Brief anzuführen, so steht Ihnen das frei.

Wenn ich daran denke, wie träg und schwer und stumpf das Verständnis in der Heimat ist, wenn ich das niedrige Niveau ins Auge fasse, auf dem die ganze Anschauungsweise steht, so kommt tiefer Mißmut über mich, und manchmal ist mir, als könnte ich mit meiner litterarischen Thätigkeit ebenso gut gleich Schluß machen. Bei uns zu Hause braucht man eigentlich keine Werke der Dichter: man behilft sich gerade so gut mit der „Storthingszeitung“ und der „Lutherischen Wochenschrift“. Und dann hat man ja auch die Parteiblätter. Ich habe kein Talent zum Staatsbürger, auch nicht zum Orthodoxen, und wozu ich kein Talent in mir fühle, davon lasse ich die Hände. Für mich ist die Freiheit die höchste und erste Lebensbedingung. In der Heimat schert man sich nicht viel um die Freiheit, sondern nur um Freiheiten — ein paar mehr, ein paar weniger, je nach dem Parteistandpunkt. Höchst peinlich bin ich auch berührt von dem Unfertigen, Ungeschlachten unserer öffentlichen Diskussion. Bei diesen ungemein löblichen Bestrebungen, unser Volk zu einer demokratischen Gesellschaft zu machen, ist man unversehens schon eine recht hübsche Strecke weit dahin gekommen, uns zu einer Plebejergesellschaft zu machen. Die Vornehmheit der Gesinnung scheint daheim in der Abnahme begriffen zu sein.

Hier muß ich für diesmal abbrechen. Übermitteln Sie Ihrer liebenswürdigen Frau unsere besten Grüße. Sie lebt

1882 unauslöschlich in unserer Erinnerung. Haben Sie Dank, lieber Brandes, für alles, was Sie für mich gethan haben und ferner für mich thun!

Ihr von Herzen ergebener

Henrik Ibsen.

159.

An Sophus Schandorph.

Rom, 6. Januar 1882.

Hochgeehrter Herr Schandorph!

Empfangen Sie hiermit meinen herzlichsten Dank für den freundlichen Brief, den Sie die Güte hatten mir zu senden, und verzeihen Sie, daß ich erst heute Zeit finde, ihn zu beantworten.

Ihr Brief ist mir ein willkommener Weihnachtsgruß gewesen mitten in all der Verständnislosigkeit und all den Verdrehungen, deren Gegenstand mein neues Schauspiel in der Heimat gewesen ist.

Ich war darauf vorbereitet, daß ein solcher Lärm sich erheben werde. Wenn gewisse Rezensenten bei uns in Norwegen zu nichts anderem Talent haben, so haben sie doch zum mindesten das unbestreitbare Talent, die Autoren, deren Bücher zu besprechen sie sich unterfangen, gründlich mißzuverstehen und falsch auszulegen.

Aber ist denn wirklich alles nur Verständnislosigkeit? Sind nicht diese Verdrehungen und Entstellungen zu gutem Teil mit dem vollen Bewußtsein ihrer Grundlosigkeit vorgebracht? Ich kann es mir fast nicht anders denken.

Man sucht mich für die Ansichten verantwortlich zu machen, die einzelne Gestalten des Dramas aussprechen. Und doch steht in dem ganzen Buch nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors käme. Davor habe ich mich wohl gehütet. Die Methode, die Art der Technik, die der Form des Buches zu Grunde liegt, hat dem Verfasser

ganz von selbst verboten, im Dialog zum Vorschein zu kommen. 1882
Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, daß er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. Nichts aber würde in höherem Maße dieser Absicht entgegenarbeiten, als wenn Ansichten des Autors dem Dialog einverleibt würden. Und glaubt man denn in der Heimat, daß ich nicht so viel dramaturgische Kritik besitze, um dies einzusehen? O doch! Ich habe es eingesehen, und ich habe danach gehandelt. In keinem meiner Schauspiele hält sich der Autor so fern, ist er so durchaus abwesend wie in diesem letzten Drama.

Dann hat man gesagt, das Buch verkünde den Nihilismus. Keineswegs. Es giebt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu verkünden. Es weist nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts. Und so muß es mit Notwendigkeit sein. Ein Pastor Manders wird immer irgend eine Frau Alving zum Kampf herausfordern. Und eben weil sie Weib ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen.

Ich hoffe, Georg Brandes wird durch seinen Artikel im „Morgenblad" entschieden zu einem richtigeren Verständnis des Stückes beitragen. Dieses Blatt hat mir bei verschiedenen Gelegenheiten Wohlwollen bewiesen, und ich bitte Sie, der verehrlichen Redaktion dafür meinen verbindlichsten Dank zu überbringen.

Sie haben mich durch Ihren Brief erfreut und geehrt und zugleich dadurch eine Bekanntschaft eingeleitet, die ich lange zu machen wünschte. Ihre dichterische Thätigkeit war mir und meinem Kreis eine Quelle außerordentlichen Genusses, und ich habe Sie mit großem Vergnügen und Interesse auf Ihren verschiedenen litterarischen und kritischen Feldzügen begleitet.

Ich hoffe, daß wir uns da oder dort in der Welt einmal begegnen werden und bin

mit Hochachtung
Ihr ergebenster und herzlich dankbarer
Henrik Ibsen.

1882 . P. S. Sollte aus den obigen Zeilen irgend etwas diesen oder jenen Leser des „Morgenblad" interessieren, so habe ich gegen einen Abdruck nichts einzuwenden.

H. J.

160.

An Rudolf Schmidt.

Rom, 7. Januar 1882.

An
den Dichter Herrn Rudolf Schmidt.

Ich will nicht den Versuch machen, meine Saumseligkeit zu entschuldigen, daß ich Ihnen nicht schon früher meinen Dank für Ihre „Handzeichnungen" abgestattet habe. Ich bin nun einmal leider im Briefschreiben sehr unzuverlässig, und in den jüngst verflossenen Monaten habe ich tief in der Arbeit gesteckt.

Ihr Buch hat mich in Sorrent erreicht, und einen willkommeneren Gruß aus der nordischen Heimat hätten wir da unten nicht empfangen können. Das Buch wurde uns denn auch eine Quelle reichen Vergnügens und Genusses. Ich kann mich nicht entsinnen, etwas Feineres, Sichereres und Wahreres gelesen zu haben als diese Schilderungen. Die Beobachtung ist überall scharf und schlagkräftig, und die Sprache ist unvergleichlich in der Unfehlbarkeit, womit sie immer gerade die Nuance des Gedankens oder der Stimmung trifft, die Sie erzielen wollen.

Doch dies und vieles andere haben Sie als Kritiker natürlich selbst gesehen und gewußt. Ich habe hier nur den Eindruck andeuten wollen, den ich empfangen habe, als ich zum ersten Male diese Dichtungen las.

Ob ich seinerzeit Hegel eine Äußerung über „Eine Auferweckung" zugehen ließ, weiß ich nicht mehr mit Bestimmtheit. Ich war immer in dem Glauben, daß ich ihm darüber geschrieben hätte, wie es meine Absicht war. Aber es kann ja auch möglich sein, daß ich es vergessen habe. Wir wechseln nur gelegentlich Briefe, und da liegen denn immer eine Menge Sachen vor, über die zu schreiben ist. Das Buch enthält meines Erachtens

außerordentlich viel vortreffliche und interessante Einzelheiten; 1882
aber mir kommt es vor, als eigene sich der Stoff mehr zu einer Erzählung als zu einem Schauspiel.

Ich höre, daß die „Gespenster" in der Heimat einen gewaltigen Lärm erregt haben. Darauf war ich vorbereitet, und ich stehe der Sache ganz kaltblütig gegenüber.

Indem ich Ihnen zu Ihrem neuesten Buche von Herzen Glück wünsche, bitte ich Sie, meinen besten Gruß entgegenzunehmen, und bin

Ihr hochachtungsvollst ergebener
Henrik Ibsen.

161.
An Olaf Skavlan.

Rom, 24. Januar 1882.

Lieber Skavlan!

Gestatte mir, anläßlich Deines letzten Briefes Dir zu sagen, daß die Zeitschrift in den ersten Monaten auf einen Beitrag aus meiner Feder nicht rechnen kann. Ob ich später dies oder jenes werde liefern können, wird von Umständen abhängen, die ich zur Zeit nicht absehen kann. Vorläufig bitte ich, mich als Abonnenten vorzumerken. Der Betrag wird von meinem Kommissionär, Buchhändler Niels Lund, erstattet werden.

Die letzte Zeit ist für mich reich an Erfahrungen, Lehren und Beobachtungen gewesen. Daß mein neues Schauspiel ein Wutgeheul im Lager der Stagnationsmänner hervorrufen würde, darauf war ich natürlich vorbereitet, und es ficht mich nur gerade so viel an, als ob ein Rudel Kettenhunde mir nachkläffte. Aber die Hasenherzigkeit, die ich auf seiten der sogenannten Liberalen wahrgenommen habe, hat mir so manches zu denken gegeben. Gleich einen Tag, nachdem mein Stück in den Handel gekommen war, brachte das „Dagblad" schleunigst einen Eilartikel, worin es sich offenbar im voraus von jedem Verdacht, mein Stück zu billigen, hat rein waschen wollen. Das war ganz

1882 überflüssig. Ich trage selbst die Verantwortung für das, was ich schreibe, ich und kein anderer. Ich kann unmöglich irgend eine Partei genieren; denn ich gehöre keiner an. Ich will, ein einsamer Franctireur, draußen Vorposten stehen und auf eigene Hand operieren.

Der einzige, der in Norwegen frei, derb und mutig zu meinen Gunsten hervorgetreten ist, das war Björnson. Das sieht ihm ähnlich. Wahrlich, er hat eine große königliche Seele, und ich werde ihm das nie vergessen.

Aber diese Hasenfüße von Freiheitskämpen dagegen?! Soll denn das Werk der Befreiung bei uns nur auf dem Feld der Politik erlaubt sein? Sind es denn nicht vor allen Dingen die Geister, die Befreiung brauchen? Solche Sklavenseelen wie wir sind nicht einmal im stande, die Freiheiten zu genießen, die wir schon haben. Norwegen ist ein freies Land, bevölkert von unfreien Menschen.

Von Herzen würde ich wünschen, daß sich die Beobachtungen, die ich über den einheimischen Liberalismus gemacht habe, nicht bestätigen. Es müssen momentane Umstände vorhanden sein, die ich nicht kenne. Anders kann man sich's unmöglich vorstellen.

Aber daß ich gegenwärtig allen Grund habe, mich von jeder Mitwirkung fernzuhalten, wirst Du gewiß selbst erklärlich finden. In einer Zeitschrift darf der einzelne Mitarbeiter nicht allzusehr von den anderen abstechen. Würde ich das bei dieser Gelegenheit vermeiden können? Ich weiß es im Augenblick nicht. Ich bin, was die Situation in Norwegen anbelangt, einigermaßen in Verwirrung geraten und muß Zeit haben, mich zu orientieren. Grüße alle, die im stillen meine Freunde sind.

Freundschaftlichst

Henrik Ibsen.

162. 1882

An Otto Borchsenius.

Rom, 28. Januar 1882.

Herrn Otto Borchsenius.

Obgleich das „Dagblad“, wie ich sehe, es mir übelnimmt, daß ich Briefe nach Kopenhagen schreibe, so will ich doch die Beantwortung Ihrer freundlichen Zuschrift nicht aufschieben, die ich vergangenen Herbst die Ehre hatte während meines Aufenthaltes in Sorrent zu empfangen.

Sie haben damals irgend ein kleines Gedicht aus meiner Feder für „Ude og hjemme“ [„Draußen und Daheim“] nebst einer Randzeichnung zum Abdruck gewünscht und mich auf die Wochenschrift verwiesen, um daraus für das Format u. s. w. alles Nötige zu ersehen. Ich habe jedoch in dem Blatt vergebens nach ähnlichen Beiträgen anderer Schriftsteller gesucht, die mir eine Anleitung für besagten Zweck hätten geben können, und habe mir deshalb gedacht, daß die Redaktion ihren Plan aus diesem oder jenem Grunde wieder aufgegeben habe.

Infolgedessen habe ich Ihnen keinen Beitrag gesandt. Wünschen Sie gleichwohl einen solchen, so bitte ich um Mitteilung, und er soll Ihnen unverzüglich zugehen. Aber etwas noch Ungedrucktes habe ich nicht zu bieten; es könnte nur die Abschrift eines kleineren Gedichtes meiner Sammlung sein, z. B. des Schlußgedichtes, oder eines anderen, das der Zeichner vielleicht als zur Illustration geeigneter in Vorschlag brächte.

Gestatten Sie mir sodann, Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen besten und wärmsten Dank abzustatten für die wohlwollende und vorbildliche Besprechung meines neuen Schauspiels. Sie haben mir mit der Rezension des Stückes einen wahren Freundschaftsdienst geleistet, für den ich mich Ihnen stets verpflichtet fühlen werde. Mitten in all der leidenschaftlichen Entrüstung, die zu Hause in Dänemark und Norwegen rast oder doch gerast hat, war es mir außerordentlich wohlthuend, Ihr

1882 besonnenes und von Parteirücksichten unangefochtenes Urteil über mein Stück zu lesen.

Es mag schon sein, daß dieses Schauspiel in mancher Hinsicht etwas gewagt ist. Aber ich hielt die Zeit für gekommen, da man etliche Grenzpfähle umstecken müsse. Und dies Geschäft war ja für mich als älteren Litteraten weit leichter auszuführen als für die vielen jüngeren Schriftsteller, die etwas Ähnliches wünschen mochten.

Daß ein Sturm sich wider mich erheben würde, darauf war ich vorbereitet. Aber dergleichen kann man ja doch nicht aus dem Wege gehen. Das wäre feige gewesen.

Was mich am meisten verstimmt hat, sind nicht die Angriffe, sondern die Hasenherzigkeit, die in den Reihen der sogenannten Liberalen oben in Norwegen zu Tage getreten ist. Diese Kerle sind eine schlechte Barrikadenbesatzung. Björnson ist für weitere Meinungsäußerungen im norwegischen „Dagblad" der Platz verweigert worden, und aus alledem läßt sich für den, der unserer Stellung einmal so recht auf den Grund geht, erkennen, wie einsam er und ich in Norwegen dastehen. Hätten wir Dänemark nicht, so würde es für uns und überhaupt für das gemeinsame geistige Befreiungswerk schlimm aussehen.

Noch einmal herzlichen Dank und Gruß von

Ihrem freundschaftlichst ergebenen

Henrik Ibsen.

163.

An Frederik Hegel.

Rom, 16. März 1882.

Lieber Herr Justizrat!

Schon längst hätte ich Ihnen auf Ihren freundlichen Brief vom 16. Februar schreiben sollen. Ich zweifle natürlich nicht, daß er einem aufrichtigen Wohlwollen für mich entsprungen ist. Aber ich bitte Sie herzlichst, in meinen Angelegenheiten keinen

Ratgebern Ihr Ohr zu leihen, am allerwenigsten, wenn es Personen sind, denen jedes richtige Verständnis für das wirklich Neue abgeht, das die Litteratur in den letzten zwanzig Jahren hervorgebracht hat. 1882

Ich weiß sehr wohl, wie gierig man in unseren kleinlichen nordischen Krähwinkeln hinter allerlei Privatangelegenheiten her ist, die Schriftsteller und Künstler angehen. Aber ich glaube auch, daß ich so vorsichtig wie nur möglich bin. Es giebt sogar Leute, die, im Gegensatz zu meiner eigenen Ansicht, finden, ich sei zu meinem eigenen Schaden viel zu zurückhaltend. In einem Brief vom 9. Februar schreibt Herr Otto Borchsenius, fast alle meine Kopenhagener Freunde stimmten darin überein, daß gerade jetzt der richtige Zeitpunkt für mich gekommen sei, mich ganz und deutlich über meinen Standpunkt auszusprechen, und er fügt wörtlich hinzu: „Auch Ihr Verleger fragte mich ausdrücklich, ob denn niemand Sie (mich) jetzt zum Reden bringen könne." Ich führe das nur an, um zu zeigen, wie die Ansichten einander kreuzen. Nach Ihrem letzten Brief kann ich natürlich nicht im Zweifel darüber sein, daß er Ihre Worte falsch gedeutet hat.

Den litterarischen Plan, von dem ich einmal sprach, habe ich längst aufgegeben. Dagegen kann ich mitteilen, daß ich gegenwärtig vollauf mit den Vorbereitungen zu einem neuen Schauspiel beschäftigt bin.

Es wird diesmal ein friedfertiges Stück, das von Staatsräten und Großhändlern und ihren Damen gelesen werden kann, und vor dem die Theater nicht zurückzuschrecken brauchen. Die Ausführung wird mir sehr leicht werden, und ich will sehen, daß ich rechtzeitig im Spätjahr damit fertig werde.

Was die „Gespenster" betrifft, so wird wohl — und zwar in nicht allzu ferner Zeit — das Verständnis in die Gemüter unserer guten Leute einkehren. Doch über diese altersschwachen hinfälligen Kreaturen, die in solcher Weise über die Dichtung hergefallen sind, wird einst, in der Litteraturgeschichte der Zukunft, ein niederschmetterndes Urteil kommen. Man wird die anonymen

1882 Wildschützen und Wegelagerer schon aufspüren, die aus ihrem Hinterhalt in des Professors Goos Budikerblättchen und aus anderen ähnlichen Lokalitäten Schmutzgeschosse mir nachgeschleudert haben. Meinem Buch gehört die Zukunft. Jene Kerle, die ein Gezeter darüber erhoben haben, haben nicht einmal ein Verhältnis zu ihrer eigenen wirklichen, lebendigen Gegenwart.

Darum hat mich auch diese Seite der Sache so über die Maßen kalt gelassen. Ich habe während des Sturms allerhand Studien und Beobachtungen gemacht, und die werde ich in künftigen Dichtungen auszunützen wissen.

Schließlich habe ich eine Bitte an Sie — ob Sie mir nämlich gütigst wieder 1000 Kronen leihen wollen. Ich sage ausdrücklich „leihen": denn ich wünsche für das, was ich so als Vorschuß bei Ihnen aufnehme, Zinsen zu zahlen. Es hat doch keinen Sinn, daß ich mein eigenes disponibles Geld in Wertpapieren festlege und dann bei Ihnen gratis Vorschuß aufnehme. Ich möchte mich nicht gern wieder einer meiner Obligationen entäußern, da die Verlegenheit ja nur wenige Monate dauern wird. Ich hoffe, Sie werden die Richtigkeit des Obigen zugeben und darauf eingehen.

Mit den besten Grüßen für Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

164.

An Björnstjerne Björnson.

[Gossensaß, August 1882.]

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Litteraturgeschichte stehen Deine Werke in erster Reihe und werden immer dort stehen. Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift Dein Denkmal einst erhalten soll, so würde ich die Worte wählen: Sein Leben war seine beste Dichtung.

Und — in seiner Lebensführung sich selbst realisieren, das

ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. 1882
Diese Aufgabe haben wir alle, einer wie der andere: aber die allermeisten verpfuschen sie.

165.

An Frederik Hegel.

Gossensaß, 9. September 1882.

Lieber Herr Justizrat!

Somit habe ich das Vergnügen, Ihnen den Rest des Manuskripts von meinem neuen Stück zu übersenden. Die Beschäftigung mit dieser Arbeit hat mir Spaß gemacht, und ich empfinde etwas wie eine Sehnsucht und eine Leere jetzt, wo ich damit fertig bin. Der Doktor Stockmann und ich kamen so vortrefflich mit einander aus. Wir harmonieren in so mancher Beziehung: aber der Doktor ist ein größerer Wirrkopf als ich und hat außerdem verschiedene andere Eigentümlichkeiten, denen man verschiedene Äußerungen aus seinem Munde zu gute halten wird, die man am Ende nicht so ganz ruhig hingenommen hätte, wenn ich sie vorgebracht hätte. Ich glaube, Sie sind derselben Meinung, wenn Sie das Manuskript gelesen haben.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die übersandten Nummern von „Ude og hjemme" [„Draußen und Daheim"], die mir übrigens auch von Brandes zugestellt worden sind.

Ein Wort bitte ich im vierten Akt zu verbessern. Ein Satz von Morten Kiil lautet: „Das wird Ihnen teuer zu stehen kommen u. s. w." Dies bitte ich zu ändern in: „Das kann Ihnen teuer zu stehen kommen u. s. w." Die Stelle findet sich wahrscheinlich auf Bogen 43, S. 2 des Manuskripts.

Hoffentlich ist mein Brief vom 30. v. M. richtig in Ihren Besitz gelangt. Hier bleiben wir noch etwa vierzehn Tage. Wenn wir abreisen, werde ich Sie von meinem Aufenthalt in Kenntnis setzen.

1882 Mit freundschaftlichen Grüßen für Sie und Ihre Lieben bin ich

Ihr herzlich ergebener
Henrik Ibsen.

166.
An Georg Brandes.

Gossensaß, Tirol, 21. September 1882.

Lieber Brandes!

Ich habe nun etwas über eine Woche mein Manuskript vom Halse und kann nachgerade meine lange vernachlässigte Korrespondenz wieder aufnehmen.

Vor allen Dingen wende ich mich natürlich Ihnen zu und bitte Sie, meinen herzlichsten Dank für das litterarische Porträt entgegenzunehmen, das Sie mit Freundeshand von mir entworfen haben. Ich bin, wie Sie sagen, ganz gewiß nicht unempfindlich gegen Ehrenbezeigungen. Aber von allen, die mir bisher zuteil geworden sind, stelle ich am höchsten doch die ehrende und ausführliche Darstellung, zu deren Gegenstand Sie mich schon bei lebendigem Leibe gemacht haben, Sie, der ja doch auf diesem Gebiet als erster unserer Zeit dasteht.

Wenn erst mein neues Schauspiel Ihnen in die Hände kommt, werden Sie verstehen, wie es mich interessiert, ich kann wohl sagen, amüsiert hat, mir die vielen verstreuten und hingeworfenen Äußerungen meiner Briefe an Sie in Erinnerung zu rufen, und Sie werden dann auch verstehen, wie höchlich es mich freuen mußte, daß Ihr Porträt von mir gerade jetzt unmittelbar vor dem Erscheinen dieser meiner neuen Arbeit herausgekommen ist. Ja, lieber Brandes, Sie sind mir in Wahrheit ein helfender Freund gewesen, diesmal wie immer!

Eine sachliche Ungenauigkeit in Ihrer Darstellung darf ich wohl berichtigen. Meine Eltern gehörten väterlicher- wie mütterlicherseits den zu damaliger Zeit angesehensten Familien Skiens an. Der langjährige Storthingsabgeordnete des Ortes, Stadt-

vogt Paus, und dessen Bruder, der Hardesvogt Paus, waren 1882
meines Vaters Halbbrüder und Vettern meiner Mutter. Ebenso
nahe verwandt waren meine Eltern mit den Familien Plesner,
v. d. Lippe, Cappelen, Blom, also ungefähr mit allen
Patrizierfamilien, die damals in Stadt und Umgegend dominierten.
Mein Vater steckte als Kaufmann in einer vielgestaltigen und
weitläufigen Thätigkeit und liebte in seinem Haus eine weitherzige
Gastlichkeit. 1836 mußte er seine Zahlungen einstellen,
und wir behielten nichts weiter als einen Landsitz in der Nähe
der Stadt. Dahin zogen wir, und so kamen wir außer
Zusammenhang mit den Kreisen, denen wir bis dahin angehört
hatten.

In „Peer Gynt" habe ich die Verhältnisse und Erinnerungen
meiner eigenen Kindheit als eine Art Modell für die Schilderung
des Lebens im „Hause des reichen Jon Gynt" benützt.

In Ihren späteren Briefen haben Sie wiederholt einige
Umstände berührt, über deren richtigen simplen Zusammenhang
ich Sie bis jetzt nicht aufgeklärt habe. Während meines
letzten zweitägigen Aufenthaltes in Kopenhagen wurde mir
gesagt, Sie wären aufs Land gereist, und da ich Sie und
Ihre Frau nicht bei dem Hegelschen Diner sah, so konnte ich
nicht denken, daß Sie sich in nächster Umgegend der Stadt aufhielten,
und ich muß unbedingt annehmen, daß auch Hegel es
damals nicht wußte. Daß ich zu der Zeit unseres Zusammentreffens
in München Ihr Werk über Lassalle nicht gelesen hatte,
lag einzig und allein daran, daß Hegel mir das Buch noch
nicht geschickt hatte, was er sonst mit den Schriften seines
Verlages zu thun pflegt, für die er ein Interesse bei mir
voraussetzt. Ich trug mich auch damals mit Plänen zu
den „Stützen der Gesellschaft", und unter solchen Umständen
lese ich so gut wie nichts, am allerwenigsten die Bücher,
von denen ich im voraus wissen kann, daß sie mich ganz
beschäftigen würden.

Möchten Sie sich doch jetzt nach und nach nur recht zufrieden
fühlen in Kopenhagen! Ich hoffe, Sie nächsten Sommer

1882 dort zu sehen: es giebt so vielerlei, was ich Ihnen sagen und mit Ihnen besprechen möchte.

Hier ist uns jetzt der Rückweg nach Italien durch große Überschwemmungen abgeschnitten; wann wir hoffen dürfen, wieder in Rom zu sein, das wissen wir noch nicht. Vorläufig müssen wir uns darauf beschränken, Bozen zu erreichen, was für den Augenblick unmöglich ist.

Mit unseren besten Grüßen für Ihre verehrte Frau

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

167.

An Frederik Hegel.

Rom, 2. Dezember 1882.

Lieber Herr Justizrat!

Nach einer beschwerlichen und teilweise auch wirklich gefahrvollen Reise sind wir am 24. v. M. hier angekommen und befinden uns nun in guter Ruh in unserer alten Wohnung.

Ich will nicht leugnen, daß ich mit nervöser Ungeduld auf die Ausgabe meines neuen Schauspiels warte, die sich ja wegen des Zusammentreffens verschiedener Umstände und wahrscheinlich auch aus Zweckmäßigkeitsrücksichten etwas verzögert hat, jetzt aber hoffentlich stattgefunden hat. Heute, wenn ich die dänischen Zeitungen lese, hoffe ich, das Buch angekündigt zu sehen. Für Bücher im allgemeinen ist ja Ende November ein sehr günstiger Erscheinungstermin; nicht ganz so für Schauspiele, die in diesem Fall erst zur Aufführung kommen können, wenn die beste Zeit der Theatersaison vorüber ist. Namentlich wird dies der Fall sein mit Schweden, wo ja das Stück erst übersetzt werden muß. Doch andererseits ist ja die Auflage meines Stückes so außerordentlich hoch, daß es ohne jeden Zweifel für uns beide wünschenswert ist, wenn es zu einem Zeitpunkt erscheint, wo es unbehelligt von anderen gleichzeitigen litterarischen Neuheiten auf

die ganze und ungeteilte Aufmerksamkeit des Publikums 1882
rechnen darf.

Der eigentliche Anlaß meines heutigen Schreibens ist, daß ich mich leider schon wieder zu der Bitte genötigt sehe, mir gütigst einen Wechsel auf 1000 Kronen schicken zu wollen. Die vorige Sendung ist mir in Brixen richtig zugegangen, und ich spreche Ihnen hierfür meinen besten und verbindlichsten Dank aus.

Ferner wäre ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie für meine Rechnung $4\frac{1}{2}$ prozentige norwegische Hypothekenbank-Obligationen im Betrag von 4000 Kronen kaufen ließen. Ich höre, norwegische Staatspapiere begegnen zur Zeit auf dem ausländischen Geldmarkt einem gewissen Mißtrauen, und infolgedessen ist jetzt vielleicht der Kurs für den Kauf günstig. Ich für mein Teil habe gegen diese Papiere keinerlei Bedenken: kenne ich doch die politisierenden Schreihälse da oben in Norwegen zu gut, um zu wissen, daß sie ihrerseits es nie zu ernster That kommen lassen werden.

Es sollen schon eine ganze Menge Skandinavier hier in Rom angekommen sein, aber ich habe erst sehr wenige gesehen. Frau Heiberg war so freundlich, mir ihr interessantes Buch zu senden. Ich schreibe ihr dieser Tage, um mich für diese in Wahrheit ungewöhnlich wertvolle Gabe zu bedanken.

Mit vielen Grüßen für Sie und Ihren lieben Kreis bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

P. S. Sollte Björnson zur Zeit in Kopenhagen sein, so grüßen Sie ihn und seine Frau bitte aufs beste und freundschaftlichste von mir und den Meinen. H. J.

168.

An Edvard Fallesen.

Rom, 12. Dezember 1882.

Herrn Kammerherrn Fallesen.

Es war mir besonders lieb, durch Herrn Justizrat Hegel zu erfahren, daß Sie mein neues Schauspiel am königl. Theater

1883 zur Aufführung zu bringen wünschen, und ich hoffe, meine telegraphische Antwort ist richtig in Ihre Hände gelangt.

Der hauptsächliche Zweck dieser Zeilen ist, einer irrtümlichen Auffassung und Wiedergabe einer Rolle des Stückes vorzubeugen. In einem Kopenhagener Blatt, das über den Inhalt des Stückes referiert, wird von dem Kapitän Horster als von einem „alten" Mann, einem „alten" Freund des Doktors u. s. w. gesprochen. Das ist ein Mißverständnis. Der Kapitän Horster ist ein junger Mann. Er ist einer von den „jungen Menschen", die der Doktor, wie er selbst sagt, gern in seinem Hause sieht. Horster muß namentlich in der kurzen Wechselrede zwischen ihm und Petra im fünften Akt so gespielt werden, daß man ahnt, zwischen den beiden ist ein warmes und innerliches Verhältnis im Werden.

Außerdem erlaube ich mir, darum zu ersuchen, daß auch für die Nebenpersonen im vierten Akt so weit wie irgend möglich tüchtige Schauspieler verwendet werden: je mehr charakteristische, naturwahre Gestalten in der Menge, desto besser.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, diese Zuschrift, die wohl eigentlich überflüssig ist, gütigst zu entschuldigen, und bin

mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Henrik Ibsen.

169.

An Camilla Collett.

Rom, 17. Januar 1883.

Hochverehrte Frau Collett!

Nun tritt bald ein bedeutungsvoller Gedenktag in Ihr Leben, ein Tag, der in weiten Kreisen beachtet und gefeiert zu werden verdient. Ich kann nicht daran zweifeln, daß dies auch geschehen wird, obgleich ich allerdings aus den Zeitungen nicht ersehe, daß Vorbereitungen getroffen werden. Aber dergleichen wird wohl geheim gehalten.

Sie dürfen überzeugt sein, daß wir in unserem kleinen 1883
Familienkreise hier unten den dreiundzwanzigsten nicht vorübergehen lassen, ohne ein Glas auf Ihr Wohlergehen in dem neuen Dezennium, in das Sie jetzt eintreten, zu leeren.

Auf ein großes litterarisches Lebenswerk können Sie an diesem Tag mit Stolz zurückblicken. Aber es ist meine feste Hoffnung, daß dieses Lebenswerk noch lange, lange nicht als abgeschlossen gelten darf. Sie haben ja die Jugend des Gemüts in ungeschwächter Fülle. Mit Ihren Gedanken, Ihren Ideen und Ihren Interessen stehen Sie noch wie vor als Streiterin draußen bei den Vorposten. Sie haben sich von dem Wechsel der Zeiten nicht überholen lassen, und darum darf man wohl die Erwartung hegen, daß Ihnen noch eine ganze Reihe von Jahren die Kraft eignen werde, zur Vollendung Ihres reichen und genialen Schaffens manchen wertvollen Beitrag zu leisten.

Die Ideen wachsen und pflanzen sich langsam fort bei uns da oben; aber unmerklich geschieht es doch. Das Norwegen, das sich jetzt eben entwickelt, wird Merkmale dessen tragen, wofür Ihr Geist gewirkt und die Wege geebnet hat. Sie sind einer von den Streitern, ohne die man sich in der Zukunft am allerwenigsten die Voraussetzungen, den Entwicklungsgang wird denken können.

Aber vor allen Dingen möchte ich freilich wünschen, daß Dank und Anerkennung Ihnen schon bei Lebzeiten in vollem Maß zuteil werden. Es liegt etwas Niederdrückendes, etwas tief Verstimmendes darin, daß die Menschen immer und ewig zu spät kommen, wenn es einmal heißt, etwas gutzumachen oder nachzuholen, was sie über Gebühr lange versäumt haben. Mich für mein Teil berührt das nicht im geringsten — aber es kann mich ärgern, erbittern und empören, wenn ich wahrnehme, wie so etwas denen begegnet, die ich hochachte und bewundere.

Indessen — der bevorstehende Festtag wird hoffentlich keinen Anlaß zu solchen Betrachtungen bieten. Er wird Ihnen Sonnenschein und einen wärmenden Luftstrom mitten hinein in die heimatliche Winterkälte tragen. Lassen Sie diese Zeilen

1883 vom Süden, vom Pincio, den Sie so sehr lieben, ein bißchen dazu beitragen! Heil und Glück diesem Tage und allen Ihren kommenden Lebenstagen!

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

170.

An Johan Sverdrup.

Rom, 24. Januar 1883.

Herrn Storthingspräsidenten Sverdrup.

Die norwegischen Blätter, die heute eingetroffen sind, haben uns eine Trauerbotschaft aus Ihrem Hause gebracht.

Gestatten Sie mir, meine und der Meinen innige Teilnahme an dem großen und schmerzlichen Verlust auszusprechen, den Sie eben erlitten haben.

Ich darf im Namen sämtlicher hier anwesenden Norweger sprechen, wenn ich Ihnen diese Zeilen sende. Seien Sie versichert, daß alle unsere Gedanken bei Ihnen sind in Ihrer Trauer.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

171.

An Lucie Wolf.

Rom, 25. Mai 1883.

Liebe Frau Wolf!

Anfang dieses Monats hatten wir das unerwartete Vergnügen, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Der Brief war ja freilich an meine Gattin gerichtet; da er aber in der Hauptsache mich betrifft, so erlaube ich mir, ihn hiermit persönlich zu beantworten.

Sie wünschen aus meiner Feder einen Prolog zu der Fest vorstellung, die im Juni im „Christianiaer Theater" stattfinden

soll aus Anlaß Ihrer dreißigjährigen künstlerischen Wirksamkeit 1883
an dieser Bühne.

Wenn ich doch nur Ihrer Bitte nachkommen könnte. Nichts sollte mir lieber sein. Aber ich kann es nicht — ich kann es nicht um meiner Überzeugung und meiner Kunstanschauung willen. Prologe, Epiloge und dergleichen mehr müßten unbedingt von der Bühne verbannt werden. Dahin gehört nur die dramatische Kunst, und Deklamation ist keine dramatische Kunst.

Der Prolog müßte natürlich in Versen sein, denn so ist es ja Schick und Brauch. Aber ich für mein Teil kann nicht dazu beitragen, diesen Schick und Brauch lebendig zu erhalten. Die Versform hat der Schauspielkunst außerordentlich vielen Schaden zugefügt. Ein Bühnenkünstler, der sein Repertoire aus der Schauspieldichtung der Gegenwart holt, sollte ungern auch nur einen Vers in den Mund nehmen. Die versifizierte Form wird im Drama der nächsten Zukunft kaum eine nennenswerte Verwendung finden: denn die dichterischen Intentionen der Zukunft werden sich damit sicherlich nicht vertragen können. Sie wird deshalb zu Grunde gehen. Die Kunstformen sterben ja ebenso gut aus, wie die fabelhaften Tierformen der Urzeit ausstarben, da ihre Zeit um war.

Eine Tragödie in fünffüßigen Jamben ist heutzutage schon eine ebenso seltene Erscheinung wie der Vogel Dodo, wovon nur einige ganz wenige Exemplare unten auf einer afrikanischen Insel leben.

Ich selbst habe in den letzten sieben, acht Jahren kaum einen einzigen Vers geschrieben, vielmehr ausschließlich die ungleich schwierigere Kunst gepflegt, in schlichter, wahrer Wirklichkeitssprache zu dichten. Dank dieser Sprache sind Sie die ausgezeichnete Künstlerin geworden, die Sie jetzt sind. Glatte Verse haben Sie nie darin gefördert, das Urteil eines Menschen zu bestechen.

Aber es kommt noch etwas hinzu, was mir die Hauptsache scheint. In einem Prologe sollen dem Publikum allerhand angenehme Dinge gesagt werden; es soll der Dank für Nachsicht und belehrende Urteile dargebracht werden; der Künstler soll sich

1883 selbst so winzig klein machen, wie das mittels Reimmanöver nur möglich ist. Aber ist denn daran ein Wahres? Sie wissen selbst ebenso gut wie ich, daß es nicht wahr ist. Das Verhältnis ist gerade umgekehrt. Nicht Sie stehen in der Schuld des Publikums: das Publikum schuldet Ihnen unendlich viel für Ihre dreißigjährige treue Arbeit.

Dieser Gesichtspunkt ist es, an dem meines Erachtens ein bedeutender Künstler aus Rücksicht auf sich selbst und seinen Stand festzuhalten verpflichtet ist. Daß ich bei einer solchen Auffassung mich nicht gut dazu verstehen kann, einen Prolog für die besagte Gelegenheit zusammenzuschlagen, werden Sie gewiß selbst zugeben müssen.

Aber kann ich Ihnen auch in diesem Punkt nicht dienen, so hoffe ich doch, daß Sie gleichwohl den Dank entgegennehmen werden, den ich Ihnen hiermit sende, einen Dank für alles, was Sie unserer Schauspielkunst immer waren und noch heute sind, und einen besonderen Dank für den hervorragenden Anteil, den Sie in so vielen Fällen an der Wiedergabe meiner eigenen Dramen genommen haben.

In der Hoffnung und mit dem herzlichen Wunsch, daß noch eine lange und lichte Künstlerlaufbahn vor Ihnen liegen möge, bin ich in alter Freundschaft

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

172.

An Georg Brandes.

Rom, 12. Juni 1883.

Lieber Brandes!

Auch diesmal muß ich meinen Brief mit der Bitte um Entschuldigung beginnen, daß ich erst heute Ihr letztes freundschaftliches Schreiben beantworte.

Es war mir außerordentlich lieb zu hören, daß die deutsche Ausgabe Ihrer Abhandlung über mich bald zu erwarten ist.

Sogleich, nachdem ich Nachricht davon erhalten, habe ich an Hanfstängls photographische Anstalt in München geschrieben mit dem Ersuchen, der Redaktion von „Nord und Süd" zwei verschiedene Bilder von mir in Kabinettformat direkt zuzustellen, und ich hoffe, daß dies schon längst geschehen ist. Meine Namensunterschrift habe ich auf einer Visitenkarte mitgeschickt.

1883

Ihr großes Werk über die romantische Schule in Frankreich habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlichst dafür. Selbstverständlich habe ich das Buch mit dem lebhaftesten Interesse gelesen. Ich hatte bei der Lektüre das Gefühl, als sei ich selbst mit dabei und erlebte die Periode, die Sie schildern. Doch über Ihre Bücher kann ich mich nicht in einem Briefe aussprechen; das muß einmal mündlich geschehen. Es ist in Ihren Büchern ein Neues, ein Zukunftselement, das mich sehr oft beschäftigt. Es ist durch sie etwas in die Geschichtsschreibung gekommen, das, wie ich glaube, früher nicht da war. So schaue ich namentlich Ihr Werk über Disraeli als eine tiefe und große Dichtung an. Aber, wie gesagt, über diese Dinge müßte ich mit Ihnen reden; meine Feder eignet sich nicht zu dergleichen.

Daß ich Ihnen nicht eher etwas über die Entstehung des „Festes auf Solhaug" mitgeteilt habe, kommt mir nun selbst sonderbar vor; aber ich habe der Sache niemals eine weitere Bedeutung beigelegt. Da jedoch die neue Ausgabe dieser Jugendarbeit ein Vorwort verlangte, so habe ich die günstige Gelegenheit benutzt, um den wirklichen Zusammenhang anzudeuten.

Was den „Volksfeind" betrifft, so glaube ich sicher, wir würden uns einigermaßen einigen, wenn wir nur darüber sprechen könnten. Sie haben natürlich recht, wenn Sie sagen, daß wir alle für die Verbreitung unserer Ansichten wirken müssen. Aber ich bleibe dabei, daß ein geistiger Vorpostenkämpfer nie eine Mehrheit um sich sammeln kann. In zehn Jahren steht vielleicht die Mehrheit auf dem Standpunkt, auf dem der Doktor Stockmann bei der Volksversammlung stand. Aber in diesen zehn Jahren ist der Doktor ja nicht stille gestanden; er hat abermals einen Vorsprung von zehn Jahren vor der Mehrheit voraus.

1883 Die Mehrheit, die Masse, die Menge holt ihn nie ein: er kann nie die Mehrheit für sich haben. Was meine eigene Person betrifft, so habe ich jedenfalls die Empfindung solch eines unaufhörlichen Vorwärtsschreitens. Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb, da steht jetzt eine recht kompakte Menge. Aber ich selbst bin nicht mehr da, — ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe.

Ich trage mich augenblicklich mit dem Entwurf zu einem neuen vieraktigen Drama. Es sammeln sich in einem ja leicht in Jahr und Tag diverse Tollheiten an, und für die möchte man doch gern einen Abfluß haben. Aber da das Stück nicht vom Reichsgericht oder vom absoluten Veto, nicht einmal von der reinen Flagge handeln wird, so darf es wohl kaum auf Beachtung norwegischerseits rechnen. Hoffentlich wird man jedoch wohl anderwärts Gehör finden.

Wir haben uns sehr gefreut, als wir von dem Empfang lasen und hörten, den Sie bei der Rückkehr nach Dänemark hatten, und wir wünschen herzlich, Sie mögen sich auch fernerhin in der Heimat wohl und zufrieden fühlen.

Ende dieses Monats reisen wir nach Tirol, um dort den Sommer zu verbringen.

Mit unseren besten und verbindlichsten Grüßen für Ihre verehrte Frau und Sie selbst und mit wiederholtem Dank für alles, was ich in so vieler Hinsicht Ihnen schulde, bin ich

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

173.

An Emma Klingenfeld.

Gossensaß, Tirol, 4. Juli 1883.

Hochgeehrtes Fräulein!

Als ich vor einigen Tagen in den Brief Einsicht nahm, den Sie jüngst die Güte hatten meiner Frau zu senden, wurde

ich mir in verstärktem Maße der Versäumnis bewußt, deren 1883 ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe, indem ich Ihnen nicht rechtzeitig meinen Dank für das besonders hübsche und freundliche Gedicht ausgesprochen habe, womit Sie mich vor zwei Jahren zu meinem Geburtstag geehrt und erfreut haben. Gestatten Sie mir, hiermit diese meine Pflicht zu erfüllen, und seien Sie mir nicht allzu böse, daß es so spät geschieht.

Ich habe meinen Verleger gebeten, Ihnen die neue Ausgabe des „Festes auf Solhaug“ zu schicken; denn ich dachte, es könnte Sie möglicherweise interessieren, diese Jugendarbeit zu lesen. Daß Sie sich nun damit beschäftigen, das Stück zu übersetzen, freut mich ganz ungemein. Ich glaube, daß Sie ganz besonders dazu befähigt sind, und daß die Übersetzung außerordentlich gut wird. Ich zweifle nicht daran, daß Sie einen Verleger — Reclam oder einen anderen — finden werden, und vielleicht könnten Sie auch Ihre Übersetzung an einigen Bühnen in Deutschland und Österreich zur Aufführung bringen. Wenn ich mir aber erlauben darf, Ihnen in dieser Angelegenheit einen Rat zu geben, so wäre es der, daß Sie sich an einen Berliner Theateragenten von gutem Renommee wenden möchten, der alles Geschäftliche mit den Bühnen in Ihrem Interesse erledigen würde. Entschuldigen Sie in jedem Falle, daß ich mich hier mit diesen mich gar nichts angehenden Dingen befasse!

Ich hoffe, Sie übersetzen die Vorrede des Stückes nicht: sie würde deutsche Leser kaum interessieren; ja, sie würde in Deutschland nicht einmal verstanden werden. Doch ich nehme an, daß Sie in diesem Punkt vollständig meiner Meinung sind.

Daß ich Ihnen meine beiden letzten Schauspiele „Gespenster“ und „Ein Volksfeind“ nicht gesandt habe, hatte seinen Grund darin, daß diese Stücke Probleme behandeln, die Sie vermutlich weniger interessieren, und ich fürchtete, daß die Zusendung möglicherweise von Ihnen als eine Aufforderung, auch diese Stücke zu übersetzen, aufgefaßt werden könnte — eine Aufforderung, der Sie nach meinem Gefühl nicht mit besonderem Vergnügen hätten nachkommen können.

1883 Ich weiß nicht, ob Sie von dem gewaltigen Sturm gehört haben, den die „Gespenster“ seiner Zeit in der nordischen Presse und bei einem großen Teil des skandinavischen Publikums erregt haben? Kein Theater wagte das Stück aufzuführen. Nun hat sich jedoch das Unwetter gelegt, und verschiedene Theaterdirektoren haben das Recht erworben, das Stück kommenden Winter zu spielen.

Es hat uns sehr interessiert zu hören, daß Sie jetzt im Begriff sind, eine skandinavische Sommerfahrt anzutreten. Wir wollen nur wünschen, daß sie unter günstigen Umständen vor sich gehen möge, und daß Sie namentlich mit dem Wetter Glück haben! Alle Berichte melden in diesem Jahr von einem prachtvollen Sommer da oben.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu Ihrem großartigen Unternehmen, „Adam Homo“ zu übersetzen, meinen besten Glückwunsch auszusprechen. Ich zweifle nicht, daß die Übersetzung in jeder Hinsicht geglückt ist, und werde sehr bald Gelegenheit haben, mich selbst davon zu überzeugen.

Ich habe meine Frau um die Erlaubnis gebeten, Ihren freundlichen und liebenswürdigen Brief an ihrer Stelle beantworten zu dürfen. Sie selbst legt deshalb nur eine Visitenkarte mit Angabe der Adresse ihrer Mutter in Kopenhagen bei.

Und nun, liebes, hochverehrtes Fräulein, für diesmal ein herzliches Lebewohl. Möge das Glück Ihnen auf Ihrer Nordlandfahrt günstig sein! Grüßen Sie Ihre verehrte Familie von uns; ebenso Heyses, wenn sie in München sind, und ferner alle die Freunde und Bekannte, die Sie im Norden etwa sehen — ganz besonders Brandes, ebenso seine Frau.

Ihr ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

174.

An Kristian Anastas Winterhjelm.

Gossensaß in Tirol, 6. September 1883.

Lieber Herr Winter-Hjelm!

Gestern Abend habe ich Ihren freundlichen Brief vom 3. d. M. empfangen, und ich beantworte ihn hiermit in aller Eile, indem ich Sie bitte, Herrn Lindberg mitzuteilen, daß er meinerseits in der Wahl des Aufführungslokals in Christiania völlig freie Hand hat. Nachdem Sie mich über die gegenwärtigen Theaterverhältnisse dort aufgeklärt haben, habe ich gegen das Volkstheater nichts weiter einzuwenden.

Gestatten Sie mir sodann, Ihnen meinen besten Dank für die Helsingborger Mitteilung über die Premiere auszudrücken. Ihrer verehrten Gattin bitte ich meinen herzlichsten Gruß und Dank zu übermitteln. Ohne ihre Mitwirkung wären die Siege und Triumphe dieser Tage unmöglich gewesen, und eine große Freude und Befriedigung empfinde ich bei dem Gedanken, daß unsere Namen für immer miteinander verknüpft bleiben, wenn die Theatergeschichte unserer Zeit einmal geschrieben wird.

Hier muß ich leider abbrechen, damit der Brief mit dem ersten Zuge abgehen kann.

Ihr freundschaftlichst verbundener

Henrik Ibsen.

175.

An Ole Andreas Bachke.

Rom, 30. November 1883.

Lieber Bachke!

Obgleich ich mir wohl denken kann, daß Deine Zeit und Deine Aufmerksamkeit im Augenblick durch wichtige und ernste Angelegenheiten stark in Anspruch genommen sind, wage ich es

1883 doch im Vertrauen auf die gütige Gesinnung, die Du mir bei so vielen Gelegenheiten bewiesen hast, mich in einer Sache an Dich zu wenden, die für mich und die Meinen von außerordentlich großer Bedeutung ist.

Wie Du Dich vielleicht erinnern wirst, habe ich 1880 ein Gesuch an das Kultusministerium gerichtet, es möge eine Königl. Vorlage erwirkt werden, daß mein Sohn, der damals drei Semester als studiosus juris an der Universität München immatrikuliert war, zur Fortsetzung seiner Studien in Christiania zugelassen werde, ohne sich vorher — nach norwegischem Reglement — dem „zweiten Examen" zu unterziehen. Dieser Antrag wurde unter Hinweis auf die bestehende Gesetzgebung abgelehnt, und der Vorschlag einer Abänderung derselben, den Du seiner Zeit die Güte hattest anheimzustellen, scheint auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Wenigstens verlautet nichts, daß er eingebracht worden ist.

Da der Weg des Studiums in der Heimat meinem Sohn auf diese Weise versperrt war, setzte er seine Studien hier fort und beschloß sie — soweit die Universität in Betracht kommt — damit, daß er im Sommer vorigen Jahres seinen juristischen Doktor machte. Während seiner ganzen Studienzeit und nachher hat er sich hauptsächlich mit den politischen Wissenschaften, mit Staatsrecht, Völkerrecht, Staatsökonomie u. s. w. beschäftigt, und er ist nun gerüstet, sich jederzeit dem herkömmlichen sogenannten diplomatischen Examen zu unterwerfen, das zu einer Anstellung im Ministerium des Äußern und im Konsulats- und Gesandtschaftsdienst berechtigt.

Ehe dies aber geschehen kann, muß er sich naturalisieren lassen. Und hier sind wir bei dem Punkt angelangt, über den wir nur schwer hinwegkommen können. Sich vollständig von seinem Vaterland lossagen — das ist eine ernste Sache.

Und deshalb mache ich hiermit — auf Wunsch meines Sohnes — den letzten Versuch, ihn als norwegischen Bürger zu erhalten, indem ich Dich frage, ob Du eine Zusage oder ein Versprechen von der Regierung erwirken wolltest und könntest,

daß mein Sohn bei der Verteilung des nächsten Attaché- 1883
stipendiums, das frei wird, in Betracht käme.

Was seine Qualifikation zu einer solchen Stellung betrifft, so erwähne ich, daß er — von seinen sonstigen Kenntnissen abgesehen — Deutsch, Französisch und Italienisch wie seine Muttersprache spricht und schreibt, und daß dies binnen kurzem auch mit dem Englischen der Fall sein wird. Mein Sohn fühlt sich hauptsächlich zum sozialpolitischen Schriftsteller berufen, und er meint, daß sich eine solche Thätigkeit am besten mit einer Anstellung bei einer Gesandtschaft vereinigen ließe. Gegenwärtig ist er mit einer umfassenden Arbeit über „die Entwicklung des Staatsbegriffs im Lauf der Zeiten" beschäftigt, deren Einleitung in „Nyt Tidsskrift" veröffentlicht worden ist.

Ich könnte noch allerlei hinzufügen, aber ich wage nicht, weiter Beschlag auf Deine Zeit zu legen. Ich möchte nur ungern glauben — was verschiedene annahmen —, ich sollte bei der Mehrheit der Regierungsmitglieder dermaßen persona ingrata sein, daß ich auf keinerlei Entgegenkommen zu rechnen hätte. Was ich vom Haupt des Kultusministeriums zu erwarten habe, weiß ich recht gut. Aber seine Stimme ist wohl glücklicherweise nicht ausschlaggebend in dieser Sache.

Solltest Du mich zu gegebener Zeit mit einigen Zeilen der Erwiderung erfreuen wollen, so bitte ich, den Brief an unser hiesiges Konsulat zu adressieren.

Mit unseren besten Grüßen bin ich

Dein getreuer und dankbarer

Henrik Ibsen.

176.

An Frederik Hegel.

Rom, 27. Dezember 1883.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir, Ihnen hierdurch in einigen Worten meinen und meiner Angehörigen besten Dank für die gütigst

1883 übersandten Bücher auszusprechen, die in so wesentlichem Maße dazu beigetragen haben, uns Weihnachten zu verschönen, indem sie uns gewissermaßen der Heimat näher rückten.

Ebenso bitte ich Sie, meinen herzlichsten Dank für alle die Güte und Zuvorkommenheit entgegenzunehmen, die Sie in dem nun bald abgelaufenen Jahre mir erwiesen haben. Die Nachricht von der neuen Auflage des „Bundes der Jugend" war mir besonders willkommen, und ich hoffe, Sie werden entschuldigen, wenn ich nicht sogleich geantwortet habe. Aber ich war damals auf Reisen, und das Buch kam rascher heraus, als ich erwartet hatte. Das übersandte hübsche Exemplar hat mich hier gleich nach meiner Rückkehr überrascht.

Ich ersehe aus den Zeitungen, daß oben in Kopenhagen ein litterarischer Bürgerkrieg ausgebrochen ist, und daß es scharf hergeht. Hier aus der Ferne ist ja die Sache nicht leicht zu beurteilen, aber ich finde doch, Drachmann hätte seine Anklagen gegen Georg Brandes auf eine Art formulieren können, daß daraus nicht notwendigerweise ein Bruch zwischen den beiden langjährigen Freunden hätte entstehen müssen.

Was mich betrifft, so vermag ich übrigens kein Unglück darin zu sehen, wenn die litterarische Linke gesprengt wird. Ich glaube, diesen vielen hochbegabten Schriftstellern ist am besten damit gedient, wenn jeder für sich arbeitet, ohne nach einem gemeinschaftlichen Programm seitwärts zu schielen.

Hier in Rom sind nun verschiedene Skandinavier versammelt, doch nicht so viele wie sonst gewöhnlich um diese Jahreszeit. Ich lebe übrigens diesen Winter ziemlich still für mich und habe bisher nicht sehr viele von den Landsleuten gesehen.

Gestatten Sie mir, zum Schluß meinen Dank für das alte Jahr zu wiederholen, und empfangen Sie zugleich mit Ihrem lieben Familienkreise unsere besten Wünsche für ein gutes und fröhliches Neujahr.

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

177.

An Frederik Hegel.

Rom, 17. Januar 1884.

Lieber Herr Justizrat!

Indem ich für die übersandte Abrechnung über das verflossene Jahr verbindlichst danke, gestatte ich mir die Bitte, mir gütigst einen Wechsel oder eine Anweisung in der Höhe von 2000 Kronen schicken zu wollen.

Wenn Sie, wie ich annehme, Jonas Lies Adresse in Paris kennen sollten, so dürfte ich wohl bitten, sie mir bei dieser Gelegenheit anzugeben, da ich ihm gern schreiben möchte.

Die interessante Weihnachtslitteratur, die ich erhalten, habe ich jetzt fast ganz gelesen. Lies neue Erzählung ist ein ungewöhnlich ansprechendes Buch, an dem er, wie ich hoffe, viel Freude erleben wird. Ebenso mag ich Henrik Pontoppidans „Dorfbilder" außerordentlich gern. Ich habe bis jetzt nichts von diesem Schriftsteller gelesen, aber ich zweifle nicht, daß er eine schöne litterarische Zukunft hat. Ich setze voraus, daß er ein noch junger Mann ist.

Holger Drachmann hat mir die Aufmerksamkeit erwiesen, mir seine „Schattenbilder" zu senden. Es scheint, die Kritik stellt so ziemlich einmütig die letzte Erzählung des Buches am höchsten. Dieser Ansicht kann ich für mein Teil nicht beitreten. Ich glaube nicht, daß sich das Interesse, das diese Erzählung geweckt hat, auf die Dauer halten wird. Die Weltentwicklung bewegt sich nun einmal nicht in der Richtung nationaler Absonderung und Absperrung — im Gegenteil. Die ersten der „Schattenbilder" sprechen mich, wie gesagt, weit mehr an.

Lindberg und seine Gesellschaft haben am 2. Januar die „Gespenster" zum fünfzigsten Mal in Schweden gegeben. In Dänemark und Norwegen hat er das Stück 21 Mal gespielt, also im ganzen 71 Mal in wenig mehr als vier Monaten.

Von hier ist nichts Neues zu melden. Der Winter ist

1884 wunderbar schön heuer — fast nie eine Wolke am Himmel und die Temperatur gerade nur so kühl, daß sie angenehm wirkt.

In der Hoffnung, daß auch Sie und die Ihrigen daheim einen behaglichen Winter verleben, und mit unseren besten Grüßen bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

178.

An Björnstjerne Björnson.

Rom, 28. März 1884.

Lieber Björnson!

Mit großem Vergnügen bin ich mit dabei, mich der übersandten Eingabe an das Storthing anzuschließen, und schicke sie hier deshalb mit der Unterschrift versehen zurück.

Aber ich muß gestehen, daß ich mir gar keinen Erfolg von der ganzen Sache verspreche. Hätte sich die Majorität des Storthings mit ehrlichem Interesse dem Vorschlag Berners angeschlossen, so hätten sie die Vorlage nicht den Kommunalbehörden zur Begutachtung übersandt. Sie hätten überhaupt keine Erklärung von den Männern verlangt, sondern von den Frauen. Die Männer in einer solchen Sache um Rat fragen, ist dasselbe, wie die Wölfe fragen, ob sie die Vermehrung der Schutzmittel für die Schafherden wünschen.

Ach nein, die Minorität unseres Volkes, die im Besitz der politischen, kommunalen und sozialen Privilegien ist, giebt diese wohl nicht gutwillig aus den Händen oder teilt sie mit der unprivilegierten Majorität. Deshalb kann ich mir auch so gut denken, was bei den Stimmrechtvorschlägen herauskommen wird. Keiner von ihnen wird die nötigen Stimmen auf sich sammeln. So etwas geben die Besitzer nicht als Geschenk her — es muß erobert werden. Und vor allem bei uns, wo die Entscheidung teilweise in den Händen der Landbevölkerung liegt. Ich habe

in vielen Ländern die Bauern kennen gelernt, aber nirgends 1881 habe ich sie freisinnig, opferwillig oder uneigennützig gefunden. Im Gegenteil. Ich habe überall gefunden, daß sie bis zum äußersten an ihren Rechten und an ihrem eigenen Vorteil festhalten. Sollte das bei uns anders sein? Ich kann es fast nicht glauben. Ich begreife nicht, warum man unsere Linke liberal nennt. Wenn ich die Storthingsverhandlungen lese, so ist es mir nicht möglich, im Gedankengang der Bauern eine Spur mehr wirklichen Freisinns zu entdecken, als ihn die ultramontane Bauernbevölkerung in Tirol hat.

Deshalb fürchte ich sehr, daß es mit den sozialen Reformen bei uns in Norwegen gute Wege hat. Allerdings können sich die politisch Privilegierten ein oder das andere neue Recht, einen oder den anderen neuen Vorteil zulegen. Aber ich sehe nicht, daß für das ganze große Volk und namentlich für den einzelnen des Volkes ein merklicher Gewinn dabei herausschaut. Doch ich bin ja freilich ein Heide auch auf politischem Gebiet; ich glaube nicht an die befreiende Macht der Politik, und auch der Uneigennützigkeit und dem guten Willen der Machthaber traue ich nicht sehr.

Ginge es nach mir, so müßten bei uns alle die Unprivilegierten sich zusammenthun und eine starke, resolute Partei von Draufgängern gründen, deren Programm ausschließlich auf praktische und produktive Reformen, auf eine sehr ausgedehnte Erweiterung des Stimmrechtes, eine Regulierung der Stellung der Frau, die Befreiung des Volksunterrichts von allerhand mittelalterlichem Kram u. s. w. gerichtet wäre. Die theoretisch-politischen Fragen könnten gut eine Weile ruhen; sie sind nicht sonderlich produktiv. Käme eine solche Partei zu stande, so würde sich die jetzige Linke bald als das zeigen, was sie in Wirklichkeit ist und auf Grund ihrer Zusammensetzung sein muß — als eine Centrumspartei.

Aber mir fehlt jetzt hier der Platz zu mehr Kannegießereien. Dein prächtiges „altes Dokument“ lesen wir immer und immer wieder. Ich ahne den Verlauf der Fortsetzung und bin gespannt,

1884 erst das Ganze zu haben. Grüße Deine Frau, Jonas Lies und alle anderen Freunde und Landsleute.

Dein
Henrik Ibsen.

179.

An Georg Brandes.

Rom, 25. Juni 1884.

Lieber Brandes!

Herzlichen Dank für Ihren Brief, den ich schon lange hätte beantworten sollen, zumal da ich weiß, daß Sie strenge Kontrolle über Ihre Korrespondenten üben, obwohl Sie freilich versichern, daß Sie sich in diesem Punkt etwas geändert haben.

Ich hätte Ihnen auch gern rascher geantwortet, wenn nicht ein neues Drama in den letzten Monaten ausschließlich meine ganze Zeit in Anspruch genommen hätte. Und für mich ist das keine so leichte Sache, einen Brief zu schreiben, wie für Sie.

Gleich Ihnen habe auch ich das bestimmte Gefühl, daß wir uns jetzt näher stehen als in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft. Aber ich glaube, der Grund ist, daß wir einander während unseres Entwicklungsganges entgegengekommen sind, jeder von seiner Seite. Ich hätte wohl Lust, hierüber und über verwandte Gegenstände mündlich mit Ihnen zu sprechen. In einem Briefe geht das nicht.

Eine Verstimmung spricht aus alledem, was Sie über Ihre Erfahrungen nach der Rückkehr in die Heimat schreiben. Das hat mich nicht überrascht. Als Sie wieder nach Kopenhagen gingen, fand ich diesen Ihren Schritt durchaus natürlich. Aber ich war darauf vorbereitet, daß Ihre Erlebnisse dort nicht ausschließlich erfreulicher Art sein würden. Sie sind ja heimgekehrt mit einem europäischen Namen, und eine geistige Rangordnung verträgt sich nicht gut mit den demokratischen Prinzipien. Dazu kommt, daß es weit leichter ist, aus der Entfernung eine Partei zu führen und eine Bewegung zu leiten, als in der Nähe. Die persönliche An-

wesenheit irritiert in vieler Beziehung und aus verschiedenen 1884
Gründen. Ich habe Gelegenheit gehabt, Beobachtungen darüber anzustellen, und ich habe mir diese Beobachtungen „in unterschiedlichen Kriegen“ zu nutze gemacht.

Das litterarische Schauspiel, das die Presse daheim im letzten Jahre aufgeführt hat, habe ich aufmerksam verfolgt. Der Rollenwechsel, der stattgefunden hat, ist mir nicht unerwartet gekommen. Namentlich nicht, was das Heldenfach betrifft. Aber davon will ich jetzt nicht weiter sprechen. Ich will Ihnen lieber noch einmal Dank sagen für das, was Sie in Ihrem Brief so offen und liebenswürdig ausgesprochen haben, und nicht minder für die deutsche Bearbeitung meiner Biographie. Die Zeitschrift selbst habe ich nicht gesehen; aber ich habe in einen Separatabdruck der Abhandlung Einsicht erhalten. Haben Sie Dank — immer wieder Dank!

Von dem großen Zulauf zu Ihren Vorlesungen habe ich aus deutschen Blättern und von dänischen Reisenden gehört. Ihre Landsleute sind nun doch stolz auf Sie, wenn sie es sich auch ab und zu einmal nicht verkneifen können, Sie zu quälen. Ich kenne diese Art Verhältnis.

Von meiner neuen Arbeit, einem Schauspiel in fünf Akten, habe ich jetzt das Konzept fertig und bin stark mit der Durcharbeitung, der feineren Ausgestaltung der Sprache und der energischeren Individualisierung der Charaktere und des Dialogs beschäftigt. In einigen Tagen reise ich nach Gossensaß in Tirol, um im Lauf des Sommers die ganze Geschichte zum Abschluß zu bringen. Meine Frau und mein Sohn reisen zur selben Zeit nach Norwegen.

Entschuldigen Sie diesen hastigen Brief.

Unsere besten Grüße für Ihre verehrte Frau und Ihre Mädels.

Ihr getreuer Freund

Henrik Ibsen.

1884

180.

An Theodor Caspari.

Rom, 27. Juni 1884.

Lieber Herr Caspari!

Ich weiß nicht mehr, ob ich während unseres hiesigen Zusammenseins Ihnen erzählt habe, daß ich unter anderen Fehlern auch daran leide, sehr saumselig in der Beantwortung empfangener Briefe zu sein. Jedenfalls haben Sie nun erfahren, daß dem so ist. Ihren freundlichen Brief mit dem beigelegten hübschen und herzlichen Gedicht habe ich nun seit Mitte April vor mir auf dem Tisch liegen, und ständig mit dem guten Vorsatz, Ihnen „morgen" zu antworten. Und erst heute kommt mein Entschluß zur Ausführung!

Nehmen Sie mir meine Versäumnis nicht allzu übel und empfangen Sie meinen besten und wärmsten Dank für das übersandte Gedicht, das mich ergreift und bewegt, so oft ich es lese. Und das thue ich oft: denn es hat für mich einen so heimischen Klang.

Sie irren sich jedoch sehr, wenn Sie glauben, ich wünschte, daß Sie Ihre Leier zerschlügen. Im Gegenteil. Ich kenne kein einziges Gedicht von Ihnen, das ich ungeschrieben wünschte, und ich hoffe, Sie werden in Zukunft ein reiches Schaffen gerade auf dem Gebiet des versifizierten und gereimten Gedichtes entfalten, denn dies Gebiet ist für Sie ja das natürliche. Ich erinnere mich wohl, daß ich mich einmal etwas despektierlich über die Verskunst ausgesprochen habe. Aber das rührte nur von meinem eigenen damaligen Verhältnis zu dieser Kunstform her. Ich habe schon lange aufgehört, allgemeingültige Forderungen zu stellen, weil ich nicht mehr glauben kann, daß solche Forderungen mit irgend einem inneren Recht aufgestellt werden können. Ich meine, wir haben alle, einer wie der andere, nichts anderes und nichts besseres zu thun, als im Geist und in der Wahrheit uns selbst zu realisieren. Dies ist meines

Erachtens der wirkliche Freisinn, und darum sind mir die so- 1884
genannten Liberalen in vielen Punkten so herzlich zuwider.

Ich habe den ganzen Winter über etliche neue Tollheiten gebrütet und mich so lange mit ihnen abgegeben, bis sie dramatische Form annahmen, und nun habe ich in diesen Tagen ein fünfaktiges Schauspiel vollendet. Das heißt im Konzept — jetzt kommt die feinere Durcharbeitung, die energischere Individualisierung der Gestalten und ihrer Ausdrucksweise. Um für diese Arbeit die nötige Ruhe und Einsamkeit zu finden, reise ich in einigen Tagen nach Gossensaß in Tirol. Meine Frau und mein Sohn reisen zur gleichen Zeit nach Norwegen. Ich wollte, ich könnte mit! Aber es geht nicht. In meinem Alter muß man die Zeit zur Arbeit nützen — mit der Geschichte fertig wird man ja doch nicht, — „hat nicht die Zeit, den letzten Vers zu machen", aber man will sich doch gern so viel wie möglich vom Hals schaffen.

Und so wünsche ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau einen angenehmen Sommer! Seien Sie versichert, daß wir Sie beide stets in freundschaftlicher Erinnerung bewahren werden. Empfangen Sie unsere besten Grüße und wiederholten Dank von Ihrem

herzlich ergebenen

Henrik Ibsen.

181.

An Frederik Hegel.

Gossensaß, 2. September 1884.

Lieber Herr Justizrat!

Zugleich mit diesem Brief sende ich Ihnen das Manuskript meines neuen Schauspiels „Die Wildente", das mich in den letzten vier Monaten Tag für Tag beschäftigt hat, und das ich nun, da ich mich von ihm trennen muß, immerhin ein wenig entbehren werde. Die Menschen dieses Stückes sind mir trotz ihren mannigfachen Gebrechen durch den andauernden, täglichen

1884 Umgang doch lieb geworden. Aber ich habe die Hoffnung, daß sie auch im großen lesenden Publikum und nicht zum mindesten unter dem Volk der Schauspieler gute, wohlwollende Freunde finden werden: denn sie bieten alle ohne Ausnahme dankbare Aufgaben. Aber das Studium und die Wiedergabe dieser Menschen wird nicht leicht sein, und mit Rücksicht auf die Theater wäre es deshalb wünschenswert, wenn das Buch rechtzeitig in der Saison eingereicht werden könnte. Die nötigen Begleitbriefe werden Ihnen zu gütiger Besorgung zugehen.

Dieses neue Stück nimmt in meiner dramatischen Produktion gewissermaßen einen Platz für sich ein; das Verfahren weicht in mancher Hinsicht von meiner früheren Methode ab. Ich will mich jedoch hierüber nicht weiter aussprechen. Die Kritiker werden hoffentlich die Punkte schon herausfinden; auf jeden Fall werden sie Verschiedenes zum Streiten, Verschiedenes zum Auslegen finden. Daneben wird, glaube ich, die „Wildente" vielleicht einige von unseren jüngeren Dramatikern auf neue Wege locken, und das würde ich für sehr wünschenswert halten.

Es ist jetzt meine Absicht, mich ordentlich auszuruhen, bis sich neue Pläne ernsthaft zu melden beginnen. Wo wir den Winter zubringen werden, weiß ich noch nicht. Wenn sich die Cholera in Rom oder Umgegend zeigen sollte, möchten wir uns fürs erste nicht dahin begeben. Jetzt bleibe ich vorläufig hier, wo wir trotz der hohen Lage noch vollen Sommer haben.

Wie Sie wohl wissen, wohnen Björnsons gegenwärtig hier in der Nähe, in Schwaz, — zwei bis drei Stunden Eisenbahnfahrt nördlich von Gossensaß. Auf ihre Einladung reise ich an einem der nächsten Tage hin und besuche sie; wir haben uns nun über zwanzig Jahre nicht gesehen. Vielleicht kommt auch Jonas Lie von Berchtesgaden aus hin; doch das ist ungewiß.

Gestatten Sie mir nun, Ihnen meinen besten Dank auszusprechen für die große Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, die meine Frau und mein Sohn während des Aufenthaltes in Kopenhagen von Ihnen und Ihrer lieben Familie erfahren haben. Nachdem sie das Nordkap erstiegen haben, bringen sie

jetzt den Sommer am Selbosee oben im Drontheimischen zu. 1884
Wann sie hierher kommen, ist noch unbestimmt.

Mit vielen Grüßen für Sie und die Ihrigen bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

182.

An Björnstjerne Björnson.

Gossensaß, 29. September 1884.

Lieber Björnson!

Ich sollte Dir in Sachen des Theaters schreiben; zufällige unaufschiebbare Korrespondenzen haben mich bis jetzt verhindert.

Wenn man so lange wie ich mit der Leitung eines Theaters zu thun gehabt und sich so ausschließlich wie ich mit dramatischen Arbeiten beschäftigt hat, so kann es ja nicht fehlen, daß sich die Lust, praktisch Hand anzulegen, oft mit Macht meldet. Das Theater hat etwas Verführerisches; und beide Male, wo Du nun diesen Gedanken mir nahegelegt hast, haben Unruhe und Verlangen mein Inneres ergriffen. Außerdem kommt es zuweilen vor, daß sich bei mir der Mangel einer festen und verpflichtenden Thätigkeit fühlbar macht. Es wären also für mich Beweggründe genug vorhanden, nach Hause zu reisen und das Theater zu übernehmen, wenn dergleichen thunlich wäre.

Aber das Unglück ist, daß es zur Zeit ganz und gar nicht thunlich ist. Die Partei, die am Theater die Macht hat, ist mir sicherlich nicht günstiger gesinnt als Dir. Meine Frau schreibt jetzt gerade aus Norwegen: „Nie hätte ich geglaubt, daß wir bei der Rechten dermaßen schlecht angeschrieben sind, wie dies, aus mannigfachen Zeichen zu schließen, der Fall ist.“ Ich bin keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß die Beobachtung richtig ist. Mir die Leitung des Theaters anbieten, hieße deshalb dasselbe, wie sich und das Theater in ein feindliches Verhältnis zu einer Menge wohlhabender Familien und Persönlich-

1884 keiten bringen, deren Unterstützung das Institut nicht entbehren kann. Deshalb geschieht es auch nicht. Ich werde sicherlich nie Leiter des Theaters, solange die jetzige Repräsentantenschaft am Ruder ist.

Du wirst vielleicht einwenden, daß ich trotzdem nach Norwegen gehen und versuchen könnte, zunächst als privater Reformator zu wirken, die Vollendung des neuen Theaterbaus zu beschleunigen und dadurch möglicherweise zur Schaffung neuer Zustände beizutragen, so daß meine Wahl zum Leiter des Theaters denkbar würde. Dies alles könnte vielleicht geschehen, wenn ich ausreichende Mittel hätte, um unterdessen leben zu können. Aber das habe ich nicht. Ich habe noch bei weitem nicht so viel zurücklegen können, daß es für mich und die Meinigen ausreichen würde, falls ich meine litterarische Arbeit einstellte. Und einstellen müßte ich sie, wenn ich in Christiania lebte. Nicht an die vielen aufreibenden Theatergeschichten denke ich hier zunächst. Nein, die Sache ist die — ich würde nicht rückhaltlos und frei von der Leber weg schreiben können da oben. Und das ist für mich gleichbedeutend damit, gar nicht zu schreiben. Als ich vor zehn Jahren, nach neuen zehn Jahren der Abwesenheit, den Fjord hinauffuhr, da fühlte ich, wie sich mir die Brust in Beklemmung und Unbehagen buchstäblich zusammenschnürte. Dieselbe Empfindung habe ich während meines ganzen Aufenthaltes da oben gehabt: ich war nicht mehr ich selbst unter all diesen norwegischen kalten und verständnislosen Augen, die aus den Fenstern und auf den Bürgersteigen blickten.

Ich muß deshalb noch ein Jahr lang zusehen. Wenn sich Regierung und Storthing vornehmen, die Dichtersolde so zu erhöhen, daß ich pekuniär unabhängig gestellt wäre, so könnte ich wohl dem Theater zuliebe meinerseits ein Drama oder zwei zunächst ungeschrieben lassen. Und ich meine, unsere herrschenden Politiker sollten uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und uns einen Ersatz für den großen Verlust gewähren, den wir durch den Mangel an Litterarkonventionen mit dem Ausland erlitten haben und noch immer erleiden.

Die verehrten Herren sollten auch bedenken, daß sie wahrlich 1884
nicht so daständen, wie sie jetzt in den Augen des norwegischen Volkes dastehen, wenn nicht unsere neuere Dichtung das Verständnis vorbereitet hätte. Mir scheint auch, daß sie nicht gar so abgeneigt sind, wenn es Belohnungen und Vergütungen für sie selber gilt.

Aber es giebt noch eine Rücksicht. Glaubst Du, es wäre für Björn wünschenswert, wenn ich nach Hause käme? Ich bezweifle es. Ich glaube, er wird sich in seiner Stellung als artistischer Leiter unter Schröder als Chef frei und ungehemmt fühlen. Und was für einen wesentlichen Nutzen könnte ich schaffen, solange in dem scheußlichen, engen alten Kasten gespielt wird? Das jetzige Gebäude ist unbrauchbar für die artistischen Reformen, deren Einführung ich für wünschenswert hielte. Björn wird das auch bald erkennen, wenn er es nicht schon erkannt hat. Er wird genötigt sein, seine künstlerischen Inscenierungsabsichten so ungeheuer herabzumindern, daß er bald mit mir darin übereinstimmen wird, daß wir, wenn unsere theatralische Kunst nicht zu Grunde gehen soll, ein zeitgemäßes Schauspielhaus haben müssen.

Dies für heute.

Herzliche Grüße Euch allen.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

183.

An das „Dagblad".

Gossensaß (Tirol), 27. Oktober 1884.

An

die Redaktion des „Dagblad".

In Ihrem geehrten Blatt vom 20. d. M. wird von einem Gerücht Mitteilung gemacht, wonach ich mich bereit erklärt hätte, die Leitung des Christianiaer Theaters zu übernehmen.

1885 Es sei mir gestattet, Sie hierdurch zu verständigen, daß dieses Gerücht nicht den Thatsachen entspricht.

Ich habe keine dahinlautende Erklärung abgegeben und auch keine Veranlassung gehabt, mich zu erklären, da mir der Posten eines Chefs nicht von den offiziellen Vertretern des Theaters angeboten worden ist.

Sollte das meines Erachtens Undenkbare geschehen, daß die gegenwärtige Vertretung mich zum Leiter des Theaters beruft, so würde ich die Berufung unbedingt ablehnen.

Es ist eine Versündigung an unserem begabten und tüchtigen Schauspielerpersonal und an unserer nationalen dramatischen Litteratur, wenn man das Elend mit dem alten unzeitgemäßen Gebäude immer so weiter gehen läßt — ohne Beitrag von Staat und Kommune.

Bei einer solchen Versündigung mache ich mich nicht zum Mitschuldigen.

Ergebenst
Henrik Ibsen.

184.

An Frederik Hegel.

Rom, 2. März 1885.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir, Ihnen hiermit verbindlichst für das übersandte Exemplar der „Wildente" sowie für die verschiedenen Zeitungen mit den Besprechungen der Aufführung zu danken — nicht zum mindesten für das Telegramm, womit Sie mich gütigst bedacht haben.

Ich sehe, daß bei der ersten Vorstellung gezischt wurde, und vielleicht hat sich das auch später wiederholt. Es kommt mir dies eigentlich nicht so unerwartet, wenn ich bedenke, eine wie gespannte Stellung die litterarischen Parteien zur Zeit in Kopenhagen gegeneinander einnehmen. Unter keinen Umständen fällt es mir auch nur einen Augenblick ein zu glauben, daß

mit der Demonstration eine Verhöhnung meiner eigenen Person 1885 beabsichtigt gewesen sein sollte.

Frau Thoresen hat uns über die Darstellung geschrieben, die sie vorzüglich findet, namentlich was die Brüder Poulsen betrifft. Herrn Emil P. kenne ich persönlich. Sollten Sie ihn gelegentlich einmal sehen, so bitte ich Sie, ihn aufs beste zu grüßen und ihm zu danken.

In Norwegen waren in letzter Zeit beunruhigende Gerüchte über Björnsons Gesundheitszustand in Umlauf. Aber ich konnte nicht recht erfahren, was eigentlich los ist. Ich hoffe jedoch, daß das Übel, an dem er leidet oder gelitten hat, nur vorübergehender Natur ist. Wenn er sich bloß fürs erste aller aufregenden Teilnahme an unseren politischen Streitigkeiten enthalten möchte.

Der hauptsächliche Grund meines heutigen Schreibens ist, daß ich Sie um eine Anweisung auf 1000 Kronen bitten muß. Ich habe ja etwas Geld vorläufig bei dem Buchhändler Lund stehen; doch wage ich nicht, es anzugreifen, solange ich nicht mit Sicherheit weiß, wieviel Zuschuß Sigurd in Stockholm bis August braucht. Nach dieser Zeit wird er sich vermutlich selber helfen können.

Wir haben jetzt köstliches warmes Frühlingswetter hier. Wahrscheinlich gehen wir dies Jahr früher als gewöhnlich aufs Land. Das ist wohlfeiler, und außerdem habe ich mehr Ruhe zum Arbeiten. Aber einen definitiven Entschluß haben wir noch nicht gefaßt.

In der Hoffnung, daß auch bei Ihnen alles gut geht, und mit unseren besten Grüßen für Sie und Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

1885

185.
An Ludvig Josephson.

Rom, 9. April 1885.

Lieber Herr Josephson!

Ich habe dieser Tage aus Stockholm Nachrichten und eine Menge Zeitungen erhalten, die sich mit ganz ungewöhnlicher Einstimmigkeit über die Aufführung von „Brand" am Neuen Theater aussprechen.

Die Aufführung des Stückes kam mir unerwartet und überraschend. Ich wußte nicht, daß sie so nahe bevorstand, und fing schon an zu fürchten, daß sie bis zum nächsten Jahr verschoben sei.

Um so größer war deshalb meine Freude, als ich Ihr sowie das Telegramm meines Sohnes erhielt und daraus ersah, daß Ihr mutiges — ja, ich kann wohl sagen verwegenes Unternehmen von einem so entschiedenen Sieg gekrönt worden ist.

Es ist nun länger als zehn Jahre her, daß Sie mir das erste Mal den Plan entwarfen, den Sie jetzt so glücklich durchgeführt haben. Ich hatte in der Zwischenzeit die Sache fast aus den Augen verloren; aber ich sehe jetzt, daß Sie treulich ausgehalten haben, bis die Durchführung geschehen konnte. Und aus verschiedenen Gründen glaube ich, daß ein glücklicherer Zeitpunkt als der gegenwärtige gar nicht hätte gewählt werden können.

Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen meinen herzlichsten und freundschaftlichsten Dank dafür zu senden, daß Sie aufs neue Ihre überlegenen Gaben und Ihre Tüchtigkeit als Theaterleiter für ein Unternehmen eingesetzt haben, das wieder einmal unsere Namen in der Geschichte unserer dramatischen Kunst mit einander verknüpft. Es ist nicht das erste Mal, daß wir so zusammen dastehen, und ich hege die Hoffnung, daß es auch nicht das letzte Mal sein wird. Ich habe nämlich nach wie vor einen ganzen Haufen dichterischer Tollheiten im Kopf, aus denen sich, wie ich glaube, ganz gut Schauspiele machen lassen.

Und nun müssen Sie auch sämtlichen Mitwirkenden des 1885 „Neuen Theaters" meinen besten Dank und Gruß überbringen — vor allem Herrn Hillberg, ohne den Sie wohl die Aufführung diesen Winter kaum ins Werk gesetzt hätten.

Ich wünschte, ich könnte dem Stockholmer Theaterpublikum und seiner Presse einen gleichen Dank senden! Aber das geht leider nicht! Ich kann deshalb Ihnen nur sagen, daß die warme Zustimmung, von der ich jetzt einen neuen Beweis empfangen habe, mir eine große Freude gewesen ist.

Sie hat bei mir den Eindruck aller der kalten, verständnislosen Augen verwischt, deren Sie sich wohl selbst von einem gewissen anderen Ort im hohen Norden her erinnern.

Möge das Glück Ihnen da treu bleiben, wo Sie jetzt wirken! Leben Sie wohl für dies Mal!

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

P. S. Für das Herrn Justizrat Hegel entrichtete Honorar verbindlichsten Dank!

H. J.

186.

An Christian Tönsberg.

Rom, 25. April 1885.

Lieber Herr Generalkonsul!

Es ist nun bald elf Jahre her, daß ich zum letzten Male — in Christiania — das Vergnügen hatte, mit Ihnen persönlich zusammenzutreffen. Aber vergangenen Herbst konnte meine Frau nach ihrer Rückkehr aus Norwegen mir zu meiner Freude berichten, sie habe Sie dort gesehen und gesprochen und frisch und kräftig gefunden wie in früheren Tagen.

Wenn auch unsere Wege in den letzten zwanzig Jahren weit auseinander gegangen sind — bis auf die erwähnten flüchtigen Begegnungen —, so mögen Sie doch überzeugt sein, daß ich

1885 Sie stets in freundschaftlicher Erinnerung behalten, und daß ich hier draußen in der Fremde recht oft mit Hochachtung Ihrer und der mannigfachen harten Kämpfe gedacht habe, die Sie in schweren Zeiten daheim zu bestehen hatten, wenn Sie mit der Ihnen eigenen Unerschrockenheit große Unternehmungen auf dem Gebiet unserer Litteratur ins Leben riefen und siegreich durchführten.

Auch im Bereich des Privatlebens hat meine herzliche Teilnahme Sie begleitet, wenn die Kunde kam von harten Schicksalsschlägen, durch die Sie und Ihre hochverehrte Frau betroffen wurden. Am nächsten 1. Mai feiern Sie einen Gedenktag, den meine Frau und ich nicht vorübergehen lassen wollen, ohne unsere besten Wünsche abzustatten. Möge noch ein langes und heiteres Alter dem goldenen Brautpaare beschieden sein.

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

187.

An Frederik Hegel.

Rom, 25. April 1885.

Lieber Herr Justizrat Hegel!

Indem ich für den Wechsel verbindlichst danke, den ich Anfang vorigen Monats empfangen habe, muß ich Sie wieder um einen solchen, aber diesmal auf 2000 Kronen bitten, damit ich während unserer bevorstehenden Sommerreise einigermaßen versehen bin.

Wir beabsichtigen, Rom dieses Jahr etwas früher als gewöhnlich, nämlich schon Ende Mai zu verlassen. Wo wir unseren Aufenthalt für diesen Sommer nehmen werden, weiß ich noch nicht bestimmt, — aber wahrscheinlich entweder in Tirol oder am Bodensee, wo ich hoffe, in Ruhe arbeiten und mein neues Schauspiel bis Herbst, zur gewohnten Zeit, vollenden zu können.

Ob wir dann wieder nach Rom zurückkehren, ist zweifelhaft. Aus verschiedenen Gründen wäre es zweckmäßiger für mich, jetzt wieder ein Jahr in Deutschland zu leben, wo ich eine Menge litterarischer Angelegenheiten besser wahrnehmen könnte als von hier aus. Außerdem rücke ich ja dadurch der Heimat etwas näher, und ich habe mich in letzter Zeit stark mit dem Gedanken beschäftigt, mir, wenn möglich, eine kleine Villa oder richtiger ein Landhaus in der Nähe von Christiania am Fjord zu kaufen, wo ich ganz abgeschlossen und einzig und allein meiner Arbeit leben könnte. Der Anblick der See ist das, was ich hier in der Fremde am meisten entbehre, und diese Entbehrung wächst von Jahr zu Jahr. Außerdem habe ich mir im Lauf der Zeit eine gar nicht kleine Sammlung von Kunstwerken, hauptsächlich Malereien, zugelegt, und all das steht nun auf einem Speicher in München magaziniert, ohne daß wir irgend welche Freude davon haben.

Die Aufführung von „Brand“ in Stockholm hat mir viel Vergnügen gemacht. Aber der pekuniäre Ertrag ist für mich, wie Sie wissen, nur gering gewesen, da ich aus Rücksicht auf die vielen mit der Inscenierung des Stückes verbundenen Unkosten Josephson das Stück für die 400 Kronen, die er bezahlt hat, ein für allemal überlassen mußte. Doch diese Seite der Sache hat ja allerdings jetzt weniger Bedeutung für mich, als sie damals vor zwanzig Jahren gehabt hätte, da ich in Ariccia anfing, an „Brand“ zu schreiben.

Ich ersehe aus den Zeitungen, daß der Kammerherr Fallesen die Absicht hat, mit einem Teil des Personals vom kgl. Theater während der Sommerzeit in Stockholm eine Reihe von Holbergaufführungen zu veranstalten. Das ist ein sehr verdienstvolles Unternehmen, denn die Schweden selbst verstehen Holberg nicht so zu spielen, wie er gespielt werden muß. Daß für dieselbe Gelegenheit einige meiner Stücke in Aussicht gestellt werden, freut mich sehr.

Darf ich Ihnen die Mühe machen, dafür zu sorgen, daß einliegender Brief am 1. Mai abgegeben wird? Ich weiß

1885 nämlich, daß der alte Tönsberg an diesem Tage seine goldene Hochzeit feiert, und es ist mir mitgeteilt worden, daß er bei dieser Gelegenheit einige Worte von mir wünscht und erwartet. Aber ich kenne seine Kopenhagener Adresse nicht.

Hier unten haben wir jetzt schon eine solche Wärme, daß es einen geniert, in der Mittagszeit auszugehen. Aber die Zimmer sind ja groß und luftig, und so hält man es ganz gut aus.

Die politischen Ereignisse in Dänemark verfolge ich mit großem Interesse und großer Spannung. Aber ich bin ja leider bei weitem nicht so in die Verhältnisse eingeweiht, daß ich mir ein Urteil anmaßen dürfte über das, was in diesem Streit mit Recht für oder wider behauptet werden kann, und noch weniger ist es mir selbstverständlich möglich, mir eine Meinung darüber zu bilden, wie sich der Konflikt lösen wird. Ich bin gespannt und hoffe das Beste für die Sache der Entwicklung und des Fortschrittes.

Mit unseren besten Grüßen für Sie selbst und Ihren lieben Kreis bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

188.

An den Vorstand des norwegischen Studentenvereins.

München, 23. Oktober 1885.

An

den Vorstand des norwegischen Studentenvereins.

Christiania.

Der Vorstand des Studentenvereins hat es für passend erachtet, mir ein Schreiben zuzustellen, begleitet von der Abschrift eines vom Vorsitzenden des Vereins, Prof. Lorentz Dietrichson, Samstag den 10. Oktober gehaltenen Vortrags,

der sich mit meiner Zurückweisung des mir vom Studentenverein 188. zugedachten Fackelzugs beschäftigte.

Eine Majorität der Vereinsmitglieder hat es laut Schreiben des Vorstands für passend erachtet, im großen ganzen ihr Einverständnis mit dem Vortrag des Vorsitzenden zu erkennen zu geben als dem Ausdruck ihrer Stimmung in dieser Sache.

Dieses von vornherein ausgesprochene Einverständnis muß ich als eine übereilte Handlung bezeichnen, und es wäre vielleicht für mich das passendste gewesen, die beiden übermittelten Aktenstücke ohne irgendwelche Bemerkung zurückzuschicken.

Aber aus Rücksicht für die mir freundlich gesinnten Mitglieder des Vereins will ich doch in möglichster Kürze mein wahres und wirkliches Verhalten in der Sache beleuchten.

Als sich Hr. Lorentz Dietrichson, begleitet von einem seiner Kollegen, Montag den 28. September vormittags bei mir einfand, um mir einen Fackelzug anzubieten, fügten sich seine Worte so, daß ich glauben mußte, der Vorschlag zu dieser Ehrenbezeigung sei in der Vereinssitzung vom Samstag vorher vom Vorstand selbst gemacht worden.

Das überraschte mich um so mehr, als ich weder während meines ersten Aufenthaltes in Christiania im Sommer — nach elfjähriger Abwesenheit von Norwegen — noch jetzt im Herbst irgend ein Zeichen des Wohlwollens beim Vereinsvorstande bemerkt hatte.

Ich war natürlich keinen Augenblick im Zweifel, daß die vermeintliche Initiative des Vorstandes durch irgend einen Druck von außen hervorgerufen worden war. Aber ich betrachtete es doch als eine Art Höflichkeit vom Vorstande, daß er diesem Druck nachgegeben hatte. Ich kleidete deshalb auch meine Ablehnung in ein höfliches, wenn auch kurzes und bestimmtes „Nein, ich danke!" Ferner äußerte ich im Lauf der Unterredung: da ich beim Verein keine besondere Freude über meine Anwesenheit bemerkt hätte, so wünschte ich auch keinen durch meine Abreise veranlaßten Jubel. Der letzte Teil der Äußerung fiel allerdings in scherzhaftem Ton, er enthält jedoch einen ernsten Gedanken,

1885 den hoffentlich manche verstehen werden. Es wundert mich nur, daß eine ernsthafte Persönlichkeit wie Hr. Lorentz Dietrichson ihn nicht zu erfassen vermochte.

Das Argument, das ich von meiner dem Vorstande des Arbeitervereins erteilten Ablehnung herleitete, fiel erst später und wurde von mir als Antwort auf einen vom Herrn Professor hervorgemurmelten, gewiß äußerst aufrichtig gemeinten, aber auf mich unangenehm wirkenden Versuch benutzt, mich für den Fackelzug umzustimmen.

Beim Abschiede bat ich die beiden Herren, meinen Dank und Gruß — nicht „den Studenten", wie der Herr Professor referiert hat —, sondern „meinen Freunden unter den Studenten" zu überbringen. Aus seinem Vortrag ersehe ich, daß er diesen Dank und Gruß für sich selbst, für seine Kollegen im Vorstand und für sämtliche Vereinsmitglieder eingestrichen hat. Das ist ein Mißverständnis. Nicht einmal in dem Augenblick, als mir der Fackelzug angeboten wurde, fiel es mir ein, mir mit dem Gedanken zu schmeicheln, daß ich lauter Freunde in Herrn Lorentz Dietrichsons Studentenverein hätte.

Vorstehendes giebt in allem wesentlichen das wieder, was sich zwischen der Deputation des Vereinsvorstandes und mir ereignet hat. Aus dem Vortrag des Herrn Professors sehe ich, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hat, als ich in meiner telegraphischen Antwort aus Kopenhagen voraussetzte, sein Referat über meine Ablehnung müßte unvollständig gewesen sein. Es war unvollständig, und infolgedessen — vermutlich ohne Absicht — irreführend.

Im Verlauf des Tages, an dem die Deputation bei mir gewesen war, erfuhr ich von verschiedenen Seiten, daß der Beschluß über den Fackelzug eine Vorgeschichte hatte. Diese Vorgeschichte hatten die beiden deputierten Herren zu berühren vergessen. Es wurde mir nun unter Versicherung vollster Glaubwürdigkeit erzählt, daß es keineswegs der Vorstand war, dem ich für die Initiative in dieser Sache zu danken hatte, sondern daß der Vorschlag unerwartet und unvorbereitet von einer

Fraktion des Vereins gemacht wurde, die sich nur gewöhnlich in der Minorität befindet, die aber gerade Samstag den 26. September in solcher Stärke zur Stelle war, daß sie ihren Willen durchzusetzen vermochte.

Es wurde mir außerdem von verschiedenen Seiten versichert, daß ein Vorschlag, der eine solche Ehrenbezeigung für mich zum Zweck hatte, bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Vereins und seines Vorstandes unmöglich hätte durchgehen können, wenn er der im Kreise der Studenten dominierenden Partei beizeiten bekannt geworden wäre.

Im Hinblick auf diesen Stand der Dinge, im Besitz ausgiebiger Aufklärungen über das Übergewicht der reaktionären Tendenzen im Studentenverein sprach ich mich in einem Kreis von Besuchern, unter denen sich Studiosus Rode befand, über die Gesellschaft und den zur Zeit in ihr herrschenden Geist aus. Meine Äußerungen schienen den jungen Studenten zu interessieren, und es entschlüpfte ihm der Ausruf, wie gern er die Erlaubnis hätte, „seinen Freunden" oder vielleicht „den jungen Studenten" dies zu erzählen.

Hierauf antwortete ich, daß er es meinetwegen jedem, der es hören wolle, innerhalb wie außerhalb des Studentenvereins erzählen könne.

Aber es kam mir nicht im entferntesten in den Sinn, daß er eine offizielle Mitteilung beabsichtigt hatte. Dies geht zur Genüge daraus hervor, daß ich in meinem Kopenhagener Telegramm den Vorsitzenden des Vereins bat, den Studenten selber meine Herzensmeinung mitzuteilen.

Ich habe mir während meiner langjährigen Abwesenheit von der Heimat dort niemals einen offiziellen Stellvertreter oder Bevollmächtigten ernannt. Hätte ich die Absicht gehabt, für diese Gelegenheit ausnahmsweise einen solchen zurückzulassen, so hätte ich sicherlich einen der älteren und erfahreneren von meinen Bekannten gewählt und ihm das, was ich mitzuteilen wünschte, auch in einer präzisierten Form überantwortet. Aber wie gesagt, etwas derartiges ist mir nicht in den Sinn gekommen.

1885 An und für sich könnte es mir ja ziemlich gleichgültig sein, ob meine Äußerungen bei einer Vereinssitzung oder am Punschtisch mitgeteilt wurden.

Was mir aber gar nicht paßt, ist, daß der Studiosus Rode weder meine Worte noch meine Ansicht wiedergegeben hat.

Wenn ich mich an Professor Dietrichsons Darstellung in seinem Vortrag halten darf, so hat sich Herr Rode nämlich ungefähr so ausgedrückt: „Henrik Ibsen wünscht, daß die Rechte, welche die Majorität im Studentenverein hat, ihm die Freude machen solle, Professor Dietrichson und seine Kollegen hinauszuwerfen und einen freisinnigen Vorstand zu wählen.“

Meine eigenen Worte während des Gesprächs lauteten dagegen ungefähr so: „Ich wünsche keinen Fackelzug oder dergleichen. Die größte Freude, die der Studentenverein mir bereiten könnte, wäre, wenn sich die Linke, die Minorität, da oben so groß und stark entfaltete, daß sie zur Majorität würde, und dann selbstverständlich Lorentz Dietrichson wie auch die anderen aus dem Vorstand hinauswerfen und an ihrer Stelle freisinnige Männer wählen würde.“

Ich meine, darin liegt ein guter Sinn. Was als Referat des Herrn Rode angegeben ist, scheint mir sinnlos.

Ich lege jedoch dem jungen Studenten in dieser Sache nichts zur Last. Hat er sich während der Sitzung geriert, als sei er mein offizieller Repräsentant, so hat er sich zweifellos dazu berechtigt geglaubt. Hat er meine Worte in einer irreführenden Form wiedergegeben, so hat er doch zweifellos das, was er mich sagen gehört hat, korrekt zu referieren geglaubt. Er hat in logischen Distinktionen wohl noch keine sehr starke Übung.

Der Herr aber, dem ich außerordentlich viel zur Last lege, das ist der Vorsitzende des Studentenvereins. Er selbst weist in seinem Vortrag auf seine langjährige Bekanntschaft mit mir hin, und doch giebt er sich den Anschein, als glaube er wirklich allen Ernstes, ich hätte gewünscht, den Studenten möge etwa Folgendes gesagt werden: „Hört, Ihr braven Studenten von der Rechten des Vereins, es ist mein Verlangen, daß Ihr bei der

nächsten Vorstandswahl gegen Eure eigene Überzeugung stimmen 1885
sollt. Ich will, daß Ihr den Professor Dietrichson und Eure übrigen Gesinnungsgenossen im Vorstand hinauswerft, und will ferner, daß Ihr einen neuen, aus Euren Gegnern bestehenden Vorstand wählt."

Kann sich Professor Dietrichson unterfangen, auf Ehre und Gewissen zu versichern, daß er mir wirklich einen solchen Gedankengang zugetraut hat?

Wagt er, der mich so lange Jahre gekannt hat, auf Ehre und Gewissen zu verneinen, daß er die geheime Vermutung hegte, ich hätte in Wirklichkeit es als von meinem Standpunkt wünschenswert ausgesprochen, daß sich recht viele Konservative von den Studenten recht bald eine freisinnige Lebensanschauung aneignen möchten, so daß es für sie eine natürliche Notwendigkeit würde, sich von den Stagnationsmachern zu trennen und an ihrer Stelle einen Vorstand einzusetzen, der in Kontakt mit den Gedanken und Bestrebungen der Zeit stünde?

Wagt es Professor Dietrichson, zu behaupten, daß diese oder eine ähnliche Vermutung ihm gar nicht in den Sinn gekommen ist?

Allerdings ist es ja wahr — hätte er dieser Vermutung laut Ausdruck gegeben, so hätte sich der Verein wohl auch die Zeit gegönnt, eine authentische Erklärung bei mir selbst einzuholen, und damit konnte ja Herr Lorentz Dietrichson leicht riskieren, sich vor den neueingetretenen Füchsen aus der Provinz nicht in einer größeren Nummer produzieren zu können.

Und hier bot sich ja in der That eine Gelegenheit, wertvoll genug, sie sich nicht entgehen zu lassen.

Hier war die Gelegenheit gegeben, einen Dichter zu insultieren. Und die Dichter sind ja zur Zeit nicht populär in Norwegen.

Die Dichter sind jetzt am allerwenigsten populär in den Kreisen, deren Geschmack und Anschauungsweise Herr Lorentz Dietrichson seine Festreden anzupassen pflegt.

Es ist mir deshalb ganz erklärlich, daß sich Herr Lorentz

1885 Dietrichson gerade zu diesem Zeitpunkt Gelegenheit verschafft hat, einen Vortrag gegen mich zu halten, zumal ich abwesend war. Und ich finde, er hat ganz zweckdienlich und zeitgemäß gehandelt, wenn er diesen Vortrag mit allerhand simpeln Bezichtigungen und Anschuldigungen ausstattete, die offenbar so sehr nach dem Geschmack des Studentenvereins waren, daß dieser sie als einen „Ausdruck für die Stimmung des Vereins in dieser Sache“ gutgeheißen hat.

Nun aber habe ich hier erklärt, daß „diese Sache“ in Wirklichkeit eine ganz andere Sache ist, als die, von der Professor Dietrichson scheinbar und der Verein thatsächlich ausgegangen ist. Die Voraussetzungen existieren nicht, haben nie existiert. Herrn Lorentz Dietrichsons Vortrag baumelt also in der Luft. Das Ganze ist nichts weiter als ein oratorischer Papierdrache, den dieser tiefsinnige Mann hat steigen lassen.

Was aber feststeht, wie verankert, das ist die Billigung des Vortrags durch den Verein.

Ich muß deshalb wiederholen, womit ich begonnen habe: der Studentenverein hat bei dieser Gelegenheit übereilt gehandelt.

Es wird dem Verein oder seinem Vorsitzenden nicht gelingen, mir einen dauernden Schaden zuzufügen, abgesehen von einer Art Gefühl, das diese Episode für den Rest meines Lebens in mir zurücklassen wird. Ich werde derselbe sein, der ich am Tage vor Lorentz Dietrichsons Attentat war. Ich habe während dieser ganzen Fackelzugsgeschichte keine Gelegenheit gehabt, mich „klein“ oder groß, „engherzig“ oder weitblickend zu zeigen. Die „Geistestyrannei“, die man mir hat imputieren wollen, ist ein leeres Phantasiebild gewesen, und mein Verhalten während der ganzen Sache war und konnte in keinem Punkt mit meiner „Lehre“ oder mit meiner Dichtung im Widerspruch sein.

Aber die Vereinsmajorität möchte ich fragen, ob ich nicht, nach dem was jetzt passiert ist, instinktiv ein Recht hatte, mir auf Grund meiner „Herzensmeinung“ eine Ehrenbezeigung zu verbitten, die durch Überrumplung erzwungen worden war?

Man wird mir jetzt doch wohl einräumen, daß ich guten Grund hatte, meine Zweifel an der Echtheit des Wohlwollens zu hegen, das der Studentenverein, so wie diese Korporation zur Zeit gesinnt und repräsentiert ist, an den Tag gelegt hat. 1885

Ich erwarte, daß dieses Schreiben durch Vermittlung des Vorstandes den Studenten und dem Publikum überhaupt bekannt gemacht wird.

Ich verlange, daß das Schreiben in seinem ganzen Wortlaut am ersten Samstag Abend nach Empfang und nach vorausgegangener Ankündigung von derselben Stelle des Vereinssaales verlesen wird, von der aus ich ohne meine Veranlassung vom Vorsitzenden des Vereins und unter dem Beifall der Vereinsmajorität insultiert worden bin.

Somit habe ich gesagt, was ich für den Augenblick wie für die Zukunft dem Vorstand des Studentenvereins zu sagen hatte.

Henrik Ibsen.

189.

An Frederik Stang Lund.

München, 8. November 1885.

Herrn Advokaten Fr. Stang Lund.

Mit lebhafter Freude habe ich durch Sie die Erklärung empfangen, die von den am Sonnabend den 17. Oktober im Arbeiterverein versammelten akademischen Bürgern beschlossen worden ist.

In den herzlichen Worten der Versammlung finde ich eine Hoffnung bekräftigt, die ich nie aufgegeben habe — die Hoffnung, daß die große Mehrheit der studierenden Jugend Norwegens wie des übrigen Europa doch im Grunde mit den kämpfenden, klärenden und stetig fortschreitenden Lebensmächten auf den Gebieten der Forschung, der Kunst und der Dichtung im Bündnis ist.

1885 Ich bitte, mittels dieser Zeilen allen Einberufern und Teilnehmern meinen wärmsten Dank aussprechen zu dürfen.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Henrik Ibsen.

190.

An Björnstjerne Björnson.

München, 22. Dezember 1885.
Maximilianstr. 32.

Lieber Björnson!

Du mußt mir auch diesmal verzeihen, daß ich so saumselig in der Beantwortung Deines Briefes war.

Einen erneuten Antrag an das Storthing wegen eines Dichtersoldes für Kielland möchte ich nicht mit unterschreiben, und ich glaube, Du solltest es Dir wohl überlegen, ehe Du in dieser Sache eingreifst. Ich fürchte nämlich, daß die Sache dadurch geschädigt oder sogar ganz vereitelt werden kann.

Wie Du Dich wohl erinnerst, war ich anwesend, als die Angelegenheit zuletzt im Storthing verhandelt wurde. Das ganze Ministerium war weggeblieben, und als entschuldigende Begründung wurde angeführt, daß der Vorschlag privat sei, daß er über die Köpfe der Regierung erfolgt und direkt an das Thing gegangen sei, daß der Staatsrat also keinen Anlaß gehabt habe, die Sache einer vorbereitenden Behandlung zu unterziehen, und sich also auch nicht verpflichtet fühle, in die Debatte einzugreifen u. s. w. u. s. w.

Diese Entschuldigung wurde wirklich von verschiedenen Leuten für bare Münze genommen.

Meine Ansicht ist, daß das Ministerium nächstesmal selber dies schwere Kreuz herbeischleppen muß. Wir dürfen nicht helfen, dem Kultusministerium die Last zu erleichtern. Kannst Du einen Druck durch die freisinnigen Blätter veranlassen, so wäre das brav. Wir werden dann sehen, ob die Regierung

diesem Dichtersolde günstig gestimmt ist. Ich habe allerdings 1886 meine Zweifel in dieser Hinsicht. Ich glaube, unsere jetzige Regierung legt einen ganz ungebührlich großen Wert auf die Meinung all der Opfer der Pfaffenverdummung rings im Lande.

Ich sehe wohl, daß die Beweggründe, die Dich zum Handeln treiben, durch das, was ich hier gesagt habe, nicht getroffen werden. Aber ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß es der Sache dienlich wäre, zu warten und zu sehen, was die Regierung thun will. Ich meine auch, daß fortan — oder solange wir eine parlamentarische Regierung haben — solche direkten Eingaben an das Storthing nicht stattfinden sollten. Früher konnten sie wünschenswert und notwendig sein — jetzt nicht mehr.

Ich gratuliere Dir zu „Geographie und Liebe", die in Kopenhagen und Christiania so großartig durchgeschlagen haben.

Mit Björn war ich im Sommer oft zusammen. Mit seinem unbefangenen, zuversichtlichen Wesen hat er sich alle erobert, Freunde und Widersacher. Ejnar habe ich nur ein paarmal gesehen. Von Markus Grönvold höre ich, daß Erling auf dem Handelsgymnasium in Fürth ist und daß er vielleicht in den Weihnachtsferien hierher kommt. In diesem Fall hoffe ich ihn zu sehen. Sigurd erwarten wir auch zu Neujahr hier: er geht als Attaché nach Washington, erhält aber hoffentlich vorher einige Wochen Urlaub.

Fröhliche Weihnachten und ein gutes neues Jahr Euch allen von meiner Frau und mir.

Dein

Henrik Ibsen.

191.

An Carl Snoilsky.

München, 14. Februar 1886.

Lieber Freund!

Wenn Du und Deine Frau uns nach unserem langen anhaltenden Stillschweigen beurteilen, so habt Ihr sicherlich allen

1886 Grund, uns für sehr undankbar zu halten. Aber die Sache ist die, daß meine Frau gern alle Privatkorrespondenz mir überläßt, und in mir hat sich durch Natur und Gewohnheit mehr und mehr der schlimme Fehler herausgebildet, alle Korrespondenz, die nicht streng genommen das rein Geschäftsmäßige betrifft, auf den morgigen Tag zu verschieben: und der läßt bekanntlich lange auf sich warten. Aber heute will ich doch alles andere beiseite lassen und Dir einige Zeilen senden in der Hoffnung, daß meine Versäumnis unserer Freundschaft auf die Dauer keinen Abbruch gethan hat.

Vor allen Dingen muß ich Dir unseren herzlichsten Dank für die Bücher aussprechen. Es war uns eine große Freude, sie zu empfangen und uns mit ihnen vertraut zu machen. Die feinen, anschaulichen Reiseschilderungen haben uns lebhaft in die sonnenhellen Lande unten am Mittelländischen Meer versetzt und unsere Sehnsucht geweckt, sie wiederzusehen und wenn möglich dann bis nach Afrika hinüber zu kommen. Und dann Deine Gedichte! Das ist in Wahrheit von der ersten bis zur letzten Zeile ein Werk, vollkommen würdig des größten der jetzt lebenden skandinavischen Lyriker.

Aber nicht nur für die Bücher sind wir Euch verpflichtet. Auch für das Zusammensein in Molde senden wir Euch unseren herzlichsten Dank. Dies Zusammensein, das Wiedersehen mit Dir und die Bekanntschaft mit Deiner herrlichen, vornehm gesinnten Frau ist eine wohlthuende Bereicherung für uns gewesen. Es ist die weitaus edelste Erinnerung, die wir von unserem Aufenthalt in Norwegen mitgenommen haben.

Von Eurer Reise nach Finnland, namentlich von Eurem Besuch bei Topelius haben wir in den Zeitungen gelesen. Von den Festlichkeiten in Stockholm hat Sigurd uns Mitteilung gemacht.

— — — — — — — — — — — —

Und jetzt sitzt Ihr also wieder in Dresden. Ich hoffe, Du machst Ernst mit Deinem Plan, ein Drama zu schreiben, und ich kann mir unmöglich denken, daß es nicht gelingen sollte.

Ich meinerseits bin auch ganz in Anspruch genommen von einem neuen Schauspiel, das mir lange im Kopf herumgegangen ist, und für das ich diesen Sommer auf der norwegischen Reise eingehendere Studien gemacht habe. Übrigens ist gegenwärtig unser Sohn bei uns. Nächsten Monat begiebt er sich auf seinen Posten als Attaché bei der Gesandtschaft in Washington, und dann sind wir wieder ganz allein.

Anbei sende ich Dir eine Photographie, die ich Dich freundlich anzunehmen bitte. Ebenso sende ich Euch unsere herzlichsten Grüße und wiederholten Dank für alles Gute.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

192.

An Edvard Fallesen.

München, 20. Februar 1886.

An den Chef des Königl. Theaters und der Kapelle,
Herrn Kammerherrn Fallesen.

Euer Hochwohlgeboren!

Durch einen Brief des Herrn Justizrats Hegel habe ich Kenntnis erhalten von der Anfrage Euer Hochwohlgeboren, ob in der allernächsten Zeit ein neues Drama von mir zu erwarten sei.

Ich will deshalb nicht verfehlen mitzuteilen, daß die Einreichung des neuen Schauspiels, mit dem ich mich gegenwärtig beschäftige, nicht früher als im Spätherbst zu erwarten ist.

Doch ich gestatte mir, in Erinnerung zu bringen, daß aus meiner Feder zwei ältere Stücke vorliegen, die noch nicht am Königlichen Theater aufgeführt worden sind.

Das eine ist die „Komödie der Liebe", in drei Akten und gereimten Versen; füllt einen ganzen Abend. Dieses Stück hat sich überall, wo es gespielt wurde, als äußerst wirksam erwiesen.

1886 In Kopenhagen würde es eine vorzügliche Darstellung finden, da sämtliche Rollen dem gegenwärtigen Personal des Königl. Theaters gut liegen. Einige Streichungen hier und da im Dialog könnten vielleicht für ein dänisches Publikum wünschenswert sein und ließen sich mit Leichtigkeit ausführen. Wenn dieses Stück ohne Zögern angenommen und möglichst bald in Szene gesetzt wird, so habe ich die feste Überzeugung, das Ergebnis wird ein Erfolg für das Theater wie für mich sein.

Das zweite von meinen Stücken, die noch nicht am Königl. Theater gegeben wurden, sind die „Gespenster". Es wurde eingereicht, als es neu war, damals aber nicht angenommen. Nun ist inzwischen der öffentlichen Meinung ein Licht über diese ernsthafte Dichtung aufgegangen, und ich glaube, es wird in den Augen aller aufgeklärten und vorurteilsfreien Leute ein verdienstvolles Werk sein, wenn sich Euer Hochwohlgeboren jetzt entschließen könnten, dieses Stück auf das Königlich dänische Theater zu bringen.

Sollten Euer Hochwohlgeboren einen dieser Vorschläge annehmbar finden, so dürfte ich vielleicht seiner Zeit darüber Nachricht erhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Henrik Ibsen.

193.

An Frederik Hegel.

München, 25. Februar 1886.

Lieber Herr Justizrat!

Die in Ihrem freundlichen Brief vom 17. d. M. erwähnte Anfrage des Kammerherrn Fallesen habe ich sogleich in einem direkten Schreiben an ihn beantwortet. Ein neues Drama habe ich gegenwärtig dem Königl. Theater nicht zu bieten. Es wird erst zum Herbst kommen.

Ich ergreife heute zugleich die Gelegenheit, Ihre gütige 1886 Zuschrift vom 12. d. M. zu beantworten.

Das Verzeichnis meiner bei Ihnen liegenden Wertpapiere, das Sie mir geschickt haben, stimmt vollständig mit meinen Aufzeichnungen überein. Ihre Empfangsbescheinigungen für die im vorigen Jahr eingelösten Obligationen sende ich hiermit als Einlage zurück. Die Quittungen für die Obligationen der norwegischen Hypothekenbank werde ich später schicken, da ich sie heute gerade nicht zur Hand habe, und ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß dies nicht schon früher geschehen ist.

Was Henrik Jaegers Plan betrifft, meine Biographie zu schreiben, so hat er während seines Besuchs in München flüchtig mit mir darüber gesprochen. Ich habe weder Freude noch Mißvergnügen geäußert, da ich ja nicht wußte, was er schreiben wollte. An die Photographien, die aus früheren Tagen von mir existieren, habe ich nur eine dunkle Erinnerung. Ob sie damals ähnlich waren, wage ich also nicht zu entscheiden, auch nicht, ob es jetzt von besonderem Interesse sein kann, wenn sie dem Publikum zugänglich gemacht würden. Aus der Zeit, da „Catilina" geschrieben wurde, giebt es kein Bild von mir. Die älteste Photographie hat der Litterat Edvard Larsen 1861 oder 1862 gemacht. Eine andere, von einem dänischen Photographen Petersen in Christiania, stammt ungefähr aus der gleichen Zeit. Die Photographien von Jäger in Stockholm (1869) und von Budtz-Möller in Kopenhagen (1870) sind sehr verfehlt im Ausdruck. Ferner sind Photographien gemacht worden von Alessandri in Rom, Eich in Dresden, Leeb und Hanfstängl in München und jetzt zuletzt von Hohlenberg in Kopenhagen. Die beiden letzteren sind, glaube ich, sehr gut.

In Verbindung hiermit möchte ich die existierenden Porträtbüsten erwähnen, von denen die betreffenden Künstler vermutlich Photographien besitzen. Die ältesten Büsten sind aus dem Jahre 1867, die eine von Wilhelm Bissen, die andere von Walter Runeberg. Die Büste, die der dänische Bildhauer Johannes Hoffmann 1885 in Rom modelliert hat, wird für eine

1886 ausgezeichnete Arbeit gehalten, und von ihr habe ich vortreffliche Photographien gesehen. Endlich modellierte der norwegische Bildhauer Fjelde im vorigen Sommer eine gute Büste von mir.

Von Porträts in Öl giebt es eins von Eilif Petersen, etwa aus dem Jahr 1876, das dem norwegischen Studentenverein gehört, und aus derselben Zeit ein großes Kniestück von Professor Julius Kronberg in Stockholm, das in meinem Besitz ist. Ich glaube, Ausdruck und Charakter sind in keinem der beiden Bilder ganz glücklich wiedergegeben. Ferner ein Porträt von Olrik, in Rom gemalt wahrscheinlich 1883.

Meine Handzeichnungen haben kaum einen Kunstwert. Sollten sie reproduziert werden, dann wohl eigentlich nur als Kuriositäten.

Aber nun die Hauptsache noch. Seine biographischen Aufschlüsse kann Herr H. Jaeger nur aus zweiter, dritter oder vierter Hand haben. Ich möchte gar sehr bezweifeln, daß sie ganz korrekt sind. Ganz zuverlässige Mitteilungen kann er nur von mir selbst erhalten, und an mich hat er sich bis jetzt nicht gewandt. Mir ein abgeschlossenes Manuskript zur Berichtigung zuzusenden, das wäre eine mißliche Sache. Weit lieber sollte er warten, bis wir persönlich einander gesprochen haben. Die Sache hat ja keine Eile. In zwei Jahren habe ich die Sechzig erreicht, und das könnte ja den Anlaß zum Erscheinen eines solchen Buches bieten, und daß es gerade bei Ihnen und bei keinem anderen herauskäme, darauf würde ich außerordentlich großen Wert legen.

Ich hoffe, daß Ihre Schwiegertochter und das Kleine sich wohl befinden, und indem ich Ihnen allen unsere besten Grüße sende, bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

194.

An Georg Brandes.

München, 10. November 1886.

Lieber Brandes!

Ich weiß kaum, ob ich darauf rechnen darf, daß Sie einen Brief von mir annehmen, nachdem Jahr und Tag ins Land gegangen sind, ohne daß ich direkt von mir habe hören lassen. Aber ich vertraue auf Ihr gutes Herz und auf unsere alte Freundschaft, und daß sie je ernstlich in die Brüche gehen könnte, das will mir nicht in den Kopf. Von meiner Seite wäre das jedenfalls eine Unmöglichkeit.

Mit meinem hartnäckigen Stillschweigen verhält es sich so, daß ich mehr und mehr der Gewohnheit verfalle, mich nur mit einer Sache auf einmal zu beschäftigen, nur um eine Vorstellungsreihe zu kreisen und, solange dies währt, alles andere links liegen zu lassen. Seit meiner Rückkehr hat mich ein neues Schauspiel gequält, das absolut ans Licht wollte, und erst Anfang vorigen Monats bin ich es los geworden. Das heißt, ich wurde das Manuskript los — aus dem Haus. Aber dann kam diese ganze unvermeidliche Schreiberei, die das Erscheinen und die Übersetzung eines neuen Buches begleitet. Ich bin auch erst spät zu der Arbeit an diesem Stück gekommen. Erst tief im Juni habe ich ernstlich mit der Niederschrift begonnen. Die Eindrücke, Erfahrungen und Beobachtungen meiner norwegischen Reise im vorigen Sommer haben lange störend auf mich eingewirkt. Und erst nachdem ich zu voller Klarheit über das Erlebte gekommen war und die Schlußfolgerungen daraus gezogen hatte, konnte ich daran denken, die Ausbeute in eine Dichtung umzusetzen. Auch Ihre Reise nach Christiania und Ihre Erlebnisse dort gaben mir zu denken: sie lieferten mir einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik unserer Fortschrittsmänner. Nie habe

1886 ich innerlich dem „Thun und Treiben" meiner norwegischen Landsleute fremder gegenübergestanden als nach den Lektionen, die das letztverflossene Jahr mir erteilt hat. Nie abgestoßener. Nie unangenehmer berührt. Aber ich gebe trotzdem die Hoffnung nicht auf, daß sich dieser ganze rohe Interimzustand einmal zu einem wirklichen Kulturinhalt in wirklicher Kulturform klären wird. Doch diese Möglichkeit interessiert für den Augenblick keinen da oben. Ich glaube auch nicht, daß die vorhandenen aktiven Kräfte bei uns tiefere und innerlichere Aufgaben zu liefern vermöchten als die, die jetzt auf der Tagesordnung stehen. Und vielleicht kaum die einmal. Es war eine unglückliche Stunde für die Sache des Fortschritts in Norwegen, die Stunde, da Johan Sverdrup zur „Macht" gelangte, — und sich **Maulkorb und Handschellen** anlegen ließ.

So weit habe ich doch heuer die Begebenheiten der Außenwelt verfolgt, daß ich weiß, Sie waren im Frühjahr wieder in Warschau und haben dort eine Reihe von Vorlesungen gehalten. Wir hatten halb und halb gehofft, Sie würden den Heimweg über München nehmen. Aber daraus ist ja dann nichts geworden. Sie wissen übrigens gewiß nicht einmal, wie viele warme Bewunderer Sie in den litterarisch interessierten Kreisen auch hier haben.

Für die Zusendung Ihrer beiden Abhandlungen über polnische Zustände und über Luthers Aussprüche in der Frage des Cölibates danken wir Ihnen herzlichst. Jene machte uns einen tiefen und bleibenden Eindruck, und über diese haben wir **uns köstlich amüsiert.**

Sprechen Sie bitte Ihrer Frau unseren Dank aus für den Empfehlungsbrief für Sigurd, den sie so freundlich war zu senden. Er wird wahrscheinlich im Lauf des Winters Gelegen**heit finden, Gebrauch davon zu machen.**

Wir sprechen oft von unserem Besuch in Ihrem warmen, gemütlichen Heim. Grüßen Sie Ihre Frau und die Mädels von uns! Nächsten Sommer kommen wir vielleicht nach Dänemark. Wir haben beide große Lust, ein paar Monate oben bei

Stagen zu verbringen. Dann treffen wir uns, hoffe ich, in 1886 Kopenhagen. Leben Sie bis dahin wohl.

Ihr getreuer und dankbarer

Henrik Ibsen.

195.

An Ludwig Passarge.

München, 16. Dezember 1886.

Lieber Freund!

Mit Betrübnis und unter bitteren Selbstvorwürfen habe ich Ihren Brief gelesen.

Mein langes Stillschweigen war thatsächlich nichts weiter als das Ergebnis der Abneigung, die ich gegen eine Aussprache in Briefform hege, und die in letzter Zeit immer mehr bei mir überhand genommen hat, gegen die ich aber in Zukunft anzukämpfen versuchen will.

Sie allerdings hatten allen Grund, zu erwarten, daß ich bei Ihnen eine Ausnahme mache. Sie waren leider nur allzu berechtigt, es als Kränkung zu empfinden, daß ich so lange Zeit hingehen ließ, ohne ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ihr Brief hat mich auf das lebhafteste zu der Erkenntnis gebracht, daß ich mich Ihnen gegenüber eines großen Unrechts schuldig gemacht habe, und ich will auch gar nicht erst versuchen, Ihnen mit Entschuldigungen zu kommen. Ich kann Sie nur bitten: verzeihen Sie mir!

Als Ihr großes kritisch-biographisches Werk in meinen Besitz gelangte, und ich daraus ersah, daß Sie sich wesentliche Informationen bei den beiden Männern geholt hatten, die von allen meinen litterarischen Freunden und Bekannten in Norwegen vielleicht am wenigsten verstanden haben, in das einzudringen was ich selbst als den Kern meines dichterischen Lebenswerkes betrachte, da ist mir — ich will es nicht leugnen — etwas bedenklich zu Mute geworden. Hier und da erhält auch die

1887 Darstellung ihr Gepräge von den Quellen, aus denen Ihre Informationen stammen. Auch habe ich unter Ihren Übersetzungen der Gedichte dies und jenes gefunden, das mir den Geist oder die Grundstimmung des Originals nur unvollkommen wiederzugeben schien.

Aber was haben solche Kleinigkeiten wohl zu bedeuten im Vergleich zu der liebevollen Gesinnung, der warmen Freundschaft, die Ihre Schriften durchweht! So schweigsam ich mich auch verhalten habe — glauben Sie ja nicht, daß ich dies je verkannt hätte! In einer großen Dankesschuld stehe ich bei Ihnen — nicht nur wegen Ihrer Schriften über mich, sondern auch wegen Ihrer Gesinnung, und von dieser Schuld werde ich immer eine lebendige Empfindung bewahren, so wenig es auch in meiner Natur liegt, mich darüber auszusprechen.

Und übermitteln Sie auch Ihrer edeln, warmherzigen Gattin meine besten Grüße und sagen Sie ihr, daß mir die Erinnerung an die Begegnung im Gossensasser Schnellzug stets gegenwärtig ist.

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

196.

An Frederik Hegel.

München, 5. Januar 1887.

Lieber Herr Justizrat!

Gestatten Sie mir hierdurch die Bitte, mir gütigst ein Tausend Kronen in deutschen Banknoten oder als Wechsel senden zu wollen.

Ich führe gegenwärtig ein Leben, das für meine Person ungewöhnlich unstet ist. Kaum bin ich nach der Meininger Festwoche einigermaßen zur Ruhe gekommen, so muß ich schon wieder weg. Ich reise übermorgen, und diesmal geht die Fahrt nach Berlin, wo Sonntag den 9. d. M. die „Gespenster" am Residenz=

Theater aufgeführt werden sollen. Am liebsten wäre ich zu Hause 1887 geblieben, doch nach den vielen Aufforderungen, die ich erhalten habe, kann ich ein Erscheinen nicht gut ablehnen, um so weniger, als die „Gespenster" in Deutschland eine brennende litterarische und theatralische Frage geworden sind.

Ich bin darauf vorbereitet, in Berlin auf mancherlei Widerstand bei der konservativen Presse zu stoßen. Aber auch dies ist für mich ein Grund mit, anwesend zu sein.

In Meiningen hat mir der Herzog eine beinahe demonstrative Auszeichnung zu teil werden lassen, indem er mir am Tage nach der Vorstellung — wie es im Diplom heißt „als Zeichen seiner Verehrung und Bewunderung" — die Insignien eines Ritters des Sächsisch-Ernestinischen Ordens erster Klasse mit dem Stern verliehen hat.

Sie müssen nicht glauben, daß ich dies aus Eitelkeit erwähne. Aber ich leugne nicht, daß es mich freut, wenn ich an die dumme Verketzerung zurückdenke, deren Gegenstand das Stück so lange in unseren Heimatländern war.

Mit verbindlichstem Dank für die übersandten Bücher und mit unseren besten Grüßen für Sie und Ihre Kinder bin ich

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

197.

An Björn Kristensen.

München, 13. Februar 1887.

Herrn stud. art. Björn Kristensen.

Empfangen und übermitteln Sie bitte dem Debattierklub meinen herzlichsten Dank für seinen freundlichen Brief vom 4. Dezember vorigen Jahres.

Wenn ich bis jetzt nicht geantwortet habe, so war der Grund der, daß ich teils auf Reisen abwesend, teils mit unaufschiebbaren Geschäften überhäuft war.

1888 Die Aufforderung zur Arbeit ist allerdings ein Leitmotiv von „Rosmersholm“.

Doch außerdem handelt das Stück von dem Kampf, den jeder ernsthafte Mensch mit sich selber zu bestehen hat, um seine Lebensführung mit seiner Erkenntnis in Einklang zu bringen.

Die verschiedenen Geistesfunktionen entwickeln sich nämlich nicht nebeneinander und nicht gleichmäßig in einem und demselben Individuum. Der Aneignungstrieb jagt vorwärts von Gewinn zu Gewinn. Das Moralbewußtsein, „das Gewissen“ dagegen ist sehr konservativ. Es hat seine tiefen Wurzeln in den Traditionen und in der Vergangenheit überhaupt. Hieraus entsteht der individuelle Konflikt.

Aber vor allen Dingen ist das Stück natürlich eine Dichtung von Menschen und Menschenschicksalen.

Mit meinen besten Grüßen für jedes einzelne Mitglied des Debattierklubs bin ich

Ihr ganz ergebenster

Henrik Ibsen.

198.

An Julius Hoffory.

[München, 26. Februar 1888.]

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Kaiser und Galiläer“ ist das erste Werk, das ich unter dem Einfluß des deutschen Geisteslebens geschrieben habe. Als ich im Herbst 1868 aus Italien kam und in Dresden meinen Aufenthalt nahm, brachte ich den Plan zum „Bund der Jugend“ mit und schrieb dieses Stück denselben Winter. Zu „Kaiser und Galiläer“ hatte ich während meines vierjährigen Aufenthaltes in Rom mancherlei historische Studien und verschiedene Aufzeichnungen gemacht, aber keinen klaren Plan für die Ausführung entworfen und also noch weniger vom Stück etwas geschrieben. Meine Lebensanschauung war damals noch

national-skandinavisch, und ich konnte deshalb mit dem fremden 1888
Stoff nicht zurechtkommen. Dann erlebte ich die große Zeit in Deutschland, das Kriegsjahr und die nachherige Entwicklung. Dies alles hatte für mich an vielen Punkten eine umwandelnde Kraft. Meine Ansicht der Weltgeschichte und des Menschenlebens war bisher eine nationale Ansicht gewesen. Jetzt erweiterte sie sich zu einer Stammesansicht, und so konnte ich „Kaiser und Galiläer" schreiben. Das Drama wurde im Frühling 1873 vollendet.

— — — — — — — — — — — — — — —

199.

An Peter Hansen.

München, 12. März 1888.

Lieber Hansen!

Schon längst hätte ich Dir meinen Dank abstatten sollen für den Beweis alter Freundschaft, mit dem Du mich erfreut hast, indem Du mir Deine Übersetzung von Goethes „Faust" sandtest. Aber ich bin in den beiden letzten Monaten dermaßen mit Geschäften überhäuft gewesen, daß ich mich genötigt gesehen habe, so lange alle Privatkorrespondenz aufzustecken. Dies mag zu meiner Entschuldigung dienen.

Und wenn ich nun heute meinem Danke Ausdruck gebe, so gilt das nicht nur der Zusendung des Buches, sondern auch dem Genuß, den die Lektüre mir bereitet hat. Und so bitte ich Dich, zugleich meinen aufrichtigsten Glückwunsch entgegenzunehmen. Denn es steht wohl außer Frage, daß es Dir gelungen ist, die herrlichste Übersetzung des „Faust" zustande zu bringen, die überhaupt existiert. Die romanischen Sprachen eignen sich ja nicht zur Wiedergabe dieses Gedichtes. Rydbergs Übersetzung ist gewiß vornehm und korrekt, aber ich finde, bei ihm ist der gotische Sprachton des Originals nicht ordentlich herausgekommen. Die schwedische Sprache hat ja auch einen akademischen Zug, der einer Übertragung vielleicht größere Schwierigkeiten bietet.

Also herzlichen Dank für die wertvolle Gabe!

Mit den verbindlichsten Grüßen für Deine liebenswürdige Gattin bin ich

Dein alter Freund und Mit-Ägypter
Henrik Ibsen.

200.

An Oscar Nissen.

München, 29. März 1888.

Herrn Dr. Oscar Nissen.

Mit besonderer Freude habe ich an meinem sechzigsten Geburtstage Ihr Begrüßungstelegramm des Christianiaer Arbeitervereins empfangen, und ich spreche hierdurch meinen herzlichsten Dank dafür aus.

Leider liegt es nicht im Bereich meiner Fähigkeiten, direkt für das Wohl des Arbeiterstandes zu wirken.

Aber ich bitte Sie, den Mitgliedern des Vereins zu sagen, daß von allen Ständen unseres Landes es der Arbeiterstand ist, der meinem Herzen am nächsten steht, und ich bitte Sie, hinzuzufügen, daß in der Zukunft, an die ich glaube und auf die ich hoffe, dem Arbeiter Lebensbedingungen und eine soziale Lage vorbehalten sein werden, die ich mit lebhafter Freude willkommen heiße.

Mit den verbindlichsten Grüßen bin ich

hochachtungsvoll
Ihr
Henrik Ibsen.

201.

An Henrik Jäger.

München, April 1888.]

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und so danke ich Ihnen herzlichst für Ihr großes biographisches Werk, das uns vorgestern in zwei prächtigen Exemplaren zugegangen ist.

Ich glaube, daß ich meinem Dank auch getrost einen Glückwunsch beifügen kann: denn ich glaube, das Buch wird Ihnen zweifellos Freude machen. Es enthält ja neuen Stoff in großer Mannigfaltigkeit, und es ist von einer feinen, verständnisvollen Vertrautheit mit meinen litterarischen Arbeiten und den einschlägigen Zeitverhältnissen, finde ich, lebendig durchdrungen. 1888

— — — — — — — — — — — — — — — — —

202.

An Christian Hostrup.

München, 2. April 1888.

Herrn Pastor Hostrup.

Verzeihen Sie gütigst, daß ich erst heute meinen herzlichen Dank ausspreche für das Telegramm, mit dem Sie und Ihre verehrte Frau mich an meinem Geburtstage erfreut haben.

Nicht weniger dankbar bin ich Ihnen für das übersandte Exemplar von „Im Schneetreiben“. Es ist mir eine wahre Herzensfreude und Erquickung gewesen, in dieser liebenswürdigen Dichtung zu lesen und sie mitzuleben. Jütland, das eine verführerische Macht auf mich ausübt, seit ich es kennen gelernt habe, ist während der Lektüre meiner Vorstellung wundersam nahe gerückt, trotzdem ich doch niemals im Winter dort gewesen bin. Ins Theater gehe ich hier fast nie, aber ich lese gern hin und wieder abends ein Schauspiel, und da ich eine starke Einbildungskraft für das Dramatische habe, so kann ich alles, was wirklich wahr, glaubwürdig und zuverlässig ist, leibhaftig vor mir sehen. Die Lektüre wirkt fast wie eine Aufführung. Deshalb ist für mich die Lektüre Ihres neuen Stückes ein so großer Genuß gewesen.

Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und Ihre verehrte Gattin bin ich

Ihr ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

1888 203.

An Carl Snoilsky.

München, 6. April 1888.

Lieber Freund!

Nimm Du nebst Deiner verehrten Frau meinen herzlichsten Dank für das Telegramm, das ich zu meiner Freude an meinem Geburtstag empfangen habe.

Mit lebhafter Befriedigung habe ich vor ein paar Tagen den Aufsatz über Dich im „Magazin für die Litteratur" gelesen. Ich habe so oft bei mir gedacht, wie wünschenswert es für ein allseitigeres Verständnis der skandinavischen Litteratur in Deutschland wäre, wenn Deine Gedichte in größerem Umfang übersetzt werden könnten. Es ist ganz richtig, was Adolf Stern andeutet, daß Du eine eigenartige Seite des Gesamtbildes repräsentierst, die notwendig mit in Betracht gezogen werden soll und muß. Jetzt, hoffe ich, wird das kommen. Aber darum handelt es sich, einen Übersetzer zu finden, mit dem Du persönlich konferieren könntest. Die im „Magazin" mitgeteilten Proben klingen deutsch sehr gut. Ganz und in ihrem innersten Kern die Originalgedichte in allen Stücken wiederzugeben, bleibt wohl in den meisten Fällen unerreichbar. Den Redakteur der Zeitschrift, Wolfgang Kirchbach, kenne ich persönlich und bin sicher, daß er mit der größten Freude Dir sein Blatt zur Verfügung stellt, wenn Du das wünschest. Er ist selbst ein sehr begabter Schriftsteller. Verschiedene seiner Romane sind ins Dänische übersetzt. Sein bemerkenswertes Schauspiel „Die Waiblinger" möchte ich Dir zu lesen empfehlen.

Mit unseren herzlichsten Grüßen für Dich und Deine hochverehrte Frau bin ich

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

204.

An Christian Hostrup.

München, 18. Mai 1888.

Herrn Pastor Hostrup.

Aus Anlaß des Gedenktages, den in Ihrem Leben der erste Pfingsttag bringt, sende ich Ihnen einen herzlichen Glückwunsch, den ich freundlichst aufzunehmen bitte.

Und dann einen Dank für die leuchtende Lebenslust und Jugendfreude, wovon Ihre Dichtung einen Abglanz zu mir trug und hinauf zu meinen Zeitgenossen im leichtumschatteten Norwegen.

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

205.

An Laura Kieler.

München, 23. Juli 1888.

Liebe Frau Kieler!

Wenn ich Ihren freundlichen Brief vom 13. Juni erst heute beantworte, so geschieht es deshalb, weil ich in dieser Zeit mit einem großen neuen Schauspiel beschäftigt war und es noch bin und deshalb alle Korrespondenz links liegen lassen mußte. Mit Ihnen will ich jedoch eine Ausnahme machen, und ich sende Ihnen darum diese Zeilen.

Die „Männer von Ehre“ habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen, und ich meine, alle unsere Theater müßten sich beeilen, dieses Stück zur Aufführung zu bringen. Vielleicht wären hier und da einige Zusammenziehungen und Streichungen im Dialog zu empfehlen. Dies läßt sich mit Leichtigkeit während der Einstudierung machen, wenn Sie nicht vorziehen sollten, es selbst zu thun.

1888 Daß Sie sich nicht gern dazu verstehen, etwas am Ausgang des Stückes zu ändern, kann ich Ihnen nicht verdenken. Doch überlegen Sie sich die Sache. Vielleicht finden Sie einen Ausweg. Auf dem Manuskript, das Sie mir übersenden, haben Sie sich nicht als Verfasserin genannt. Das müssen Sie aber unbedingt thun. Ihr guter Autorname wird doch eine Empfehlung mehr für das gutgeschriebene und interessante Stück sein.

Sollten die Theater wider Erwarten Ihr Schauspiel nicht annehmen, so müssen Sie es darum nicht, wie Sie in Ihrem Brief sagen, in der Schublade liegen lassen. Sie müssen es vielmehr zu einer Erzählung umschreiben. Bei Ihrem bedeutenden Talent und Ihrer großen Übung auf novellistischem Gebiete wird sich eine solche Umarbeitung mit Leichtigkeit vornehmen lassen.

Kümmern Sie sich nicht um den Rat anderer. Ich habe wohl schon gesagt, daß Sie nichts in der Schublade liegen lassen müssen. Das sind Sie sich selbst schuldig.

Meine Frau sendet Ihnen die herzlichsten Grüße, und ich wünsche Ihnen alles erdenkliche Glück für Ihre Arbeit, womit ich bin

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

206.

An Georg Brandes.

München, 30. Oktober 1888.

Lieber Brandes!

Nach vielmonatlicher, unablässiger Arbeit an einem neuen fünfaktigen Schauspiel, das jetzt fertig ist, habe ich nachgerade wieder Zeit zu meiner Verfügung und kann daran denken, außerhalb des rein Geschäftsmäßigen ein bißchen zu korrespondieren.

Gestatten Sie mir, Ihnen, obschon herzlich spät, für das Telegramm zu danken, mit dem Sie mich an meinem Geburts-

tag erfreut haben. Dann für die Abhandlung über „Temperament und Wirklichkeit bei Emil Zola", die Sie seiner Zeit die Güte hatten mir zu senden, und die ich zu wiederholten Malen mit lebhaftem Interesse gelesen habe. Und endlich für Ihr neues großes Werk „Eindrücke aus Polen", in das mich einzuleben ich nun im Begriffe bin, wobei ich alles andere links liegen lasse. Das ist ja ein ganzer „dunkler Erdteil", der sich hier dem westeuropäischen Bewußtsein erschließt. Herzlichen Dank für diese neue Bereicherung!

Von dem großen Zulauf auch zu Ihren letzten Vorlesungen haben wir in den Blättern gelesen. Aber sonst wissen wir wenig, wie es Ihnen eigentlich geht, und wie Sie in den heimischen Verhältnissen gedeihen. Ich für mein Teil denke mir ja, es muß sich in Kopenhagen reizend leben lassen. Im übrigen habe ich es freilich jedesmal nur für kürzere Zeit versucht.

In Norwegen mich allen Ernstes niederzulassen, das wäre mir ganz unmöglich. Nirgends würde ich mir heimatloser vorkommen als da oben. Für einen geistig einigermaßen entwickelten Menschen reicht der alte Vaterlandsbegriff heutzutage nicht mehr aus.

Es kann der Staatsverband, in den wir einsortiert sind, allein nicht mehr maßgebend für uns sein. Ich glaube, das nationale Bewußtsein ist im Begriff auszusterben und wird vom Stammesbewußtsein abgelöst werden. Jedenfalls habe ich für mein Teil diese Evolution durchgemacht. Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.

Natürlich verfolge ich mit Aufmerksamkeit und Interesse die Lebensäußerungen in der alten Heimat. Es sind gerade keine erfreulichen Beobachtungen, die man da zu machen Gelegenheit hat. Mir hat übrigens der politische Entwicklungsgang Norwegens keineswegs eine Enttäuschung bereitet. Auf das, was geschehen ist, bin ich durchaus vorbereitet gewesen. Ich habe im voraus gewußt, daß es mit Naturnotwendigkeit so und nicht

1888 anders kommen mußte. Aber den Führern unserer Linken fehlt jegliche Welterfahrung, und sie hatten sich infolgedessen den unwahrscheinlichsten Illusionen hingegeben. Sie haben sich eingebildet, daß ein Oppositionsführer derselbe bleiben würde und könnte, der er zuvor gewesen war, auch nachdem er ans Ruder gekommen ist.

4. November.

Lieber Freund!

Ich mußte diesen angefangenen Brief liegen lassen, da ich mich ein paar Tage nicht wohl fühlte und zudem mit unaufschiebbaren Geschäften in Theaterangelegenheiten überhäuft war.

Aber gerade als ich mich heute hinsetzte, um da fortzufahren, wo ich aufgehört hatte, lief von Kopenhagen ein Paket mit Ihrer wohlbekannten Handschrift auf dem Umschlag ein. Also haben Sie in Ihrer Freundesgesinnung mich auch mit Ihren „Eindrücken aus Rußland" bedacht! Na, da darf ich mir für diesmal weitere Ergüsse über die heimischen Verhältnisse nicht leisten. Der Brief mit meinem herzlichsten Dank soll sogleich abgehen. Die mit Bleistift geschriebene Widmung ist mir auch ein Fingerzeig, daß ich Ihre Freundschaft und Ihre Nachsicht durch fortgesetztes Stillschweigen nicht auf die äußerste Probe stellen darf. Ich gebe zu, daß ich diesen stummen und doch beredten Vorwurf von Ihrer Seite vollauf verdient habe. Aber er weckt keine eigentliche Besorgnis in mir, er rüttelt nur mein schlechtes Briefschreibergewissen auf. Eine ernstliche und andauernde Mißstimmung zwischen uns kommt mir nämlich als ein Ding der Unmöglichkeit vor.

Und indem ich hier bei meinen postalen Sünden verweile, bitte ich Sie, Ihrem Bruder meinen wärmsten Dank für seine Besprechung von „Rosmersholm" zu übermitteln. Sie wird mir immer unvergeßlich bleiben. Als ich sie das erste Mal las, war mir, als läse ich eine feine, tiefe und verständnisvolle Dichtung über meine Arbeit.

Meine Frau vereinigt sich mit mir in den herzlichsten 1888 Grüßen für Sie, Ihre Gattin und die Mädels.

Ihr treu ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

207.

An Ludvig Daae.

München, 20. November 1888.

Lieber Daae!

Unter dem ersten frischen Eindruck Deiner Abhandlung über Botten=Hansen, die ich im „Vidar" gelesen habe, kann ich dem Drange nicht widerstehen, Dir einige Worte zu senden.

Es ist ein meisterhaftes Zeitbild und eine geniale Charakter=schilderung, womit Du unsere Litteratur bereichert hast.

Mich hat es mit seltsamer Gewalt ergriffen, wie ich mich wiederum so lebendig in Umgebungen versetzt fühlte, die einen so entscheidenden Einfluß auf meinen späteren Entwicklungsgang geübt haben, und von denen ich mich im tiefsten Innern nie losgerissen habe — nie losreißen konnte oder wollte.

Herzlichen Dank also für diese Deine feine historische Dich=tung über den „Holländer".

Und grüße sie mir alle — die Überlebenden — von ihrem und

Deinem getreuen

Henrik Ibsen.

208.

An Bredo Morgenstierne.

München, 21. November 1888.

Geehrter Herr Professor!

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vermute, daß der stimmungsvolle und so warm und liebenswürdig geschriebene

1889 Artikel, womit „Aftenposten" mich an meinem Geburtstage, verflossenen 30. März, erfreut und geehrt hat, aus Ihrer Feder stammte.

Ich habe deshalb meinen Verleger ersucht, Ihnen in meinem Namen ein Exemplar meines neuen Schauspiels zu übermitteln, das Sie bitte freundlichst annehmen wollen als einen Ausdruck der Dankesschuld, in der ich mich Ihnen gegenüber fühle.

Die Begegnungen, die uns flüchtig zusammenführten, sind mir noch lebhaft in Erinnerung. Das erste Mal war es 1874 in Christiania bei der großartigen Begrüßungsfeier, die der Studentenverein mir damals bereitet hat. Dann drei Jahre später in Stockholm, namentlich im Hotel Rydberg, und darauf im Eisenbahnwagen auf der Rückreise von Upsala, im Kupee zusammen mit Madvig, Etatsrat Steenstrup und Professor Panum, damals Rektor der Kopenhagener Universität.

Festesstimmung kommt über mich, wenn ich dieser Begegnungen gedenke.

Wenn ich wieder nach Christiania komme — falls es geschieht —, will ich den Kreis aufsuchen, wo ich mich recht eigentlich heimisch fühle. Also — auf Wiedersehen!

Mit besonderer Ergebenheit

Ihr

Henrik Ibsen.

209.

An Camilla Collett.

München, 3. Mai 1889.

Liebe Frau Collett!

Ich weiß nicht, was Sie denken und glauben müssen von mir, der nun länger als zwei Monate Ihren tiefen und inhaltreichen Brief hat liegen lassen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Aber es kam gerade um die Zeit gar manches dazwischen

Gar manches, das mich so durchaus vom Schreibtisch fern hielt. 1889
Erst mußte ich nach Berlin. Und dann ganz unerwartet nach Weimar. Erst jetzt kann ich sagen, daß ich so einigermaßen wieder zur Ruhe gekommen bin.

Erlauben Sie mir denn deshalb heute, Ihnen mit einigen Worten meinen herzlichsten Dank zu senden für das Verständnis, das die „Frau vom Meere" bei Ihnen gefunden hat.

Daß ich gerade bei Ihnen zu allererst auf ein solches Verständnis rechnen dürfte, davon war ich ja von vornherein so ziemlich überzeugt. Aber es machte mir doch eine unbeschreibliche Freude, diese Hoffnung so bestätigt zu sehen, wie es durch Ihren Brief geschah.

Ja, es giebt Berührungspunkte. Sogar viele. Und Sie haben sie gesehen und gefühlt. Ich meine, was mir nur wie eine Ahnung erscheinen konnte.

Aber es ist nun viele Jahre her, daß Sie durch Ihren geistigen Lebensgang in irgend einer Form hineinzuspielen begannen in meine Dichtung.

Glauben Sie mir, meine Gattin und ich, wir beschäftigen uns dauernd mit Ihnen in unseren Gedanken wie in unseren Gesprächen. Im Winter hörten wir, daß Sie in Berlin seien. Und da freuten wir uns so sehr darauf, daß wir Sie hier in München wiedersehen würden. Aber es sollte also diesmal nicht sein. Für den kommenden Sommer haben wir noch keine Reisepläne entworfen oder entwerfen können. Doch möglicherweise fügen sich die Verhältnisse so, daß wir unseren Weg nach Norden nehmen können, und dann werden wir uns wohl auf alle Fälle sehen.

Meine Frau sendet Ihnen tausend Grüße. Ich ebenso.

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

1889

210.

An Jens Braage Halvorsen.

München, 18. Juni 1889.

Herrn J. B. Halvorsen.

Christiania.

Wenn ich bisher Ihr freundliches Schreiben vom 30. Mai nicht beantwortet habe, so liegt das daran, daß die Punkte, deren Aufklärung Sie in dem Briefe wünschen, im wesentlichen durch meine Bemerkungen auf den Korrekturbogen, die ich Ihnen so schnell wie möglich zurücksandte, Beantwortung gefunden haben.

Der Ordnung halber will ich aber noch einige ergänzende Worte hinzufügen. Also:

1. Ich besuchte als Knabe ein Jahr lang die Zeichenschule in Skien und lernte dort ein wenig Bleistiftzeichnen. Gleichzeitig oder etwas später empfing ich einige Anleitung in der Ölmalerei durch einen jungen Landschaftsmaler Mandt aus Telemarken, der sich zuweilen in Skien aufhielt. In Bergen beschäftigte ich mich verschiedentlich mit der Aquarellmalerei unter Aufsicht des inzwischen verstorbenen Losting. Nach Christiania zurückgekehrt, malte ich ein wenig in Öl bei Magnus Bagge. Aber 1860 begannen die Vorbereitungen zur „Komödie der Liebe“ und zu den „Kronprätendenten“ mich stark zu beschäftigen, und seit der Zeit habe ich die Malerei an den Nagel gehängt.

2. Mit der Arbeiterbewegung selbst habe ich eigentlich nichts zu schaffen gehabt. Ich stand nur in freundschaftlichen Beziehungen zu Abildgård und wurde durch ihn bekannt mit Marcus Thrane. So erfuhr ich mancherlei von ihren Plänen, und nachdem die Verhaftungen stattgefunden hatten, fürchtete ich schon sehr, als Zeuge vorgeladen zu werden. Aber zum Glück waren meine Briefe an Abildgård und vielleicht auch meine Manuskripte unter den verbrannten Papieren, wie es Henrik Jaeger erzählt.

3. Dieser Punkt ist durch Bemerkungen auf den Korrekturbogen erledigt.

4. Ebenso.

5. Der Auszug aus meinem Briefe an König Carl mag meinetwegen gedruckt werden, obwohl ich finde, daß er in einem rechten Leichenbitterstil gehalten ist.

Und so empfangen Sie denn meinen herzlichsten Dank für die ganze unermeßliche Arbeit, die in Ihrem Artikel über mich niedergelegt ist, und für die Form, die Sie ihm gegeben haben.

Ihr freundschaftlichst ergebener
Henrik Ibsen.

211.
An Moritz Prozor.

München, 25. Oktober 1889.

Herrn Grafen Prozor.

Ihren sehr geehrten Brief vom 20. d. M. habe ich zu meiner großen Freude erhalten. Das darin enthaltene Schreiben an Mr. Roger in Paris habe ich gleich abgesandt, mit meiner Unterschrift versehen.

Ich weiß nicht, wie es mir möglich sein wird, der Dankesschuld, in der ich mich Ihnen gegenüber fühle, vollen Ausdruck zu geben.

Schon lange ist es mir ein lieber Traum gewesen, mir mit meinen dramatischen Arbeiten in Frankreich Eingang zu verschaffen. Aber ich durfte diesem Gedanken ernsthaft nicht weiter nachgehen, — die Sache kam mir als etwas Unüberwindliches und Unerreichbares vor.

Verbindungen hatte ich dort so gut wie keine. Und außerdem hatte ich schon seit langem so viel mit der Wahrnehmung meiner zahlreichen litterarischen Angelegenheiten in den nordischen Ländern, in Deutschland, Österreich, England, Amerika und anderwärts zu thun, daß für mich überhaupt gar keine Rede davon sein konnte, aus eigener Kraft zu versuchen, das Feld der Wirksamkeit auf das große und so schwer zugängliche Paris,

1889 oder, was ja in litterarischer Beziehung dasselbe ist, auf Frankreich auszudehnen.

Und nun haben Sie, verehrter Herr Graf, schon so unendlich viel für mich durchgesetzt! Der Anfang, von allem das schwerste, ist gemacht. Aufmerksamkeit und Interesse sind in einflußreichen Kreisen geweckt. Die Sache ist also in Fluß gekommen.

Dies alles verdanke ich in erster Reihe Ihnen. Und meine Bitte an Sie geht dahin, daß Sie auch fernerhin alle meine französischen Angelegenheiten und was damit zusammenhängt in Ihre Hand nehmen wollen. Dann darf ich auf ein gutes Resultat hoffen.

Ob nun aber meine Dichtung in Paris durchschlägt oder nicht, jedenfalls bitte ich Sie, verehrter Herr Graf, versichert zu sein, daß ich stets alles, was Sie für mich gewollt und gewirkt haben, hoch anerkennen und schätzen werde.

Die Erklärung, daß ich nur Ihre und keine andere Übersetzung angenommen zu sehen wünsche, werde ich natürlich mit dem größten Vergnügen unterschreiben, wenn Sie mir nur gütigst den Text in der Form zusenden wollen, in der Sie ihn abgefaßt wünschen.

Für das Exemplar der Übersetzung, das ich gestern empfangen habe, verbindlichsten Dank. Das ist ja ein sehr stattlicher Band und besser ausgestattet, als ich es im allgemeinen hier in Deutschland gewöhnt bin.

Auch für die Postanweisung statte ich meinen Dank ab. Einen begründeten Anspruch in der Richtung zu erheben, hatte ich ja übrigens absolut kein Recht.

Vom Grafen Snoilsky habe ich einen liebenswürdigen Brief erhalten, für den ich Sie vielleicht bitten dürfte ihm gelegentlich meinen freundschaftlichsten Dank und Gruß auszurichten.

Mit vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre, zu sein

Ihr aufrichtig ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

212.

An William Archer.

München, 3. November 1889.

Lieber Herr Archer!

Es war mir eine außerordentlich große Freude, in diesem Augenblick Ihren freundlichen Brief vom 1. d. zu empfangen, und ich beeile mich hiermit, ihn sogleich zu beantworten.

Für alles, was Sie bisher für mich gethan haben und weiter thun, um meinen Arbeiten in England Eingang zu verschaffen, werde ich mich Ihnen gegenüber stets in tiefer Dankesschuld fühlen . . .

Ihre herrliche Prachtausgabe des „Puppenheim“ ist wohlbehalten angekommen. Auch für diese schöne Gabe sende ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Ich hätte es schon längst thun sollen. Das Buch habe ich beständig vor mir auf meinem Tisch liegen, und es erregt lebhafte Bewunderung bei all denen, die es sehen und die ein bißchen von Kunstwerken auf typographischem Gebiete verstehen. Ich kann nicht leugnen, ich bin ziemlich stolz darauf, daß in dem großen England ein Werk von mir in einer solchen Ausstattung hat herauskommen können . . .

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

213.

An Peter Hansen.

München, 5. Dezember 1889.

Lieber Hansen!

Gerade als ich heute im Begriffe stand, Dir meinen Dank für den zweiten Teil des „Faust“ zu senden, empfing ich Deinen freundlichen Brief und kann Dir nun gleichzeitig für beides danken. Das große Werk habe ich nur erst beim Aufschneiden hie und da obenhin durchflogen. Aber ich habe doch so viel ge-

1889 sehen, daß ich glaube, Du hast gewißlich recht mit dem, was Du über die Sprachbehandlung schreibst — obwohl ich nach wie vor der Ansicht bin, daß sie schon im ersten Teil so ziemlich unübertrefflich ist. Die Einleitung will ich eben studieren, und ich hoffe, daß es mir dadurch ermöglicht wird, diesen zweiten Teil der Dichtung zu verstehen, der mir bisher unter einer gar zu unklaren Allegorisierung zu leiden schien.

Ob Heyse sich im stande sehen wird, die Übersetzung zu besprechen, weiß ich nicht mit Sicherheit. Aber kann er's, so thut er es zweifellos.

Dagegen möchte ich Dir bestimmt raten, das Werk mit einem Begleitschreiben an Dr. Suphan, den Direktor des Goethearchivs in Weimar, zu senden. Es steht unter dem besonderen Protektorat der Großherzogin, und von der Seite wird sicher alles Mögliche geschehen, um die Aufmerksamkeit Deutschlands auf Deine Übersetzung zu lenken.

Gleichzeitig und in derselben Weise mußt Du Dich unbedingt an Professor Erich Schmidt in Berlin wenden. Er ist ja Litterarhistoriker und außerdem wohl Deutschlands größter zeitgenössischer Spezialist gerade im Goethefach — übrigens einer meiner wärmsten Anhänger und ein Kenner der nordischen Litteratur.

Daß dieses Dein Meisterwerk in Deutschland nicht unbeachtet bleiben darf, darin bin ich natürlich ganz einer Meinung mit Dir, und ich bitte Dich, überzeugt zu sein, daß nichts versäumt werden soll, was meinerseits in dieser Richtung geschehen kann. Es ist ja eine Ehre für Dänemark und damit für die ganze nordische Geisteskultur, daß eine so klassische Wiedergabe eines fremden Klassikers bei uns das Licht erblicken konnte.

Hier unten waten wir nun im Schnee, und ich verweile, gleich Dir, oft bei der Erinnerung an unsere Märchenfahrt vor zwanzig Jahren.

Mit einem verehrungsvollen und verbindlichen Gruß für Deine liebenswürdige Frau bin ich

Dein freundschaftlich ergebener

Henrik Ibsen.

214.

1890

An Carl Snoilsky.

München, 29. Juni 1890.

Lieber Freund!

Du wunderst Dich gewiß, daß ich Deinen Brief, der mir vor bald vierzehn Tagen zu meiner Freude zuging, noch nicht beantwortet habe. Der Grund meines Schweigens war, daß ich gern mit voller Bestimmtheit Dir mitteilen wollte, ob wir gegen Mitte nächsten Monats hier zu treffen sein werden.

Es war nämlich unser Plan, auch dieses Jahr den Sommer in Tirol zu verbringen. Dem stellen sich jedoch Schwierigkeiten in den Weg. Ich bin nämlich jetzt mit einem neuen Drama beschäftigt, dessen Ausführung sich leider aus verschiedenen Gründen bedeutend verzögert hat. Und ohne das vollendete erste Konzept des Stückes mitnehmen zu können, verlasse ich München nicht. Es ist aber wenig oder keine Aussicht vorhanden, daß ich es im Juli so weit fertig haben werde.

Aller Wahrscheinlichkeit werden wir deshalb über den ganzen Herbst hinaus hier in der Stadt bleiben müssen, und es wird uns sehr freuen, mit Euch zu der erwähnten Zeit zusammenzutreffen.

Die Bewegung, welche die „Gespenster" in Paris hervorgerufen haben, war mir eine große Genugthuung. Aber es hat mich peinlich berührt, daß nicht die Übersetzung des Grafen Prozor bei der dortigen Aufführung benutzt wurde. Warum dies nicht geschah, weiß ich nicht. Aber oft, wenn ich an die Sache denke, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht formell meinen Protest eingelegt habe, auch wenn er nicht von praktischer Wirkung gewesen wäre. Der Grund, weshalb ich nicht protestierte, war übrigens der, daß Graf Prozor selbst mir in einem Brief seinen Wunsch aussprach, es möge nicht geschehen. Aber trotzdem, — es würde mir unaussprechlich leid thun, wenn die Sache bei ihm, dem ich so viel verdanke, eine Mißstimmung

1890 gegen mich hervorgerufen haben sollte. Wenn Du Gelegenheit hast, so sei so gut, ihm das zu sagen.

Und somit bitte ich Dich und die Gräfin Snoilsky, unsere herzlichsten Grüße und ein Willkommen in München entgegenzunehmen!

Dein getreuer
Henrik Ibsen.

215.

An Hans Lien Brackstad.

[München, August 1890.]

[Da ein mich betreffender Bericht des „Daily Chronicle“ vom 13. August an mehreren Punkten geeignet erscheint, mißdeutet zu werden — was in nordischen Blättern auch bereits geschehen ist —, wünsche ich, einzelne mir zugeschriebene Äußerungen richtig zu stellen. Es kommt mir nämlich vor, als ob dieselben vom Berichterstatter nicht überall vollständig und mit voller Deutlichkeit wiedergegeben wären.]

Ich habe nicht gesagt, daß ich die sozialdemokratische Frage nie studiert habe. Im Gegenteil, ich habe mit großem Interesse und nach besten Kräften versucht, mich mit den verschiedenen Seiten dieser Frage vertraut zu machen. Ich sagte nur, ich hätte nie die Zeit gehabt, die ausgedehnte und umfassende Litteratur zu studieren, die von den verschiedenen sozialistischen Systemen handelt.

Wenn der Korrespondent sich auf meine Äußerung, ich gehörte nicht zur sozialdemokratischen Partei, beruft, so wünschte ich, er hätte das, was ich hinzufügte, und worauf ich besonderes Gewicht legte, nicht weggelassen — nämlich, daß ich nie irgend einer Partei angehört habe, und voraussichtlich nie einer angehören werde.

Ich möchte hinzufügen, daß es mir zu einem Natur

bedürfnis geworden ist, ganz unabhängig zu arbeiten und meinem 1890 eigenen Kurs zu folgen.

Was der Korrespondent über mein Erstaunen sagt, meinen Namen als ein Agitationsmittel für die sozialdemokratischen Theorien benutzt zu sehen, ist ganz besonders geeignet, mißverstanden zu werden.

Thatsächlich habe ich meine Überraschung darüber ausgedrückt, daß gerade ich, der es sich vor allen Dingen zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Charaktere und Schicksale von Menschen zu schildern, ohne bewußte oder direkte Absicht, etwas dergleichen anzustreben, in gewissen Punkten doch zu demselben Resultat gekommen bin, wie die sozialdemokratischen Moralphilosophen durch wissenschaftliche Forschung.

Dieser meiner Überraschung — und, wie ich hinzufügen möchte, meiner Genugthuung — habe ich dem Korrespondenten gegenüber Ausdruck gegeben, — ich fühlte mich dazu veranlaßt, weil ich von ihm gehört hatte, daß in London kürzlich ein Vortrag oder mehrere gehalten worden sind, die, wie er zu berichten wußte, hauptsächlich das „Puppenheim" behandelten.

[Dies ist in aller Kürze, was ich meinen Freunden erklärt wissen möchte, und ich bitte Sie daher, von diesen Sätzen denjenigen Gebrauch zu machen, welchen Sie als den zweckentsprechendsten erachten.]

216.

An Karl Hals.

München, 30. Oktober 1890.

Herrn Karl Hals.

Empfangen Sie hierdurch meinen besten Dank für Ihre freundliche Einladung zu den Festlichkeiten des dritten November.

Leider werde ich ja von ihr keinen Gebrauch machen können — und darauf hatten Sie wohl auch nicht gerechnet.

1890 Aber ich will Ihnen doch meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem Gedenktage senden, was hierdurch geschieht.

Ich darf nicht behaupten, daß ich Sie am Piano No. 1 habe arbeiten sehen. Aber es war doch eine der ersten Nummern in der langen Reihe, womit Sie und Ihr Bruder Peter beschäftigt waren, als wir uns zum ersten Male begegneten. Es war im Herbst 1850, und Ole Schulerud hatte mich eingeführt. Sie und Ihr Bruder wohnten damals in Cappelens Hof und hatten dort einen kleinen Arbeitsraum. Ich weiß noch ganz gut, daß Sie beide persönlich mit Hand anlegten. Ihr Gehilfe war Thornam, der später am Christianiaer Theater debütiert hat.

Ihr Bruder Peter war mir sehr lieb. Er ist ja nun schon lange dahin. Aber seine feine Gestalt sehe ich noch leibhaftig vor mir.

Es ist nun also vierzig Jahre her, daß wir einander kennen gelernt haben. Keiner von uns besaß damals sonderlich viel von den Gütern dieser Welt. Ich jedenfalls nicht. Aber inzwischen haben wir ja alle beide unsere Sache ganz gut gemacht. Jeder in seiner Art.

Sie lernten frühzeitig die Arbeit lieben. Das Glück der Arbeit ging mir erst später auf. Aber dann lernte ich sie auch recht gründlich schätzen.

Nun sitze ich hier unten, ganz vertieft in ein neues Schauspiel. Nicht eine freie Stunde habe ich viele Monate hindurch gehabt. Denn eine übermäßig große Korrespondenz kommt hinzu, und die muß ja auch erledigt werden.

Aber am Abend des dritten November soll dies alles meine Gedanken nicht hindern, bei Ihnen in Ihrem festlichen Kreise zu verweilen.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

217.

An Moritz Prozor.

München, 20. November 1890.

Herrn Grafen Prozor.

Für den Brief, den ich gestern erhielt, statte ich Ihnen hierdurch meinen besten und verbindlichsten Dank ab und sende die Vollmacht unterschrieben zurück. Es gewährt ja eine große Beruhigung, der französischen Litteraturgesellschaft die Wahrung der pekuniären Interessen zu übertragen, und die Bedingungen erscheinen mir außerdem besonders billig und vorteilhaft.

Mein neues Schauspiel ist nun fertig, und das Manuskript ist vorgestern nach Kopenhagen abgegangen. Entsprechend der hierorts getroffenen mündlichen Vereinbarung werden die Korrekturbogen Ihnen, verehrter Herr Graf, nach und nach, wie sie fertig werden, direkt von der Druckerei zugestellt. Sollte in dem Stücke irgend etwas vorkommen, worüber nähere Aufklärung oder Erläuterung erwünscht ist, so stehe ich selbstverständlich mit Dank und Freuden zu Diensten.

Ich habe ein eigentümliches Gefühl der Leere, so plötzlich von einer Arbeit getrennt zu sein, die nun viele Monate hindurch meine Zeit und meine Gedanken ausschließlich in Anspruch genommen hat. Doch im übrigen war es ja gut, daß die Sache ein Ende nahm. Das unaufhörliche Zusammenleben mit diesen erdichteten Menschen machte mich nämlich nachgerade nicht wenig nervös.

Mit einem verehrungsvollen Gruß an die Frau Gräfin bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

1890

218.

An Julius Elias.

München, 27. November 1890.

Lieber Elias!

Für Ihr freundliches Telegramm und Schreiben empfangen Sie bitte meinen besten Dank. Da jedoch die Angelegenheiten, die der Brief behandelt, teils schon geregelt sind, teils eine Entscheidung noch nicht erheischen, so schreibe ich Ihnen heute nicht aus diesem Anlaß.

Der Zweck meiner Zeilen ist, die Aufmerksamkeit auf Professor Hoffory und den traurigen Geisteszustand zu lenken, in dem er sich gegenwärtig befindet.

Er ist vor ungefähr vierzehn Tagen von Weimar hier eingetroffen und im Hotel Roth abgestiegen, wo er sich noch aufhält. Schon gleich nach seiner Ankunft kam es mir vor, als ob sein Denk- und Vorstellungsvermögen gelitten hätte. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, die Worte, die er suchte, zu finden, und besondere Mühe verursachte es ihm, sich auf die Namen verschiedener Personen zu besinnen, selbst solcher, die ihm nahe standen.

Mit jedem Tage nun hat sich dieser sein Zustand verschlimmert. Herr Dr. Brahm sah und sprach ihn vor einigen Tagen und wird darüber berichten können. Ich kann nur hinzufügen, daß nach Brahms Abreise es mit Hoffory immer weiter abwärts gegangen ist. Gestern habe ich mit Nachdruck ihn zu überreden versucht, unverzüglich nach Berlin zurückzukehren. Es war jedoch leider vergeblich. Er kam mit dem thörichten Vorwand einer Liebesgeschichte, die ihn hier zurückhalte, und in der er notwendigerweise eine Entscheidung abwarten müsse, ehe er abreisen könne. Ich glaube jedoch, seine Willenskraft ist dermaßen gebrochen, daß er nicht den Entschluß fassen kann, seinen Koffer zu packen, nicht den Entschluß, seine Hotelrechnung zu verlangen, nicht den Entschluß, zum Bahnhof zu gehen. Außerdem halte

ich ihn für völlig außer stande, auf sein Geld acht zu geben. Vor- 1890
gestern wie auch gestern Abend war ich im Café Maximilian Zeuge, daß er zu wiederholten Malen seine Zeche bezahlen wollte, nachdem dies schon geschehen war.

Daß er unter diesen Umständen von hier fort muß, erscheint mir zweifellos. Aber wie man dies bewerkstelligen soll, weiß ich nicht. Meine Bitte geht dahin, daß Sie mit Erich Schmidt über die Sache sprechen mögen, der ja ganz in Ihrer Nähe wohnt, und vor dem Hoffory besonders großen Respekt hegt. Vielleicht könnte eine ernsthafte Aufforderung von seiner Seite Hoffory bewegen, zurückzukehren und sich in die Behandlung der Ärzte zu begeben, welche die Geschichte seiner Krankheit kennen. Denn das ist dringend notwendig. Hier hat er niemand, bei dem er sich Rat holen könnte, oder will es wenigstens nicht. Und deshalb sitzt er nun da und verfällt von Tag zu Tag mehr und mehr.

Ihre Bereitwilligkeit, Zeit und Arbeit zur Verfügung zu stellen, wenn es einen Freundschaftsdienst gilt, kenne ich ja aus eigener Erfahrung. Deshalb wende ich mich in dieser traurigen Angelegenheit an Sie. Eines Menschen Leben oder Zukunft steht hier auf dem Spiele.

Mit unseren freundschaftlichsten Grüßen für Sie und Ihre verehrte Frau bin ich

Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

219.

An Moritz Prozor.

München, 4. Dezember 1890.

Herrn Grafen Prozor.

Ich will nicht unterlassen, Ihren freundlichen Brief, den zu empfangen ich in diesem Augenblick die Freude hatte, in aller Kürze zu beantworten.

1891 Der Titel des Stückes ist: Hedda Gabler. Ich habe damit andeuten wollen, daß sie als Persönlichkeit mehr als Tochter ihres Vaters denn als Gattin ihres Mannes aufzufassen ist.

In diesem Stücke habe ich nicht eigentlich sogenannte Probleme behandeln wollen. In der Hauptsache ist es mir darum zu thun gewesen, Menschen, menschliche Stimmungen und menschliche Schicksale auf Grund gewisser gültiger sozialer Verhältnisse und Anschauungen zu schildern. Wenn Sie das ganze Stück gelesen haben, wird mein Grundgedanke Ihnen klarer werden, als ich ihn hier aussprechen kann.

Bevor Sie diese Zeilen erhalten, werden Ihnen vermutlich aus Kopenhagen noch drei Bogen zugegangen sein. Wenige Tage später werden Ihnen dann die letzten vier Bogen zugleich mit dem Titelblatt und Personenverzeichnis übersandt werden.

Mit einem verehrungsvollen Gruß an die Frau Gräfin bin ich in dankbarer Hochachtung

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

220.

An Moritz Prozor.

München, 23. Januar 1891.

Herrn Grafen Prozor.

Herr Luigi Capuana hat Ihnen, wie ich mit Bedauern sehe, durch seinen Vorschlag, die Schlußsscenen im „Puppenheim“ für die Bedürfnisse der italienischen Bühnen zu ändern, eine ganz erhebliche Mühe verursacht.

Ich bin keinen Augenblick in Zweifel, daß Ihre Variante dem Vorschlage des Herrn Capuana bei weitem vorzuziehen wäre. Aber die Sache ist die: ich kann mich unmöglich darauf einlassen, direkt meine Autorisation zu irgend welchen Änderungen am Ausgange des Dramas zu geben. Ich könnte beinahe sagen, gerade der Schlußsscene wegen ist das ganze Stück geschrieben.

Und dazu kommt, daß ich glaube, Herr Capuana irrt sich, 1891 wenn er fürchtet, das italienische Publikum sei nicht im stande, meine Arbeit zu verstehen oder zu billigen, falls sie in ihrer ursprünglichen Gestalt auf die Bühne gebracht wird. Auf alle Fälle muß der Versuch gemacht werden. Stellt es sich dann wirklich heraus, daß es durchaus nicht geht, dann mag Herr Capuana auf eigene Hand Ihre Redaktion des Schlusses benutzen, jedoch ohne daß ein solcher Schritt von mir formell gebilligt oder autorisiert wird.

Ich habe in meinem Brief an Herrn Capuana, der gestern von hier abging, mich in aller Kürze zu der Sache geäußert, und ich hoffe, daß er seine Bedenken aufgiebt, solange er nicht durch die Erfahrung die Bestätigung erhalten hat, daß sie wirklich begründet sind.

Zu der Zeit, als das „Puppenheim" noch neu war, habe ich notgedrungen meine Einwilligung dazu gegeben, daß der Schluß für Frau Hedwig Niemann-Raabe, die in Berlin die Nora spielen sollte, geändert wurde. Aber damals gab es für mich keine Wahl. In litterarischer Beziehung war ich ja in Deutschland rechtlos und konnte also nichts verhindern. Und außerdem lag das Stück in seiner ursprünglichen Form, also unentstellt, vor und war dem deutschen Publikum zugänglich durch die deutsche Ausgabe, die damals schon gedruckt und im Buchhandel erschienen war. Mit dem veränderten Schluß hielt das Stück sich nicht lange auf dem Repertoire. Unverändert dagegen wird es immerzu gespielt.

Auf inliegenden Brief des M. Antoine habe ich geantwortet, indem ich ihm für seine Absicht dankte, auch die „Wildente" zur Aufführung zu bringen, aber auch den dringenden Wunsch ausdrückte, daß er Ihre Übersetzung benutzen möchte. Wie er sich entscheiden wird, das weiß ich nicht. Aber da das „Théâtre libre" wesentlich als ein Privatverein zu betrachten ist, so giebt es kaum eine Möglichkeit, durch Rechtsmittel Protest einzulegen, — ein Schritt, der vielleicht auch aus verschiedenen Gründen nicht zu empfehlen wäre. Ich lege übrigens die Ent-

1891 scheidung dieser Frage ganz in Ihre Hände, überzeugt, daß Sie das richtigste Verfahren schon herausfinden werden.

Mit einem hochachtungsvollen Gruß an die Frau Gräfin und mit einem herzlichen Dank für alle Güte und alles Wohlwollen, die Sie mir erwiesen haben, bin ich

Ihr ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

221.

An Hedvig Stousland.

München, 13. März 1891.

Liebe Schwester!

Ich danke Dir recht herzlich für den Brief, den ich vorigen Monat erhalten habe, und dessen Beantwortung ich nun nicht länger aufschieben darf.

Mit großer Freude habe ich daraus ersehen, daß Skien nun auch ein Festlokal bekommt. Natürlich wird es sehr groß und prächtig und auch in jeder Beziehung zeitgemäß eingerichtet sein, um der Stadt in ihrer jetzigen Gestalt zu entsprechen.

Und dann erzählst Du, das Lokal soll eben jetzt mit einer Reihe von Festlichkeiten eröffnet werden.

Könnte ich doch nur bei dieser Gelegenheit mit dabei sein! Von den Bekannten meiner Kindheit würde ich ja wohl nur sehr wenige getroffen haben. Ich hätte im Kreise eines neuen, mir fremden Geschlechtes gestanden. Aber im Grunde vielleicht doch nicht so ganz fremd. In allen den langen Jahren der Abwesenheit war es mir immer, als gehörte ich nach wie vor heim in die Vaterstadt.

Hätten diese Festlichkeiten einige Jahre früher stattgefunden, und hätte ich darum gewußt, so hätte ich ein Lied oder ein Gedicht geschrieben und es in die Heimat geschickt. Ich hoffe und glaube, man hätte es zu Hause freundlich aufgenommen.

Aber jetzt schreibe ich keine Lieder und Gedichte dieser Art

mehr. Um so etwas kann es sich also nicht handeln. Und doch 1891
möchte ich von Herzen gern mitthun auf irgend eine Art.

Deshalb sollst Du diesen Brief weiter geben, damit alle wissen, daß ich in meinen Gedanken unter Euch bin bei Eurem Feste, wie ich auch in meinen Gedanken viel und oft unter Euch war bei Euren Sorgen und Eurem Vertrauen auf lichtere Tage.

1850 war es das letzte Mal, daß ich zu Hause in Stien gewesen bin. Bald darauf begann eine Zeit geistiger Stürme über die Stadt und von da über weitere Kreise hinzugehen.

Sturmwetter habe ich immer gern mögen. Und bei diesem Sturmwetter war ich dabei — wenn auch in der Ferne. Daß ich mit dabei war — davon legt ein Teil meiner Dichtung Zeugnis ab.

Dann brach großes Ungemach über die Stadt herein und verheerte sie ein ums andere Mal. Das Haus, in dem ich geboren bin, und wo ich meine ersten Kinderjahre verlebte — die Kirche, die alte Kirche mit dem Taufengel unter der Deckenwölbung ist niedergebrannt. Alles, woran sich meine frühesten Erinnerungen knüpfen konnten — alles, alles brannte ab.

Mußte ich mich da nicht mit Euch allen tief und persönlich von den Schlägen mitbetroffen fühlen, die unsere gemeinsame Vaterstadt heimgesucht haben?

Deshalb könnt Ihr aber auch glauben, daß ich mit lebhafter Freude die Berichte gelesen habe, wie die Stadt sich wieder in Schönheit und Pracht erhoben hat, — wie sie gewachsen und auf mannigfachen Gebieten fortgeschritten ist.

Ich meine, es muß Euch festlich-hoffnungsvoll ums Herz sein, wenn Ihr an die Zukunft unserer Stadt denkt.

Ich wünschte, ich hätte Euch dies — und noch mehr — persönlich sagen können. Aber ich bin auf meine Weise nun trotzdem in Eurer Mitte.

Und sollte ich noch einmal, wie ich hoffe, nach Norwegen kommen — ja, dann will ich die Heimat wiedersehen — die alte und doch neue Heimat.

Dies, liebe Hedvig, habe ich Dir heute gern schreiben

1891 wollen. Ich werde mein Mögliches thun, daß Du später mehr von mir hören sollst. Leb' wohl! Grüße die Deinen und die übrige Familie.

Dein getreuer Bruder

Henrik Ibsen.

222.

An William Archer.

München, 29. April 1891.

Lieber Herr Archer!

Soeben von einer Reise nach Wien und Budapest zurückgekehrt, hatte ich die große Freude, Ihren freundlichen Brief vorzufinden, worin Sie mir mitteilen, daß „Hedda Gabler" bei der Aufführung in London eine gute und unbestrittene Aufnahme gefunden hat.

Daß dieser große Sieg zu einem sehr wesentlichen Teil Ihrer gütigen und einsichtigen Hilfe und Anleitung zu danken ist sowohl bezüglich des Textes wie auch sonst bei der Einstudierung, davon bin ich überzeugt.

Es ist mir ein sehr großes Vergnügen, durch Sie den beiden ausgezeichneten Künstlerinnen meine Photographie übersenden zu dürfen. Die Widmung habe ich, wie Sie sehen werden, norwegisch geschrieben und bitte Sie, gütigst die englische Übertragung darunter setzen zu wollen.

Gern hätte ich Ihnen heute einen längeren Brief gesandt, doch meine knapp bemessene Zeit verbietet es. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, Mrs. Archer unsere verbindlichsten Grüße darzubringen und Sie selbst zu bitten, die Versicherung meiner lebhaften Erkenntlichkeit entgegenzunehmen für alles, was Sie in unermüdlicher Freundschaft für mich und für meine litterarischen Angelegenheiten in dem großen Bereich Britanniens gethan haben und damit auch weit darüber hinaus.

Ihr ergebener

Henrik Ibsen.

223.

An Edvard Brandes.

Christiania, 27. Dezember 1892.

Herrn Dr. Edvard Brandes.

Ihre freundlichen Zeilen, die ich gestern erhalten habe, haben mir viel Freude bereitet und mich zugleich beruhigt.

Ich hatte mir nämlich Vorwürfe gemacht, daß ich nicht sofort Ihnen telegraphiert oder geschrieben hatte, um meinen schuldigen Dank für die so außerordentlich liebenswürdige Art auszusprechen, wie Sie mein neues Schauspiel angezeigt haben. Eine Besprechung meiner Arbeiten aus Ihrer Feder ist für mich immer von größtem Gewicht und größter Bedeutung. Und gerade diesmal lag es mir besonders am Herzen, die geschilderten Gestalten richtig gedeutet und beleuchtet und namentlich ihre Eigenschaft als Wirklichkeitsmenschen betont zu sehen, so wie Sie es gethan haben.

Alle Ihre dramatischen Arbeiten haben mein vollstes, lebhaftestes Interesse erregt. Und ich kenne nur wenige dichterische Werke überhaupt, die so tief in mein Stimmungs- und Gefühlsleben eingegriffen haben, wie „Unter dem Gesetz".

Ich bitte Sie, diese Zeilen freundlichst entgegenzunehmen mit einem herzlichen Dank und Gruß von

Ihrem hochachtungsvoll ergebenen
Henrik Ibsen.

224.

An Jens Braage Halvorsen.

Christiania, 22. April 1895.

Lieber Herr Halvorsen!

Die Schauspielerin Frau Wettergreen war vor einigen Tagen bei mir und erzählte, sie bewerbe sich um ein Reisestipendium. Ich habe ja nicht das geringste mit der Sache zu thun, aber

1895 sie bat mich so inständig, bei dem Komitee, dem Sie ja angehören, ein gutes Wort für sie einzulegen, und darin, meine ich, kann ich ihr mit gutem Gewissen willfahren. Daß sie eine höchst begabte Künstlerin ist, dürfte allgemein anerkannt sein. Aber worauf ich in diesem Falle besonders Gewicht lege, das ist die Thatsache, daß sie im Besitz einer ganz ungewöhnlichen Perfektibilität ist. Sie gehört zu den nicht gerade zahlreichen, die man mit gegründeter Hoffnung auf wirklichen künstlerischen Gewinn in die Welt senden kann.

Für mich persönlich ist es von Bedeutung, daß Frau Wettergreen einen möglichst hohen Grad von Tüchtigkeit erreicht, denn ich denke, daß ich später häufiger in meinen Stücken Verwendung für sie haben werde. Ich bitte Sie deshalb und durch Sie das Komitee, alles für sie zu thun, was sich thun läßt.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

225.
An William Archer.

Christiania, 27. Juni 1895.

Lieber Herr Archer!

Hierdurch erlaube ich mir, Ihnen meinen besten Dank für die beiden eingelaufenen Wechsel abzustatten, und sende die Quittung für Mr. [Beerbohm] Tree unterschrieben zurück. Ebenso die beiden Schreiben.

Über Ihre Diskussion mit Jules Lemaitre war ich unterrichtet, da die norwegischen Blätter sie besprochen und Referate darüber gebracht haben. Sie sind ja als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, und ich finde, daß Ihr französischer Gegner seinen Irrtum betreffs Asta auf eine schöne, freimütige Art zugestanden hat. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie diesen Punkt für das litterarische Frankreich klargestellt haben. Aber es bleiben leider trotzdem noch mehr als genug Irrtümer übrig.

Ich hoffe, daß ich nächstes Jahr dazu kommen werde, ein 1895 neues Schauspiel zu schreiben; aber bestimmt weiß ich es ja noch nicht. Es giebt so vieles andere, das mich mit Beschlag belegt und meine Zeit in Anspruch nimmt. Meine Frau hat aus Gesundheitsrücksichten den Winter bei Meran in Tirol zubringen müssen. Jetzt ist sie nach Italien gereist, um die Bäder in Monsummano zu gebrauchen. Mein Sohn ist bei ihr. Die freundlichen Grüße Ihres Briefes werde ich mit Freuden ausrichten, wenn ich das nächste Mal nach Italien schreibe.

Immer mehr empfinde ich es als einen schmerzlichen Mangel, daß ich nicht beizeiten englisch sprechen gelernt habe. Nun ist es zu spät! Wäre ich der Sprache mächtig gewesen, so würde ich jetzt gleich nach London hinüberreisen. Oder, richtiger gesagt, ich wäre wohl schon längst dort gewesen. Ich habe in letzter Zeit über allerhand nachgedacht und glaube nun, ein sicheres Gefühl davon zu haben, daß meine schottische Abstammung recht tiefe Spuren in mir zurückgelassen hat. Aber dies sind ja nur Empfindungen, — vielleicht nur Wünsche, daß es so sein möchte. Es fehlt mir ja an Erfahrung und Kenntnissen, um mir ein Urteil bilden zu können.

Mit einem hochachtungsvollen Gruß an Mrs. Archer bin ich

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

226.

An Jonas Collin.

Christiania, 31. Juli 1895.

Lieber Herr Collin!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihren freundlichen Brief und bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Ihnen erst jetzt mit einigen flüchtigen Zeilen antworte.

Das im Brief erwähnte Plakat mit den anderen dazugehörigen Drucksachen habe ich schon von Mr. Lugné-Poe er-

1896 halten. Und außerdem eine ganze Menge anderer Dinge. Weit mehr als mir lieb ist. Es gewährt ja eine gewisse Befriedigung, so bekannt zu sein in den Ländern ringsum. Aber ein Glücksgefühl bringt es mir nicht. Und was ist es schließlich im Grunde wert, das Ganze? Na — ! Viele, viele Grüße von

Ihrem ergebenen
Henrik Ibsen.

227.

An Georg Brandes.

Christiania, 24. April 1896.

Lieber Brandes!

Ja, Sie haben recht. Ich habe Ihren freundlichen Brief vom 16. Dezember vorigen Jahres nie beantwortet, obschon er beständig auf meinem Tisch gelegen hat und noch da liegt, mir eine stetige Mahnung, Ihnen meinen Dank zu senden. Meine Hoffnung war, Hegel würde mir Ihr großes Werk senden, wenn es vollendet ist. Aber bis jetzt habe ich nichts von ihm erhalten, und ein Verlangen möchte ich nicht gerne stellen. Also danke ich Ihnen von ganzem Herzen für die Vermittlung, die Sie mir in dieser Sache anbieten. Seien Sie versichert, es giebt kein Buch, in das ich mich jetzt so gern vertiefen möchte, wie in dieses Ihr neues Werk.

Sie schlagen mir in Ihrem vorigen Brief vor, London einen Besuch abzustatten. Ja, wenn ich genügend in der englischen Sprache bewandert wäre, um sie sprechen zu können, so würde ich vielleicht hinreisen. Aber das ist leider nicht der Fall, und darum muß ich diesen Gedanken ganz aufgeben. Außerdem bin ich mit Vorbereitungen zu einer großen neuen Arbeit beschäftigt, und die möchte ich nicht länger als nötig anstehen lassen. Ich könnte doch leicht einen Dachziegel auf den

Kopf kriegen, ehe ich „Zeit gefunden, den letzten Vers zu 1896 machen". Und was dann?

Herzliche Grüße! Ihr getreuer

Henrik Ibsen.

228.

An Georg Brandes.

Christiania, 3. Oktober 1896.

Lieber Brandes!

Meine Unmöglichkeit als Briefschreiber kennen Sie von früher, und Sie werden deshalb den wirklichen Grund begreifen, daß ich mich selbst Ihnen gegenüber so lange in Schweigen gehüllt habe.

Ihr ganzes großes monumentales Werk über Shakespeare habe ich nicht nur gelesen, sondern mich darein vertieft wie kaum in ein anderes Buch. Ich finde, sowohl Shakespeare und seine Zeit wie Sie selbst leben und atmen in dieser Ihrer genialen Dichtung. Herzlichen Dank für die Bereicherung, die Sie mir dadurch geschenkt haben!

Das junge Pariser Ehepaar, das Sie mir gesandt haben, hat mir ausnehmend gut gefallen. Ebenso der ungarische Sprachgelehrte. Aber ich bin froh, daß sie nicht jetzt um diese Zeit gekommen sind, da ich für niemand zu Hause bin. Ich stecke nämlich jetzt in der Arbeit an einem neuen und umfangreichen Schauspiel, das so bald wie möglich fertig werden soll.

Nehmen Sie deshalb fürlieb mit diesen wenigen Zeilen von Ihrem treu ergebenen Freunde

Henrik Ibsen.

229.

An Georg Brandes.

Christiania, 11. Oktober 1896.

Lieber Brandes!

In aller Kürze sende ich Ihnen hier meine Antwort auf Ihre Fragen:

1897 1. Ich erkläre hiermit auf Ehre und Gewissen, daß ich nie in meinem ganzen Leben weder in der Jugend noch später ein einziges Buch von George Sand gelesen habe. Ich fing einmal „Consuelo" in der Übersetzung an, legte das Buch aber gleich wieder weg, da es mir die Leistung eines dilettantischen Philosophen und nicht eines Dichters zu sein schien. Aber ich las ja nur einige wenige Blätter, so daß ich mich möglicherweise hierin irre.

2. Die Antwort auf diesen Punkt fällt also fort.

3. Alexandre Dumas verdanke ich absolut nichts in Bezug auf dramatische Form — es sei denn, daß ich an seinen Dramen gelernt habe, verschiedene recht derbe Fehler und Mißgriffe zu vermeiden, die er sich nicht selten zu schulden kommen läßt.

Herzlichen Dank, daß Sie sich die Mühe machen wollen, diese französischen Hirngespinste zu berichtigen!

Ihr getreuer
Henrik Ibsen.

230.

An Georg Brandes.

Christiania, 3. Juni 1897.

Lieber Brandes!

Erst durch Ihren Brief habe ich erfahren, daß Sie wieder an einem so fatalen und langwierigen Übel wie Venenentzündung, Ihrer alten kapitolinischen Krankheit, leiden: erst in der Nummer von „Politiken", die gestern angekommen ist, wird dessen Erwähnung gethan. Ich hatte gedacht, es sei nur ein gewöhnliches Halsübel, das Sie verhinderte, Vorlesungen zu halten. Und was sollte ich denn sonst wohl glauben? Habe ich doch gesehen, daß Sie in den letzten Wochen umfassende Artikel über Helge Rodes neues Stück und seine Produktion überhaupt, über das Monument Victor Hugos und anderes mehr veröffentlicht

haben. Ja, Ihre Produktionskraft ist unerschöpflich. Ihren 1897 großen Feldzug, dessen Anlaß Ihre französische Abhandlung über mich war, habe ich in den Einzelheiten nur teilweise verfolgen können, und ich möchte es deshalb aufschieben, darüber zu sprechen und Ihnen dafür zu danken, bis wir uns wieder persönlich sehen.

Ja, — die Sache mit der persönlichen Begegnung ist keine leere Redensart. Können Sie erraten, was ich erträume und plane und mir als etwas Wunderschönes ausmale? Das ist: mich am Öresund niederzulassen, zwischen Kopenhagen und Helsingör auf einer freien offenen Stätte, wo ich alle Meeressegler sehen kann, wie sie aus weiter Ferne kommen und in weite Fernen ziehen. Das kann ich hier nicht. Hier sind alle Sunde zu — in jedem Sinn des Wortes — und alle Kanäle des Verständnisses verstopft. O, lieber Brandes, man lebt nicht umsonst siebenundzwanzig Jahre draußen in den großen freien und befreienden Kulturverhältnissen. Hier innen oder, richtiger gesagt, hier oben an den Fjorden habe ich ja das Land meiner Geburt. Aber — aber — aber: wo finde ich das Land meiner Heimat? Was mich am meisten anzieht, das ist das Meer — —.

Im übrigen gehe ich hier in der Einsamkeit mit Plänen zu einem neuen dramatischen Etwas um. Aber ich sehe noch nicht klar, was daraus wird.

Na, werden Sie nur vor allen Dingen wieder munter, und zwar ohne allzuviel Schmerzen, und dann auf Wiedersehen in dem neuen Heim, wo der Sund offen vor mir liegt.

Ihr treu ergebener

Henrik Ibsen.

231.

An Julius Elias.

Christiania, 20. Juni 1897.

Lieber Elias!

Es war mir eine große Freude, Ihren und Dr. Schlenthers Plan zu der neuen Gesamtausgabe meiner litterarischen Arbeiten

1897 zu empfangen und mich mit ihm vertraut zu machen. Ich kann diesem Plan in allem Wesentlichen zustimmen. Nur einige kleine Bemerkungen möchte ich mir gestatten: das Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes umfaßt Gedichte und Prosaschriften. Von letzteren habe ich nichts verfaßt, was sich zur Übersetzung ins Deutsche eignete, und meine Gedichte möchte ich vorschlagen in den letzten Band der Ausgabe aufzunehmen, da sie einzeln im Verlauf meiner ganzen Schaffenszeit entstanden sind. Außerdem aber würde wohl kaum eine befriedigende Übersetzung so schnell besorgt werden können, wie das Erscheinen des ersten Bandes es erforderte.

„Die Herrin von Oestrot" und „Nordische Heerfahrt" sind mein ausschließliches Eigentum, da Fräulein Klingenfeld von mir für ihre Arbeit honoriert worden ist. Es wird also keine Schwierigkeiten machen, diese Stücke in Herrn Fischers Verlag übergehen zu lassen.

Das „Hünengrab" („Kaempehöjen") ist vor langen Jahren als Feuilleton in einem norwegischen Blatt gedruckt worden, und ich hoffe, Ihnen eine Abschrift davon verschaffen zu können.

Die beiden anderen Schauspiele, die ich in meiner Jugend geschrieben, habe ich nie veröffentlichen mögen und wünsche nicht, daß sie übersetzt werden.

„Catilina" ist, wie Sie wissen, bei Albert Langen, München, erschienen, und es wäre vielleicht aus Gründen und Rücksichten der Kollegialität das korrekteste, wenn sich Herr Fischer zuvor mit Herrn Langen verständigte.

Die erbetenen Exemplare der Originalausgaben werde ich bei meinem Verleger in Kopenhagen bestellen und werde dafür sorgen, daß Ihnen die Bücher so bald wie möglich zugehen.

Ebenso will ich versuchen, nach Möglichkeit Photographien aus einer früheren Periode aufzutreiben.

Mit Herrn Fischer hoffe ich durch eingehendere Verhandlungen einig zu werden. Ich werde ihm sehr bald wegen der paar Kleinigkeiten schreiben, die ich in unserem Kontrakt etwas deutlicher ausgedrückt haben möchte.

Es ist sprachliche Bequemlichkeit, wenn ich heute nicht zu- 1898
gleich mit diesem Dankschreiben auch eins an Dr. Schlenther
richte. Aber ich bitte Sie, diese Zeilen für Sie beide gelten zu
lassen, und bin

Ihr getreuer und dankbarer

Henrik Ibsen.

232.

An Georg Brandes.

Christiania, 30. September 1898.

Lieber Brandes!

Ich habe Ihren Brief erhalten, und ich bin dem böhmischen Komponisten zu Dank verpflichtet, weil er Sie veranlaßt hat, Ihren Schwur, daß Sie mir nie wieder schreiben wollen, zu brechen. Aber vor allem danke ich Ihnen selbst für Ihren Brief, so wie er nun einmal ist.

Sie erzählen mir von Ihrer Krankheit. Als ob ich sie nicht kennte! Tag für Tag habe ich mit Spannung und Unruhe die Berichte über Ihren Zustand in der kritischen Zeit verfolgt.

In den Zeitungen hieß es, Sie dürften niemand empfangen. Und da sollte ich zwischendurch mit meinem bißchen Briefgeschmier bei Ihnen eindringen, bis ans Krankenbett! Ich kann mir unmöglich denken, daß Ihnen in Ihrem damaligen Zustand so sehr viel daran gelegen war, von mir zu hören. Ich glaube, daß Sie sich, nun hinterher, darin täuschen. Ich wenigstens an Ihrer Stelle hätte mir Ruhe und Frieden ausgebeten, um wieder auf die Beine zu kommen — und keine Störung.

Und dann kennen Sie ja zum Überfluß meine eingewurzelte Aversion gegen das Geschäft des Briefeschreibens.

Und was sollte es für einen Zweck haben? Daß ich Ihnen für so vieles verpflichtet bin, auch von der letzten Zeit her, und daß ich es mit dem Gefühle der Dankbarkeit anerkenne, das

1898 wissen Sie doch. Und wenn Sie trotzdem daran zweifeln — könnte dann eine schriftliche Versicherung etwas nützen? Herrgott, Sie wissen doch, wie leicht es ist, eine Sorte französischer Generalstabsbriefe zusammenzustoppeln.

Ich kann deshalb nicht finden, meine Schuld, geschwiegen zu haben, sei so geartet, daß Sie daraus ein Recht herleiten dürfen, einen langjährigen Freund mit „Euer Hochwohlgeboren" oder so ähnlich zu titulieren. Und ich finde, es ist eines Mannes wie Sie durchaus nicht würdig, dermaßen loszulegen ein paar versäumter Briefe wegen, — und das noch dazu um Briefe von einem Mann, dessen Hauptpassion es ganz gewiß nicht ist, Episteln auszutauschen — selbst mit seinen besten und liebsten Freunden.

Den beigefügten Brief muß ich leider selbst beantworten, da ich kontraktmäßige Rücksichten auf meine deutschen Theateragenten zu nehmen habe. Ich habe gestern direkt einen Brief von Herrn Fibich über denselben Gegenstand erhalten.

Grüßen Sie Ihre Frau und Fräulein Edith auf das herzlichste von uns.

Ihr stets getreuer

Henrik Ibsen.

233.

An Georg Brandes.

Christiania, 30. Dezember 1898.

Lieber Brandes!

Die Zeitungen haben mir die Meldung gebracht, welchen Verlust Sie und Ihre Familie erlitten haben, und ich verstehe die Sehnsucht und die Leere, die Sie jetzt bedrücken: denn Sie haben gewiß Ihrer verstorbenen Mutter ungewöhnlich nahe gestanden. Seien Sie versichert, daß ich in diesen Tagen mit Teilnahme bei Ihnen verweilt habe.

Und dann müssen Sie mir gestatten, Ihnen aufs herzlichste zu danken für das reiche Geschenk, das Sie mir mit einer

Herzenswärme ohnegleichen gesandt haben — unmittelbar nach 1898
Empfang meines letzten Briefes, der doch nicht einladend war zu solcher Freundesantwort. Haben Sie vielen Dank dafür! Ihre feinen, warmen, seelenvollen Gedichte lese ich stets aufs neue, und ich verstehe jetzt, daß Sie keine direkten Verse mehr schreiben: denn es ist ja derselbe Fond von Poesie, den Sie in Ihrem grandiosen Epos über Shakespeare, in dem Gedicht über Disraeli, über Lassalle und in allem übrigen niedergelegt haben. So historisch es auch sein mag, so weht doch durch alles ein Hauch von latenter Poesie, von Ihrer eigenen Poesie aus den Tagen der Jugendverse.

Das Buch über Julius Lange habe ich während der Lektüre äußerst fesselnd gefunden, und so habe ich es auch hinterher in der Erinnerung behalten. Aber es hat mich nicht eigentlich in ein wärmeres Verhältnis zu Julius Lange gebracht. Er kommt mir auch jetzt noch ein bißchen zu akademisch vor — ein bißchen zu korrekt und von gar zu irritierendem Gewissensballast. Aber es fehlen ja auch Ihre Briefe, die ich riesig vermisse: denn es ist für das Verständnis eines Dialoges nie günstig, wenn man nur die Reden der einen Person hört und die der anderen erraten muß. Mir will die Freundschaft zwischen Ihnen und Julius Lange nicht recht einleuchten. Haben Sie nicht manchmal, ohne es selbst zu wollen, terrorisierend auf seinen Briefstil eingewirkt? Hat ihn nicht bei der Abfassung seiner Freundesbriefe eine gewisse Rücksicht darauf geleitet, wie sie aufgenommen werden würden? Und das kann ich nicht gut in Einklang mit der Freundschaft bringen.

Aber potztausend ja, — da hab' ich mich ja wohl unversehens auf Gebiete verirrt, auf denen ich nichts zu schaffen habe. Also — „Schwamm darüber"!

Und nun empfangen Sie herzlichen Dank für das verflossene Jahr, unsere besten Grüße für Sie und die Ihren und alle möglichen Glückwünsche für das kommende Jahr.

Ihr treu ergebener

Henrik Ibsen.

1899

234.

An Edvard Brandes.

Christiania, 1. März 1899.

Lieber Brandes!

Heute komme ich als eine Art Supplikant zu Ihnen. Jedoch nicht direkt in eigener Angelegenheit.

Die Sache betrifft recht eigentlich eine junge Landsmännin von mir, die Pianistin Fräulein Hildur Andersen, die Sie wohl dem Namen nach kennen, und die eine Aufforderung erhalten hat, Anfang März nach Kopenhagen zu kommen, um in einem Palaiskonzert mitzuwirken. Sie ist Schülerin von Leschetizky und hat hier zu Lande einen sehr guten Namen als Künstlerin, hegt aber eine gewisse nicht ganz unerklärliche Angst vor Kopenhagen, wo sie bisher noch nicht aufgetreten ist.

Selbstverständlich ist es nicht so gemeint, daß ich versuchen wollte, irgendwelchen Einfluß auf die eventuelle Musikkritik Ihres Blattes auszuüben, sondern ich wollte nur bitten, daß man ihr mit Wohlwollen begegne. Sie steht mir persönlich nahe, ist mir eine gute, kluge und treue Freundin, und ich bin ihrer Familie, in deren Haus zu Bergen ich während meiner ersten Jugendjahre wohnte, zu großem Dank verpflichtet. Deshalb sende ich Ihnen diese Zeilen.

Und dann kann ich die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, Ihnen herzlichst zu danken als dem, der zuerst den Gedanken einer [nordischen] Gesamtausgabe meiner Bücher aufs Tapet gebracht hat. Sie stellt sich als ein Unternehmen heraus, das mir außerordentliche Genugthuung gewährt.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Henrik Ibsen.

235.

An Roman Woerner.

Christiania, 7. Juli 1899.

Lieber Herr Doktor!

Als Antwort auf Ihre freundliche Anfrage will ich in aller Kürze erwidern, daß ich als Grundlage für „Kaiser und Galiläer" nicht ein einzelnes historisches Werk — das von Tillemont kenne ich nicht — benutzt habe. Aber ich bin eine ganze Reihe kirchengeschichtlicher Schriftsteller durchgegangen, um Auszüge daraus zu machen, und ich schulde in dieser Beziehung der deutschen Bibliothek auf dem Kapitol großen Dank. Ammianus Marcellinus ist der Schriftsteller, mit dem ich mich für den historischen Stoff hauptsächlich beschäftigt und von dem ich den meisten Nutzen gehabt habe.

Entschuldigen Sie die Eile. Ich bin gegenwärtig von Arbeit sehr in Anspruch genommen. Schreibe fleißig an einem neuen Schauspiel.

Ihr ergebener
Henrik Ibsen.

236.

An Jonas Lie.

Christiania, 15. Januar 1900.

Lieber Lie!

Du bist also noch immer derselbe treue und zuverlässige Briefschreiber, der Du immer — und ich leider nie — gewesen bist. Habe Dank für den Brief und ebenso herzlichen Dank für Dein neues Buch, das Du mir gesandt hast. Es freut mich, daß es eine so ungeteilte, warme und wohlberechtigte Aufnahme und Beurteilung auch hier zu Lande gefunden hat, wo das Verständnis gerade nicht immer besonders tiefgehend ist.

1900 Hast Du nicht die Absicht, die Geschichte von Faste zu dramatisieren? Ich finde, sie müßte sich ausgezeichnet zu einem Volksschauspiel eignen. Hör' bloß mal!

1. Akt: Faste als halbwüchsiger Junge, wie er das Gnadenbrot ißt und sich mit Träumen einstiger Größe trägt.

2. Akt: Fastes Kampf in der Stadt.

3. Akt: Fastes Sieg in der Stadt.

4. Akt: Fastes Niederlage und Landflucht.

5. Akt: Fastes Heimkehr als sieghafter Dichter. Er hat sich selbst gefunden.

Da wäre ein märchenhafter Lebenslauf dramatisch zu schildern. Aber erst müßtest Du natürlich ein bißchen mehr Distanz zu der Erzählung gewinnen. Jetzt findest Du vielleicht, daß es ein brutaler und barbarischer Vorschlag ist. Aber alle Deine Erzählungen bergen einen dramatischen Kern.

Doch ich will nicht länger phantasieren.

Es freut uns von Herzen, daß es Euch allen so gut geht. Vielleicht könnten wir uns im Sommer hier oben treffen? Ich gedenke, mir dies Jahr ein bißchen Ferien zu gönnen, und da wäre es ja prächtig, wenn wir das Blaue vom Himmel schwatzen könnten, wie vor ungefähr zwanzig Jahren in Berchtesgaden.

Grüße Deine Frau vielmals von uns. Und meine unauslöschliche Flamme Elisabeth speziell von mir! Ich gratuliere zum Gewinn in Monte-Carlo. Wenn der Kapitän nach Hause kommt, hoffe ich noch mehr des Guten von Euch zu hören.

Dein getreuer

Henrik Ibsen.

237.

An Moritz Prozor.

Christiania, 5. März 1900.

Lieber Herr Graf!

Vor allen Dingen muß ich meiner aufrichtigen Freude Ausdruck geben, daß die Frau Gräfin nun glücklich und mutig

die Operation überstanden hat und sich auf dem Wege der Besserung befindet. Diese Sache ist mir täglich im Kopf herumgegangen.

Für den gestern eingetroffenen Wechsel auf 1000 Francs statte ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ab, und ich hege die Hoffnung, daß das Erscheinen Ihrer Übersetzung in Buchform nun nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Ob ich ein neues Drama schreiben werde, weiß ich noch nicht, — doch wenn ich weiter die geistige und körperliche Kraft behalte, deren ich mich jetzt noch erfreue, so würde ich mich wohl auf die Dauer nicht von den alten Schlachtfeldern fernhalten können. Aber in diesem Fall würde ich mich dann wohl mit neuen Waffen und in neuer Rüstung einfinden.

Sie haben im Grunde recht, wenn Sie sagen, daß die Serie, die mit dem Epilog abschließt, eigentlich mit „Baumeister Solneß" begonnen hat. Aber eingehender möchte ich mich nicht gern über diesen Punkt aussprechen. Überlasse alle Kommentare und Erläuterungen Ihnen.

Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

238.

An Cornelius Karel Elout.

Christiania, 9. Dezember 1900.

An

Herrn C. K. Elout,

Redakteur des „Algemeen Handelsblad".

Amsterdam.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir durch „Politiken" einen offenen Brief zu senden, und ich werde mir erlauben, Ihnen durch dasselbe Blatt hiermit in aller Kürze eine offene Antwort zu geben.

1900 Ich bin, wie Sie vielleicht wissen, auf politischem Gebiete ein Mann des Friedens, und an nichts dachte ich weniger, als daß ich eines schönen Tages in den südafrikanischen Krieg verwickelt würde. In dem Streit zwischen Buren und Briten habe ich bis jetzt eine ebenso vorsichtige, ebenso neutrale Zurückhaltung beobachtet wie die große holländische Kolonialmacht selbst.

Und meine aphoristischen Äußerungen in dem norwegischen „Ereblad" waren wahrhaftig nicht darauf berechnet, den Buren Ungelegenheiten draußen in der politisch interessierten Welt zu verursachen.

Sie stellen mir ein Buch in Aussicht, das noch nicht erschienen ist, das mich aber davon überzeugen soll, daß die Buren ihren Länderbesitz nicht auf unrechtmäßige Weise erlangt, und daß die Engländer in Südafrika nicht mehr für die Sache der Kultur gethan haben als die Buren.

Wir werden sehen.

Gelingt es diesem verheißenen Buch oder der Broschüre, mir von all dem eine Überzeugung beizubringen, die auf meine gegenwärtige Anschauung revolutionierend wirkt, so werde ich es ehrlich bekennen.

Ich stehe bei Ihrer Nation in einer tiefen persönlichen Dankesschuld, geehrter Herr Redakteur. Aber man darf nicht die Nachgiebigkeit verlangen, daß ich von dieser Schuld etwas durch Vergewaltigung meiner Überzeugung abtrage.

Sie sagen zum Schluß, daß die Holländer die natürlichen **Verteidiger der Buren in Europa sind.**

Warum haben Ihre Landsleute nicht einen wirkungsvolleren Verteidigungsplatz gewählt, solange es noch Zeit war?

Ich denke an Südafrika.

Und dann — seine Verwandten mit Büchern und Broschüren und offenen Briefen zu verteidigen!

Giebt es, Herr Redakteur, nicht effektivere Waffen?

Ich denke an — — —.

Ihr ergebenster

Henrik Ibsen.

Anmerkungen.

Abkürzungen: SW. = Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Neun Bände. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1899—1903. — Halv. = Norsk Forfatterlexikon 1814—80, udg. af J. B. Halvorsen. — IllNyh. = Illustreret Nyhedsblad.

Die fettgedruckten Zahlen bezeichnen die Nummern der Briefe.

1. Ibsens Jugendfreund, stud. jur. Ole Schulerud (1827—59), war gegen den 1. September 1849 nach Christiania gereist mit der Abschrift des Dramas „Catilina", das er unter dem Pseudonym Brynjolf Bjarme beim „Christianiaer Theater" einreichen und bei einem Verleger anbringen sollte. Das Theater lehnte das Stück ab, und kein Buchhändler wollte es drucken. Ibsens Ungeduld und Ärger darüber, daß Sch.s Bemühungen keinen Erfolg hatten, riefen einen temperamentvollen (leider verloren gegangenen) Brief hervor, dessen schlechten Eindruck Ibsen durch das Schreiben vom 15. Oktober zu verwischen suchte. (Vgl. auch SW. 1, S. 541—43.)

Christopher Lorentz Due (geb. 1827; Zollinspektor auf Levanger 1875—1904), auch ein intimer Freund Ibsens, hatte die Abschrift des „Catilina" hergestellt.

Im Winter von 1849 auf 1850 beschäftigte sich Ibsen u. a. mit einem Drama „Olaf Trygvesön", das nie ausgeführt wurde. (Vgl. Einl. S. XXI.)

2. Der erste Entwurf zum „Hünengrab" (vgl. SW. 2, S. 1—33) hieß „Die Normannen". Die erwähnte Umarbeitung wurde im Mai 1850 in Christiania vorgenommen, worauf

das Stück im Herbst zur Aufführung gelangte. In dieser Form ist das kleine Drama nie gedruckt worden, doch das Christianiaer Nationaltheater besitzt davon eine Abschrift.

Über die „Ballerinnerungen“ vgl. SW. 1, S. 206—12.

„Der Gefangene von Akershuus, Skizze vom Schluß des vorigen Jahrhunderts (1. Heft 1850)“ — so lautete der Titel. Halvorsen teilt darüber in der Zeitschrift „Ringeren“ 1898, Nr. 52—53, S. 11—12, nach der Handschrift (21 Seiten), die gegenwärtig nicht mehr aufzufinden ist, Folgendes mit: „Das fertige erste Kapitel ist eine Art Erzählung, worin der Verfasser seinen alten seligen Onkel Bjarme einführt, einen echten Typus des damaligen Kopenhagener Studententums, der bei seinem Tode dem Neffen Brynjolf seine Manuskripte vermacht hat mit der Verpflichtung, ‚des Onkels litterarische Schuld der Gesellschaft gegenüber zu begleichen, indem er die Handschriften dem Druck übergebe‘. ‚Übrigens — äußert der Neffe — will ich nicht unterlassen hinzuzufügen (nach dem Beispiel meiner Kollegen, der Herren Schriftsteller): daß die Bearbeitung des genannten Manuskripts ein Werk meiner Feder ist, und das Gute, was man darin finden sollte, rührt natürlich von mir her; für das andere mag nur mein seliger Onkel die Verantwortung tragen.‘ Dieses Einleitungskapitel füllt die ersten achtzehn Seiten des Heftes. Das folgende zweite Kapitel — ‚worin der Leser Frau Justitia kennen lernt, so wie sie im vorigen Jahrhundert ausgesehen hat‘, ist in der Ausführung nur bis zur Schilderung des Hofes Möglestues bei Lillesand und seiner landschaftlichen Natur mit der Lofthuuseiche gediehen, die auf einem kleinen Hügel das Haus überragt. Weiter ist der Verfasser mit seiner Arbeit nicht gekommen. Die Studien zum Abiturientenexamen und die Reise nach Christiania im März 1850 haben Ibsen an der Fortsetzung gehindert.“

Die Unruhen, die der Bauer Christian Lofthuus (geb. 1750) im Amt Nedenes 1786 und 1787 hervorgerufen hat, gehören zu den bekanntesten norwegischen Bauernrevolten, die sich während des 18. Jahrhunderts gegen die Amtsgewalt richteten. L. wurde 1787 gefangen gesetzt und starb im Kerker 1797, bevor das Urteil in seiner Sache vom obersten Gerichtshof (1799) gesprochen worden war. Eine ausführliche Dar-

stellung der mannigfachen Ereignisse, die sich an seinen Namen knüpfen, gab 1842 der Dichter Henrik Wergeland (gedr. in „Samlede Skrifter" 8, S. 149—311) heraus. Die alte Schrift, von der Ibsen angeregt worden ist, muß entweder der „Brief vom Stift Christiansand" gewesen sein, der die Lofthuusbewegung behandelte, 1787 in der dänischen Monatsschrift „Minerva" abgedruckt wurde und im selben Jahre als Broschüre in Christiania erschien, oder (was wahrscheinlicher ist) die „Historische Weise genannt der Krebsgang der Gerechtigkeit in unseren Tagen" (Kopenhagen 1788).

„Das Vorwort" wurde dem Drama „Catilina" nicht beigegeben; die erste Ausgabe war nur von einer kurzen Notiz begleitet, die auf dem letzten Blatt des Buches stand und über die Art Aufschluß gab, wie der Verfasser die geschichtlichen Thatsachen behandelt hatte.

3. „Das Norwegische Theater": Am 2. Januar 1850 war das von Ole Bull gestiftete Theater in Bergen, „Norwegens erste Nationalbühne", eröffnet worden, und am 6. November 1851 wurde Ibsen als Theater- und Hausdichter, sowie später als „Sceneinstruktör" dahin berufen. Er erhielt April 1852 ein Stipendium von 200 Speziesthalern (= 800 Kronen) zu einer Reise ins Ausland, um das Theaterwesen zu studieren. Zugleich bekamen die Schauspieler Johannes Brun und seine Frau Louise geb. Gulbrandsen Stipendien, damit sie, unter Ibsens Leitung, während eines sechswöchigen Aufenthalts in Kopenhagen ihre künstlerische Bildung fördern könnten. Nach Ibsens erstem, kurzem Schreiben aus Kopenhagen vom 25. April 1852 hatte er ein „außerordentliches Entgegenkommen gefunden" bei dem Direktor des Kgl. Theaters, dem berühmten dänischen Ästhetiker und Schriftsteller Etatsrat J. L. Heiberg, sowie beim Oberregisseur Thomas Overskou. Er bekam sogleich freien Zutritt zu den Vorstellungen. Aus der Zeit seines Kopenhagener Aufenthalts giebt es noch zwei Briefe an die Bergener Direktion vom 30. Mai und 2. Juni 1852. Beide behandeln nur geschäftliche Dinge. Der Tanzkursus der beiden Schauspieler war am 29. Mai beendet, und am 6. Juni reiste Ibsen allein nach Dresden, wo er sich bis Ende Juli aufhielt.

In Dresden verschaffte ihm der norwegische Maler J. C. Dahl

(1788—1857) Freibillets für die Aufführungen; auch die inneren Einrichtungen des Hoftheaters waren ihm zugänglich. Ibsen sah u. a. Emil Devrient und Bogumil Dawison. August 1852 kehrte er nach Bergen zurück.

Johannes Brun (1832—90), ein sehr populärer Darsteller, nahm in der Entwicklung der national-norwegischen Schauspielkunst eine wichtige Stellung ein. Er hat das Bergener Theater als Darsteller miteröffnet. Es war sein erstes Engagement, und er ist von Anfang an schon ein nahezu fertiger, ein zielbewußter Künstler gewesen. Von April 1857 bis zu seinem Tode wirkte B. in Christiania, an dessen Hauptbühne er vierhundert Rollen gespielt hat: u. a. Gunnar in den „Helden auf Helgeland"; Daniel Hejre im „Bund der Jugend"; den Dovre-Alten in „Peer Gynt"; Strohmann in der „Komödie der Liebe" und den alten Ekdal in der „Wildente". Seine Hauptthätigkeit lag im komischen Fach. Er war ein starker und wahrer Menschendarsteller; sein Wesen zeigte, wie Blanc in seiner Geschichte der Christianiaer Bühne sagt, eine starke Vereinigung „von jovialer Liebenswürdigkeit und tiefem, warmem Humor". Mit B. hat das norwegische Element am „Christianiaer Theater" zuerst festen Fuß gefaßt.

Louise Brun geb. Gulbrandsen (1831—66), eine Bergenserin, bethätigte sich mehr im romantisch-lyrischen Repertoire einerseits und im französischen Salonstück andererseits. Sie hat u. a. Blanka im „Hünengrab", Frau Inger, Alfhild in „Olaf Liljekrans" und Margit im „Fest auf Solhaug" gespielt.

Harald Nielsen (1831—82) war am Bergener Theater 1851—61 angestellt. Ging dann nach Drontheim. Sein besonderes Fach bildeten die munteren Bonvivants; er spielte aber auch den Gandalf im „Hünengrab" und den Knecht Hemming in „Liljekrans".

A. A. Bournonville (1805—59), ein französischer Tanzmeister, der einen großen Einfluß auf die künstlerische Gestaltung des Kopenhagener Ballets gewonnen hat. Er wirkte am Kgl. Theater 1836—61 und 1865—77.

J. F. Hoppe (1815—90) war Solotänzer am Kgl. Theater in Kopenhagen 1838—66.

L. H. Gade (1823—97) war königl. Tänzer seit 1844.

Johann Ludwig Heiberg (1791—1860), Begründer des dänischen Vaudevilles.

Thomas Overskou (1798—1873) tritt als fruchtbarer Theaterschriftsteller in die Spuren von Heiberg und Henrik Hertz: ein starker Zug zum Volksmäßigen. O.s Hauptbedeutung aber liegt auf theatergeschichtlichem Gebiet: bleibenden Wert hat sein Werk „Den danske Skueplads“ (1854—64).

Sichlau, ein dänischer Schauspieler und Sänger, war seit 1841 Mitglied des „Christianiaer Theaters“.

„Vor zehn Jahren“, Lustspiel in zwei Akten, dessen Erstaufführung in Kopenhagen Frühling 1852 stattfand, ist nicht von dem bekannten dänischen Romanschriftsteller „Carl Bernhard“ (Pseud. für A. N. de Saint-Aubain), sondern von dessen Vetter Andreas Buntzen (1811—80). Das Stück wurde in Bergen am 27. Okt. 1852 gespielt und erlebte an die fünfzig Wiederholungen.

„Ein Sonntag auf Amager“, Vaudeville in einem Akt von der dänischen Schauspielerin Johanne Luise Heiberg, der Frau des Direktors.

„Die Verwandten“, Vaudeville in einem Akt von der dänischen Schriftstellerin Henriette Nielsen.

Chr. K. Hansson (1807—72), Stadtvogt in Bergen 1849—53, war ein Mann mit lebhaften ästhetischen Interessen: er hat für das Norwegische Theater ein Vaudeville von Bayard übersetzt und galt beim Publikum für den anonymen Verfasser des Lustspiels „Der ewige Jude“ (1852).

Der Vorschuß auf Gage wurde Ibsen nicht bewilligt.

4. Paul Botten-Hansen (1824—69) war seit 1851 der Leiter des illustrierten „Nyhedsblad“, worin er selbst besonders als Litteraturkritiker glänzte (vgl. Einleitung S. XXIV).

Der Überbringer des Briefes war der Schauspieler Ole Bucher (1828—95), der um diese Zeit das „Bergener Theater“ verließ und zum „Norwegischen Theater“ in Christiania überging.

Mit Botten-Hansen und seinem Schulkameraden Aasmund Vinje (1818—70), dem späteren berühmten Dialektdichter, hatte Ibsen seit dem 5. Januar 1851 ein Wochenblatt „für litterarische Satire und politische Opposition“ herausgegeben. Es hatte zunächst keinen Namen, aber nach der Titelvignette hieß

es „Der Mann". Vom dritten Quartal ab wurde die Zeitschrift nach dem Walhallkoch der Edda „Andhrimner" getauft. Schon am 28. September 1851 ging das Blatt ein.

Ibsen hatte für „Andhrimner" u. a. „Helge Hundingsbane" geschrieben, und Botten-Hansen hatte dort sein Märchendrama „Waldfrauenhochzeit" veröffentlicht, das später umgearbeitet wurde und als Buch erschienen ist.

Mit dem Studenten Theodor Abildgaard (1826—84) wurde Ibsen gleich 1850 in Christiania bekannt, wo A. in der Arbeiterbewegung, die Marcus Thrane ins Leben gerufen hatte, eine wesentliche Rolle spielte; er zog Ibsen mit hinein. 1851 wurde er verhaftet unter der Anklage, aufwieglerische Reden gehalten zu haben, und nach langem Arrest wurde er 1855 zu vier Jahren Strafarbeit verurteilt.

5. Ibsen hatte die neunzehnjährige Susanna Daae-Thoresen zuerst im Hause ihres Vaters, des Geistlichen Hans Conrad Thoresen, und ihrer Stiefmutter Magdalene gesehen. Zum zweiten Mal traf er sie auf einem Ball des Bergener philharmonischen Vereins, und unmittelbar nach diesem Ball schrieb er das Gedicht als seinen „Freiersbrief" (deutsch von Ludwig Fulda). 1858 war Hochzeit.

6. Ibsens Abhandlung über die „Kaempeviser" und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie ist abgedruckt in IllNyh. 1857, Nr. 19—20. (Vgl. SW. 1, S. 337—60.)

„Ein Zeuge" hieß Magdalene Thoresens erstes anonymes Schauspiel, zuerst aufgeführt in Bergen 1852. Hier wurden auch ihre Dramen „Der Königstochter Gebet" und „Herr Money" (1853 und 1855) gespielt.

„Frau Inger auf Oestrot": in den letzten Monaten 1854 geschrieben, und am 2. Januar 1855 zu Bergen gespielt. Das Drama wurde nicht vor 1857 in IllNyh. abgedruckt. Ein Separatabdruck der fünf Nummern, die das Stück füllte, kam in den Buchhandel.

Christian Tönsberg (1813—97) war Verlagsbuchhändler in Christiania 1845—61 und 1875—91. Er gab die umfangreichsten Druck- und Bilderwerke damaliger Zeit heraus (vgl. Nr. 186).

„Das Fest auf Solhaug", im Sommer 1855 geschrieben und am 2. Januar 1856 in Bergen aufgeführt. März 1856 ging das Stück am Christianiaer Theater in Scene und kam unmittelbar darauf gedruckt im Verlage von Chr. Tönsberg heraus. Botten-Hansen bespricht das Drama in einem langen günstigen Artikel (JllNyh. 29. März 1856).

„Olaf Liljekrans" wurde 1856 vollendet und am 2. Januar 1857 in Bergen aufgeführt, aber nicht im „Christianiaer Theater" gespielt, wo Carl Peter Borgaard (1801—68), seit 1851 artistischer Leiter war (bis 1863). Das Stück wurde zuerst 1898 veröffentlicht, und zwar in deutscher Übersetzung (von Emma Klingenfeld, s. SW. 2, S. 217—323). Wegen der „Helden auf Helgeland" hatte Ibsen mit Borgaard, der durchaus einem dänischen Geschmack huldigte, später eine heftige Polemik (vgl. Nr. 8), worüber die „Prosaschriften" (SW. 1, S. 396 ff.) nähere Aufschlüsse geben.

7. Ole Vig (1824—57), einer der ausgesprochensten Grundtvigianer Norwegens. Sehr tüchtiger Schriftsteller im Dienste der Volksaufklärung und überaus eifriger Vorkämpfer in der national-norwegischen Sprachbewegung, wodurch er in mehrere Polemiken mit Botten-Hansen (zuletzt Anfang 1857) verwickelt wurde. Der Titel vieler seiner Abhandlungen beginnt „Ein weniges über" oder „Etliche Worte über" und ähnlich. Ibsen war sein Freund und schrieb bei seinem Tode (1857) ein Trauergedicht (vgl. SW. 1, S. 234).

„Das neue Drama" sind die „Helden auf Helgeland", die im Herbst 1857 vollendet wurden.

8. Carl Johan Anker (1835—1903), der als Oberstleutnant starb, war 1856—60 Leutnant der norwegischen Garde in Stockholm; er hatte sehr starke litterarische Interessen und gab selbst in den 80er und 90er Jahren verschiedene historiographische Arbeiten heraus. 1856 machte Ibsen mit A. eine Fußtour von Bergen nach Hardanger und Voß. Die liebenswürdige Ritterlichkeit, die Ibsen auf dieser Wanderung bei seinem Reisegefährten fand, war und blieb immer eine von A.s hervortretenden Charaktereigenschaften. A. hat in Stockholm durch seine Bemühungen dazu beigetragen, daß eine Aufführung des

„Festes auf Solhaug" am königlich schwedischen Theater, dessen Direktor der Historiker G. O. Hyltén-Cavallius (1856—60) war, zustande kam.

„Die Helden auf Helgeland" wurden in Christiania zur Aufführung angenommen, aber im März 1858 aus Sparsamkeitsrücksichten dem Verfasser zurückgesandt, was zu einer heftigen Zeitungsfehde (s. Nr. 6) Anlaß gab. (Über das Verhältnis des hauptstädtischen Theaters zur norwegischen dramatischen Litteratur vgl. SW. 1, S. 396—420.) 1861 wurden die „Helden" zuerst gespielt. In Kopenhagen wurde das Drama dank der Heibergschen Geschmacksdiktatur abgelehnt, und in Stockholm kam es auch nicht auf die Bühne.

Der Carl-Johans-Bund war 1848 in Upsala gestiftet worden, um das Andenken des alten Königs lebendig zu erhalten und zu verherrlichen, und 1858 wurde ein norwegischer Zweig dieses Bundes gebildet. Ibsens Gedicht ist nicht in die Sammlung seiner lyrischen Arbeiten aufgenommen worden.

Carl Fougstad (1806—71), politischer Schriftsteller und später Bürgermeister von Christiania (1850—68), war Mitglied der Theaterkommission, und Ibsens Auftrag war gewesen, ein schwedisches Schauspiel (welches, weiß man nicht) zur Aufführung zu erwerben.

Ibsen ist nicht zu seiner Stockholmer Reise gekommen.

9. Diese erste Stipendien-Bewerbung Ibsens hatte kein Resultat.

Von norwegischen Dichtern hatten 1858 Welhaven und Andreas Munch vom Staat Reisezuschüsse erhalten, und 1860 wurden solche Björnson und Vinje zuteil.

10. Infolge dieser Bewerbung erhielt Ibsen am 24. Mai 1862 das Stipendium zu einer Reise im Inland (110 Speziesthaler = 440 Kronen). Im folgenden Brief ist mitgeteilt, wie er das Stipendium verwandte.

11. In IllNyh. 1862, Nr. 42—45 legte Ibsen von den norwegischen Sagen, die er auf seiner Fahrt gesammelt hatte, einige Proben (abgedruckt in SW. 1, S. 479—85) vor. Dagegen ist aus der geplanten großen Sagensammlung, worüber er einen Verlagskontrakt mit dem Buchhändler Tönsberg hatte, leider

nichts geworden, da der Verleger in diesen Jahren sein Geschäft auflöste und später Konkurs machte (s. u. Nr. 185).

Der Propst Magnus M. B. Landstad (1802—80) gab 1852—53 eine Sammlung „Norske Folkeviser“ heraus, die 1858 von Sophus Bugge durch das Werk „Gamle norske Folkeviser“ ergänzt wurde.

P. Chr. Asbjörnsen (1812—85) und Jörgen Moe (1813—82) haben 1840—42 zum ersten Male „Norske Folkeeventyr“ herausgegeben. Weitere Editionen folgten 1852, 1866, 1868, 1874. Eine neue Sammlung, von A. allein veranstaltet, erschien neben der alten 1876 (von L. Tieck eingeleitet, kam das Werk 1847 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Norwegische Volksmärchen“ heraus). Das zweite Epoche machende Werk A.s war „Norske Huldreeventyr og Folkesagn“: erste Sammlung 1848, 1859; zweite Sammlung 1848, 1866, 1870 (vgl. SW. 1, S. 643, 649—50).

12. Nach dieser neuen Bewerbung erhielt Ibsen am 23. April 1863 ein Reisestipendium fürs Inland im Betrage von 100 Speziesthalern (= 400 Kronen). Er machte von dem Stipendium in demselben Sommer Gebrauch, aber ein offizieller Bericht darüber liegt nicht vor.

Andreas Faye hatte 1833 eine Sammlung norwegischer Sagen herausgegeben, die von dem erfahrensten Kritiker der Zeit, P. A. Munch, recht scharf beurteilt worden war.

13. Die norwegische Regierung hatte am 25. Februar 1863 beschlossen, eine königliche Vorlage einzubringen des Inhalts, daß Björnson ein jährliches Dichtergehalt von 400 Speziesthalern (= 1600 Kronen) gewährt werde, und im Storthing war diese Vorlage am 10. April durchgegangen. Was Ibsens Bewerbung anbetrifft, so beschloß die Regierung am 28. März, „keine Verfügung zu treffen“, da seitens des Kultusministeriums in einem Antrag vom 18. März eine dilatorische Behandlung dieser Sache empfohlen worden war.

Der Historiker Christian A. Lange gab 1847—52 „Norsk Tidsskrift for Videnskab og Litteratur“ (Norwegische Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur) heraus, wo „Catilina“ ausführlich vom Rektor Carl Müller und vom

Prof. M. J. Monrad besprochen wurde (vgl. SW. 1, S. 543).

Ibsens einziger Sohn Sigurd wurde zu Christiania am 23. Dezember 1859 geboren.

14. Diese Bewerbung hatte den Erfolg, daß die norwegische Regierung am 12. September 1863 Ibsen ein Reisestipendium von 400 Speziesthalern (= 1600 Kronen) bewilligte, und damit reiste er im Frühling 1864 über Kopenhagen und Berlin nach Rom, wo er bis zum Frühling 1868 verblieb.

15. Im Juni 1863 fand das fünfte große Sängerfest in Bergen statt, worüber ein besonderer Bericht vom Sangesmeister J. D. Behrens (zusammen mit N. G. Dietrichson) erschienen ist. Björnson wie Ibsen nahmen an dem Feste teil und schrieben Gedichte dafür. Ibsen wohnte während seines Bergener Aufenthaltes bei dem Schiffsrheder Randolph Nilsen und dessen Frau, einer geb. Mowinckel (ihre Tochter verheiratete sich später mit dem Volksdichter Per Sivle); hier traf er zusammen mit den Brüdern seines Wirtes, von denen der eine, Andreas, der Schwiegervater des Staatsministers Blehr wurde, sowie mit anderen hervorragenden Bergener Geschäftsleuten, die teilweise in dem Brief namhaft gemacht sind.

16. Bernhard Dunker (1809—70) war seit 1841 Advokat am Reichsgericht zu Christiania und als solcher viele Jahre hindurch der berühmteste und gesuchteste Rechtsanwalt des Landes; seit 1859 führte er auch die Prozesse der Regierung. Über sein Verhältnis zum „Christianiaer Theater" s. die Anmerkungen zum folgenden Brief. (Vgl. Einl. S. XXIX.)

Das „fünfaktige Drama" kam nicht zur Ausführung.

17. Lorentz Dietrichson (geb. 1834), norwegischer Litteratur- und Kunsthistoriker, hielt sich 1862—65 in Italien auf. In Rom war er Bibliothekar des skandinavischen Vereins und hatte als solcher freie Wohnung in dessen Räumlichkeiten (Palazzo Correa). Ibsen kannte ihn aus Christiania (seit 1857) und suchte ihn gleich nach seiner Ankunft in Rom (1864) auf. Es entstand zwischen ihnen ein nahes Freundschaftsverhältnis, das zwar einmal einen Riß bekam (s. Nr. 188), aber doch bis ins

Greisenalter beider bestehen blieb (s. D.s Buch: „Svundne Tider" 1, S. 327—70). Noch zu D.s siebzigstem Geburtstage sandte Ibsen seinem „lieben alten Freund die herzlichsten Glückwünsche".

Fast unmittelbar nach seiner Ankunft in Rom zog Ibsen für die heißen Monate in die Stadt Genzano im Albanergebirge, 25 km südöstlich von Rom), wo auch Dietrichson Sommerfrische hielt, und hier kam ihm die Idee, ein Drama „Kaiser Julian" zu schreiben (vgl. Dietrichson, „Svundne Tider" 1, S. 336), — ein Plan, der ihn den ganzen folgenden Winter und Frühling beschäftigte.

Das „Christianiaer Theater" war zu Beginn der 60er Jahre in starkem Niedergang begriffen; der Unmut der Interessenten wandte sich sowohl gegen die geschäftliche wie die künstlerische Direktion (vgl. SW. 1, S. 654, 662—63). Um die Jahreswende 1863 gab der Däne Borgaard die artistische Leitung auf, und ungefähr zu derselben Zeit zog sich die ganze Theaterkommission von den Geschäften zurück. Ihr einflußreicher und künstlerisch maßgebender Vorsitzender war während der letzten Jahre der Advokat Dunker gewesen (s. Nr. 16 und SW. 1, S. 490). Ein neuer artistischer Direktor wurde fürs erste nicht ernannt: Vorsitzender der neuen Kommission war seit 1863 der Gefängnisdirektor Rich. Petersen (geb. 1821), während Ibsen ästhetischer Konsulent bis Frühling 1864 war. Das Theater konnte jedoch bei dem herrschenden Kollegialsystem der Leitung keinen Aufschwung nehmen, bis Björnson, der 1863 aus dem Ausland heimgekehrt war, sich veranlaßt fand, einzugreifen. Am 10. Febr. 1864 bot er sich als Leiter mit teilweise unbeschränkten Befugnissen an; es wurden längere Verhandlungen geführt, die jedoch vorläufig an der Kompetenzfrage scheiterten. Nachdem man sich ergebnislos an Ibsen gewandt hatte, nahm ein neuerwählter Direktor die Verhandlungen mit Björnson wieder auf, und Neujahr 1865 wurde Björnson als artistischer Leiter angestellt mit Dunker als Vorsitzendem des Kollegiums. Dunker blieb bis Herbst 1866, Björnson bis Sommer 1867, und trotz mannigfachen Reibungen war diese Zeit für das Theater eine Glanzepoche (s. Blanc, Christiania-Theaters Historie S. 176—92).

Ibsens materielle Lage war bei seiner Abreise aus Christiania alles andere als glänzend: er bezog, von seinem Stipendium abgesehen, private Unterstützungen namentlich von Dunker und durch Björnsons Vermittlung.

Ibsens offizieller Bevollmächtigter in Geldfragen war in Christiania übrigens sein Schwager Johan Herman Thoresen (geb. 1832); dieser war seit 1857 Hilfsarbeiter, seit 1865 Sekretär und 1871—75 Bureauchef im Justizministerium. Er war dann mehrere Jahre Beamter auf dem Lande, und 1884 wurde er Assessor beim norwegischen Reichsgericht.

Ibsen ist Dietrichsons Nachfolger als Vereinsbibliothekar nicht geworden, da er seit Ende 1865 aus seiner Schriftstellerei leidliche Einnahmen bezog.

Diese „größere Dichtung" aus Ibsens ersten römischen Jahren ist nicht erhalten. Aber es ist bekannt, daß er im Frühling 1865 Dietrichson (s. „Svundne Tider" 1, S. 339) einen Gesang aus einem Epos vorgelesen hat, das sich inhaltlich wohl mit der ersten Scene des „Bundes der Jugend" deckte: eine Schilderung eines 17. Mai-Festes auf dem Lande.

18. „Vierzig Scudi" betrugen im Kirchenstaat ungefähr 170 Reichsmark.

„Mein Zuave": Ibsens kleiner Sohn. Björnson hatte Sigurd und seinem eigenen ältesten Knaben ein Zuavenkostüm geschenkt.

19. Die „Königl. norwegische Gesellschaft der Wissenschaften" in Drontheim (begründet 1760) verteilte noch bis Ende der 60er Jahre Stipendien nicht nur an Gelehrte, sondern auch an Dichter: z. B. 1862 an Björnson, 1862 und 1863 an Vinje. Da Ibsen auf ein neues Staatsstipendium vor 1866 nicht rechnen durfte, weil das Storthing nur alle drei Jahre zusammentrat, mithin eine Bewilligung nicht öfter erneuert werden konnte, so wandte er sich an die Drontheimer Gesellschaft. Sein Gesuch wurde von Björnson in einem Brief d. d. 21. April 1865 unterstützt, worin er bat, die Gesellschaft möge dazu beitragen, daß Ibsen bei seinem Schaffen das Gefühl der Sicherheit nicht entbehre. „Das Werk eines Dichters zählt gewiß nicht zu den strengen, es zählt vielmehr zu den schönen

Wissenschaften; aber die Eindrücke, unter denen es entsteht, und der Wirbel von Erlebnissen, Kenntnissen, Stimmungen, aus denen ein Gedicht geboren wird, verlangen einen ganz besonderen Schutz. Ist der nicht vorhanden, so geht der Wein in Gärung über, — und Henrik Ibsen ist dieser Gefahr ausgesetzt gewesen. Ich für mein Teil habe noch einen ganz persönlichen Grund, Herrn Ibsens Gesuch zu empfehlen. Er hat nämlich nicht gleichzeitig mit mir die Dichtergage vom Storthing erhalten, und er hat hundert Thaler Reisestipendium weniger erhalten als ich. Das ist zum Teil Zufall, zum Teil eine Ungerechtigkeit, und ich habe die Sache dadurch wieder gutzumachen gesucht, daß ich sechshundert Speziesthaler für ihn aufbrachte, und die Gleichstellung, die unseren guten Beziehungen nicht fehlen darf, wäre meines Erachtens dann voll erreicht, wenn die hochverehrl. Gesellschaft ihn mit einem erklecklichen Betrage unterstützen wollte. Seine Dichtung ist auch mehr als die meine mit der Wissenschaft im strengeren Wortsinne verwandt, — stärker ist bei ihm das Vermögen abstrakten Denkens." Ibsens Gesuch ist von der Gesellschaft abgelehnt worden. Am 17. August machte Björnson für ihn eine neue Eingabe wegen eines Geldbeitrags für seinen römischen Aufenthalt, — „da er es im höchsten Grade nötig hat, und das Gefühl der Enttäuschung, zurückgesetzt zu sein, während wir anderen (z. B. auch A. O. Vinje) der Hilfe teilhaftig geworden sind, macht in bedenklichem Maße die Vorteile zunichte, welche wir, die wir Geld für seine Reise gesammelt haben, ihm verschaffen wollten". Infolge dieses „mit großem Nachdruck" erneuerten Gesuchs wurden Ibsen unter dem 30. April 1866 hundert Speziesthaler bewilligt als „Beitrag für einen Aufenthalt in Rom zwecks Vollendung eines der angefangenen Dramen, dessen Stoff der römischen Geschichte entnommen ist". Es sollte lange dauern, bis Ibsen ernsthaft an diese Arbeit heranging, und erst am 19. Okt. 1873 konnte er der Gesellschaft ein Exemplar von „Kaiser und Galiläer" senden als „das Zeichen einer Dankesschuld".

20. Ariccia ist ein kleiner Flecken, etliche Meilen von Rom entfernt, nahe dem Albanergebirge; beliebter Sommeraufenthalt. Hier schrieb Ibsen seinen „Brand", und inzwischen war Björnson auf mannigfache Art für ihn und seine ökonomische

Sicherstellung thätig: er bringt ihn in Verbindung mit dem dänischen Verlagsbuchhändler Hegel (seit 1861 Björnsons Verleger), suchte ihm einen 1866 neu errichteten Hilfsarbeiterposten an der Christianiaer Universitätsbibliothek (der aber mit J. Lieblein besetzt wurde) zu verschaffen und dazu einige Stipendien, und agitierte für eine Dichtergage.

Der Rektor Carl Müller war Vizepräsident der Drontheimer „Gesellschaft der Wissenschaften“: er hatte einst den „Catilina“ ziemlich ungünstig besprochen (s. Nr. 13).

Das Anckersche Legat für Reisestipendien an Künstler, das von einem dänischen Gutsbesitzer 1857 gestiftet worden ist, stand unter Verwaltung des dänischen Kultusministeriums. Björnson fragt in einem Briefe vom 17. Aug. 1865 bei dem Dichter Henrik Hertz, der Mitglied des Vorschlagkomitees war, im Interesse Ibsens an, ob auch nicht-dänische Dichter und Künstler zugelassen würden. Hertz antwortete d. d. 19. Sept., nachdem er noch einmal mit seinen Kollegen Rücksprache genommen hatte: das Legat sei allerdings nur für dänische Künstler bestimmt (s. Breve fra og til Henrik Hertz, Kopenhagen 1895, S. 208—12).

Aus dem vorliegenden Brief ist ersichtlich, daß Ibsen schon damals in freundschaftlichen Beziehungen zu dem bekannten politischen Führer Johan Sverdrup stand. S. war als Rechtsanwalt zugelassen, hatte aber 1857 die ganze Praxis an den Nagel gehängt, nachdem er als Direktor an die Christianiaer Hypothekenbank berufen worden war.

„Bei Bravo“: s. Nr. 23.

Georg Krohn (1831—70), Schauspieler am Christianiaer Theater (1863—67 und dann wieder seit 1869), hatte nach dem Konkurs des „Norwegischen Theaters“ Juli 1862 (s. Nr. 13) unter den Mitgliedern, die ein Jahr auf Teilung weiterspielten, die Leitung übernommen; ihm wurde 1867 (nach Björnson) vom „Christianiaer Theater“ die Stellung eines artistischen Direktors angeboten. Ob er 1865 versucht hat, ein selbständiges Theater zu gründen, weiß man nicht. Dagegen wurde am 18. August 1865 wirklich ein „Volkstheater“ in Christiania eröffnet, und von den besten Kräften des „Christianiaer Theaters“ drohten verschiedene damit, zum „Volkstheater“ überzugehen: in der ganzen folgenden Zeit gab es viel Streitigkeiten

wegen des „Christianiaer Theaters" und zumal wegen Björnsons Leitung.

21. Frederik Hegel (1817—87) war seit 1850 Chef der Gyldendalschen Buchhandlung; er erhielt nacheinander die Titel Kanzleirat (1865), Justizrat (1879), Etatsrat (1887); 1870 wurde er Ritter des norwegischen St. Olafs-Ordens. Am 14. Nov. 1865 hatte Ibsen von H. einen Brief über die Verlagsbedingungen für „Brand" erhalten, und gleich am nächsten Tage antwortete er, indem er mit Dank annahm und zugleich die letzten 84 Seiten des Manuskripts übersandte.

Ungefähr gleichzeitig mit dem vorliegenden Brief, nämlich am 23. Nov. 1865, schrieb H. an Ibsen über die Auflage des „Brand" und außerdem über verschiedene Norwegismen im Ausdruck und in der Schreibweise. Ibsens Antwort vom 2. Dez. hat den Adressaten nie erreicht, doch in einem neuen Brief vom 16. März 1866 wiederholte Ibsen den Inhalt des verlorenen Schreibens folgendermaßen: „Auf die Bemerkung über die vielen von mir gebrauchten, aber in Dänemark unbekannten Worte habe ich erwidert, daß dies unvermeidlich sei, daß die Worte fast ausschließlich zur Bezeichnung von Lokalverhältnissen, Gebirgsformationen u. s. w. gebraucht seien, für die man natürlich in einem Flachlande keine entsprechenden Bezeichnungen habe, — daß dadurch aber nicht mehr Unbequemlichkeiten entstehen, als sie die Lektüre eines Seeromans für den Binnenländer mit sich bringt: er versteht allerdings nicht die vielen im Seeleben vorkommenden Ausdrücke, doch wird das Buch darum nicht unverständlich."

Christian K. F. Molbech (1821—88), der bekannte dänische Dichter, war 1853—64 Professor für nordische Litteratur an der Kieler Universität gewesen und hielt sich im Winter 1865—66 in Rom auf mit einem Stipendium aus dem Anckerschen Legat.

22. Magdalene Thoresen (1819—1903) wurde Witwe gerade in der Zeit, als sich Ibsen mit ihrer Stieftochter Susanna Daae verheiratete (s. Nr. 5). Sie hatte sich 1861 in Kopenhagen niedergelassen, wo sie im folgenden Jahr als Schriftstellerin mit ihrem vollen Namen auftrat; früher hatte sie schon

anonym geschrieben (s. Nr. 6). Ihre ersten Novellen wurden von Ibsen selbst im IllNyh. besprochen (s. SW. 1, S. 496—98): Anfang 1864 gab sie „Signes Geschichte“ heraus, eine Erzählung, die sogleich ins Schwedische, Deutsche, Englische und Holländische übersetzt wurde. Wie sie ihre Stoffe dem norwegischen Volksleben entnahm, war es ihr Ehrgeiz, als norwegische Schriftstellerin anerkannt zu werden, ungeachtet ihrer dänischen Geburt. Frühling 1866 ließ sie sich häuslich in Christiania nieder, aber nach vierjährigem Ringen suchte sie Kopenhagen wieder auf, da sie in Norwegen nicht die materielle Unterstützung fand, auf die sie gerechnet hatte. Man weiß (s. G. Brandes: „Jünglingsjahre“ in „Det ny Aarhundrede“ I: 1, S. 581), daß sie noch während ihrer Kopenhagener Zeit in den 60er Jahren für die originale Begabung ihres Schwiegersohnes keinerlei Verständnis hatte: sie fand seine Dichtung flach, sein Denken allzu abhängig von Kierkegaard.

Clemens Petersen (geb. 1834), zu damaliger Zeit der leitende dänische Litteraturkritiker, war 1857—68 an dem national-liberalen Hauptorgan „Faedrelandet“ („Das Vaterland“) fest angestellt. Später hat er als Litterat in Amerika gelebt. Er wurde schon 1856 mit Björnson bekannt und war so von ihm eingenommen, daß er sehr wohl als Björnsons „fidus Achates“ bezeichnet werden konnte (s. Halv. S. 282). P. wurde sein litterarischer Herold (s. G. Brandes in „Det ny Aarhundrede“ I: 1, S. 579). Der Dichter Chr. Hostrup hat in einem Brief vom J. 1864 (Breve fra og til Chr. Hostrup S. 509) über P. die Äußerung gethan, er sei einer „der doktrinären Ästhetiker, die viel Unrecht thun durch ihre fertigen Maßstäbe“. Das sollte Ibsen erfahren, als „Peer Gynt“ erschien (s. Nr. 44—45). P. ist Herbst 1904 von Amerika wieder in seine dänische Heimat zurückgekehrt.

Dietrichson: s. Nr. 17.

Walter Runeberg (geb. 1838), finnischer Bildhauer, Sohn des Dichters J. L. Runeberg. War 1862—76 in Rom ansässig, machte aber 1865 eine Reise in seine Heimat und kam 1867 zurück. Unter seinen Arbeiten ist eine Büste Ibsens (1867) zu nennen.

Über die näheren und entfernteren Familienmitglieder,

die Ibsen in diesem Brief erwähnt, sei Folgendes mitgeteilt. Der Propst Thoresen hatte mit seiner zweiten Frau Sara geb. Daae fünf Kinder, darunter Ibsens Frau, Susanna, und den früher genannten Johan Herman Thoresen, ferner Marie Thoresen (1837—74), und Sophie (geb. 1839), die sich später mit dem norwegischen Landpfarrer P. O. Megrund verheiratete. Aus der Ehe mit Magdalene Thoresen stammten vier Kinder, die Töchter Sara (geb. 1844; 1867 mit dem Großhändler W. Ludvigsen zu Kopenhagen verheiratet) und Dorothea (geb. 1849; 1869 verheiratet mit dem norwegischen Offizier C. Falsen), ferner die Söhne Thomas (1846—76, ein fruchtbarer Vaudevilledichter, der 1865 an der Christianiaer Universität sein Aufnahmeexamen mit der „schlechtesten Note" machte) und Axel (1851—81).

23. Die Geldaffäre selbst läßt sich nicht genauer aufklären, als es in diesem Briefe geschieht.

Der Deutsche Johann Bravo (gest. 1876, fast achtzig Jahre alt) war von der Kopenhagener Kunstakademie nach Rom gekommen, um Maler zu werden, trat aber bald ins Geschäftsleben über und wurde später zum dänischen, dann auch zum norwegischen und schwedischen Konsul in Rom ernannt. (S. Dietrichson, „Svundne Tider" Bd. 3 und Nr. 45.)

Ein anderer alter Römer war der dänische Musiker N. Chr. Ravnkilde (1823—90), — allen Skandinaviern in Rom ein bereitwilliger Helfer.

Frederik Baetzmann (geb. 1841) hatte sich den größten Teil der Jahre 1859—63 in Italien aufgehalten und war in Rom Bibliothekar des skandinavischen Vereins gewesen. Seit 1864 wirkt er als Journalist in Norwegen, wo er auch 1864 bis 1869 Amanuensis an der Universitätsbibliothek war.

„Mein Buch": „Brand" kam am 15. März 1866 in Kopenhagen heraus.

Der Dichter Andreas Munch (1811—84), der 1860 als erster Norweger eine Dichtergage erhielt, in der Form eines Lehramts an der Universität, war seit dieser Zeit meistenteils auf Reisen im Ausland; 1865 hatte er eine Dänin, Amalie Raben (geb. 1832), geheiratet, und mit ihr brachte er den folgenden Winter in Italien zu.

Louise Brun starb am 21. Jan. 1866, während ihr Mann, Joh. B., die Krankheit überstand.

William Sverdrup (1809—72), ein Vetter von Johan Sverdrup, hatte als Geistlicher 1865 seinen Abschied genommen; er war ein vermögender Mann, der viel Geld künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken opferte. Ob er Ibsen unterstützt hat, ist nicht ersichtlich.

Der norwegische Komponist Richard Nordråk, Björnsons Vetter, der zu vielen Dichtungen Björnsons, u. a. zu „Sigurd Slembe", die Musik geschrieben hat, starb, noch nicht 24jährig, zu Berlin am 20. März 1866.

24. Bernhard Dunker: vgl. Nr. 16.

25. John Grieg (1840—1901), der einzige Bruder des Komponisten, war Kaufmann in Bergen. Ursprünglich hatte er die Musik zu seinem Lebensberufe gewählt: er war ein ausgezeichneter Violoncellist. Er hatte aber auch mancherlei dichterische Begabung. Zu seiner musikalischen Ausbildung hatte er sich einige Jahre in Leipzig und in Dresden aufgehalten: nach seiner Rückkehr unternahm er eine Übersetzung der „Kronprätendenten" in deutsche Verse, fand jedoch keinen Verleger für seine Arbeit, die infolgedessen nie gedruckt wurde. Sein Bruder Edvard hielt sich in Rom 1865—66 auf.

26. Das Storthing hatte am 19. Jan. 1866 die Vorlage abgelehnt, jährliche Sitzungsperioden einzuführen. An demselben Tag, als Ibsen seine Eingabe an den König schrieb (s. Nr. 210), brachte Botten-Hansens JllNyh. einen warmen Appell an das Storthing, den abwesenden Dichter nicht in seiner gegenwärtigen Not verkommen zu lassen, und schon am 17. April unterschrieben 28 Abgeordnete, darunter J. Sverdrup, J. Steen, O. Richter, L. Daae, H. U. Sverdrup, C. Essendrop und verschiedene andere der einflußreichsten Landboten den Antrag auf eine Dichtergage für Ibsen. Am 19. April beantragten Freunde Ibsens: Assessor O. A. Bachke, Reichsarchivar Michael Birkeland, Universitätsbibliothekar Botten-Hansen und Oberlehrer Jakob Løkke bei der Regierung: es solle eine kgl. Vorlage eingebracht werden zwecks Bewilligung einer Dichtergage für Ibsen: bei dieser Gelegenheit schilderten sie seine Verhältnisse als sehr drückend. Schon am

21. lag eine Befürwortung seitens des Kultusministeriums vor, das provisorisch vom Minister F. Stang verwaltet wurde, und am 26. April resolvierte man sich im norwegischen Staatsrat zu Stockholm dahin, daß in der Sache die königl. Vorlage eingebracht werde. Sie kam an das Storthing am 2. Mai und wurde am 12. Mai mit allen gegen vier Stimmen ohne Kommissionsberatung angenommen.

27. Der junge hoffnungsvolle Däne Ludvig David, cand. jur., dessen Tod dieser Brief berichtet, war der jüngste Sohn des in Nr. 28 erwähnten Konferenzrats C. N. David und war ein intimer Freund von Georg Brandes (s. Brandes, „Übergangsjahre" in „Det nye Aarhundrede" 1: 1, S. 321—23).

Davids Tante war die römische Prinzessin Pignatelli.

Dr. Erhard: der deutsche Arzt der römischen Skandinavier.

Der dänische Kammerherr F. H. Wolfhagen (1819—94) war in den Jahren 1856—63 Mitglied der dänischen Regierung gewesen, als Minister für das Herzogtum Schleswig.

Georg Brandes (geb. 1842) hatte im Frühjahr 1866 seine erste Polemik, und zwar mit der herrschenden philosophischen Richtung in Dänemark (s. Nr. 43 und A. Ipsen, „G. Brandes" 1, S. 41—43).

Über die Besprechungen von „Brand" s. u. Nr. 30.

28. A. F. Krieger (1817—93), dänischer Jurist und leitender national-liberaler Politiker, der zweimal (1856—59 und 1870—74) Minister war.

Chr. G. N. David (1793—1874), dänischer Nationalökonom. Hatte 1834 das liberale Oppositionsblatt „Faedrelandet" („Das Vaterland") gegründet, wurde aber später einer der Leiter der konservativen Partei und war als solcher Minister von Juli 1864 bis Nov. 1865.

Der dänische Dichter Carsten Hauch (1790—1872) gab sein Drama „Julian der Apostat" April 1866 heraus.

Der norwegische Bildhauer Ole Fladager (1832—71) war seit 1858 in Rom ansässig und besuchte von dort die Heimat 1863—64 und 1866—67.

Staatsminister Sibbern: s. Nr. 31.

Die deutsche Übersetzung der „Kronprätendenten", von der hier die Rede, ist die von John Grieg (s. Nr. 25).

29. Björnson wie Dunker (s. Nr. 17) wollten gern, jeder für sich, die Alleinherrschaft über das Christianiaer Theater haben, und im Juni 1866 reichte Björnson einen formalen Antrag über Erweiterung seiner Befugnisse ein. Der Antrag wurde abgelehnt, und Björnson trat Juni 1867 von der Stellung eines artistischen Direktors zurück. Darauf bot man diesen Posten Ibsen an; er lehnte jedoch ab.

Hans Holmboe (1798—1868), Rektor der Bergener Kathedralschule (1825—62), war Storthings-Abgeordneter 1833 und 1836—37, 1842, 1848, 1851 und 1859—64 gewesen und wohnte seit 1862 in Christiania. Er war ein angesehener Schulmann und spielte auch eine hervorragende Rolle im Storthing, wo er liberale Anschauungen zur Geltung brachte.

Seit dem 3. März 1866 gab Björnson (sechs Jahre lang) das „Norsk Folkeblad" („Norwegisches Volksblatt") heraus.

30. Von „Brand" kam die zweite Auflage am 24. Mai 1866 heraus, also schon zwei Monate nach der ersten. Die Dichtung wurde u. a. von Cl. Petersen besprochen in „Faedrelandet" 1866, Nr. 80, von Georg Brandes im „Dagblad" Nr. 117, und im Juni gab der dänische Geistliche F. Helveg (geb. 1816) eine besondere Schrift heraus über „Björnson und Ibsen in ihren zwei letzten Werken". Im Maiheft (2. Heft) von Prof. G. K. Hamiltons „Nordisk Tidskrift för politik, ekonomi och litteratur" („Nordische Zeitschrift für Politik, Nationalökonomie und Litteratur"; 1. Jahrg., Lund 1866) erschien eine Rezension des dänischen Litteraturhistorikers C. Rosenberg. Dagegen ist nichts darüber bekannt, daß eine Abhandlung über die Dichtung aus der Feder des norwegischen Philosophen G. V. Lyng erschienen sei.

In „Faedrelandet" vom 23. April 1866 war folgender Aufruf zu lesen: „Zu den Willkürlichkeiten, welche die gegenwärtigen Machthaber sozusagen täglich gegen treue Dänen in Schleswig-Holstein verüben, ist vor kurzem eine neue hinzugekommen, indem man der Witwe des Redakteurs Grimm in Sonderburg die Erlaubnis zur Fortführung des „Sonderburgischen Wochenblattes" — früher „Der dänische Schleswiger" — untersagt hat. Der verstorbene Redakteur Grimm gehörte zu den treuesten Vorkämpfern für die dänische Sache; sein Vater

ist der rühmlich bekannte Schullehrer, der Danebrogsmann Grimm in Sonderburg, und seine Witwe, die nun mit ihren vier kleinen Kindern in Not geraten, ist die Tochter eines ebenso ehrenhaften, jetzt verstorbenen dänischgesinnten Mitgliedes der schleswigschen Ständeversammlung. Grimm hat nie, und namentlich nicht während des Krieges 1864, ein Opfer für die Sache seines Vaterlandes gescheut. Er ist in Armut gestorben, und die einzige Erwerbsquelle, die er seiner Gattin und seinen vier Kindern hinterließ, ist nun durch ein Machtgebot abgeschnitten worden. Um durch eine Kollekte die Notlage zu lindern, in welche die Familie geraten ist, haben sich auf Alsen und in Sundeved sechs ehrenhafte dänische Männer zusammengethan. Beiträge werden mit Freuden von den Herausgebern dieses Blattes entgegengenommen."

Der dänische Dichter Christian Richardt (1831—92) gab Weihnachten 1866 ein litterarisches Sammelwerk „Wintergrün" heraus, mit Beiträgen von verschiedenen nordischen Schriftstellern. Ibsen hat nichts geliefert.

31. Georg Chr. Sibbern (1816—1901) war norwegischer Staatsminister (Chef der Staatsratsabteilung in Stockholm 1858—71) und norwegisch-schwedischer Gesandter in Paris 1878—84. Ein feingebildeter Mann der alten Schule; hilfreich und wohlwollend, sowohl als Privatmann wie in allen seinen öffentlichen Stellungen.

32. Frascati ist eine kleine Stadt, 20 Kilometer südöstlich von Rom, am Abhang des Albanergebirges.

Daß Sören Kierkegaard (1813—55) das Vorbild zu „Brand" gewesen sei, ist später oft behauptet, doch von Ibsen immer bestritten worden; eine geistige Verwandtschaft ist zweifellos vorhanden, und der Einfluß von K.s leidenschaftlichen Kämpfen gegen die äußeren Autoritäten hat sich gewiß, wenn auch unbewußt, geltend gemacht.

33. Paul Botten-Hansen war 1864 zum Universitätsbibliothekar ernannt worden. Noch 1866 gab er das JllNyh. heraus, und dort hatte er selbst den „Brand" besprochen.

Sein Amanuensis Fr. Baetzmann hatte über „Brand" schon

in Nr. 78 des schwedischen „Aftonblad" geschrieben, was Ibsen also entgangen war.

In Stockholm war eine Industrieausstellung am 15. Juni 1866 eröffnet worden.

Jakob Løkke (1829—81) war Oberlehrer an der Christianiaer Kathedralschule seit 1862; gab 1865 eine norwegische Schulgrammatik heraus, die eine hohe Zahl Auflagen erreichte und lange Zeit fast die einzige an den norwegischen Unterrichtsanstalten blieb.

Das Gesuch, das diesen Brief begleitete, war eine Petition des skandinavischen Vereins in Rom, dessen Vorstande Ibsen angehörte, an das norwegische Kultusministerium, der Vereinsbibliothek die Bücher zuzuwenden, von denen die Universitätsbibliothek Doubletten besaß.

34. Von „Brand" kam die dritte Auflage in Kopenhagen am 16. August 1866, also drei Monate nach der zweiten, heraus.

„Die Komödie der Liebe", die Sylvester 1862 erschienen war, wurde in „Dansk Maanedsskrift" („Dänische Monatsschrift"), 1864, S. 117ff. von C. Rosenberg rezensiert, hatte aber sonst weder Besprechungen noch Absatz gefunden; Hegel entschloß sich nun, das Stück in seinen Verlag zu übernehmen, wo es Mai 1867 herauskam.

Ibsen erhielt durch kgl. Resolution vom 28. Juli 1866 ein neues Reisestipendium im Betrage von 350 Speziesthalern seitens des norwegischen Staates. (Vgl. Nr. 35.)

Edvard Grieg hatte April 1866 Rom verlassen und war über Berlin und Kopenhagen in die Heimat zurückgekehrt, wo er Anfang Sept. eintraf.

35. Jacob Dybwad (1823—99) leitete seit 1852 in Christiania eine Buchhandlung und ein Verlagsgeschäft, das er zu einem der größten Norwegens entwickelte.

Jonas Lie (geb. 1835) war 1862 Eigentümer und Herausgeber des IllNyh. gewesen, das Blatt war dann in Dybwads Besitz übergegangen.

Michael Birkeland (1830—96) war seit 1863 Chef des norwegischen Reichsarchivs und hat große Sammlungen für Norwegens neuere Geschichte angelegt, wovon verhältnismäßig

wenig veröffentlicht worden ist. War eifriger Skandinavist und ein streng konservativer Mann in der Politik. Er gehörte zu Botten-Hansens Kreis, von dem mehrere Mitglieder in dem Briefe namhaft gemacht werden. Sein Schwager, der damalige Assessor Ole Andreas Bachke (1830—90), der 1879—84 Justizminister war, ist gleichfalls ein hervorragender Skandinavist und konservativer Politiker gewesen. Auch Løkke nahm aktiv an den Arbeiten des Skandinavismus teil. Demselben Kreise und derselben Geistesrichtung gehörte Ludvig Daae (geb. 1834) an, damals Universitätsstipendiat der Geschichte, nach Botten-Hansens Tod 1869 Universitätsbibliothekar und seit 1876 Professor der Geschichte. Der Historiker Joh. Ernst Sars (geb. 1835), damals Assistent am Reichsarchiv, seit 1870 Universitätsstipendiat und seit 1874 Professor der Geschichte, teilte allerdings die gelehrten Interessen dieser Männer, nahm aber geistig einen ganz anderen Standpunkt ein; er führte die englische Entwicklungsphilosophie in die norwegische Historiographie ein; er fußte auf der nationalen Differenzierung, nicht auf dem skandinavischen Zusammenschluß, und war von entschiedenem Liberalismus in seinen politischen Anschauungen. (Vgl. Einleit. S. XXVII.)

Erzherzog Maximilian von Österreich war 1864 von Napoleon III. zum Kaiser von Mexiko gemacht worden; 1866 aber wurde ihm die französische Militärhilfe versagt. Seine Frau, die Kaiserin Charlotte, ging dann nach Europa, um Napoleon zu beschwören, ihren Mann nicht zu verlassen. Sie ward abgewiesen. Verzweifelt suchte sie Zuflucht in Italien; dort umnachtete sich ihr Geist. Es war im ganzen eine Zeit politischer Niederlagen für Napoleon. Er mußte zusehen, wie Preußen in Deutschland die Führung in die Hand nahm, und infolge des Traktats von 1864 mußte er Ende des Jahres französische Truppen aus Rom zurückziehen. Allerdings hatte der König von Italien dagegen versprochen, den Kirchenstaat wider jeden Angriff zu schützen. Aber man befürchtete doch in Rom Unruhen, und im Okt. 1867 griff Garibaldi wirklich den Kirchenstaat an; dank dem Eingreifen der Franzosen wurde er zurückgeschlagen, worauf abermals französische Truppen Rom bis 1870 besetzten.

36. Chr. Richardt: s. Nr. 30

M. Salomonsen (1814—89), dänischer Arzt.

37. J. Nandrup (geb. 1829) war 1858—75 Obergerichtsanwalt in Christiania; befaßte sich vornehmlich mit Geldgeschäften. 1862 hatte er Ibsen verschiedene Summen vorgestreckt, und hatte u. a. auch verschiedene gepfändete Güter für ihn eingelöst. Ibsen erklärt selbst in seiner Eingabe an die Regierung vom 10. März 1863 (s. Nr. 13), er habe um jene Zeit eine Schuld von 500 Speziesthalern kontrahiert. Da diese Schuld noch nicht bezahlt und der Advokat Dunker, der damals teilweise Ibsens Geldangelegenheiten besorgte, einzig und allein auf den Verkauf der Habe Ibsens verweisen konnte, die noch im „Norwegischen Theater" stand, so ließ N. sie 1866 meistbietend versteigern. Die Schuld wurde dadurch nicht ganz gedeckt, aber während der folgenden Jahre nach und nach gänzlich getilgt.

Björnson war (s. Nr. 29) seit Frühling 1866 Redakteur von „Norsk Folkeblad". Ibsen hat nichts für dieses Blatt geschrieben. Über die Paläste Roms stand eine Korrespondenz in JllNyh. vom 30. Sept. 1866. Über B.s Beziehungen zu Dunker und dem Christianiaer Theater s. Nr. 17 und 29; B.s Vorschlag einer Erweiterung seiner Machtbefugnisse wurde in Wirklichkeit schon am 11. Aug. 1866 abgelehnt.

Im Christianiaer Theater war der vierte Akt von „Brand" bei einem Schauspielerbenefiz am 27. Juni 1866 aufgeführt worden; er wurde darauf ins Repertoire (20. Sept.) aufgenommen.

Über Marie Thoresen s. Nr. 22.

38. Die vierte Auflage von „Brand" kam am 14. Dez. 1866, vier Monate nach der dritten, heraus.

Bernh. Dunker gab 1866 in Kopenhagen bei Gyldendal den ersten Teil seiner Streitschrift „Über die Revision der Vereinigungsakte zwischen Schweden und Norwegen" heraus.

Von L. Dietrichson erschien 1866 der erste Teil seiner „Geschichte der norwegischen Poesie im Umriß", und der dänische Kirchenhistoriker A. Listov (1817—89) gab im selben Jahr eine „Wörtersammlung aus der norwegischen ästhetischen Litteratur seit 1842" heraus.

Die „Arbeit", deren Stoff Ibsen dem Ende des 16. Jahrh. entnehmen wollte, kam nie zur Ausführung.

Sie war schon in einem Brief an Hegel vom 7. März 1866 erwähnt.

H. N. Clausen (1793—1877), Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität (1821—74) und hervorragender nationalliberaler Politiker (als solcher Minister 1848—51), begab sich Dez. 1866 auf eine italienische Reise.

39. Ibsens kurzes Vorwort zur (zweiten Auflage der) „Komödie der Liebe" ist wieder abgedruckt in SW. 1, S. 505 bis 506.

Die „Familie Brun": wahrscheinlich der dänische Hofjägermeister Alexander Brun, der mit den Seinen mehrere Reisen nach dem Süden unternommen hat.

Über „Brand" hatte sich im „Aftenblad" und „Morgenblad", teilweise auch in JllNyh. eine längere Polemik entsponnen, die hauptsächlich durch eine ausführliche Rezension des Prof. M. J. Monrad im „Morgenblad" 1866, Nr. 242, 249, 256 und 263 veranlaßt war. Monrad nahm an der Kontroverse teil mit einem Artikel in Nr. 304, der Pastor C. T. Krohg in Nr. 299 und 324. Der Verf. des von Ibsen erwähnten Aufsatzes in Nr. 332 und 335 ist unbekannt.

Die „neue Dichtung", von der Ibsen spricht, ist „Peer Gynt".

40. M. Goldschmidt (1789—1887), bekannter dänischer Dichter und Publizist (s. Einleit. S. XLVII).

In „Illustreret Tidende" (Kopenhagen) VIII, Nr. 383 und 384 hatte der dänische Journalist Axel Falkmann (1837—1903) eine Biographie Ibsens veröffentlicht. Hier war u. a. gesagt, daß der Staatsminister H. Riddervold (1795—1876), Chef des norwegischen Kultusministeriums (1848—72), seine Mitwirkung abgelehnt hatte, dem Verf. der „Komödie der Liebe" eine Staatsunterstützung zuzuwenden. Man weiß jedoch jetzt (Halv. 3, S. 12—13), daß R. sich 1863 zu Ibsens Bitte um staatliche Beihilfe ganz wohlwollend stellte: als der Antrag einer Dichtergage 1866 neuerdings vorlag, wurde das Kultusministerium provisorisch von einem anderen Minister geleitet.

Listovs Wörtersammlung (s. Nr. 38) war in „Faedrelandet" vom 2. Febr. 1867 ausführlich und sachgemäß von

A. L. rezensiert worden — hinter welcher Chiffre sich zweifellos der norwegische Publizist Anton Larsen (1827—88) verbarg, der seit den 50er Jahren als Archivassistent in Kopenhagen lebte. Der Zweck des Aufsatzes war, die natürliche Notwendigkeit nachzuweisen, daß die norwegischen Schriftsteller in der Schriftsprache ihre Nationalität ausprägen müßten.

Der dänische Kaufmann Alfred Hage (1803—72) war, wie der frühere Minister Orla Lehmann (1810—70), einer der national-liberalen Führer.

41. „Peer Gynt" kam in Kopenhagen am 14. Nov. 1867 heraus. Den Schluß des Manuskripts hatte Ibsen am 18. Okt. von Sorrent abgeschickt und in dem Begleitbrief an Hegel u. a. geschrieben: „Ich bin gespannt zu erfahren, wie das Werk aufgenommen wird; aber unruhig bin ich nicht, denn es ist nach reiflicher Überlegung geschrieben." Über den Helden der Dichtung sind später neue Aufschlüsse und Sagen ans Licht gekommen (vgl. besonders Per Aasmundstads Artikel in der norwegischen Zeitschrift „Syn og Segn" 1903, S. 119—30).

Der dänische Generalkonsul D. Danchertsen in Neapel war 1863—68 zugleich beauftragter norwegischer und schwedischer Konsul.

Der dänische Dichter Vilh. Bergsöe (geb. 1835) kam zum zweiten Male im Frühling 1867 (bis 1869) nach Italien und schrieb auf Ischia mehrere Gedichte, die in der Sammlung „Heimweh" (1872) stehen.

42. Über Sara und Dorothea Thoresen s. Nr. 22.

Magdalene Thoresen bewarb sich 1869—73 um verschiedene norwegische Reisestipendien, aber ohne Erfolg. Ihr neues Buch „Die Sonne im Siljethal" kam erst Dez. 1868 heraus.

Über den Aufruhr im Kirchenstaat s. Nr. 35.

Thomas Thoresen (s. Nr. 22) debütierte als Sänger im Christianiaer Theater am 12. Mai 1868, nachdem er ehedem eifrig an den Theaterbestrebungen des norwegischen Studentenvereins teilgenommen hatte. Sein Auftreten dauerte nicht lange; hingegen verpflichtete er sich Anfang der 70er Jahre als Regisseur dem „Theater in der Möllergade".

Über Tönsberg s. Nr. 6. In Wirklichkeit war er der Verleger der satirischen Wochenschrift „Vikingen" („Der Wiking", die 1862—97 in der Druckerei seines Sohnes erschien. Dieses Blatt beschäftigte sich mit Ibsen in Wort und Bild; so im Jan. 1863 in den Artikeln „Die Komödie der Liebe" und „Die Flucht nach Kopenhagen", ferner in satirischen Zeichnungen, die sein Verhältnis zu den beiden Theatern in Christiania, sein Freundschaftsverhältnis zu dem Kritiker Botten-Hansen u. a. m. behandelten.

43. Jonas Collin (geb. 1840) ist von Fach Zoologe und unternahm häufige Reisen nach dem Süden. Er gehörte einer wegen ihrer litterarischen Interessen bekannten Familie an, und namentlich sein Vater, der Departementsbeamte Edvard Collin (1806—86), war ein großer Litteratursammler.

Der dänische Maler Ludvig Schou starb in Florenz am 30. Sept. 1867, noch nicht dreißig Jahre alt.

Georg Brandes hatte 1866 (s. Nr. 27) seinen Kampf gegen Rasmus Nielsens Philosophie (Versuch einer Versöhnung von Religion und Wissenschaft; s. P. A. Rosenberg, „Rasmus Nielsen," Kopenhagen 1903; vgl. auch Einleitung S. XLIX) eröffnet, und als Rud. Schmidt (anonym) seine Verteidigungsschrift: „R. Nielsens Philosophie und die Grundtvigsche Anschauung" veröffentlichte, schrieb B. im „Dagblad" vom 28. Sept. 1867 eine scharfe Kritik, in der er gegen die religiöse Philosophie den Positivismus aufstellte. Er forderte die dänische Jugend auf, durch das Studium fremder Denker ihren Horizont zu erweitern und sich nicht von der heimatlichen Reaktion umgarnen zu lassen; er schloß mit der Erklärung, daß Nielsen und seine Gesinnungsgenossen „nur kämpften gegen den Fortschritt und, wenn auch vergebens, strebten, dem wahren Neuen den Weg zu versperren. Doch dieses Neue ist unwiderstehlich, denn es führt Vernunft und Freiheit in seinem Schilde". Dieser Kritik folgte eine kurze, aber heftige Polemik: Rud. Schmidt antwortete in „Berlingske Tidende", und Björnson drückte (anonym) in „Faedrelandet" seine Entrüstung über Brandes' Angriff auf die Religion aus. Brandes' Replik stand im „Dagblad" (s. Brandes, „Samlede Skrifter" 13, S. 93—105).

44. „Peer Gynt" erschien in Kopenhagen am 14. Nov.

1867, die zweite Auflage schon vierzehn Tage darauf. Die Dichtung wurde rezensiert u. a. von Björnson in einem Kopenhagener Brief an „Norsk Folkeblad" (Nr. 47), und eine Woche später von Cl. Petersen (s. Nr. 22) im „Faedreland" Nr. 279. Petersen suchte nachzuweisen, daß „Peer Gynt" „nicht eigentlich Poesie" sei, und zwar weil „das Werk bei der Umformung von Wirklichkeit in Kunst halb die Forderungen der Kunst und halb die Forderungen der Wirklichkeit preisgebe"; er fand es voller „Gedankenschwindelei" und „Rätseln, die nicht lösbar sind, weil sie leer sind", und meinte, es müsse in erster Linie zur polemischen Journalistik gerechnet werden.

Die Zeitung „Faedrelandet" wurde 1841—81 geleitet von dem nationalliberalen, später konservativen Führer Carl Ploug (1813—94).

Auf die norwegischen „Sprachstrebler" zielte vor allem die Gestalt des „Huhu" (4. Akt), und die Frage, ob diese Figur charakteristisch sei oder nicht, wurde darauf von dem Dialektdichter Kristofer Janson in „Aftenbladet" 1867, Nr. 301 und 302 erörtert.

45. Nachdem Björnson im Juni 1867 von der Direktion des Christianiaer Theaters zurückgetreten war, wurde im Lauf des folgenden Jahres wegen Übernahme der künstlerischen Leitung wieder mit ihm verhandelt; aber da man sich über die Bedingungen nicht einigen konnte, so scheiterten die Verhandlungen.

Björnsons Erzählung „Das Fischermädchen" kam April 1868 heraus. Ibsen schrieb an Hegel über dieses Buch aus Berchtesgaden, 28. Juli 1868: „Die erste Hälfte finde ich außerordentlich gut, doch der Rest ist nicht durchgearbeitet; Björnson hat da etwas gewollt, was außerhalb seiner Begabung liegt."

In Björnsons „Norsk Folkeblad" erschien eine Biographie Ibsens 1869, Nr. 3 und 4.

Björnson ist immer ein Gegner des „Ordenssegens" gewesen, während Ibsen seit 1869 verschiedene Orden angenommen hat. Als Ibsen 1871 Ritter des Danebrog wurde, schrieb er an Hegel (16. Februar): „Ich kann den Männern, die das bewirkt haben, gar nicht genug erkenntlich sein. Nun werden meine Landsleute meine gesammelten ‚Gedichte' noch einmal so gut finden!"

„Ähnlichkeit mit Bravo": Der Konsul Bravo in Rom (s. Nr. 23) war bekannt wegen seiner Ordenssucht; als er Ritter des Danebrog geworden war, nannte er sich „Cavaliere Bravo", und als er dann Etatsrat und Kommandeur des Danebrog wurde, schrieb er auf sein Thürschild „Consigliere di Stato e Commendatore Bravo". (Vgl. L. Dietrichson, „Svundne Tider" 3, S. 113.)

Orla Lehmann s. Nr. 40.

August Blanche (1811—68) war einer der führenden Liberalen im Reichstag seit 1859.

46. „Brand" erschien in fünfter Auflage Herbst 1868.

G. Brandes schrieb einen Essay über Ibsen in „Dansk Maanedsskrift" 1867, II, S. 228—55; 1868 gedruckt in „Aesthetiske Studier" (s. Brandes, Samlede Skrifter 3, S. 241—72). Ibsen hatte schon vorher davon gehört. Er schreibt am 18. Okt. an Hegel: „Daß Brandes über meine Werke schreiben will, das freut mich sehr. Ich bitte Sie, ihn zu grüßen, ihm meinen Dank auszusprechen und ihm zu sagen, daß ich nach einer Beurteilung aus seiner Feder ganz besonders begierig bin, aber es wäre mir sehr lieb, wenn er auch Peer Gynt mit einbezöge, weil dadurch vielleicht seine Anschauungen teilweise modifiziert würden, — er wird sich schon selbst sagen, welche." B. hängte seinem Essay wirklich eine Nachschrift über „Peer Gynt" an; aber die Dichtung brachte in seinen Ansichten keine Änderung hervor, — er verurteilte hier noch mit den stärksten Worten Ibsens Moralisieren und erklärte, die Dichtung „sei weder schön, noch wahr". Später urteilte er anders darüber. (S. Einl. S. XLIX und „Verdens Gang" 1901, N. 189.)

Der dänische Schriftsteller Peder Hjort (1793—1871) gab 1867 den ersten Band einer Sammlung „Ausgewählte Briefe von Männern und Frauen von P. Hjort" heraus — ein Buch, das wegen seiner zahlreichen Indiskretionen einen wahren Sturm der Entrüstung erregte.

47. Ibsen verließ Italien im Herbst 1868, ging aber nicht heim nach Norwegen, sondern nahm fortan eine ganze Reihe von Jahren seinen Aufenthalt in Deutschland.

Magdalene Thoresen hat im Dez. 1867 die erste öffentliche Vorlesung ihrer Werke gehalten.

Der Leibarzt Johan de Besche (1821—75) hatte 1862 das Besitzrecht des „Morgenblad“ von seiner Schwiegermutter geerbt.

48. Ibsen hatte am 13. Mai 1868 Rom verlassen; er verbrachte einige Zeit in Florenz, dann die Monate Juni, Juli und August in Berchtesgaden und den September in München. Nach einem Winteraufenthalt in Dresden wollte er sich nach Norwegen wenden. Schon in Berchtesgaden hatte er den Plan zu seinem Schauspiel „Der Bund der Jugend“ gefaßt.

„Das Bücherpaket aus Turin“ war das Paket Schulbücher, die Hegel auf Ibsens Bitte (Nr. 46) von Kopenhagen im März gesandt hatte, und das bei einem Kommissionär in Turin bis Ende Juni liegen blieb; dann wanderte es nach Rom und ging Ibsen erst in Dresden, Frühling 1869, zu.

49. „Der Bund der Jugend“ erschien bei seiner Ausgabe ohne Untertitel, weil Hegel sogleich im Nov. 1868 den Vorschlag machte, ihn zu streichen, worauf Ibsen am 22. Dez. antwortet: „Ihren Vorschlag wegen des Titels werde ich befolgen; er ist vollständig richtig, und ich war selbst von Anfang an so ziemlich derselben Meinung. An dem Ausdruck hätte übrigens kein Mensch Ärgernis nehmen können, wenn er das Stück erst gelesen hätte. Es wird auch nicht Ein Wort von Religionssachen darin gesprochen; aber das kann man ja im voraus nicht wissen, und darum konnte der Nebentitel leicht Anstoß erregen; also weg damit! Das Drama wird künstlerisch so durchgearbeitet sein, wie keines der Stücke, die ich je geschrieben habe, und ich bezweifle, daß man auch nur einen jener ausgeprägt norwegischen Ausdrücke darin entdecken wird, die nicht auf die Kopenhagener Bühne gehören.“

Im selben Brief dankt Ibsen auch für Brandes' „Ästhetische Studien“: — „ein Buch, das mir eine wahre Goldgrube war, namentlich was die Abhandlungen über das Komische betrifft. Brandes ist ein Mann, der ganz merkwürdig klar, tief und zusammenhängend sieht, und wenn es möglich wäre, würde ich sagen: noch größer ist seine Gabe, sich dem Leser klarzumachen, und vor allem sich der Erinnerung dauernd einzuprägen.“

V. Bergsöe hatte in Rom den Roman „Aus der alten Fabrik" geschrieben; das Buch erschien 1869.

50—51. Der dänische Philosoph R. Nielsen (1809—84) und der Schriftsteller Rud. Schmidt (1836—99) gaben von April 1869 bis Juli 1873 die Monatsschrift „For Ide og Virkelighed" („Für Idee und Wirklichkeit") heraus. Beim ersten Heft war Clemens Petersen Mitherausgeber, vom zweiten Heft bis Sept. 1872 Björnson. Ibsen schrieb nie etwas für das Blatt.

52. „Die Sonne im Siljethal" war Magdalene Thoresens neuestes Buch.

C. F. Reiser war ein dänischer Arzt von deutscher Herkunft. 1784 ließ er dänisch eine „historische Beschreibung über die merkwürdige und gar fürchterlich große Feuersbrunst 1728" erscheinen, deren stark deutsche Sprachfärbung den Verfasser dem Hohn seiner Zeitgenossen und dem Gelächter der Nachwelt preisgab.

53. In der That war der rührige norwegische Skandinavist G. A. Krohg (1817—73) der Christianiaer Korrespondent von „Nordisk Tidskrift" (s. Nr. 30). Im Beiheft Nr. 1 für 1869 (Febr.) hatte er über Ibsen geschrieben: „Er lebt anjetzo in Dresden, aber ein Gutes wäre es, wenn er eine Weile heimkehrte, denn sonst könnte es geschehen, daß seine Erinnerungen gar sehr in die Schwebe kämen und seine Geistesgeburten allzu schattenhaft würden." K. war berüchtigt wegen seiner affektierten urskandinavischen Sprache.

Siebold: s. Nr. 56.

Der norwegische Studentenverein ließ Febr. 1869 Einladungen zu einem neuen nordischen Studententag in Christiania ergehen: der „Tag" kam wirklich zustande, aber er hatte nicht mehr wie die alten Studententage ein politisches Gepräge.

54. L. Dietrichson wurde am 5. Febr. 1869 zum Extraordinarius für Kunstgeschichte an der Stockholmer Kunstakademie ernannt und blieb in dieser Stellung bis 1875, wo er eine Professur an der Christianiaer Universität erhielt. Als Mitarbeiter der schwedischen Wochenschrift „Ny illustrerad Tidning" („Neue illustrierte Zeitung") hatte er Rezensionen geliefert über

„Brand“ wie über „Peer Gynt“, und für sie schrieb er auch im Herbst 1869 eine Biographie Ibsens, die darauf P. F. Siebold (s. Nr. 56) für eine deutsche Biographie in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (19. März 1870) zur Grundlage nahm. D. vollendete seine „Geschichte der norwegischen Poesie im Umriß“ mit einem zweiten Band im Herbst 1869.

55. „Das Stück“: „Der Bund der Jugend“ kam am 30. Sept. 1869 heraus, wurde zum ersten Male aufgeführt: am Christianiaer Theater den 18. Okt., am „Dramatiska Teater“ in Stockholm den 11. Dez. d. J., und am Kgl. Theater zu Kopenhagen den 16. Febr. 1870.

Der dänische Theologe und schöngeistige Schriftsteller Henrik Scharling (geb. 1836) gab 1868—70 „Dansk Tidsskrift for Kirke- og Folkeliv, Litteratur og Kunst“ („Dänische Zeitschrift für kirchliches und Volksleben, Litteratur und Kunst“) heraus. Ibsen schrieb nicht dafür.

56. S. Nr. 53, 54 und 88. — P. F. Siebold gehörte neben Strodtmann zu Ibsens ersten deutschen Parteigängern. Seine Übersetzung des „Brand“ (erschienen 1872 bei Th. Kay in Cassel, der übrigens in Kopenhagen drucken ließ) lag schon 1869 fertig vor. Er war jedoch in litterarischen Dingen nicht mehr als ein Amateur, der auf frühen und wiederholten Reisen in Skandinavien dem Schrifttum der drei Reiche eine gewisse dilettantische Aufmerksamkeit schenkte. Er hat außer „Brand“ J. L. Heibergs Schauspiel „Elverhöi“ („Der Elfenhain“) und A. Blanches Drama „Engelbrecht und seine Dalekarlier“ für eine geplante „Anthologie der nordgermanischen dramatischen Litteratur“ ins Deutsche übertragen. Über S.s Leben ist so gut wie nichts zu erfahren. Er ist in Witzenhausen bei Cassel geboren und war Weinreisender. 1884 lebte seine Frau Amalie noch in Cassel. In der Zeitschrift „Hessenland“ weckte Wilh. Bennecke 1889 (Nr. 9, S. 14 f.) die Erinnerung an ihn. Über die „Brand“-Ausgabe äußerte sich Albert Lindner in der „National-Zeitung“ (1878, Nr. 417) ziemlich ungünstig. Übrigens hat S. den dritten „Brand“-Übersetzer A. von Wolzogen im Vorwort der zweiten Auflage (1880, S. 12—27) des Plagiats an seiner Arbeit bezichtigt.

57. B. Björnsons „Norsk Folkeblad" ging so miserabel, daß es 1869 bankerott machte, worauf B. es kaufte und es für eigene Rechnung herausgab. Das „Morgenblad" besprach diese Misere in einer Notiz vom 6. Juni und erklärte, „Norsk Folkeblad" habe „großen Schwindel getrieben". Man hatte nämlich als Reklame verkündigt, der Überschuß solle einem Pensionsfond für Schullehrer zufließen, während es jetzt ein Defizit von mehreren tausend Thalern gab.

Magdalene Thoresen hatte an die norwegische Regierung das Gesuch gerichtet, die Pensionszulage, die das Storthing ihr 1859 bis zu der Zeit bewilligt hatte, wo ihr jüngstes Kind achtzehn Jahre alt geworden sei, möge ihr auch nach 1869 noch ausbezahlt werden. Trotzdem die Regierung den Antrag befürwortet hatte, wurde er doch vom Storthing am 10. Okt. 1869 einstimmig abgelehnt, worauf Frau Thoresen Norwegen verließ.

58. Harald Wieselgren (geb. 1835), schwedischer Bibliothekar und Geschichtsschreiber, redigierte „Ny illustrerad Tidning" 1866—79.

59. Dieser Brief schließt sich an Brandes' Essay über Ibsen in den „Ästhetischen Studien" an (s. Nr. 46).

Der dänische Kunsthistoriker Julius Lange (1838—96) hatte Ende 1867 seine erste Reise nach Italien gemacht. L. schreibt an den Architekten L. Fenger aus Rom den 15. Mai 1868: „Wenn Du Ibsen in Florenz triffst, so grüße ihn vielmals! Ich war zu einem Abschiedsfest für ihn in einer Kneipe, wo er sehr geistreich und liebenswürdig war. Wenn nicht der Teufel irgendwo in dem Manne steckte, so würde er viel besser sein, als er ist. Dürfte ich ihn kurieren, so würde ich griechische Litteratur oder Kunst verordnen, erst in kleinen Dosen, damit er sie nicht ausspuckt, später in immer größeren, bis sein Sinn für Maß und Form in Ordnung gekommen wäre." („Briefe von Julius Lange", übersetzt von Ida Anders, Straßburg 1903, S. 35; ferner S. 58—59; vgl. auch G. Brandes, Julius Lange, Breve fra hans ungdom, Kopenhagen 1898, S. 209—10.)

60. Björnson, der sich früher sehr feindlich gegen Brandes gestellt hatte (s. Nr. 43), schrieb jetzt 1869, gleich nach-

dem sein litterarischer Freund Clemens Petersen nach Amerika gegangen war, einen Brief an Brandes und schlug ihm vor, an einer Reise nach Nordland teilzunehmen, die er für den Sommer vorhabe: damit sie bei dieser Gelegenheit Freundschaft schließen und ein Zusammenwirken einleiten könnten. Brandes lehnte bedingungslos ab (s. Samlede Skrifter 13, S. 486).

Brandes rezensierte später den „Bund der Jugend“ auf Ibsens eigenen Wunsch (in „Illustreret Tidende“). Ibsen hatte nämlich Hegel gebeten (in einem Brief aus Stockholm, 22. Sept. 1869), Brandes zu einer Besprechung des Werkes zu veranlassen: „es giebt keinen, der das so wie er kann, und ich fühle, er ist mir ein wirklicher Freund.“

Nach Stockholm reiste Ibsen mit einem öffentlichen Stipendium des norwegischen Staates am 21. Juli 1869, um am nordischen Rechtschreibungstage 25.—30. Juli teilzunehmen. (Vgl. dazu seinen im Original verloren gegangenen Bericht an das Kultusministerium weiter unten Nr. 87.) Er blieb in Stockholm bis Ende Sept. (hat also der Aufführung des „Bundes der Jugend“ nicht mehr beigewohnt) und schrieb von dort an Hegel unter dem 22. Sept.: „Mein Aufenthalt ist nach wie vor ein einziges großes Fest: ich begegne hier überall einer Zuvorkommenheit und einer Güte, die man nicht beschreiben kann.“ Er mußte rascher von Stockholm abreisen, als er beabsichtigt hatte: er nahm die Einladung des Vizekönigs von Ägypten zur feierlichen Eröffnung des Suezkanals an (vgl. Nr. 87 und Dietrichsen, „Svundne Tider“ 1, S. 352).

61. Hedvig Stousland (geb. 1832), Ibsens einzige Schwester; sie ist mit dem Schiffskapitän Hans Jacob Stousland in Skien verheiratet. Sie gehörte einer freien christlichen Gemeinde an, die 1856 der Pastor G. A. Lammers gestiftet hatte (s. Einleit. S. XVIII). Auf eine Photographie, die er ihr verehrte, schrieb Ibsen: „Ich meine, wir haben einander immer nahe gestanden, und so wird es bleiben zwischen uns.“

62. Der „Bund der Jugend“ erschien am 30. Sept. 1869, die zweite Auflage am 4. Nov. Bei der Christianiaer Aufführung im Okt. veranstalteten Anhänger der liberalen Partei, die sich durch das Stück getroffen fühlten, ein heftiges Pfeifenkonzert

(vgl. das Gedicht „Bei Port Said", SW. 1, S. 115—16), und Björnson machte seinem Ärger über diesen Versuch eines „Meuchelmords" in seinem Huldigungsgedicht an Johan Sverdrup, Nov. 1869, Luft. Im norwegischen „Dagblad" 1881, Nr. 329 hat Björnson später erklärt: „Nicht das habe ich mit dem Worte Meuchelmord gemeint, daß einheimische Verhältnisse und bekannte Personen gekennzeichnet wurden. Was ich meinte, war, daß der ‚Bund der Jugend' aus unserer jungen Freiheitspartei eine Schar ehrgeiziger Spekulanten zu machen suchte, deren Vaterlandsliebe mit ihrer Phraseologie verdampfen konnte; und besonders, daß hervorragende Männer erst kenntlich gemacht, und daß ihnen dann falsche Herzen und schofle Charaktere angedichtet und unechte Bündnisse aufgekleistert wurden." Ibsen sprach sich in einem Brief an Jonas Collin (4. Jan. 1870) so aus: „Mein neues Lustspiel hat, wie ich erfahre, in der Heimat allerhand Beunruhigung hervorgerufen. Man nimmt das Werk von der politischen, anstatt von der ästhetischen Seite. Aus den Angriffen, die mir zu Gesicht gekommen sind, scheint hervorzugehen, daß man da oben Phrasendreicherei, Hohlheit und Erbärmlichkeit als nationale Eigentümlichkeiten betrachtet, die nicht angetastet werden dürfen. Aber aus alledem mache ich mir nicht das geringste."

Eine eigentliche „Reiseschilderung" hat Ibsen über seine ägyptische Fahrt nie veröffentlicht. Aber er hat im Dez. 1870 gewisse Eindrücke und Stimmungen in dem Gedicht „Ballonbrief" (s. SW. 1, S. 118—33) verarbeitet.

Das in diesem und dem folgenden Brief erwähnte „Drama aus der Gegenwart" wurde nicht geschrieben.

Der dänische Litterarhistoriker Peter Hansen (geb. 1840) hat an der Eröffnung des Suezkanals teilgenommen — als Referent für „Dagbladet".

Der dänische Schriftsteller und Übersetzer Robert Watt (1837—94) ist sehr bekannt wegen seiner Reiseschilderungen aus allen Weltteilen. Er war 1869 Redakteur des von ihm gegründeten Blattes „Dagens Nyheder" (Tagesneuigkeiten).

64. G. Brandes wurde „Doktor" am 22. Febr. 1870. Anfang April ging er ins Ausland, zuerst nach Paris, dann nach Rom.

65. Mit der zweiten Ausgabe der „Kronprätendenten" (Nov. 1870) ging Ibsen zu einer neuen Rechtschreibung über, auf Grund des Übereinkommens, das zwischen den nordischen Schulleuten und Schriftstellern auf dem Stockholmer Kongreß (s. Nr. 60) getroffen worden war: der Grundgedanke war, so weit wie möglich eine Einheit in der Orthographie der nordischen Sprachen zu schaffen. So hatten sich die Norweger und Dänen bereit erklärt, das schwedische å einzuführen sowie die kleinen Anfangsbuchstaben in den Hauptwörtern, und das j nach k und vor den weichen Vokalen zu schleifen. Hegel willigte in die Anwendung dieser neuen Rechtschreibung in einem Brief vom 31. Januar 1870 ein (s. Nr. 63).

Die erste Ausgabe der „Kronprätendenten" war 1863 in Johan Dahls Verlag zu Christiania erschienen mit einer Musikbeilage, Margretes Wiegenlied, das die Frau des Verlegers, Emma Dahl, komponiert hatte.

Über Magdalene Thoresen s. Nr. 22. Ihr Schauspiel „Eine reiche Partie" wurde am Königlichen Theater zu Kopenhagen zum ersten Male am 27. April 1870 und Ende Mai (mit Angabe des Autornamens) am „Christianiaer Theater" gespielt.

Björnsons „Feldzug nach Island" wurde eröffnet mit einem Artikel in „Norsk Folkeblad" vom 5. März 1870: Island sollte mit Norwegen vereinigt werden; und am 19. März verkündete er, er werde beweisen, wie Island unter dänischer Gewalt mißhandelt worden sei, und wie allein Norwegen es seinem Niedergang entreißen könne. In der folgenden Nummer des Blattes behandelt dann ein wissenschaftlicher Mitarbeiter die Frage „Island und Norwegen" in einer ganzen Reihe von Artikeln.

66—67. Björnson war im Winter 1869 auf 1870 in den norwegischen Parteikämpfen mehr und mehr hervorgetreten. Als Wortführer der wachsenden demokratischen Opposition hatte er sich namentlich den Zorn der Konservativen zugezogen: durch seine offenherzigen Artikel über ihren Führer A. M. Schweigaard, der eben, im Jan. 1870, verstorben war.

1868 war mit Björnson aufs neue darüber verhandelt worden, daß er als artistischer Leiter in das „Christianiaer Theater" eintrete. Doch ohne Erfolg. Ende 1868 wurde der in Norwegen geborene, aber durch einen langjährigen

Aufenthalt in Dänemark entnationalisierte Michael W. Brun (1819—91) als artistischer Direktor angestellt und behielt diesen Posten drei Jahre, während die Unzufriedenheit im Publikum ständig wuchs. Schon Jan. 1870 wandte die Theaterkommission sich an Ibsen mit der Anfrage, ob er in den Verband des Theaters treten wollte mit Brun als Regisseur. Doch Ibsen wies auf Björnson hin, für den sich gleichzeitig auch „Aftenbladet" ins Zeug legte. Allein die Kommission wünschte Björnson nicht, und im Febr. 1870 kündigte eine Reihe der besten Schauspieler zum Herbst ihre Stellungen, um unter Björnsons Leitung ein neues Theater zu gründen (s. T. Blanc, Christiania Theaters Historie S. 244—47).

Der bekannte dänische Komponist P. A. Heise (1830—79) hat in der That die Musik zu den „Kronprätendenten" geschrieben (1871).

68. Die „Kronprätendenten" wurden zum ersten Male am Kgl. Theater in Kopenhagen am 11. Jan. 1871 aufgeführt. Justizrat (jetzt Etatsrat) F. J. G. Berner (geb. 1823) war Intendant des Theaters 1866—76 und leitete dessen Geschäfte nach der finanziellen Seite mit großer Ordnung und Sparsamkeit.

Von den Chortexten zu den „Kronprätendenten" wurde das „Gebet der Frauen" im Kloster, 5. Akt, abgedruckt in Ibsens Gedichten (s. SW. 1, S. 105). Der Chor in der Kirche, 1. Akt, 1. Scene, hatte folgenden Text:

„Himmelsherre, deine Scharen
Sende zum Sieg für
Die Sache des Lichts.
Dünkt sie dir nichtig, verbrenne wie Blitzfeuer
Du ihr Fleisch
Am Tag des Gerichts!
Groß ist des Himmels Gott!"

Zum Gesang der Mönche hinter den Coulissen: 3. Akt, Todesscene des Bischofs Nikolas, schrieb Ibsen folgenden Text:

„Sankt Olaf und Sankt Peter,
Auf! In die Rüstung, Väter!
Zerstampft die Schlangenbrut!
Sankt Halvard und Sankt Thomas

Und alle Heil'gen Romas,
Den Bischof nehmt in Hut!
Hart ringt er, sich zu lösen.
Entgegen rückt dem Bösen!
Sankt Patrik und Sankt Sveder,
Und Sankt Olaf und Sankt Peter,
Und Sankt Halvard und Sankt Thomas,
Und alle Heil'gen Romas!"

Im Aprilheft von Scharlings „Dansk Tidsskrift" 1870, Seite 312—25, stand ein „Brief aus Norwegen", der u. a. (Seite 322—25) heftig gegen den „Bund der Jugend" polemisierte. Das Stück wurde eine „dialogisierte Satire" genannt, „ohne die souveräne Laune, den befreienden Humor, der die Bedingung des echten Lustspiels und der wahren Komödie ist". Der Brief war sicher nicht von Krohg verfaßt.

70. Dieser Brief spielt auf die Sezession an, die im „Christianiaer Theater" ausgebrochen war (s. Nr. 67). Unter den Schauspielern, die austraten, befanden sich Sigvard Gundersen (1842—1903), Laura Gundersen (1833—98) und Andreas Isachsen (1829—1903).

71. Als Fortsetzung von Ibsens Drama „Brand" kam 1869 die Erzählung „Brands Töchter" von „Lili" heraus: ein Pseudonym, hinter dem sich eine junge Norwegerin, Laura Petersen (geb. 1849), verbarg: 1873 verheiratete sie sich mit dem dänischen Schulmann V. Kieler. Ihr Vater war Vogt im Trontheimer Land. Von den 70er Jahren ab ist sie als Schriftstellerin unter ihrem Frauennamen aufgetreten. (Vgl. Nr. 205.)

72. Zum 100jährigen Geschäftsjubiläum der Gyldendalschen Verlagsbuchhandlung (30. Dez. 1870) schrieb Ibsen ein Gedicht (s. SW. 1, S. 117).

J. S. Welhavens gesammelte Schriften kamen in acht Bänden 1867—68 zu Kopenhagen heraus.

Fr. Hegels Sohn Jacob Hegel (geb. 1851) wurde 1877 Teilhaber, 1887 (bis 1903) alleiniger Inhaber der Firma.

73. Von Juli bis Okt. 1870 hat Ibsen sich in Kopenhagen aufgehalten. Der deutsch-französische Krieg wurde am 19. Juli erklärt.

J. Holm-Hansen (geb. 1841) spielte den König Hakon in Oehlenschlägers „Axel und Valborg“ am 2. und 4. Okt., und gab in den „Kronprätendenten“ Jatgejr, den Skalden.

74. P. Hansen wünschte Mitteilungen für eine Biographie Ibsens, die er in seiner Anthologie „Nordische Dichter in unserem Jahrhundert“ (Weihnachten 1870) bringen wollte.

P. Botten-Hansens Ibsenbiographie stand in IllNyh. 1863; die Gedichte „Feldblumen und Topfpflanzen“ und „Eine Vogelweise“ sind nach einer Umarbeitung von Ibsen in seine Werke aufgenommen worden (SW. 1, S. 5—7).

C. St. Bille, ein hervorragender dänischer Journalist (1828—98), hatte 1851 das „Dagblad“ gegründet, das er bis 1872 leitete; er war zugleich Mitglied des „Folkething“ 1861—80 und trat dann in den Staatsdienst über. Seine Frau war Louise geb. Ipsen.

Der Titularprofessor F. L. Höedt (1820—85) war 1851—57 Schauspieler am Kgl. Theater und darauf Oberregisseur 1858—64. (Vgl. SW. 1, S. 661—62.)

75. Der Opernplan, von dem hier die Rede ist, war nicht Ibsens erster. In den Jahren 1859—61 versuchte er, aus „Olaf Liljekrans“ einen Operntext zu ziehen; doch er gab es wieder auf.

Der Stoff „Sigurd Jorsalfar“ beschäftigte damals auch Björnson, der im Frühling 1872 ein Drama dieses Titels auf dem „Christianiaer Theater“ aufführen ließ (mit Musik von Edv. Grieg).

P. A. Munchs großes Hauptwerk „Det norske Folks Historie“ war bei Tönsberg (Christiania) erschienen; aber Tönsbergs ganzer Verlag kam 1864 unter den Hammer.

76. Metz hatte am 27. Okt. 1870 kapituliert. Am 31. Okt. hatte Rußland in einer Cirkularnote an die Mächte erklärt, daß es sich fürder an die Bestimmungen des Pariser Traktats von 1856 über das Schwarze Meer nicht mehr als gebunden betrachte. Diese Note rief eine scharfe Antwort der englischen Regierung hervor (10. Nov.) und weckte eine starke kriegerische Stimmung sowohl in Großbritannien wie in Österreich-Ungarn.

Sören Jaabaeck (1814—94) war mit Sverdrup zusammen

Führer der vereinigten norwegischen Opposition. Er war ein konsequenter und furchtloser Demokrat und hat die erste große politische Organisation des Landes gegründet: die „Bauernfreunde".

Die „Kreditkasse" (1848 gegründet) war eins der größten Geldinstitute in Christiania.

Über die Zersplitterung am Theater s. Nr. 67 und 70. Die ausgetretenen Schauspieler hatten unter Björnsons Leitung am 8. Sept. 1870 das „Theater in der Möllergade" eröffnet; die meisten wandten sich jedoch nach anderthalb Jahren wieder zum „Christianiaer Theater" zurück.

77. G. Brandes lag um diese Zeit krank in Rom. Hier waren die letzten französischen Truppen am 12. Aug. 1870 abgezogen. Einen Monat später wurde die Stadt vom kgl. italienischen Heer erobert, und das Volk erklärte durch Abstimmung (2. Okt.), dem Königreich Italien angehören zu wollen.

78. „Die französischen Typen" wurden zum erstenmal bei Ibsens „Gedichten" angewandt; er schrieb hierüber an Hegel (31. Jan. 1871): „In die großen französischen Typen bin ich ganz verliebt; etwas, was schöner wäre für eine Sammlung von Gedichten, habe ich nicht gesehen, und was das Wichtigste ist, sie entsprechen so ganz dem Charakter meiner Gedichte. Gedruckt mit diesen Typen, werden die Gedichte noch einmal so gut sein."

Die dritte Auflage der „Kronprätendenten" kam erst April 1872 heraus.

Der dänische Schulmann, (Titular-)Professor Kristian Rovsing (1812—89) gab 1871 eine Schrift heraus: „Die Frage der Rechtschreibung in ihrer Bedeutung für Litteratur und Volk." Er griff darin die verschiedenen orthographischen Reformvorschläge an, besonders die vom Rechtschreibungstag in Stockholm gefaßten Beschlüsse, und suchte auch später, freilich vergebens, der Modernisierung der dänischen Orthographie entgegenzuarbeiten.

Die bekannte norwegische Schriftstellerin Camilla Collett (1813—95) war 1851 Witwe geworden, lebte später fast ständig auf Reisen im Ausland, meistenteils mit Kopenhagen als Ausgangspunkt und Rastort. Sie lernte indessen nie, sich

dem praktischen Leben anzupassen, und sie konnte selber ironisch von sich sagen: es mache ihr Freude, sich zu ärgern. Ibsen bat selbst einmal, man solle sie darin nicht stören: „denn“, meinte er, „ich finde, gerade dadurch wird das Feuer der Begeisterung in ihr lebendig erhalten.“ (Vgl. Clara Bergsöe, Camilla Collett S. 114.)

79. Die philosophische „Reduktion auf einen Stein oder einen Hahn“ findet sich in Holbergs Komödie „Erasmus Montanus“.

Die Frage, ob nicht zwei und zwei fünf sein könnte oben auf dem Jupiter, hatte Ibsen zu seinem Spaß schon mehrere Jahre vorher aufgeworfen (s. Dietrichson, „Svundne Tider“ 1, S. 342).

Brandes hatte aus dem Hospital zu Rom in der Nacht vom 9. auf den 10. Jan. 1871 sein Gedicht „An Henrik Ibsen“ geschrieben (s. Samlede Skrifter 12, S. 366—67) als Antwort auf die Schlußworte in Ibsens Brief vom 20. Dez. 1870.

Von Brandes' Buch „Kritiken und Porträts“ kam der erste Teil Febr. und der zweite April 1870 heraus.

„Arius und die sieben Kurfürsten“ gehört zu Gert Westfalers stehenden Redensarten in der bekannten Komödie Holbergs.

80. Über Dietrichson s. Nr. 17 und 54. Er spielte um diese Zeit bei einer Reihe künstlerischer Unternehmungen in Stockholm eine tonangebende Rolle. 1869—70 hatte er eine große Reise nach dem südöstlichen Europa gemacht und darüber in der schwedischen „Nya illustrerad Tidende“ geschrieben; die Studien dieser Reise sammelte er in seinem Buch „Aus meiner Wanderzeit“ (3 Bände, Stockholm, 1873—75).

Am 22. Nov. 1870 hat Dietrichson seine Komödie „Das Madonnenbild“ am Königlichen Theater zu Stockholm aufführen lassen.

Frederika Limnell geb. Forssberg (gest. 1892) war die Schwedin, an die Ibsen im Dez. 1870 seinen „Ballonbrief“ (s. SW. 1, S. 118—33 und Dietrichson, „Svundne Tider“ 1, S. 351—52) gerichtet hat.

Durch den Staatsminister Sibbern erhielt Ibsen Mitte Febr. 1871 ein Schreiben des Grafen Ludvig Manderström (1806—73) zugestellt, der Minister des Äußern für Schweden

und Norwegen (1858—68) gewesen war — er war in Entzückung geraten über den „Ballonbrief".

„Die Geschichte in Rom": Ibsen hat einmal während seines Aufenthalts in Rom (Winter 1864—65) auf einem Porträt des Grafen mit Bleistift einen Strick um den Hals gezeichnet. Er hatte deswegen einen Streit mit Manderströms Neffen, dem Dichter Carl Snoilsky, und die Sache fand auch in Norwegen Verbreitung. „Jetzt sammelt der alte Mann glühende Kohlen auf mein Haupt in wahrhaft rührender Weise", schrieb Ibsen an Hegel (16. Febr. 1871). (Vgl. Dietrichson, „Svundne Tider" 1, S. 342—43.)

„Die Reise von Hadersleben nach Kiel" gehört zu den Begebenheiten, von denen Gert Westfaler (in Holbergs Komödie) beständig spricht.

Der „schwedische Gambetta" war der junge liberale Politiker Ad. Hedin (geb. 1834), der 1869 in den Reichstag als August Blanches Nachfolger gewählt wurde und der schnell eine hervorragende Stellung einnahm. Bei dem Stockholmer Fest für Ibsen 1887 hielt H. die Rede zu Ehren des Gefeierten.

August Malmström (1829—1901), schwedischer Historienmaler, seit 1867 Professor. Er hatte 1869 ein Kolossalgemälde „Die Brävallaschlacht" begonnen, woran er zwanzig Jahre arbeitete.

J. F. Kjellberg, schwedischer Bildhauer, hielt sich in Rom 1862—68 auf.

Carl Snoilsky (1841—1903), berühmter schwedischer Lyriker, hatte 1869 seine „Dikter" herausgegeben, die im Publikum stärksten Anklang fanden. 1871 veröffentlichte er seine „Sonetter". Ibsen war in Rom 1864—65 mit ihm zusammen gewesen (s. o.) und hatte Freundschaft mit ihm geschlossen: sie hatten sich 1869 in Stockholm wiedergetroffen (vgl. Einleit. S. XLVI).

Richert v. Koch (geb. 1838), Rittmeister bei der Kgl. schwedischen Garde, jetzt Oberstleutnant a. D.

Edvard Stjernström (1816—77), schwedischer Schauspieler; seine Frau trat anonym als Theaterschriftstellerin auf.

81. Ibsens „Gedichte" kamen am 3. Mai 1871 heraus.

82. Richard Kaufmann (1846—94), dänischer Journalist

und Schriftsteller; seit den 70er Jahren in Paris wohnhaft; gab 1871 pseudonym eine kleine biographische Skizze über Henrik Ibsen heraus.

Hans Gundorph (1809—74) war seit 1840 Unterbibliothekar an der Kopenhagener Universitätsbibliothek.

Der Kirchenhistoriker J. A. W. Neander (1789—1850) hat 1812 ein Buch über Kaiser Julian und seine Zeit veröffentlicht, das in neuer Auflage 1867 herauskam.

Der Theologe David Strauß (1808—74) hat 1847 sein Buch „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" veröffentlicht.

Jonas Lie, der Weihnachten 1870 den Roman „Der Hellseher" hatte erscheinen lassen, bekam im Mai 1871 ein norwegisches Reisestipendium fürs Ausland; er reiste im Sept. ab, doch nahm er den Weg nach Rom über die Niederlande und Frankreich.

83. Der Buchdrucker Hans Jacob Jensen (1824—90), Begründer der heutigen Christianiaer „Centraldruckerei", gab im Herbst 1871 eine zweite Auflage der „Helden auf Helgeland" heraus, die er 1858 als Beilage zu JllNyh. gedruckt und verbreitet hatte, und er kündigte zugleich eine neue Ausgabe von „Frau Inger auf Oestrot" an, die 1857 in demselben Blatt erschienen war. Ibsen protestierte unverzüglich durch zwei Schreiben vom 28. Sept. und 15. Okt. 1871 an das dänische „Dagblad", und schon einige Tage vorher hatte L. Daae protestiert im norwegischen „Morgenblad" Nr. 267. Die Sache kam vor die Gerichte (s. Nr. 88); durch Urteil vom Stadtgericht 1875 sowie vom obersten Gerichtshof 1876 wurde Jensen zu Geldstrafe und Schadenersatz verurteilt. Der Nachdruck wurde konfisziert und vernichtet.

84. G. Brandes hatte auf seiner Heimreise nach Dänemark Juli 1871 Ibsen in Dresden besucht, wo sie zum ersten Mal sich gesehen und miteinander gesprochen haben.

Der jetzige Dr. phil. F. Knudtzon, dänischer Kunsthistoriker und Buchdruckereibesitzer, war ein guter Bekannter Ibsens von Rom her.

85. Vgl. Nr. 83. — Norwegen konnte 1872 sein Tausendjahrfest feiern als vereinigtes Reich (s. Nr. 95—98).

86. Von Conradine Dunker (1780—1866), der Mutter des Advokaten, kamen 1871 sehr gut geschriebene Erinnerungen unter dem Titel „Alte Tage" heraus.

Die „Polemik" ist unter dem Titel „Eine Rechtfertigung" in den „Sämtlichen Werken" (1, S. 506—09, s. auch S. 666—67) abgedruckt. Im „Neuen Reich" (1871, II, S. 538 bis 539) stand unter dem Titel „Deutschenhaß und erwachende Vernunft im Norden" ein Angriff auf Ibsen, der in seinen — eben erschienenen „Gedichten" — mit „Cynismus" die „häßlichsten Schmäh- und Hohnreden" gegen Deutschland sich erlaube. Der Anonymus weist mit einer gewissen Entrüstung besonders auf den „Ballonbrief" und das Gedicht von der „Ermordung Abraham Lincolns" hin. Ibsen erwiderte an derselben Stelle (II, S. 837—39) in deutscher Sprache und wehrte sich seiner Haut, so gut es ging. Er sagt u. a.: „Das fragliche vor etwa sieben Jahren in Rom niedergeschriebene Gedicht (Der „Ballonbrief", SW. 1, S. 118—33) redet durchaus nicht vom deutschen Volke, sondern nur von einer Politik und einer Diplomatie, auf welche jenes damals wenig oder gar keinen Einfluß hatte, und welche eben einige Monate vorher meinem skandinavischen Vaterlande eine noch blutende Wunde geschlagen hatte. Ich wiederhole es: Nicht gegen das deutsche Volk habe ich meinen Zorn gerichtet. Ein Dichter haßt die einzelnen nicht. Ein Dichter kann Prinzipien, Systeme hassen, doch nie Individuen. Überhaupt bitte ich Sie im Auge zu behalten, daß ich die Gastfreundschaft, die mir im Jahre 1871 zuteil ward, durch Ausdrücke in einem Gedichte vom Jahre 1865 unmöglich habe verletzen können." Er spricht sodann von seinen persönlichen wie künstlerischen Beziehungen zu Deutschland und zu Deutschen und schließt mit dialektischer Feinheit: „Daß ich mich in gewissen noch schwebenden internationalen Fragen auf skandinavische und nicht auf deutsche Seite stelle, wird kein vorurteilsloser Deutscher mir vorwerfen. Vollkommen huldige ich dem Worte des deutschen Dichters: Es soll der Sänger mit dem König gehen! Würde ich aber als ein Sohn meines eigenen Vaterlandes Ihre Achtung bewahren können, wenn in den eben erwähnten Fragen der skandinavische Sänger mit dem König von Preußen ginge?" (Vgl. auch Nr. 104 und Einleit. S. LIV.)

87. Vgl. Nr. 62. — Die Reise nach Ägypten machte Ibsen mit J. Lieblein (geb. 1827; damals Universitätsstipendiat, seit 1876 Professor der Ägyptologie an der Christianiaer Universität), den der König als Vertreter Norwegens entsandt hatte.

An Ibsens ägyptische Reise knüpft sich übrigens auch die Geschichte eines seiner ersten Orden (s. Nr. 45). Er erzählt selbst in einem Brief an Hegel, 9. Mai 1871: „Eine Neuigkeit, die ich in diesem Augenblick erfahre, muß ich Ihnen berichten. Sämtliche Schweden und Norweger, die der Vizekönig von Ägypten zur Eröffnung des Suezkanals eingeladen hat, sind dekoriert worden (mit türkischen Orden; denn der Vizekönig selbst hat keine zu vergeben). Ich für mein Teil habe den Kommandeurstern des Medjidie-Ordens erhalten, ein prachtvolles Ding, das ich heute mit einem großen unleserlichen Diplom vom Großtürken selber empfing. Als ich die Einladung erhielt, glaubte man in Norwegen, es sei deshalb geschehen, weil ich in ‚Peer Gynt' teilweise den Schauplatz in das Land des Nils verlegt hatte. Wäre ich nun der einzige Dekorierte gewesen, so hätte man vermutlich geglaubt, mein ‚Ballonbrief' sei ins Ägyptische übersetzt worden! In Wahrheit ist jedoch das der Grund, daß wir die Überbringer eines ganzen Haufens schwedischer und norwegischer Ordensauszeichnungen an ägyptische Würdenträger waren, und diese Höflichkeit wird eben jetzt erwidert. Unser vizeköniglicher Wirt hat so einen neuen Beweis seiner Generosität gegeben; denn er muß die Dekorationen selbst liefern und requiriert aus Konstantinopel nur die Diplome."

A. F. F. Mariette (1821—81), berühmter französischer Ägyptologe, war seit 1858 Konservator der ägyptischen Altertümer in Kairo; wurde zuerst Bey, dann Pascha.

88. 1872 begann sich der politische Kampf in Norwegen ernsthaft zuzuspitzen, indem er sich auf einzelne Hauptdinge konzentrierte, besonders auf die Staatsratsfrage. Das Storthing nahm unter Abänderung des Grundgesetzes eine Vorlage betr. die Zulassung der Staatsräte zum Storthing an (9. März). Doch die Regierung, deren Chef Frederik Stang war (1861 bis 1880), versagte die königl. Sanktion. Die Folge war ein Mißtrauensvotum seitens des Storthings, und die liberalen Fraktionen

schlossen sich mehr und mehr zusammen in der Partei der Linken. Ihr Hauptorgan wurde das von H. E. Berner (1869—79) geleitete „Dagblad“: es wurde bis 1879 in Jensens Offizin gedruckt.

Stangs Sohn, der Advokat Emil Stang (geb. 1834), hielt sich während der Ministerzeit seines Vaters dem öffentlichen Leben fern. Von 1883 bis 1900 war er anerkannter Führer der norwegischen Rechten und hat zweimal Ministerien gebildet.

Albert Cammermeyer (1843—73) gründete 1867 eine Verlagsbuchhandlung, die eine der größten Christianias werden sollte.

„Brand“ in deutscher Übersetzung von Siebold kam im Febr. 1872 zu Cassel heraus (s. Nr. 56).

89. Fredrik Gjertsen (1831—1904), Vorsteher einer Privatschule in Christiania (1862—89), hat sich in der norwegischen Litteratur vor allem als geschmackvoller Übersetzer bekannt gemacht: so von Goethes „Faust“, Grillparzers „Sappho“ und namentlich von antiken Dichtungen (Horaz, Plautus, Sophokles, Euripides, Aristophanes). Außerdem hat er verschiedene, in der Form sehr feine Gelegenheitsgedichte verfaßt.

Chr. Molbechs schöne Übersetzung der „Göttlichen Komödie“ kam 1851—63 heraus.

Der dänische Philologe S. S. Meisling (1787—1856) hat u. a. Virgils „Äneis“ (1824—26) und Ovids „Metamorphosen“ (1831) übersetzt.

Der dänische Dichter Christ. Wilster (1797—1840) hat 1836—37 Übersetzungen der „Iliade“ und der „Odyssee“ herausgegeben, die später noch häufiger aufgelegt wurden.

Georg Krohn s. Nr. 20.

90. Edmund William Gosse (geb. 1849) war 1867 Assistent am „British Museum“, erhielt 1875 eine Stellung als „Translator to the Board of Trade“ und ist jetzt Bibliothekar des englischen Oberhauses. 1884—90 las er über englische Litteratur am Trinity College in Cambridge; auch in den Vereinigten Staaten hielt er (1884—85) Vorlesungen. In den Jahren 1872—74 machte er zu litterarischen Zwecken wiederholte Reisen in den drei skandinavischen Ländern, und 1877 ging er zu gleichem Zweck nach Holland. Die Ausbeute verarbeitete er

für Artikel im „Cornhill Magazin“, „Spectator“, „Athenaeum“ und in „Academy“. Der erste Aufsatz über Ibsen erschien am 22. April 1872 im „Spectator“, und zwar über die Gedichtsammlung von 1871. Sodann stand eine längere Abhandlung über Ibsen in G.s „Studien zur Litteratur des nördlichen Europa“ (S. 35—69). G., als produktiver Dichter, schrieb „Madrigals, Songs and Sonnets“ (zusammen mit einem Freunde) 1870; ein zweites lyrisches Buch erschien 1873 unter dem Titel „On Viol and Flute“ (vgl. Nr. 89), und zwei Dramen „King Erik“ und „The unknown lover“ kamen 1876 bezw. 1878 heraus. Seine poetischen Sachen sammelte er 1896. Unter seinen litterarhistorischen Arbeiten sind zu erwähnen die „Geschichte der modernen englischen Litteratur“. Ferner hat er für die neue Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica“ die Artikel über poetische Litteratur bearbeitet. An Übersetzungen Ibsenscher Dramen hat G. nur die englischen Texte der „Hedda Gabler“ (1891) und des „Baumeister Solneß“ (1893, zusammen mit W. Archer [s. Nr. 212]) geliefert. G. hat übrigens auch zu Ibsens 75. Geburtstage in „Verdens Gang“ (20. März 1902) ein Festgedicht veröffentlicht.

Die „Kronprätendenten“, von Adolf Strodtmann übersetzt, kamen in Berlin 1872 heraus, in zweiter Auflage 1889. Für SW. 3, S. 201—350 ist St.s Text neu bearbeitet worden, ebenso die Übertragung vom „Bund der Jugend“ — zuerst erschienen in Berlin 1872 — (SW. 6, S. 1—147). St.s Verdeutschungen der „Kleineren Gedichte“ sind nicht gesammelt erschienen.

Strodtmann (geb. 1829 zu Flensburg, gest. 1879 in Steglitz bei Berlin) hat die dänische Sprache von Jugend an beherrscht. Er schreibt (1873) über das geistige Leben in Dänemark und sammelt im zweiten Bande seiner „Litteraturbilder aus dem 19. Jhdt.“ (1878) skandinavische Dichterprofile. Es ist sein Verdienst, Georg Brandes' „Hauptströmungen“ (Bd. 1—4, 1872 bis 76; s. Nr. 94) in Deutschland bekannt gemacht zu haben; des dänischen Litterarhistorikers und Kritikers Schriften über „Lassalle“ und „Kierkegaard“ giebt er deutsch 1877 und 1879 heraus. Vilh. Bergsöes Romane führte er in Deutschland ein (3 Bde. 1870), Molbechs „Ambrosius“ (1878), Björnsons Schauspiel

„Das neue System" (1878) und Grundtvigs „Dänische Volksmärchen" (1878), endlich J. P. Jacobsens „Mogens" (1872) und „Marie Grubbe" (1877).

Strodtmanns Buch „Byrons erzählende Dichtungen" erschien 1862, seine Übersetzungen Tennysons 1868 und 1876 (Enoch Arden).

91. G. Brandes hatte am 3. Nov. 1871 seine Vorlesungen an der Kopenhagener Universität begonnen: über die Hauptströmungen in der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, und der erste Band (Emigrantenlitteratur) erschien bald darauf (15. Febr. 1872) im Buchhandel. Die Vorlesungen machten großes Aufsehen und riefen heftige Diskussionen, auch in der Presse, hervor. Kein Kopenhagener Blatt stellte sich in dem Kampf auf B.s Seite. Er veröffentlichte sodann Anfang 1872 in „Nyt dansk Maanedsskrift" („Neue dänische Monatsschrift") „Die Geschichte vom kleinen Rotkäppchen", worin er erzählte, wie „ein kleiner freier Gedanke" von dem Wolf aufgefressen wurde, „der alten Oppositionspresse", die vorher schon die Freiheit gefressen hatte. C. Ploug, in „Faedrelandet", bezog dies auf sich und richtete einen heftigen Angriff gegen B., der seine Antwort im „Dagblad" (22. Febr.) als bezahltes Inserat drucken ließ: die Presse war ihm fortan eine ganze Reihe von Jahren verschlossen. Gerade vor dem Beginn der Vorlesungen hatte sich B. um eine Anstellung als interimistischer Universitätsdozent beworben für die Zeit, wo der ordentliche Professor der Ästhetik, der Dichter C. Hauch, im Auslande war. Als Hauch zu Rom am 4. März 1874 starb, fand man in seinem Nachlaß ein Schriftstück, worin er erklärte, daß er B. für seinen geeignetsten Nachfolger im Lehramt halte: doch B. sollte erst dreißig Jahre später eine Stellung an der Universität erhalten.

Als Rückhalt für seine litterarische Thätigkeit gründete Brandes im Febr. 1872 einen Verein, die „Litteraturgesellschaft", in deren Vorstande u. a. die beiden angehenden Dichter Holger Drachmann (geb. 1846) und J. P. Jacobsen (1847—85) waren.

Henrik Steffens hatte durch seine Vorlesungen in Kopenhagen 1802 der Romantik in Dänemark den Weg geebnet.

94. Brandes gab im Frühling 1872 eine polemische Schrift: „Erklärung und Verteidigung, eine Antikritik" heraus.

Gleich nach seiner Heimkehr 1871 hatte er Ibsens „Gedichte" in „Illustreret Tidende" angezeigt.

95. Zu der Tausendjahrfeier Norwegens als vereinigten Reiches schrieb Ibsen ein längeres Gedicht (s. SW. 1, S. 160—66), das beim Fest in Haugesund (18. Juli 1872) vorgetragen wurde, allerdings nicht bei der Enthüllungsfeierlichkeit selbst, die vom Prinzen Oskar, dem jetzigen Könige, vorgenommen wurde, sondern bei dem darauf folgenden Festdiner. Der Dichter wandte sich mit scharfer Polemik wider den „Sondergeist der Zwergenmeute" und stellte das Ideal eines freien, eines ganzen, eines mächtigen Nordens auf. Das Gedicht konnte also der norwegischen Partei einer nationalen Selbständigkeit nicht behagen.

Der Vortragende in Haugesund war Obergerichtsekretär Morten Beyer (1822—80), den Ibsen von Bergen her kannte, wo er Direktionsmitglied des Norwegischen Theaters (1853—54) gewesen war.

Das Legat des Zolleinnehmers H. C. Schäffer (gestiftet 1865 zur Unterstützung von Künstlern und Dichtern) wurde im norwegischen Kultusministerium verwaltet. Ibsens (verloren gegangenes) Gesuch war datiert aus Dresden 24. Febr. 1872 (vgl. Nr. 60 und Halv. 3, S. 20), aber er hat damals kein Stipendium erhalten.

L. Stenersen (geb. 1843), Kunstarchäologe und klassischer Philologe, seit 1888 Professor in Christiania, hatte schon 1869 ein öffentliches Reisestipendium erhalten.

Jonas Lie hatte 1871 drei verschiedene Reisestipendien erlangt und bekam jetzt, Juni 1872, das vierte.

96. G. Brandes' Zeitschrift kam erst 1874 zu stande; 1875 veröffentlichte Ibsen einige Reimbriefe darin (vgl. Nr. 120).

98. Marie Thoresen, Frau Ibsens Schwester, hatte mehrere Jahre bei Ibsens in Dresden gewohnt (s. Einleitung S. XIX).

Zu Falsen und Axel Thoresen vgl. Nr. 22.

H. Heyerdahl hatte eine Segeltuchfabrik in Christiania.

99. Vgl. Nr. 90. E. W. Gosse übersetzte von Ibsens

Poesie als erste Probe das Lied „Agnes“ aus „Brand“ (aufgenommen in seine Gedichtsammlung „On Viol and Flute“ S. 60).

100. Oluf Rygh (1833—99), bekannter norwegischer Archäologe, war seit 1863 Lektor, seit 1866 Professor an der Christianiaer Universität (vgl. Nr. 35 und Einleit. S. XXVI).

101. Von der „Komödie der Liebe“ kam die dritte Auflage Juni 1873 heraus. Die erste Aufführung des Stückes in Christiania fand im Nov. desselben Jahres statt.

Von den „Helden auf Helgeland“ kam die zweite Auflage Dez. 1873 heraus, von „Brand“ die siebente Auflage April 1874. Von „Frau Inger auf Oestrot“ erschien die zweite, verbesserte Auflage Dez. 1874.

102. Edm. Gosse hatte in „Fortnightly Review“ Jan. 1873 (Neue Folge XIII, S. 74—88) eine Abhandlung „Ibsen, der nordische Satiriker“ veröffentlicht, worin verschiedene Partien aus der „Komödie der Liebe“ und „Peer Gynt“ übersetzt waren.

103. Ludvig Daae gab 1872 als Sonderdruck aus „Historik Tidsskrift“ einige „Aufzeichnungen zu L. Holbergs Biographie“ heraus. Im „Morgenblad“ veröffentlichte er namentlich seit 1868 eine große Menge historischer, litterarischer und politischer Artikel, und hier hatte er auch über „H. J. Jensen als Henrik Ibsens Verleger“ (vgl. Nr. 83 und 85) geschrieben.

104. Brandes hatte das Vorwort zu einer dänischen Übersetzung (1872) von Victor Cherbuliez' Buch „L'aventure de Ladislas Bolski“ (1869) geschrieben.

1872 kam auch Brandes' Übersetzung von Stuart Mills „Moral“ heraus.

Frühling 1873 hielt Brandes in Kopenhagen Vorlesungen über die romantische Schule in Deutschland; sie erschienen im selben Jahre als zweiter Band der „Hauptströmungen“.

105. Ibsen wurde bei König Oskars Krönung zu Drontheim im Juli 1873 Ritter des St. Olaf-Ordens wegen litterarischer Verdienste.

Bei der Weltausstellung in Wien 1873 war Ibsen offizieller Juror für Norwegen und Dänemark in der 25. Gruppe (Malerei und Plastik; vgl. Nr. 106).

Theophilus Hansen (1813—91), bekannter dänischer Architekt; seit 1843 in Wien ansässig, wo er großes Ansehen und künstlerischen Einfluß gewann.

106. Vgl. Nr. 105.

107. Über Björnson wird bestimmter in einem Brief an Hegel (13. Nov. 1873) gesagt: „Vor seiner Abreise von Christiania [ins Ausland, Frühling 1873] erzählte er öffentlich, mein Buch sei voll Atheismus!“

109. Der zweite Teil von Brandes' Hauptströmungen wurde bei seinem Erscheinen von den meisten dänischen Blättern überhaupt nicht erwähnt.

110. „Schöne Gabe“: In Edm. Gosses Buch „On Viol and Flute“ (vgl. Nr. 90) steht auf S. 140—45 ein längeres Gedicht „An Henrik Ibsen in Dresden“.

111. „Peer Gynt“ kam im Christianiaer Theater am 24. Febr. 1876 mit Griegs Musik zur Aufführung. Die Streichungen wurden jedoch zum Teil anders ausgeführt, als Ibsen sie vorgeschlagen hatte. (Vgl. den Brief an H. Lassen Nr. 121. Zwei Briefe von Lassen an Josephson [s. Nr. 112] sind gedruckt in dem Buch „Ett och annat om H. Ibsen och Kristiania Teater“ S. 53—54, 63; s. auch Blanc, „Christiania Theaters Historie“ S. 294.)

112. Ludvig Josephson (1832—99), schwedischer Theaterdirektor und Schauspieler, hatte Febr. 1873, allerdings unter starker Opposition der norwegischen Nationalpartei, die Stellung als artistischer Leiter am „Christianiaer Theater“ übernommen, wo der Schriftsteller Hartvig Lassen (1824—97) als „ästhetischer Konsulent“ seit 1872 angestellt war. J. hatte das Spieljahr 1873—74 mit den „Kronprätendenten“ eröffnet, namentlich aber hatte er einen Triumph gefeiert mit der „Komödie der Liebe“ (Nov. 1873), und eben deswegen faßte Ibsen Mut, ihm eine Aufführung von „Peer Gynt“ vorzuschlagen. Die Unternehmung hatte auch einen durchschlagenden Erfolg; das Stück ging unter großem Beifall 36 Male über die Bretter (1876). In einem Brief aus München vom 5. März 1876 sprach Ibsen Josephson seinen Dank aus: „Dieser Erfolg des

gewagten Unternehmens hat alle meine Erwartungen übertroffen, obschon ich ja eigentlich keine Befürchtungen deswegen gehegt hatte. Wußte ich doch, daß die Sache in Ihren Händen lag, und daß kein anderer Mann in unseren Landen sie so hätte durchführen können wie Sie. Es hat mich auch herzlich gefreut zu hören, daß in der öffentlichen Meinung Christianias darüber nur eine Stimme herrscht. Erlauben Sie mir denn, auch dem Personal durch Sie meinen Dank aussprechen zu dürfen, nicht nur den Trägern der großen, dankbaren Rollen, sondern auch allen denen, die durch ihr Mitwirken und Zusammenwirken in den Nebenpartien meinem Werk gedient haben. Es kommt in diesem Stück ja in so ganz ungewöhnlichem Maß darauf an, daß alle ohne Ausnahme ihr Bestes leisten; und daß dies hier der Fall gewesen ist, darüber sind ja alle Berichte einig" („Ett och annat" S. 64).

In Kopenhagen gelangte das Stück am „Dagmartheater" 1886 zur Aufführung; in Stockholm an der Kgl. Oper 1895.

Der „Neffe" Josephsons war der Maler Ernst Josephson (geb. 1851).

113. G. Brandes besuchte Ibsen einige Tage in Dresden (Juni 1874).

114. „Grabgeleite": Marie Thoresen starb in Kopenhagen 1874.

Vom „Bund der Jugend" kam die dritte Auflage Dez. 1874 heraus, gleichzeitig mit der neuen Ausgabe von „Frau Inger auf Oestrot".

Ibsens „Gedichte" kamen in zweiter, vermehrter Auflage ($1\frac{1}{2}$ Bogen stärker als die erste) im Dez. 1875 heraus.

„Catilina" s. Nr. 1—2.

115. G. Brandes und sein jüngerer Bruder, der Schriftsteller Edvard Brandes (geb. 1847), gaben Okt. 1874 eine Monatsschrift für Litteratur und Kritik heraus: „Det nittende Aarhundrede" („Das neunzehnte Jahrhundert"); ihr Programm war, „die Kenntnis der Persönlichkeiten und Geistesrichtungen zu verbreiten, die in unserer Zeit auf den Gebieten der Litteratur, der Kunst und der Wissenschaften hervortreten", und vor allem

wollte sie „sich mit dem beschäftigen, was vorzugsweise Dänemark und den Norden interessieren müsse".

Im ersten Heft der Zeitschrift stand u. a. eine ausführliche Besprechung von „Kaiser und Galiläer" von G. Brandes, der fand, daß der „durchgeführte Determinismus" die Wirkung des Stückes etwas abschwäche.

Dasselbe Heft brachte eine Abhandlung von G. Brandes über Paul Heyse, worin auch dessen Determinismus hervorgehoben wurde, doch eigentlich ohne förmliche Billigung. Der Gedanke, daß des Menschen Schicksale „im Blut liegen", ist im Gegenteil charakterisiert als ein „an Aberglauben grenzender Respekt vor der Natur" und wird nur bezeichnet als ein Grundzug in Heyses Dichterarbeit. Der Roman „Kinder der Welt" ist 1873 erschienen.

Außer verschiedenen Nachträgen von allgemeinem Interesse enthielten die ersten Hefte einige spezifisch dänische Artikel (über das dänische Nationaltheater, die theologische Fakultät, die Volkskirche und den Staat): norwegische Mitarbeiter (außer Ibsen) fanden sich auch später nicht ein.

In den Heften vom Jan., April und Mai 1875 stand ein Artikel des schwedischen Schriftstellers Victor Rydberg in dänischer Übersetzung, und auch später wurden die schwedischen Beiträge ins Dänische übersetzt. Die Zeitschrift ging Herbst 1877 ein.

H. L. Martensen (1808—84), Bischof auf Seeland seit 1854; bekannt als orthodoxer Theologe und Widersacher sowohl Grundtvigs wie Kierkegaards. Sein Hauptwerk ist die „Christliche Ethik" (1871—78).

116. L. Daae ist ein starker Lateiner, und das Neujahrstelegramm war lateinisch abgefaßt.

„Der Königsspiegel" liegt auch heute noch nicht ganz in neu-norwegischer Übersetzung vor. Als Anhang zur Christianiaer Ausgabe des „Königsspiegels" von 1848 war gedruckt: König Sverres Streitschrift wider die Bischöfe. Die norwegischen Königssagas sind im 19. Jahrhundert von Jacob Aall (1838—39) wie auch von P. A. Munch und O. Rygh (1859—71) übersetzt worden.

117. Während seines Besuchs in Christiania, Sommer 1874,

war Ibsen häufig mit Josephson zusammengetroffen, hatte einer Aufführung der „Kronprätendenten" beigewohnt und die endgültige Bühnenbearbeitung von „Peer Gynt" sanktioniert. In einem Briefe an J. aus Dresden, 4. Jan. 1875, hat Ibsen ihm seinen Dank gesandt für das freundliche Entgegenkommen während seines Christianiaer Aufenthalts und hat Anweisungen gegeben für die geplante Aufführung von „Frau Inger auf Oestrot". (Josephson, „Ett och annat", S. 56—57.) Dieses Stück wurde darauf zum ersten Mal in Christiania am 20. März 1875 gespielt; aber es sagte dem Publikum nicht sonderlich zu.

Josephson hatte als Schwede auch ferner mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und als er Nov. 1874 die Oper dauernd dem Repertoire des Theaters einfügte, stieß er bei der Kritik auf heftigen Widerstand, und diese Opernpläne bewirkten schließlich, Frühling 1877, seinen Rücktritt von der Direktion.

118. Johan Vibe (1840—97), norwegischer Schriftsteller und Journalist, hatte 1872 im Feuilleton des „Morgenblad" die Erzählung „Alexander Möllers Erinnerungen" veröffentlicht. 1875 kam sie als besonderes Buch bei Cammermeyer heraus. Ibsens Schreiben wurde von V. seinem Gesuch an das Kultusministerium um ein Reisestipendium beigelegt und trug mit zum Erfolg der Bewerbung bei (1877).

119. Diesen Brief hat Ibsen in deutscher Sprache geschrieben.

Konrad von Maurer (1823—1902), ein Germanist aus der Schule Jakob Grimms, genoß in Skandinavien ein ebenso großes Ansehen und eine gleiche Berühmtheit wie in Deutschland, ja eine gewisse Volkstümlichkeit. Arbeitete und las (an der Universität München seit 1855) über nordgermanisches Recht, Sitte, Sprache, Sage und Religion. Von 1858 an haben ihn wiederholte und ausgedehnte Reisen nach Norwegen und zumal nach Island geführt. Er sollte für die Christianiaer Hochschule gewonnen werden, lehnte ab, hielt aber auf besondere Einladung in den 70er Jahren einen Cyklus von Vorlesungen. Sein Haus in München stand allen Skandinaviern gastlich offen — die Nordländer betrachteten es als ihre zweite Heimat. Sämtliche Nekrologisten M.s (W. Golther in den „Münch. Neuest.

Nachr." vom 24. Sept. 1902, Ph. Zorn in der „Allg. Ztg.", Beil. vom 29. Okt. 1902, Ebbe Herzberg in „Morgenbladet" 1902, Nr. 542, K. Lehmann in der „Hist. Vierteljahrsschrift" 5, S. 589—92) wissen davon zu erzählen. Ibsen konnte sich also sehr wohl in persönlicher Sache ohne weiteres an Maurer wenden. Übrigens gestalteten sich, wie Maurers Witwe uns mitgeteilt hat, Ibsens Beziehungen zu dem Forscher nicht allzu intim. Er verkehrte dann und wann im Maurerschen Hause, und der Umstand, daß Sigurd Ibsen mit den Söhnen Maurers dasselbe Gymnasium besuchte, gab Anlaß zu wiederholten Berührungen: „aber die zunehmende Zurückgezogenheit und Weltabgeschiedenheit, die meinem Manne mehr und mehr Bedürfnis wurde, ließ auch den Verkehr mit Ibsens ein Ende nehmen, zumal die Familie nach Rom übersiedelte." (Vgl. auch Nr. 137.)

Schon in einem Briefe an Maurer vom 8. April 1875 (gleichfalls deutsch geschrieben) konnte Ibsen danken für die erschöpfenden Aufschlüsse über die Münchener Gymnasien und M. bitten, seinen Sohn am Gymnasium in der Ludwigstraße anzumelden. Zugleich teilte er ihm mit, daß er Dresden am 13. April verlassen wolle.

120. Ibsen sandte Brandes für seine Zeitschrift „Det nittende Aarhundrede" aus München (8. Juni 1875) das Gedicht „Aus der Ferne" (erschienen im Juliheft: SW. 1, S. 150—53) und schrieb dazu: „Fortan werde ich Ihnen jeden Monat einen Beitrag schicken, sofern nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten sollten." In demselben Sommer noch lieferte er den „Reimbrief" (gedruckt im August- und Septemberheft: SW. 1, S. 154—59). Das blieben seine einzigen Beiträge.

Ibsen hat, durch Brandes eingeführt, mit Heyse in München vielfach verkehrt, ohne daß es zu vertrauteren Beziehungen gekommen wäre. Ende der 80er Jahre hörte der Verkehr fast auf. Heyse brachte Ibsens Dichtungen jener Epoche — seiner „Spitalpoesie", wie er sagte — kein Interesse mehr entgegen.

121. Vgl. Nr. 112 und 117.

Chr. K. F. Molbech (s. Nr. 132, 135) war 1871—81 Censor am Kgl. Theater zu Kopenhagen.

123. Von den „Stützen der Gesellschaft" konnte Ibsen erst am 29. Juli 1877 den Anfang des fertigen Manuskripts senden.

124. „Die Helden auf Helgeland" waren 1858 von J. L. Heiberg für das Kgl. Theater in Kopenhagen abgelehnt worden; sie kamen erst am 19. Febr. 1875 zur Darstellung und wurden bis Frühling 1877 im ganzen 29 Mal gespielt. Im Stockholmer Kgl. Theater fand die erste Aufführung am 11. Nov. 1876 statt.

Das Geld, das Hegel leihweise Ibsen verschaffen sollte, streckte Hegel selbst ihm vor. Ibsen dankte in einem Brief vom 10. Dez. 1875, versprach aber zugleich, es solle ähnliches so wenig wieder vorkommen, wie eine solche Regelung in seinen Absichten gelegen habe.

H. J. Preus war ein großer Schiffsrheder in Christiansund (seit 1844).

Nils Lund betrieb eine Buchhandlung in Christiania 1863—90.

Edv. Stjernström (s. Nr. 80) hatte Jan. 1875 „Nya teatern" in Stockholm begründet, und hier führte er die „Helden" seit dem 3. Nov. 1875 wiederholt mit vielem Beifall auf.

125. Über die Zustände am Christianiaer Theater s. auch Nr. 128. Ibsen hat davon Abstand genommen, „aktiv einzugreifen".

„Ihr Stück": Josephson hatte Ibsen sein fünfaktiges Schauspiel „Thord Hassle" gesandt. Ist nicht aufgeführt worden.

Dr. Franz Grandaur (1822—96) war ursprünglich Schriftsteller und Musikkritiker, u. a. als Redakteur der „Münchner Propyläen". Er trat als Regisseur der Oper 1869 in den Verband des Hof- und Nationaltheaters und war in dieser Stellung thätig bis 1887. Schrieb zum hundertjährigen Bestehen der Bühne (1878) eine historisch wertvolle „Chronik des Königl. Hof- und Nationaltheaters in München". Er soll den Titel „Nordische Heerfahrt" für Ibsens „Haermaendene paa Helgeland" gefunden haben.

Das Bayreuther Festspielhaus wurde am 13. Aug. 1876 mit „Rheingold" eröffnet; bis 30. Aug. wurde der Gesamt-„Ring" gegeben.

Die Aufführung der „Kronprätendenten" fand Sonnabend, den 3. Juni im Berliner „Viktoria-Theater" statt. Die Meininger haben vor der Vorstellung an die Zeitungen eine Notiz versandt, worin mitgeteilt wurde, daß Björnson die

Aufmerksamkeit des Herzogs auf Ibsen und sein Drama hingelenkt habe.

Ibsens Bemerkung über die „Berliner Rezensenten“ ist weder originell noch auch richtig. Unter den Kritikern der maßgebenden Zeitungen befand sich damals keiner, der ernsthaft als „Theaterschriftsteller“ hervorgetreten wäre. Mit den Besprechungen selbst konnte Ibsen allerdings nur teilweise zufrieden sein. Im allgemeinen: eine verdrossene Anerkennung. Oskar Blumenthal (der damals noch nicht für die Bühne schrieb) begann seine Kritik im „Berliner Tageblatt“ so: „Die ‚Kronprätendenten‘ ist eine verfehlte und unreife Arbeit, die aber in Einzelheiten das rege Hineinwirken eines dichterischen Könnens verrät.“

Über einen zweiten Besuch beim Herzog von Meiningen s. Nr. 196.

126. S. Nr. 125.

Über „Frau Inger“ vgl. Anm. zu Nr. 173.

Die erste Aufführung der „Helden auf Helgeland“ („Nordische Heerfahrt“) hat in München am 10. April (vgl. auch Münch. Neueste Nachr. 1889, Nr. 529), auf dem Wiener „Burgtheater“ (mit Charlotte Wolter als Hjördis) am 26. Okt. 1876 stattgefunden.

John Paulsen (geb. 1851) hatte 1874 als Schriftsteller mit einigen kleinen Erzählungen in der „Bergener Post“ debütiert. Gab dann in Christiania 1876 eine Sammlung von Geschichten „Aus dem Stadtleben“ und einen Band Gedichte, „Moll und Dur“, heraus und trat im Frühling 1876 eine Reise ins Ausland an. In Kopenhagen knüpfte er mit F. Hegel geschäftliche Beziehungen an. Ende 1876 hielt er sich in München auf und fuhr um Weihnachten nach Rom. Er hat noch eine Reihe von Büchern veröffentlicht, und nachdem er mehrere Jahre auf Reisen gelebt, hat er sich 1884 in Kopenhagen dauernd niedergelassen.

Von „Peer Gynt“ kam Okt. 1876 die vierte Auflage heraus.

127. John Paulsen erhielt vorläufig (1877) noch kein Stipendium, obwohl Ibsen in einem Brief vom 3. Juni

ihm mitteilen konnte, er habe privatim in Erfahrung gebracht, daß das Gesuch wahrscheinlich bewilligt würde. Es war nämlich von der historisch-philosophischen Fakultät der Christianiaer Universität empfohlen worden. In einem Schreiben vom 19. April 1878 bat Ibsen abermals um ein öffentliches Stipendium für P., wobei er sich im ganzen an seine erste Eingabe hielt, und diesmal bekam P. in der That 1400 Kronen für einen einjährigen Aufenthalt im Ausland.

P. T. Malling (1807—78) hat 1838 die noch jetzt bestehende Mallingsche Buchdruckerei in Christiania gegründet; er fing gleichzeitig ein Verlagsgeschäft an, das allmählich eins der größten im Lande wurde.

128. 1877 konnte die Upsalaer Universität das Jubiläum ihres vierhundertjährigen Bestehens feiern, und bei dieser Gelegenheit (6. Sept.) sollte eine festliche Doktorpromotion in der Upsalaer Domkirche stattfinden. Hier wurden u. a. Dietrichson und Ibsen zu Ehrendoktoren der philosophischen Fakultät ernannt. Promotor und Dekan war der schwedische Dichter C. R. Nyblom (geb. 1832), Professor der Ästhetik (1867—97).

Paul Heyse hat an der Festlichkeit nicht teilgenommen.

Emil Jonas (geb. 1824), schwedischer „Kammerrat“, schrieb skandinavische Reisehandbücher und Sprachführer und lieferte eine ganze Reihe rechter und schlechter und recht schlechter Übersetzungen aus dem Dänischen, Norwegischen, Schwedischen und Finnischen, u. a. übertrug er die Werke König Oskars, Björnson und H. C. Andersen, Brandes und Bang, Wijkander und Esmann, die Edgren-Leffler und Dilling, Hoyer und Rydberg, Laura Kieler und John Paulsen — er übersetzte alles, was ihm unter die Feder kam. Ibsen war ihm nur mit Einem Drama tributär: den „Stützen der Gesellschaft“.

Dietrichsons Schauspiel „Ein Arbeiter“ war zuerst schwedisch erschienen (1872), darauf norwegisch (1875). In einer nicht autorisierten Übersetzung von Emil Jonas wurde es zu Berlin (1877) am „Nationaltheater“ (Weinbergsweg) aufgeführt.

Nachdem Dietrichson 1875 zum Professor der Kunstgeschichte an der Christianiaer Universität ernannt war, hielt er sich von Dez. 1875 bis Febr. 1877 mit einer Unterbrechung von

nur wenigen Monaten in München auf, wo er Studien zu dem 1880 erschienenen großen Werk „Das Christusbild" machte (die geplante deutsche Ausgabe kam nicht zu stande). In dieser Zeit war er oft mit Ibsen zusammen, und verkehrte besonders viel in jenem kleinen Kreise von Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, die sich täglich im „Achatz" (Maximiliansplatz) zum Frühschoppen einfanden.

Oswald Schmidt (geb. 1853 zu Königsberg in Pr.) kam als Arzt Ende der 70er Jahre nach München. Wendet sich später der Litteratur zu, schreibt Gedichte, Aufsätze, Kritiken und ist heute Berater eines wissenschaftlichen Verlages.

Das „Krokodil" — die litterarische Tafelrunde Altmünchens. Sie vereinigte einst die Dichter, die durch König Max nach München berufen waren: Geibel, Heyse, Bodenstedt, Wilh. Hertz, Dahn, H. Lingg, Jul. Grosse, Hans Hopfen u. a. m.

Über Grandaur s. Nr. 125.

Georg Jos. Vogler, gen. Abt Vogler (1749—1814), hervorragender Klavier- und Orgelspieler, Komponist und Musikschriftsteller. Trieb neben seinem Künstlerberufe theologische Studien und erhielt in Rom die Priesterweihe. Kam in seinem Virtuosen- und Wanderleben nach Stockholm, wo er königl. Kapellmeister wurde (1786—99), über Musik las und einen „Gustav Adolf" komponierte, sodann nach Kopenhagen: dort lieferte er (1795) die Musik zu dem Schauspiel „Herman von Unna", das der schwedische Graf A. F. Skjöldebrand (1757—1834) verfaßt hatte. Seine größten Schüler waren Weber und Meyerbeer.

Oskar Wergeland (geb. 1844), norwegischer Maler, der in den 70er und 80er Jahren sich in München aufhielt.

Julius Kronberg (geb. 1850), schwedischer Maler, der nach mehrjährigem Aufenthalt in München, 1877 Rom aufsuchte. Er hat u. a. ein Porträt Ibsens gemalt und es in Stockholm ausgestellt.

129. Die „Stützen der Gesellschaft" kamen am 11. Okt. 1877 heraus. Sie wurden gespielt im Kgl. Theater zu Kopenhagen am 18. Nov., im Norwegischen Theater zu Bergen am 30. Nov., im Kgl. Dramatischen Theater zu Stockholm am 13. Dez. 1877, im Göteborger Theater Febr. 1878.

Dem Christianiaer Theater wurde das Stück nicht

eingereicht, weil Ibsen gegen den neuen artistischen Direktor eingenommen war, Johann Vibe (s. Nr. 118), der Juni 1877 Nachfolger Josephsons wurde und bis 1879 in seiner Stellung blieb.

Als Ibsen die fertigen Partien seines Manuskripts Hegel zu senden begann, schrieb er (München, 29. Juli 1877): „Ich glaube mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß wir beide von dieser Arbeit Genugthuung haben werden. Sie ist neu und zeitgemäß in jeder Hinsicht, und von allen meinen Arbeiten ist sie vielleicht die am kunstreichsten komponierte. Entschuldigen Sie die undeutliche Schrift: ich habe seit heute früh fünf Uhr gearbeitet, und jetzt ist Dämmerung." Ibsen täuschte sich nicht in der Annahme, daß das Drama Absatz finden werde. Schon im Nov. 1877 mußte eine neue Auflage gedruckt werden. Dagegen machte das Stück nicht überall das erwartete Aufsehen. In dem größeren Teile der dänischen Presse wurde es vor der Bühnenaufführung nicht besprochen und in den Blättern der norwegischen Hauptstadt war sehr wenig davon die Rede, obwohl das Interesse in den litterarischen Kreisen selbst nicht gering war. Desto mehr Beachtung aber fand das Stück in der norwegischen Provinzpresse; u. a. schrieb Nordahl Rolfsen (geb. 1848) in „Bergensposten" (24. Okt. bis 4. Nov. 1877) anonym einen Cyklus von Aufsätzen, über die Ibsen sich in einem Brief an den Redakteur des Blattes, Theodor Blehr, (vgl. Halv. 3, S. 58) folgendermaßen äußerte: „Mit dem lebhaftesten Interesse habe ich die Reihe vortrefflicher Artikel gelesen, die in ‚Bergensposten' gestanden haben. Sie sind das unvergleichlich Geistreichste, Stilvollste, Richtigste und Erschöpfendste, was bis jetzt über das Stück geschrieben worden ist. Nicht weil mich der freundliche Ton der Anerkennung bestochen hätte, stelle ich diese Artikel in erste Reihe: sie enthalten zur Beleuchtung und zum richtigen Verständnis des Stückes alles, was gesagt zu wissen mein größter Wunsch war, und was andere Kritiker durchaus nicht bemerkt, oder was sie falsch aufgefaßt haben. Nun ist zwar der Verfasser formell ein Anonymus, so daß ich nicht die Möglichkeit habe, mich direkt an ihn zu wenden: aber es wäre mir ungemein lieb, wenn Sie eine Gelegenheit fänden, ihm meinen herzlichsten Dank zum Ausdruck zu bringen für die wohlwollende,

kundige und unentbehrliche Hilfe, die er mir geleistet hat." Über die Aufnahme und Wirkung im Auslande, zumal in deutschen Städten (vgl. SW. 6, S. XVII—XIX und Einleit. S. LV).

130. Markus Grönvold (geb. 1845 zu Bergen) sah als Knabe Ibsen zum ersten Male bei der Aufführung des Schauspiels „Olaf Liljekrans" 2. Jan. 1857. Er kam zu Piloty in die Schule und nahm 1869 seinen festen Wohnsitz in München. Nach dem Norden führten ihn nur Studienreisen zurück. Als Ibsen nach München kam, machte Grönvold sogleich seine persönliche Bekanntschaft und war ein steter Gast des Dichterheims. Ibsens warmes Interesse für die bildenden Künste förderte das Freundschaftsverhältnis. Mit Frau Susanna Ibsen verbanden G. gemeinsame Jugenderinnerungen: ihre Väter waren Amtsbrüder in Bergen gewesen. Sommer 1877 traf G. mit Ibsen, der damals die „Stützen der Gesellschaft" schrieb, besonders häufig zusammen und bekam, wie er uns berichtet, „einen tiefen Eindruck von der außerordentlichen Intensität, mit der Ibsen arbeitete. Trotzdem blieb er oft bis tief in die Nacht auf, um in verschwenderischer Mitteilsamkeit, wie so oft am Abend, seine Ansichten über Politik, die sozialen Fragen, die ihn damals sehr interessierten, Litteratur, Theater, Kunst und die Menschen in seiner praktisch-klaren, monumentalen Art auseinanderzusetzen — Abende, die mir unvergeßlich bleiben werden".

Karl Jenke (1809—86) wirkte als Charakterkomiker in Düsseldorf unter Karl Immermanns Leitung (1834—37), ging dann als Schauspieler und Regisseur nach Oldenburg, wo er alles in allem bis 1857 thätig war und landete 1863 nach einem aufreibenden Wanderleben in München, wo er als Regisseur eine bedeutendere Wirksamkeit entfaltete denn als Darsteller. Am 1. Okt. 1879 trat er in den Ruhestand.

Ibsen irrt natürlich, wenn er meint, die wörtliche Übersetzung von „de lokale forvolde" habe im Deutschen keinen komischen Beigeschmack. Strodtmann hatte recht, „die lokalen Verhältnisse" nicht preiszugeben.

131. Edvard Fallesen (1817—94) war seit 1896 Intendant des Kgl. Theaters in Kopenhagen; seit 1872 Kammerherr (s. Nr. 129).

132. Chr. K. F. Molbech sandte Anfang Okt. 1877 Ibsen einen langen Brief voll Beschwerden über Falsen, weil der Intendant die Aufführung seines Schauspieles „Ambrosius“ zurückgestellt hatte zu Gunsten der „Stützen der Gesellschaft“ und zweier dänischer Tragödien. „Ich kann es Molbech nicht verdenken, daß er sich dabei nicht beruhigt,“ schrieb Ibsen (11. Okt.) an Hegel: „aber ich glaube, daß er sehr unklug und übereilt handelt, wenn er wirklich, wie er andeutet, die Sache vor die Gerichte bringt.“ In gleichem Sinne schrieb Ibsen an Molbech noch denselben Tag: er beschwor ihn, sich zu keinem unbedachten Schritte hinreißen zu lassen, und erklärte, daß er (Ibsen) gar nicht den Wunsch habe, sein Stück möglichst schnell aufgeführt zu sehen. Zum Schluß sagt er: „Lieber Freund! Es sind nun bald elf Jahre her, seit wir uns in Rom zum ersten Male gesehen haben, — zu einer Zeit, als ich eben anfing, der Widerstände Herr zu werden, die ich auf meinem Wege fand. Du warst die erste Persönlichkeit von durchaus reifem, selbständigem Wesen, die mir freundlich entgegenkam. Seitdem sind wir einander verschiedene Male begegnet in der Heimat und in der Fremde, und mit jedem Male hat sich ein vertraulicheres und offenherzigeres Verhältnis zwischen uns entwickelt. Du, Dein Name, Deine ganze Gestalt sind untrennbar mit der besten Periode meines Lebens verknüpft. Und nun muß das kommen! Aber darüber sollten wir wenigstens vor uns selbst wie vor der Welt klar sein, daß der Kampf nicht zwischen uns beiden geführt werden darf. Ich bin zu allem bereit, was dazu dienen kann, ihn beizulegen, und wie Du aus Obigem ersehen wirst, handelt es sich für mich um gar kein Opfer — ich bin im Gegenteil der Meinung, daß unsere beiderseitigen Interessen zusammenfallen.“

Molbechs Schauspiel „Ambrosius“ ist in Strodtmanns Übersetzung (erschienen in Reclams „Universalbibliothek“ Nr. 1071) über alle größeren Bühnen Deutschlands mit starkem äußeren Erfolge gegangen und wird hier und dort noch heute gegeben.

133. Vgl. Nr. 118 und 129.

Johan Vibe hatte mit öffentlichem Stipendium im Sommer 1877 eine Reise ins Ausland gemacht.

L. Josephson führte seinen Plan, „Brand“ in „Nya teatern“ zu Stockholm zu spielen, 1885 aus. „Kaiser und

Galiläer" brachte er dagegen niemals zur Aufführung. Das Drama wurde bis zum 20. März 1903, wo es am Christianiaer „Nationaltheater" in Scene ging, nur am Leipziger Stadttheater (5. Dez. 1896) und am Berliner Bellealliance-Theater (17. März 1898) gegeben.

Die Worte „ein Greuel" hat Ibsen deutsch geschrieben.

134. Christian Paus (1800—79) war ein jüngerer Halbbruder von Ibsens Vater Knud (gest. 1877) und zugleich der Vetter seiner Mutter Cornelia Ibsen (gest. 1869). P. verließ 1822 Skien. Erst 1848 wandte er sich dahin zurück; er war dort im Jahre zuvor zum Stadtvogt ernannt und hat dieses Amt bis 1873 inne gehabt. Er war ein rechtlich denkender, pflichtgetreuer Mann, übrigens von heftigem Temperament. P. genoß in der Stadt hohes Ansehen und wurde zweimal in das Storthing für Skien gewählt.

135. Molbechs „Ambrosius" erschien Weihnachten 1877 mit der Widmung: „Dem Dichter Henrik Ibsen in alter Freundschaft". Die Aufführung des Stücks wurde vom Kopenhagener Intendanten bis zum schlechtesten Monat der Saison hinausgeschoben (1878). Als aber das Schauspiel endlich zur Aufführung kam, hatte es einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Es wurde in sechs Jahren 73 Mal gespielt. 1900 kam die zwölfte Auflage heraus. (Vgl. Peter Hansen, Den danske Skueplads 3, S. 368—70.) M.s nächstes Stück, das Volksschauspiel „Der Ring des Pharao" (deutsch von Adolf Strodtmann 1879) hatte dagegen bei seiner Aufführung 1879 durchaus keinen Erfolg.

„Eine Konvention": Nov. 1877 waren über den gegenseitigen Schutz des litterarischen Eigentums zwischen Norwegen und Schweden eine Vereinbarung getroffen und dementsprechende Verordnungen erlassen worden. Nov. 1879 kam mit Dänemark in derselben Rechtsschutzsache ein Übereinkommen zu stande.

136. Herbst 1879 ging Ibsen nach Rom und blieb ein Jahr in Italien.

Über seine Bilderkäufe schrieb er am 1. Nov. 1879 aus München an Hegel: „Ich habe mir während meines Aufenthaltes in Rom nach und nach eine Sammlung von nicht weniger als zwanzig alten, teilweise sehr großen und sehr wertvollen Ge-

mälden zugelegt. Man sollte es nicht für möglich halten, wie billig man bisweilen dergleichen da unten bekommen kann, wenn man Glück hat, und das habe ich damals gehabt. Ich bin sicher, wenn ich einmal im Laufe der Zeit genötigt wäre, mich von den Bildern zu trennen, würde ich hier oder anderswo in Deutschland das Doppelte und Dreifache dafür herausschlagen. Ich hoffe aber, ich werde schon in der Lage sein, sie zu behalten, obschon es freilich ein totes Kapital ist, was darin steckt, so daß sie von Jahr zu Jahr mir teurer zu stehen kommen."

137. Kronberg: Vgl. Nr. 128.

G. A. Nyström (1844—97), schwedischer Bildhauer, wohnte in München 1872—75, in Rom 1875—84.

N. A. Bredal (1841—88), schwedischer Landschaftsmaler; in Italien 1873—80.

C. H. V. Olrik (1830—90), dänischer Maler und Bildhauer, hat 1878 ein Reisestipendium aus dem Anckerschen Legat erhalten.

Axel Helsted (geb. 1847), dänischer Genremaler, war in Italien 1870—79.

Vilh. Rosenstand (geb. 1838), dänischer Genremaler, in Italien 1869—81.

138. Mathilde Smith (1835—82), norwegische Malerin, ausgebildet in Düsseldorf unter H. Gude. In den 70er Jahren wohnte sie zumeist in München; ihre letzten Jahre verlebte sie in Christiania. Sie erhielt 1879 kein Stipendium und bewarb sich seitdem nicht mehr darum.

J. M. Calmeyer (1802—84), norwegischer Maler.

Honoria Dietrichson (geb. 1863), seit 1898 praktizierende Ärztin in Christiania.

„Ein neues Drama": „Das Puppenheim", geschrieben in Rom und Amalfi Sommer 1879.

140. Hegel hatte John Paulsens Erzählung „Margherita" nicht in Verlag nehmen wollen; dieses Buch sowie die beiden nächsten Werke P.s kamen deshalb in anderem Verlage heraus. Später wurde P. von Hegel selbst gebeten, zu seinem Verlage zurückzukehren.

Ibsens Brief veranlaßte Paulsen, Ende Okt. 1879 nach München zu gehen.

Von den Münchener Professoren hat der Litterarhistoriker Michael Bernays zu Ibsen besonders gute Beziehungen unterhalten.

141. L. Dietrichson gab Weihnachten 1879 das polemische Gedicht „Kivleslatten, thema og variationer over et norsk folkesagn" („Kivleslot, Thema und Variationen über eine norwegische Volkssage") heraus, eine feine und warme Verteidigungsschrift für die Kulturbedeutung der Kunst und der nationalen Tradition.

142. Vgl. auch Nr. 143 und 220.

„Ein Puppenheim" kam in deutscher berechtigter Übersetzung 1880 heraus. Die erste Aufführung in Deutschland fand zu Flensburg im Febr. 1880 statt. Ein Einsender teilt darüber der Kopenhagener „Nationaltidende" mit (11. Febr. 1880): „Der derzeitige Flensburger Theaterleiter, ein Herr von Gloß, der als intelligenter und strebsamer Mann gilt und auch unter den Mitgliedern seiner Truppe gute Kräfte hat, überraschte vor einigen Tagen die Welt mit der Ankündigung, daß er die Erlaubnis erhalten habe, das Schauspiel ‚Nora' in Deutschland zur ersten Aufführung zu bringen, — wobei er für die Leute, die das Stück schon im Original gelesen haben mochten, den Zusatz machte: Der Übersetzer und ‚Bearbeiter', ein Herr W. Lange, habe ihm — dem Direktor — aus des ‚Dichters eigener Feder' einen — ‚veränderten Schluß' übersandt mit dem bestimmten Auftrag, davon Gebrauch zu machen."

Wilhelm Lange (geb. 1849 zu Wallen in Westf.) war früh journalistisch thätig und in den 70er Jahren Redakteur der „Deutschen Schriftstellerzeitung". Er übersetzte aus den skandinavischen, romanischen und slavischen Sprachen: u. a. Werke Tolstois und Turgenjeffs. In einem „Skandinavischen Novellenbuch" (1881) gab er Proben aus den Werken Kiellands, Lies, H. F. Ewalds, Bäckströms, W. von Brauns. Von Björnson hat er „Thomas Rendalen" und das Drama „Die Neuvermählten" verdeutscht. Für Reclams „Universalbibliothek" hatte er zeitweilig Ibsens Werke in Erbpacht genommen: er übertrug in sein ungeliebtes Deutsch nicht nur „Nora oder das Puppenheim", sondern auch die „Stützen der Gesellschaft", den „Bund der Jugend" und den „Volksfeind". Auch versuchte er 1899, nachdem

die „Sämtlichen Werke“ zu erscheinen angefangen hatten, eine Gesamtausgabe von „Ibsens dramatischen Werken“ zu lancieren (Berlin, bei Bermühler), für die er u. a. die „Gespenster“ übersetzte; doch das Unternehmen ging nach dem zweiten Bändchen ein.

Der „veränderte Schluß“ ist für die Nachwelt gerettet und wörtlich mitgeteilt im „Litterarischen Echo“ 1900, S. 969 bis 970; vgl. auch SW. 6, S. XXIV.

143. Vgl. Nr. 142 und 220. Der Brief existiert nur in einer Photographie, die R. Bredenbrücker (München) besitzt.

Heinrich Laube war Leiter des „Wiener Stadttheaters“, dessen Begründung ihm zu danken war, zum zweiten Male 1874, sodann 1875—79 und endlich vom 17. Jan. bis 31. Mai 1880 (vgl. R. Tyrolt, „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Schauspielers“). Zur Aufführung gelangte „Nora“ im „Stadttheater“ erst am 8. Sept. 1881.

Es haben stattgefunden: die Erstaufführungen in Kopenhagen am 21. Dez. 1879, in Stockholm am 8. Jan. 1880 und in Christiania am 20. Jan. 1880.

144. Kristian Elster (1841—81) hat als Schriftsteller mit einem (ungedruckten) dreiaktigen Drama „Eystein Meyla“ debütiert, aufgeführt zu Christiania 1863 und besprochen von Ibsen in IllNyh. (vgl. SW. 1, S. 503—504). Nachdem er einige Jahre als Litterat in Christiania gelebt hatte, wurde er 1878 als Forstassistent in Drontheim angestellt, und hier verbrachte er den Rest seines Lebens. Er starb, ohne daß es ihm gelungen wäre, ein Reisestipendium zu erhalten. Von seinen Erzählungen wurden verschiedene in Zeitschriften gedruckt; als Buch gab er nur heraus „Tora Trondal“ (1879), und unmittelbar nach seinem Tode erschien der Zeitroman „Gefährliche Leute“. Eine Auswahl seiner Novellen hat Alexander Kielland unter dem Titel „Sonnenwolken“ besorgt. E.s „Gesammelte Schriften“ liegen seit 1898 in zwei Bänden vor, jedoch seine bekannte Studie aus dem Jahre 1872: „Über den Gegensatz zwischen dem westlichen und östlichen Norwegen“ ist darin nicht aufgenommen (vgl. auch SW. 1, S. 664—65).

145. Valfrid Vasenius (geb. 1848), seit 1880 Dozent und seit 1902 Professor der finnischen und nordischen Litteratur=

geschichte an der Universität Helsingfors. Er machte 1879 seinen Dr. phil. in Helsingfors mit der Arbeit „H. Ibsens dramatische Dichtung in ihrer ersten Periode“. Dieses Werk erhielt Ibsen am 5. Nov. 1879; im folgenden Sommer besuchte V. ihn in München. Zusammen mit seinem Buch hatte V. ihm eine Broschüre geschickt über die „Stellung des Dichters zu den brennenden Fragen der Zeit“ (Helsingfors 1880).

Was Ibsens Zeit und Gedanken damals in Anspruch nahm, das war unzweifelhaft der heftige Streit, der über „Puppenheim“ im Norden und in Deutschland entbrannt war. Als Vasenius Ibsens Brief empfing, stand er selbst mitten in einem erbitterten Kampf um das Stück. Er hatte eine öffentliche Vorlesung gehalten (12. März 1880: gleich nachdem die Broschüre das Licht erblickt hatte) und heftige Worte über seinen „Unverstand“ von seiten derer hören müssen, die das Stück und seine „Unmoralität“ verurteilten. Ibsens Brief stärkte V.s Selbstvertrauen, und zwei Jahre später gab er eine erschöpfende Darstellung von Ibsens dichterischer Thätigkeit heraus — die größte Arbeit, die bis zu jenem Zeitpunkt über Ibsen erschienen ist. V. sah auch die finnische Übersetzung der „Kronprätendenten“ durch; Ibsen schrieb ihm darüber aus Gossensaß (25. Sept. 1884): „Es ist mir immer eine besondere Freude, wenn eins von meinen litterarischen Werken Eingang in Finland findet, zu dessen Volk ich mich stark hingezogen fühle, und wo ich so viele gute Freunde habe.“ Ibsens Sympathien für Finland kamen auch zum Ausdruck, als er 1899 eine Adresse hervorragender europäischer Künstler und Gelehrter an den russischen Zar aus Anlaß des finnischen Staatscoups mit unterschrieb.

146. Ludwig Passarge, der sich um die Sache Ibsens in Deutschland wesentliche Verdienste erworben hat, ist am 6. Aug. 1825 in Wolittnik (Ostpreußen) als Sohn einfacher Landleute geboren, studierte Jura in Königsberg und Heidelberg, war Richter in Heiligenbiel und Königsberg, dann Appellationsgerichtsrat (1872—78) in Insterburg und endlich Obergerichtsrat in der Provinzhauptstadt. 1887 verließ er den Staatsdienst und konnte fortan seiner Reiselust frönen, die ihn früher schon nach Italien, Spanien, Portugal und dem Orient, vor allem aber in die nordgermanischen Länder bis hinauf nach Lappland geführt

hat. Jetzt lebt er, ein jugendfrischer Greis, in Tirol. Über seine Nordlandsfahrten gab er die ethnographisch, politisch, kultur- wie litterarhistorisch anziehenden Bücher heraus: „Schweden, Wisby und Kopenhagen" (1867), „Drei Sommer in Norwegen" (1881; dritte Auflage unter dem Titel „Sommerfahrten in Norwegen", 2 Bde. 1899), „Nordschweden und Lappland" (1897). Er ist zudem ein genauer Kenner der baltischen Lande. Die „Norwegischen Balladen" (1884) bezeugten zuerst seine besondere Vorliebe für das Geburtsland Ibsens. Auf Ibsen selbst wurde P. durch den biographischen Aufsatz Dietrichsons (s. Nr. 54) aufmerksam; er traf mit Ibsens Frau und Sohn in Odde 1877 zusammen, und 1880, als er wieder in Bergen war, kaufte er sich den „Peer Gynt". 1881 machte er sich an die Übersetzung des Dramas. Die persönliche Verbindung zwischen ihm und dem Dichter leitete Paul Heyse ein, der damals Mühe hatte, den „wunderbaren Mann" (so drückte Heyse sich in einem Briefe aus) aufzufinden und zu einer Antwort auf P.s Schreiben zu bewegen. Darauf besorgte P. die Übertragung des „Brand" (1881; es war nach Siebolds, Julie Ruhkopfs, A. von Wolzogens Bemühungen das vierte Unternehmen) und der „Gedichte" (1882). Ein Buch über „Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationallitteratur" (Leipzig, 1883) war der erste deutsche, von Ibsen allerdings mit sauer-süßer Miene aufgenommene Versuch, das Schaffen Ibsens in einem Gesamtbilde zu fassen und ihn als Menschen und schöpferische Persönlichkeit bei uns heimisch zu machen (s. Nr. 154). Nur zwei Begegnungen fanden zwischen Ibsen und P. statt, in Gossensaß 1884 und in München 1889. P. berichtet den Herausgebern, daß er in Gossensaß Ibsen gesprächsweise auf das tragische Schicksal der Charlotte Stieglitz hingewiesen habe als auf einen Dramenstoff. Auf die „Wildente" folgte „Rosmersholm", und Rebekka West hat ohne Zweifel Züge von jener Märtyrerin der Romantik empfangen.

147. Vgl. Einleit. S. XIV—XV.

148. „vaset" in SW. 4, S. 385 übersetzt: „als Pfuscher".

149. Magdalene Thoresen hatte den Winter 1879—80

in Italien verbracht und auf der Hin- wie auf der Rückreise Ibsens in München besucht.

Carl Andersen (1828—83), dänischer Dichter.

150. Nach Rom war Ibsen Nov. 1880 gegangen, nachdem er einen Teil des Sommers in Berchtesgaden zusammen mit J. Lie verbracht hatte.

J. P. Jacobsen gab Weihnachten 1880 seinen großen Gegenwartsroman „Niels Lyhne" heraus, sein letztes und auch wohl sein bedeutendstes Werk. Zu gleicher Zeit ließ Holger Drachmann die nationale Dichtung „Tordenskjold" erscheinen: „schöne, durchgearbeitete, aber kalte Verse", wie Georg Brandes urteilte.

J. H. Hegermann-Lindencrone (geb. 1838), dänischer Minister in Rom 1880—90; gegenwärtig Gesandter in Berlin.

Schwedischer und norwegischer Gesandter in Rom war von 1877—89 der Schwede F. T. Lindstrand (1823—1900).

Der Däne Chr. A. Myhlenport (1837—91) war seit 1875 dänischer, seit 1879 zugleich auch norwegisch-schwedischer Konsul in Rom.

P. V. Heegaard (1835—84), dänischer Philosoph, seit 1875 Professor, ging 1880 ins Ausland, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, aber vergebens.

Aug. Rasmussen war um diese Zeit Direktor einer dänischen Wandergesellschaft und hat in der Saison 1880—81 das „Puppenheim" in dänischen Landen zur Aufführung gebracht.

151. Hagbard Berner (geb. 1839), Staatsrevisor 1871—99, Direktor der „Hypothekenbank" 1884—1902; seit 1898 Bürgermeister von Christiania. Er hatte 1869 „Dagbladet" gegründet und zehn Jahre redigiert, dann war er 1880—88 einer der einflußreichsten Abgeordneten der Linken. Auf dieses Schreiben Ibsens hin schlug er am 1. Febr. 1882 im Storthing vor, Björnson und Ibsen zu ihren Dichtergagen eine jährliche Zulage von je 2400 Kronen zu bewilligen: „in Anbetracht, daß diese beiden unbestreitbar größten Dichter Norwegens nun eine ganze Reihe von Jahren an der Spitze der litterarischen Entwicklung unseres Landes gestanden und seiner Dichtung neue Bahnen gewiesen haben — daß in erster

Reihe diese beiden unserem Vaterlande Ehre gemacht und dazu beigetragen haben, unserem Land und Volk bei fremden Nationen einen geachteten Namen zu schaffen — daß sie beide als dramatische Dichter sehr beträchtliche materielle Verluste durch die Zwangslage erlitten haben, in der sich die Schriftsteller eines kleinen Landes, bei dem Mangel gesetzmäßiger Konventionen zum Schutz ihres litterarischen Urheberrechts, anderen Ländern gegenüber befinden." Am 3. März schlug sodann B. vor, in die Verhandlung über seinen Antrag einzutreten, „damit bezüglich der Verluste, die in der Motivierung des Antrags erwähnt wurden, und die durch den Mangel an Verträgen zum Schutz des litterarischen Urheberrechtes verursacht sind, Erhebungen angestellt werden können." Als am 1. Mai die Sache wieder im Storthing vorkam, rückte B. die Forderung der Dichter auf Schadenersatz in den Vordergrund, ohne konkrete Vorschläge zu machen. In der kurzen Debatte, die folgte, sprachen sich auch einige andere Abgeordnete der Linken für den Schadenersatz aus, während verschiedene Anhänger der Rechten ihrem Ärger über die Angriffe dieser beiden Dichter und zumal Ibsens auf die bestehende Gesellschaftsordnung und auf die Moral des Christentums Ausdruck gaben, indem sie zugleich betonten, die Schriftsteller hätten ihre Verluste „nicht dadurch erlitten, daß es in Norwegen keine Konvention über das litterarische Urheberrecht giebt, sondern weil es in Dänemark an einem solchen Vertrage fehlt." Der letztere Gesichtspunkt wurde in der Diskussion damals freilich nicht besonders stark hervorgehoben, aber er wurde doch schließlich entscheidend dafür, daß B.s Antrag nicht mehr auf der Tagesordnung erschien: je mehr man sich nämlich mit der Frage des litterarischen Urheberrechts beschäftigte, desto mehr zeigte es sich, daß sowohl Ibsens Eingabe wie B.s Antrag auf einer irrigen Voraussetzung beruhten, weil ja der norwegische Staat durchaus nichts thun konnte zum internationalen Schutz der Schriftsteller, die ihre Bücher in Dänemark drucken und verlegen ließen, und weil er demgemäß ihnen gegenüber auch keinerlei Ersatzpflicht hatte. Als Norwegen 1896 (weit früher als die anderen skandinavischen Reiche) der Berner Konvention von 1886 beitrat, hatte dieser Fortschritt absolut keinen Einfluß auf Björnsons und Ibsens rechtliche Stellung, da sie ja dem Ausland gegenüber juristisch als

dänische Schriftsteller anzusehen waren; erst als Dänemark 1903 sich der Berner Konvention anschloß, erreichten beide Dichter Rechtsschutz im Auslande.

Das litterarische Eigentumsrecht in Norwegen war lange Zeit nur geschützt durch die höchst mangelhafte Verordnung vom Jahre 1741. Erst 1876 kam ein besonderes und vollkommeneres Gesetz zu stande.

Das Gesetz über den Schutz des Nutzwildes wurde 1845 geschaffen.

Freiherr A. E. Nordenskjöld (1832—1901) vollführte 1878—79 mit dem Dampfboot „Vega“ die „Nordostpassage“, indem er das sibirische Meer durchfuhr und sich durch die Beringstraße nach Europa zurückwandte.

Die „Vega“ wurde befehligt vom Leutnant Louis Palander (geb. 1842). 1900 Kontreadmiral, 1901 schwedischer Marineminister.

Björnson war Herbst 1880 nach Amerika gegangen, von wo er erst Mai 1881 zurückkehrte.

„Meinen Sohn“: Sigurd Ibsen machte in München 1878 das Abiturientenexamen, und nach zwei Jahren juristischer Studien in Rom und München wollte er sich 1880 als Student der Jurisprudenz an der Christianiaer Universität immatrikulieren lassen. Die geltenden Gesetze aber schrieben vor, daß jeder Fachstudent sich erst einem mehr auf allgemeine Bildung zugeschnittenen Examen philosophicum zu unterwerfen habe, das ein einjähriges Studium verlangte, und diesen Zeitverlust mochte Sigurd J. nicht tragen. „Alle ausländischen Universitäten stehen ihm offen,“ schrieb Ibsen an Hegel (München am 25. Okt. 1880), „und wir kehren nun nach Rom zurück, wo er seine juridischen Studien vollenden und sich dann naturalisieren lassen will. Der schwarzen Theologenbande, die gegenwärtig im norwegischen Kultusministerium das Regiment führt, werde ich bei Gelegenheit ein angemessenes litterarisches Denkmal setzen.“ (Vgl. Nr. 175.)

153. „Doktorexamen“: Sigurd Ibsen (über den der verstümmelte Anfang des Briefes handelt) machte seinen juristischen Doktor 1882 in Rom.

Camilla Collett (vgl. Nr. 78) hatte schon in ihrem interessanten Roman „Des Amtmanns Töchter“ (1855), aber

noch mehr durch eine Reihe glänzender Streitschriften seit 1872 die Frauenfrage in ihrer ganzen Breite aufgerollt (vgl. L. Dietrichson, „Camilla Collett und ihr Eintreten für die Frauenfrage", Christiania 1884, gedruckt als Einleitung zu Frau Colletts gesammelten Schriften). Namentlich ihr Buch „Aus dem Lager der Stummen" (1877), ein Meisterwerk polemischer Kunst, voll scharfsinniger Gedanken und voll Temperaments, weckte in der Gesellschaft einen mächtigen und lauten Wiederhall. Die Schrift brachte einen gewaltigen Umschwung in den allgemeinen und geltenden Anschauungen hervor, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Frau C. einen großen Einfluß auf Ibsens litterarische Arbeit ausübte, beim „Puppenheim" und auch später noch.

154. S. Nr. 146.

Passarge hatte für sein Teil in einem Briefe an Ibsen die Möglichkeit verneint, daß er an seinen Übersetzungen irgend ein geschäftliches Interesse gehabt hätte, und versichert, daß die Bücher ihn, Passarge, viel Geld gekostet haben.

„Brand" ist fünfmal in deutscher Übersetzung erschienen: von P. F. Siebold 1872 (zweite Aufl. 1880), von Julie Ruhkopf 1879, von Alfred von Wolzogen 1876, von L. Passarge 1881, von Chr. Morgenstern in SW. 4, S. 1—203.

155. Olaf Skavlan (1838—91), Professor der europäischen Litteraturgeschichte an der Christianiaer Universität (seit 1877), und Ernst Sars (s. Nr. 35) gaben seit Neujahr 1882 „Nyt tidsskrift" („Die neue Zeitschrift") heraus, die sechs Jahre bestand, und deren Programm war: eine freie Aussprache über alle Fragen der Zeit zu fördern und das norwegische Publikum in alle modernen geistigen Bewegungen lebendig einzuführen. Gleich in dem ersten Hefte stand ein Artikel von P. O. Schjött über die „Gespenster": er betonte den läuternden ethischen Ernst des neuen Dramas und nannte es „das gewaltigste Kunstwerk, das nicht nur Ibsen selbst, sondern überhaupt unsere dramatische Litteratur bis heute hervorgebracht hat". Was jedoch in der öffentlichen Meinung der neuen Zeitschrift ihr Hauptgepräge gab, das war ihre Stellungnahme in den brennenden politischen und nationalen Tagesfragen. Sie wurde in erster Linie als eine Parteizeitschrift der Linken angesehen, und so ist

die Erklärung dafür gegeben, daß Ibsen, der nicht politischer Parteimann sein wollte, auch nicht Mitarbeiter der Zeitschrift zu sein wünschte. (Vgl. Nr. 161.)

156. S. Nr. 146.

„Die Gespenster" waren in so großer Auflage gedruckt, daß eine Neuauflage bis 1894 nicht erforderlich war. Das Stück wurde zunächst von allen Theatern des Nordens abgelehnt, und in Deutschland kam es nicht vor 1886 zur Aufführung.

157. Chr. K. F. Molbech war seit 1864 Litteraturkritiker des dänischen „Dagblad", und wahrscheinlich rührte der längere Artikel, der das heftigste Verdammungsurteil über die „Gespenster" (in Nr. 298 A) enthielt, von ihm her. In diesem Artikel war jedoch M.s Schauspiel „Empor" nicht genannt, das eben (Ende 1881) aufgeführt worden und durchgefallen war.

158. G. Brandes, der seit Okt. 1877 in Berlin wohnte, veröffentlichte seine Kritik der „Gespenster" in dem von Chr. Berg und Viggo Hörup (zwei Führern der dänischen Linken) geleiteten „Morgenblad", in dessen Redaktion auch Edv. Brandes 1881 eingetreten war.

Brandes' Vortrag über Ibsen wurde gedruckt in der Wochenschrift „Ude og hjemme" (29. Aug.—3. Sept. 1882) und schwedisch in dem Buch „Björnson och Ibsen" (im selben Jahre).

159. Sophus Schandorph (1837—1901), bekannt als derb-realistischer Schriftsteller, einer von Brandes' nächsten Freunden.

160. Rud. Schmidt veröffentlichte 1881 seinen ersten Novellenband „Handzeichnungen".

Schmidts Schauspiel „Eine Auferweckung" („En opvækkelse") war im April 1877 auf dem Kgl. Theater in Kopenhagen erschienen, hat aber nur eine einzige Aufführung erlebt.

161. Das norwegische „Dagblad", das von Sept. 1880 bis Jan. 1883 von Nicolai Grävstad (geb. 1851; jetzt Redakteur von „Skandinaven" in Chicago) geleitet wurde, hatte am 14. Dez. 1881 unverzüglich eine Anzeige der „Gespenster" gebracht, die nicht von einem der ständigen Kritiker des Blattes herrührte.

Einer dieser Kritiker hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, eine Besprechung zu schreiben, worin die Größe und der Ernst des Stückes hervorgehoben werden sollte, aber es war die unerfüllbare Bedingung gestellt worden, daß der Artikel in wenigen Stunden geliefert werde: statt dessen kam nun aus der Feder eines anderen Mitarbeiters ein Eilartikel, worin die „Gespenster" bezeichnet wurden: als einer der leidenschaftlichsten und rücksichtslosesten Angriffe auf die Ehe, „diese Institution, auf die unsere Gesellschaft sich gründet". Der Verfasser versäumte nicht, scharf zu betonen, daß dies „wirklicher Radikalismus" sei, während der Radikalismus, den die konservativen Blätter der Partei der Linken unter Lamentationen vorhielten, nur eine Einbildung wäre.

Björnson trat nun in demselben „Dagblad" (22. Dez.) mit einer Berichtigung hervor, um darzuthun, daß die Gesellschaft nicht auf die Ehe gegründet sei, und „zum Verständnis" fügte er hinzu, daß Ibsen auch nur die unsittliche Ehe angegriffen habe. Ibsens Gestalten seien nicht Sprecher für den Dichter und seine Ansichten, vielmehr sprächen sie das nur aus, was sie selbst unter den gegebenen Verhältnissen notwendiger Weise denken und sagen müßten, und der Dichter müßte das Recht und die Freiheit haben, sie so sprechen zu lassen, wie es das Recht und die Wahrheit verlangen. Hierauf folgt eine kurze Kontroverse über die Ehe zwischen Björnson und einem „Einsender", worauf die Redaktion am 10. Jan. 1882 die Diskussion für geschlossen erklärte. Es soll übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Redaktion des „Dagblad" in einem leitenden Artikel einer Aufführung der „Gespenster" auf dem „Christianiaer Theater" das Wort redete, und daß sie G. Brandes' Besprechung des Stücks abdruckte. Es läßt sich allerdings begreifen, daß das Blatt als Hauptorgan der Linken es nicht wagte, das Stück ohne Vorbehalt zu loben: die Linke stand gerade in einem harten politischen Kampf, und die gemäßigten christlichen Fraktionen der Partei konnten durch einen allzu großen Radikalismus leicht vor den Kopf gestoßen werden, — es galt, die ganze Partei unzersplittert zusammenzuhalten.

162. Otto Borchsenius (geb. 1844), dänischer Schriftsteller, war 1880—84 Mitredakteur der Wochenschrift „Ude og hjemme", die das Sprachrohr der „litterarischen Linken" war,

und dort hatte er am 8. Jan. 1882 die „Gespenster" angezeigt. Doch seiner ganzen Geistesrichtung nach gehörte er nicht zu Brandes' Anhängern, und das zeigte sich deutlich, als er 1885 zum „Morgenblad" überging in dem Augenblick, da Hörup und Edv. Brandes wegen Meinungsverschiedenheiten mit Chr. Berg aus der Redaktion austraten. Er war Hauptredakteur dieses Blattes von 1887—1892 und ward später Litteraturkritiker des „Daneborg".

„Ude og hjemme" vom 11. Febr. 1883 brachte in Faksimile jene beiden Zeilen Ibsens, datiert aus Rom, den 12. Dez. 1882: „In unserer Zeit hat jede neue Dichtung die Aufgabe, die Grenzpfähle umzustecken."

Ibsens Brief an Schandorph (Nr. 159) war im „Morgenblad" vom 14. Jan. 1882 abgedruckt. Und aus diesem Anlaß hatte das dänische „Dagblad" einen bissigen Artikel gebracht (19. Jan.).

163. Das „neue Schauspiel" war der „Volksfeind". Geschrieben im Frühling und Sommer 1882, kam es am 28. Nov. heraus.

Carl Goos (geb. 1835), Professor der Rechtswissenschaft an der Kopenhagener Universität (1862—91), nahm gerade um jene Zeit in der dänischen Rechten eine mehr und mehr dominierende Stellung ein. Wurde in das Folkething 1880, in das Landsthing 1885 gewählt und war Minister 1891—1900. Er war 1881—89 der verantwortliche Herausgeber des „Dagblad" und hatte einen entscheidenden Einfluß auf dessen Haltung in wichtigeren Fragen.

164. Björnson feierte am 10. Aug. 1882 sein fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum in seinem Heim zu Gausdal, und zu diesem Tage traf von Ibsen ein längeres, sehr herzliches Schreiben ein, von dem leider nur ein Bruchstück erhalten ist (vgl. Einl. S. XL).

In Gossensaß (Tirol) hatte Ibsen auch die Sommermonate 1876, 1877 und 1878 verbracht.

165. Vgl. Nr. 158 und 163.

„Wirrkopf": vgl. SW. 7, S. XXII.

166. An G. Brandes war im Sommer 1882 aus einem

Kreise dänischer Männer und Frauen die Aufforderung gelangt, sich wieder in Kopenhagen niederzulassen und öffentliche Vorlesungen zu halten. Man sicherte ihm ein jährliches Einkommen von 4000 Kronen auf zehn Jahre zu. Er nahm die Einladung sogleich an und ging Febr. 1883 nach Dänemark zurück.

Sein Werk über Ferdinand Lassalle kam dänisch erst 1881 heraus, war aber fragmentarisch in „Det Nittende Aarhundrede" („Das neunzehnte Jahrhundert") Herbst 1875 gedruckt worden; als deutsches Buch war es 1877 erschienen.

Henrik Johan Paus (1799—1893), Bruder des Stadtvogts Christian Paus (s. Nr. 134), war Vogt (nicht Bezirksrichter) in Oesterdalen 1843—58 und in Ober-Romerike 1858 bis 1860, worauf er sich in Skien niederließ.

167. „Die politisierenden Schreihälse": In Norwegen hatten die Neuwahlen zum Storthing der Linken 1882 eine überwiegende Majorität verschafft, und sie bereitete sich nun zu einem entscheidenden Schlage gegen die Beamtenpartei und die konservative Regierung vor. Das Storthing von 1883 forderte deswegen auch die Regierung vor das „Reichsgericht" (eine Art parlamentarischen Gerichts, in dem auch die höchsten Richter des Landes saßen), und dieses Gericht setzte die Minister von ihren Ämtern ab, weil sie das königliche Veto mißbraucht hatten, d. h. aus dem suspensiven Veto ein absolutes hatten machen wollen (vgl. Nr. 172).

Johanne Luise Heiberg (1812—90), die berühmte dänische Schauspielerin, gab 1882 ein Aufsehen erregendes Buch über ihre Schwiegereltern P. A. Heiberg und Thomasine Gyllembourg auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen heraus.

168. Der „Volksfeind" wurde in Kopenhagen am 4. März 1883 aufgeführt.

169. Camilla Collett (s. Nr. 153) wurde am 21. Jan. 1883 siebzig Jahre alt. Zu diesem Gedenktag erschienen Huldigungsartikel in einigen Blättern. Von den Frauen Christianias kamen Dankadressen und Geschenke, und viele Gratulanten fanden sich persönlich in ihrer Wohnung zu Christiania ein, doch erst an ihrem achtzigsten Geburtstag (1893

wurde sie von ihren Landsleuten in mehr als gewöhnlichem Maße gefeiert.

170. Johan Sverdrup hatte am 18. Jan. 1883 seine Frau verloren.

171. Lucie Wolf, geb. Johannesen (1833—1902; vgl. SW. 1, S. 642—43), ging 1899 zum neugegründeten „Nationaltheater“ über. Hat als jugendliche Liebhaberin und Naive angefangen; war von reizender Frische und lebensvollem Humor. Ihr eigentliches Gebiet ist das Lustspiel gewesen: sie spielte u. a. flott und keck die Holbergschen Pernillen. Einige ihrer Glanzrollen in Stücken Ibsens waren: Madam Rundholm („Bund der Jugend“), Signe („Fest auf Solhaug“ 1856), Dagny („Helden“ 1861), Sigrid („Kronprätendenten“ 1864), Lona Hessel („Stützen der Gesellschaft“ 1879), Frau Stockmann („Volksfeind“ 1883), Gina Ekdal („Wildente“ 1885), Julie Tesman („Hedda Gabler“ 1891). Ihre Eindrücke von Ibsen als Regisseur hat sie in ihren „Lebenserinnerungen“ (Christiania 1897, S. 200—204) wiedergegeben.

172. G. Brandes' Abhandlung über Ibsen aus „Ude og hjemme“ erschien 1883 deutsch in „Nord und Süd“.

1882 gab Brandes von den „Hauptströmungen“ den Teil über „die romantische Schule in Frankreich“ heraus.

Das Buch über Disraeli war 1878 erschienen.

Das „Fest auf Solhaug“ kam in zweiter Ausgabe (mit Vorrede) 1883 heraus (s. SW. 3, S. 145—215).

„Reichsgericht“: s. o. Nr. 167.

„Absolutes Veto“ s. o. Nr. 167. Es war die Streitfrage, ob der König bei den Verfassungsänderungen ein suspensives oder absolutes Veto habe, d. h. ob er ein Gesetz, das vom Storthing angenommen sei, überhaupt verbieten könne oder nicht. Das „Reichsgericht“ verneinte das absolute Veto: der König hat ein dreimaliges Veto, beschließt aber das Storthing ein Gesetz zum vierten Male, so ist es Gesetz.

„Die reine Flagge“: Durch kgl. Resolution kam 1844 in die norwegische Flagge das (schwedische) Unionszeichen. Als in Norwegen das nationale Selbstgefühl erwachte, setzte die Storthingslinke (Antrag Berner vom Jahre 1879) alles daran,

um aus der Flagge das Unionszeichen zu entfernen. Es entbrannte der sogen. Flaggenstreit. Dreimal beschloß das Storthing die Austilgung, dreimal legte der König sein Veto ein. Nachdem die Vorlage 1899 zum vierten Male durchgegangen war, wurde sie Gesetz.

173. Emma Klingenfeld (geb. 1846) lebt in München. Sie gehört zu Ibsens frühesten Übersetzern und Vorkämpfern in Deutschland. Die „Helden" übersetzte sie ohne Auftrag; sie legte das Stück dem Hofschauspieler und Regisseur Richter vor, der sie an den Dichter verwies. Das Buch, das Ibsen sogleich mit seiner Autorisation versah, erschien 1876. Emma K.s deutsche Originalausgaben von „Frau Inger auf Oestrot" und den „Stützen der Gesellschaft" kamen 1877 bezw. 1878 heraus. Sodann übertrug sie zum ersten Male das „Fest auf Solhaug", das 1888 zu Ibsens 60. Geburtstag (in Reclams Univers.-Bibl. Nr. 2375) erschien, und „Hedda Gabler" (1891). Für die „Sämtlichen Werke" lieferte sie die deutschen Texte vom „Hünengrab" und von „Olaf Liljekrans".

Die „Gespenster" hat Marie von Borch (1884), den „Volksfeind" hat Wilh. Lange (1883) übersetzt.

„Adam Homo" von Fr. Paludan-Müller erschien in Emma Klingenfelds Übertragung (mit einer Vorrede von G. Brandes versehen) 1883.

174. Kristian Anastas Winterhjelm (geb. 1843), norwegischer Journalist und Schriftsteller; seit 1880 wohnhaft in Stockholm als Korrespondent der Zeitung „Aftenposten". Er ist seit 1874 verheiratet mit der schwedischen Schauspielerin Hedvig W. geb. Forsmann (geb. 1838), zu deren bedeutendsten Rollen Frau Inger und Frau Alving gehörten. Ibsen war der Künstlerin in Christiania 1874 begegnet und hatte am 26. Sept. ihr in das Album die Worte geschrieben: „Einer neuen Schönheitsform Apostel zu sein unter den noch getrennten Brüdern, das heißt: in Stille wirken für ein Haus, das im Werden ist." Diesen Gedanken zu verwirklichen, fand Frau W. ausreichende Gelegenheit, als sie mit dem schwedischen Theaterdirektor und Schauspieler August Lindberg (geb. 1846) im Winter 1883—84 eine Tournee durch Schweden, Dänemark und

Norwegen unternahm, um die verfemten „Gespenster“ zu spielen. Die erste Aufführung fand in Helsingborg statt (am 22. Aug. 1883). Die Vorstellungen wurden fortgesetzt: zu Kopenhagen schon in demselben Monat, zu Stockholm und Göteborg im Sept., zu Christiania am 17. Okt. Auf diese Weise wurde ein halbes Jahr hindurch das Stück 75 Mal gespielt, und überall strömte das Publikum zu. Ibsen sah selbst die Lindbergsche Gesellschaft und Frau W. in einer Christianiaer Festvorstellung (17. Sept. 1891). Er betonte später mit den stärksten Worten, wie Frau W. als Helene Alving durchaus „seine eigenen innersten Gedanken und Gefühle getroffen habe.“

175. O. A. Bachke (vgl. Nr. 35) war seit 1879 Justizminister und wurde am 23. April 1883 mit den anderen Mitgliedern der Regierung vor dem Reichsgericht wegen Mißbrauchs des kgl. Veto angeklagt (s. Nr. 167). März 1884 ging er durch Urteil seines Amtes verlustig.

Sigurd Ibsen erhielt 1884 eine Anstellung im Konsulatsbureau des Ministeriums des Innern und trat 1885 zum diplomatischen Dienst über: zuerst als Attaché im schwedischen Ministerium des Innern, dann in gleicher Stellung bei der norwegisch-schwedischen Gesandtschaft in Washington und schließlich bei der Gesandtschaft in Wien, bis er 1890 aus der Diplomatie schied, weil er als norwegischer Nationalist seine Rechtsansprüche nicht berücksichtigt sah. Seine Abhandlung „über die Entwicklung des Staatsbegriffs“ wurde in „Nyt tidsskrift“ („Die neue Zeitschrift“) veröffentlicht (1883—84). Von 1890 ab lebte J. als Schriftsteller in Christiania, namentlich mit der litterarischen Behandlung politischer Stoffe beschäftigt. Er war u. a. Mitredakteur von „Nyt tidsskrift“, Neue Folge (1892—95), und hielt außerdem mit staatlicher Bewilligung an der Christianiaer Universität soziologische Vorlesungen (1896—97). Im Jahre 1899 betrat er wieder die Beamtenlaufbahn, indem er zum Chef der neuerrichteten Auslandsabteilung des norwegischen Ministeriums des Innern ernannt wurde. 1902 wurde er Mitglied der Regierung und 1903 wurde er zum norwegischen Staatsminister in Stockholm ernannt.

176. „Der Bund der Jugend“ erschien in fünfter Auflage Nov. 1883.

Holger Drachmann, der früher der „litterarischen Linken“ angehörte (s. Nr. 188—189), hatte schon durch seinen Gedichtband „Alte und neue Götter“ (1881) zu der neuen Litteraturrichtung, die mit G. Brandes ihren Einzug in Dänemark gehalten hatte, teilweise eine oppositionelle Stellung eingenommen, und mit seinen „Schattenbildern von Reisen im Inland und Ausland“, die am 8. Dez. 1883 herauskamen, machte er seinem Oppositionsgeiste nun vollends Luft in derb-schmetternder Rede, — er wandte sich direkt gegen Brandes und gegen die ganze moderne Litteratur mit ihrem „Alkoholismus, Syphilismus, Adulterismus, Pauperismus, Bestialismus“. Und als Gegenstück zu dem französisch-raffinierten Ostende stellte er das stille, unberührte Brügge auf. Das bedeutete den engherzigsten nationalen Standpunkt gegenüber dem radikalen „Europäismus“. Das Buch rief in der dänischen Presse eine heftige Kontroverse für und wider Georg Brandes hervor.

177. Jonas Lie gab zu Weihnachten 1883 die Erzählung „Die Familie auf Gilje“ heraus, die erste seiner modernen Heimatsschilderungen.

Henrik Pontoppidan (geb. 1857) hatte als Schriftsteller 1881 debütiert und ließ 1883 seine „Dorfbilder“ erscheinen; er wurde rasch einer der beliebtesten Erzähler Dänemarks.

178. „Eingabe an das Storthing“: Hagbard Berner (vgl. Nr. 151) hatte 1882 die Vorlage zu einem Gesetz der Gütertrennung für verheiratete Frauen eingebracht. Sie fand bei dem radikalen Teil der Linken Zustimmung, konnte aber für diesmal nicht durchgebracht werden und wurde deshalb an die Vertretungen der Landeskommunen gesandt, damit sie sich dazu erklärten. Die Sache kam im Storthing 1884 wieder zur Beratung, und von seiten Björnsons, Ibsens, Lies, Kiellands ging dem Landtag folgende Eingabe zu: „Das Storthing hat seiner Zeit die Frage der Gütertrennung für die verheiratete Frau den Kommunalbehörden zur Erwägung überwiesen. Wir lassen es unerörtert, wann die Kommunalbehörden diese besondere Vollmacht von der Frau erhalten haben [das Kommunalwahlrecht wurde den Frauen in Norwegen erst 1901 zugestanden]; wir beschränken uns auf die

Behauptung, daß die Voraussetzung, von der die meisten Erwägungen der Kommunen offenbar ausgehen: nämlich daß die Ehe im allgemeinen auf Liebe gegründet ist, weshalb man auch in Zukunft die Gütergemeinschaft als Regel anempfiehlt — daß diese Voraussetzung kaum richtig ist. Aber selbst wenn dem so wäre, dürften wir in einer so ernsthaften Sache daran erinnern, daß die Liebe ein mannigfaltiges Ding ist: zur Grundlage einer dauernden ökonomischen Ordnung ist sie wenig geeignet. Ebensowenig genügt es, wie man vorgeschlagen hat, daß die verheiratete Frau Gütertrennung beantragen kann, wenn sie will. Dadurch nimmt der Anspruch unschwer das Aussehen einer verletzenden Ausnahme an, und vor so etwas hat die Frau leicht eine Scheu. Sie muß wissen und fühlen, daß sie mit demselben gesetzlichen Recht in die Ehe tritt wie der Mann. Nicht nur sie, auch der Mann wird moralisch dabei gewinnen, und um so leichter bekommt von Anfang an das Zusammenleben jenen echten Stempel der Würde. Auch die Liebe, wenn sie vorhanden ist, erhält eine Stütze in dem Gefühl der Gleichheit. Was im besonderen das ökonomische Wohl anbelangt, so dürfte es eine nicht ungewöhnliche Erfahrung sein, daß da, wo Trunkenheit noch eine nationale Institution bildet und riskante Handelsgeschäfte und Kautionen kaum zu den Seltenheiten gehören, es im Interesse der Gesellschaft liegt, wenn die verheiratete Frau sobald wie möglich aufhört, juridisch unmündig zu sein." Die Sache kam von einer Storthingstagung zur anderen; erst 1898 ging das Gesetz einer fakultativen Gütertrennung durch.

„Praktische und produktive Reformen": Die norwegische Linke setzte 1891 eine Erweiterung des Wahlrechts durch, indem sie es allgemein machte für erwachsene Männer; sie schuf 1889 ein neues Volksschulgesetz, das den Volksunterricht von der Kirche emanzipierte, und sie arbeitete positiv mit an den Reformen, welche die Stellung der Frau zu heben geeignet waren: Befreiung der verheirateten Frau von der Vormundschaft 1888; das Recht, ohne besondere Bewilligung der Behörden Handel, Gewerbe und Handwerk zu treiben 1894; das Recht auf alle Universitätsexamina 1894 und die allmähliche Zulassung zu den verschiedenen öffentlichen Thätigkeiten und Ämtern.

„Ein altes Dokument“: Die Einleitung zu Björnsons Roman „Det flager“ („Man flaggt“); zuerst abgedruckt im Januarheft von „Nyt tidsskrift“ 1884.

179. „Meine Biographie“: Vgl. Nr. 166, 172.

Schauspiel in fünf Akten: „Die Wildente“; wurde in Rom und Gossensaß während des Sommers 1884 geschrieben.

180. Theodor Caspari (geb. 1853), norwegischer Lyriker, hatte sich im Winter 1883—84 in Italien aufgehalten; die erste Sammlung seiner Gedichte war 1880 erschienen. In dem Buch „Lyrik und Satire“ 1887 findet sich auf S. 24–27 das Gedicht „An Henrik Ibsen“.

181. Ibsen besuchte Björnson auf dessen Einladung in Schwaz (Tirol) Mitte Sept. 1884, gleich nachdem er die „Wildente“ vollendet hatte. Seit länger als zwanzig Jahren hatten sich die Dichter nicht gesprochen, und Ibsen hatte, wie er am 15. August an Björnson schrieb, „fast den Gedanken aufgegeben, daß sie sich noch einmal wiedersehen würden“. Jonas Lie blieb aus.

182—183. Der Leiter des „Christianiaer Theaters“ war während der Jahre 1879—99 H. Schröder (1836–1902). Björnsons ältester Sohn, Björn (geb. 1859), begann im Sept. 1884 seine Thätigkeit am Theater als Schauspieler und Regisseur. Er verblieb in dieser Stellung bis 1893. Als das „Christianiaer Theater“ 1899 liquidierte, und das „Nationaltheater“ in dem neu erbauten Schauspielhaus eröffnet wurde, berief man Björn Björnson als Direktor. Kein norwegisches Theater hat Staatszuschüsse erhalten. Das „Nationaltheater“ hat aber wenigstens bei der Kommunalverwaltung Unterstützung in verschiedenen Formen gefunden.

184. „Die Wildente“ erschien am **11.** Nov. **1884** und wurde auf dem Kgl. Theater in Kopenhagen am 22. Febr. 1885 zum ersten Male gespielt.

Den Hjalmar Ekdal gab Emil Poulsen (geb. 1842), der 1867 als Schauspieler an der Hofbühne debütiert und seither, namentlich in Ibsenschen Charakterrollen, geglänzt hatte: Bischof Nikolas in den „Kronprätendenten“; Lundestad im „Bund der Jugend“;

Bernick in den „Stützen der Gesellschaft“; Helmer im „Puppenheim“; Allmers in „Klein Eyolf“ und John Gabriel Borkman.

Den alten Ekdal gab Emils jüngerer Bruder Olaf Poulsen (geb. 1849), der 1876 gleichfalls am Kgl. Theater debütiert und sich später in komischen Charakterrollen einen Namen gemacht hatte, besonders als Holbergspieler (vgl. Edv. Brandes, Dansk Skuespilkunst, S. 317—352).

185. L. Josephson übernahm 1879 in Stockholm „Nya teatern“ nach dem Abgange Stjernströms (s. Nr. 80) und brachte hier verschiedene Werke Ibsens zur Aufführung, so die „Helden auf Helgeland“, die „Kronprätendenten“, „Catilina“ (1881) und „Brand“ (24. März 1885): trotz der Länge des Theaterabends — die erste Vorstellung dauerte beinahe sieben Stunden — wurde „Brand“ sechzehnmal gespielt.

Die Hauptrolle gab Emil Hillberg (geb. 1852), der auch als Doktor Stockmann (Volksfeind) und Ulrik Brendel (Rosmersholm) außerordentliche Charakterbilder geschaffen hat.

186. Christian Tönsberg feierte am 1. Mai 1885 seine silberne Hochzeit in Kopenhagen, wo er sich bei seinem Schwiegersohn, dem Universitätsbuchhändler Gad, aufhielt. Namentlich in den 50er Jahren hatte T. eine ganze Reihe großer Druck- und Bilderwerke herausgegeben, im Geiste der norwegischen nationalen Romantik. Er war auch teilweise Ibsens Verleger gewesen (s. Nr. 6 und 11). Seine großzügigen Unternehmungen führten seinen geschäftlichen Niedergang herbei. Er mußte Konkurs anmelden und hat sich später als Zollbeamter seinen Unterhalt verdient. Als er 1874 diese Stellung aufgab, bewilligte ihm das Storthing eine mehr denn gewöhnliche Pension auf Grund seiner früheren Verdienste als Verlagsbuchhändler. Er war Generalkonsul für Mecklenburg 1857—64, für Liberia 1879 bis 1888, für Rumänien 1881—86, für Columbia 1889—92.

187. Das Kgl. Theater zu Kopenhagen hat die Absicht, im Sommer 1885 zu Stockholm Vorstellungen zu geben, nicht ausgeführt.

„Die politischen Ereignisse in Dänemark“: Der dänische Verfassungskampf wurde eingeleitet durch das Mißtrauensvotum, das 1873 das Folkething der Regierung

ausstellte, sowie durch die Ablehnung des Finanzgesetzes. Diese Vorgänge schon hatten bei Ibsen ein starkes Interesse geweckt. Als die Regierung das Folkething auflöste und Neuwahlen ausschrieb, sah Ibsen „mit Spannung" dem Wahlergebnis entgegen (Brief an Hegel aus Dresden, 13. Nov. 1873). In den nächstfolgenden Jahren war die Linke im Folkething nicht so stark, daß sie mit ganzer Kraft der Regierung und dem Landsthing zu Leibe gehen konnte; aber 1884 spitzte sich der Kampf aufs neue zu, dank den Wahlsiegen der Linken, und als Folkething und Landsthing sich über das Finanzgesetz nicht einigen konnten, erließ die Regierung am 1. April 1885 auf eigene Hand ein provisorisches Finanzgesetz. Gewaltig war die Erregung im Lande; die dänische Linke bekam Mut durch die großen Siege der norwegischen Linken (1884), — die Bauern waren gerüstet zu bewaffneter Erhebung und warteten nur auf das Zeichen ihrer Führer. Die Regierung sah sich genötigt, den Verkauf von Gewehren an Privatleute zu verbieten, und sandte bewaffnete Gendarmerie über das Land. Es kam jedoch nicht zum Blutvergießen; dagegen begann der endlose politische Konflikt, der erst mit dem „Vergleich" von 1894 und dem Eintritt der Linken in die Regierung 1901 endete.

188—189. Ibsen hatte den Sommer 1885 (Juni bis Sept.) in Norwegen, hauptsächlich in Molde verbracht, und in derselben Stadt hatte auch Lorentz Dietrichson eine Zeit geweilt. Ibsen glaubte wahrzunehmen, daß D., welcher der norwegischen Rechten angehörte, sich ihm gegenüber reserviert verhalte, um seinen Verkehr in den aristokratischen Kreisen der Stadt zu suchen, — ein Verdacht, der bei dem herrschenden Parteifanatismus ziemlich nahe liegen mußte. Als Ibsen sich auf der Rückreise in Christiania aufhielt (Ende Sept.), machte man (26. Sept. im „norwegischen Studentenverein", dessen Vorsitzender D. war, den Vorschlag, Ibsen einen Fackelzug zu bringen. In der Sitzung vom 3. Okt. mußte jedoch der Vorsitzende mitteilen, Ibsen habe die Ehrung abgelehnt, teils wegen seiner allgemeinen Abneigung gegen ein öffentliches Auftreten, teils weil er ein gleiches Anerbieten des Christianiaer „Arbeitervereins" schon früher abgelehnt hatte. Hierzu bemerkte aber Ove Rode, ein junger Student der Philosophie (geb. 1867,

jetzt Journalist in Kopenhagen): der wahre Grund der Ablehnung sei Ibsens Unwille gegen den reaktionären Geist, der im „Studentenverein“ herrsche. Daraufhin richtete D. an Ibsen, der nach Kopenhagen abgereist war, ein Telegramm, und er erhielt am 6. Okt. die folgende Antwort: „Dein Referat über meine Ablehnung ist unvollständig gewesen. Ich äußerte u. a.: ich wünsche keinen Jubel der Studenten aus Anlaß meiner Abreise. Meine Herzensmeinung war: mit einem Studentenverein unter Deiner Leitung fühle ich mich nicht verwandt. Teile dies den Studenten mit.“ Am 8. Okt. wohnte Ibsen einer Festlichkeit des dänischen Studentenvereins (eines 1882 gebildeten radikalen Verbandes) bei. Damals hielt Georg Brandes eine Rede auf ihn und äußerte u. a., Ibsen fühle sich nicht verwandt mit den norwegischen Studenten, — „es giebt keine Studenten in Norwegen“ (Ibsens Antwort ist abgedruckt in SW. 1, S. 526). In dem norwegischen Studentenverein gab sodann D. am 10. Okt. einen längeren Bericht über seine und Ibsens Haltung, wobei er die Äußerung fallen ließ, „der große Dichter habe bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß er von kleinen Dimensionen sei“, und er warf ihm „Einseitigkeit“ und einen „beschränkten Gesichtskreis“ vor. Nach einer lebhaften Debatte stimmte die Mehrheit des Vereins für die Auffassung des Präsidenten. In dieser Sitzung wurde ein Carmen gesungen, worin D. die wesentlichen Punkte seines Vortrages in Verse gebracht hatte und so geschmacklos gewesen war, Ibsen „als einen fallenden Stern“ zu bezeichnen. Sein Vortrag stand am 13. Okt. in den Blättern; die Affäre gab Anlaß zu einer heftigen Polemik zwischen den Zeitungen der Linken und der Rechten. Am 16. Okt. fand eine Protestversammlung von etwa 600 akademischen Bürgern statt, unter der Leitung des Advokaten Frederik Stang Lund (geb. 1859; Minister 1895—98), und hier wurde eine Adresse an Ibsen angenommen, die einen merkwürdig unbeholfenen, aus Juristerei und Grundtvigianismus gemischten Stil aufwies: „Versammelt aus Anlaß des Auftretens des ‚Studentenvereins‘ gegen Sie, erklären wir, daß der ‚Studentenverein‘ in seiner Sitzung vom Samstag Abend nicht den Anspruch erheben darf, die gesamte Studentenschaft zu repräsentieren. Die norwegischen Studenten sind für sein Betragen nicht haftbar. In Verehrung und Ergebenheit geben wir Ihnen

die Erklärung ab: zwischen Ihnen und uns herrscht eine lebendige Gemeinschaft. Sie haben sich selbst in unsere Liebe hineingesungen, während Sie Ihre Gedanken in unsere Geister schrieben. So viele Ihrer Hoffnungen sind die unseren geworden, — ist es doch die Jugend, zu der Sie auf Ihre alten Tage sprechen, und nirgendwo werden Sie größeren Widerhall finden als in den Herzen der norwegischen Studenten. Sie sind uns ein Führer und wir sind Ihre Gefolgschaft gewesen. Auf ein frohes Wiedersehen! Stehen wir uns Aug' in Auge gegenüber, so soll es kein Mißverständnis zwischen uns geben." Diese Erklärung rief im Schoße des „Studentenvereins" am 24. Okt. eine neue Debatte hervor, und hier wurde u. a. ein Brief Holger Drachmanns (s. Nr. 176) verlesen, der eine Zustimmung enthielt zu dem Protest des Studentenvereins gegen die Ansteckung einer „Weltanschauung, die niemals jung gewesen zu sein scheint, und die zum mindesten jetzt die sichtlichen Merkmale des Alters trägt". Ibsens Brief an den Vorstand des „Studentenvereins" wurde in der Sitzung vom 31. Okt. vorgelesen und in den Blättern abgedruckt. Es erfolgte eine Erwiderung Dietrichsons und eine neue Zeitungspolemik. Der Streit hatte eine Art litterarischen Nachspiels. Camilla Collett richtete im Novemberheft von „Nyt tidsskrift" an Ibsen einen „Dank" und sagt über den Vorfall u. a.: „Plötzlich wie Sturmgesause kam es daher — aufrüttelnd, weckend — tiefer, folgenschwerer, als wir alle dachten. Mich, ich gesteh' es, hat das Ereignis gefreut. Eine wahre Erfrischung ist es gewesen, die ganze Prozedur, Bekenntnisse und Erklärungen seitens der ‚Gekränkten' zu verfolgen, deren bloßstellende Ausführlichkeit nichts von alledem zu wünschen übrig ließ, was ihre eigene Stellung in dieser Sache kompromittieren konnte. Endlich! sagte ich. Endlich hat die Phrasenhülle, die hier in unserer Stadt alles zudecken soll, einen ordentlichen Riß gekriegt. Immer weiter wird sie nun bersten, und zeigen wird es sich, daß sie leer im Innern ist. Aber ein Ibsen mußte kommen, um den ersten Stoß zu thun."

190. Von Björnson und Lie wurde 1885 der Antrag gestellt, Alexander Kielland eine Dichtergage zu bewilligen. Als er am 10. Juni im Storthing zur Beratung gelangte, kam es zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den gemäßigten und

radikalen Elementen der Linken. Der Antrag wurde abgelehnt und im folgenden Jahr von Björnson allein abermals eingebracht: die Debatte nahm vier Sitzungen in Anspruch und trug wesentlich zur Spaltung der Linken bei, während sich das Kabinett Sverdrup nach wie vor weigerte, Stellung zu der Sache zu nehmen. Auch 1886 wurde die Dichtergage nicht bewilligt. Aber Kielland erhielt doch für das nächste Etatsjahr 1600 Kronen „als Schadenersatz für einen fehlenden Schutz des litterarischen Eigentumsrechts". Im nächsten Jahre wurde vom Kultusministerium dieselbe Summe beantragt; Sverdrup stimmte dagegen. Im Storthing fand sich keine Mehrheit.

Björnsons Komödie „Geographie und Liebe" wurde (vor der Buchausgabe) auf dem „Christianiaer Theater" am 21. Okt. 1885, und am 13. Dez. in Kopenhagen gespielt.

„Ejnar und Erling": Björnsons Söhne. Der eine wurde Kaufmann, der andere Gutsbesitzer.

191. Carl Graf Snoilsky (s. Nr. 80) hatte seit 1871 keine Gedichte herausgegeben: neue Sammlungen erschienen erst 1881, 1883 und 1887. Ein Drama hat er nicht veröffentlicht. Er war seit 1866 im schwedischen Ministerium des Äußeren angestellt gewesen und lebte danach größtenteils im Auslande, zumeist in Florenz und Dresden (s. Nr. 203), bis er 1890 zum königl. Oberbibliothekar in Stockholm ernannt wurde.

Seine Frau, Gräfin Ebba Snoilsky (geb. 1844), gab 1881 „Momentbilder aus Nordafrika und Süditalien" anonym heraus.

Zakarias Topelius (1818—98), der berühmte finnische Dichter.

„Rosmersholm" wurde in München Nov. 1885 begonnen und 1886 vollendet. Das Manuskript ging in die Druckerei am 29. Sept. 1886, und am 2. Okt. schrieb Ibsen an Hegel: „Dieses Stück ist als die Frucht von Studien und Beobachtungen zu betrachten, die ich vorigen Sommer während meines Aufenthaltes in Norwegen zu machen Gelegenheit hatte. Das Stück wird, soweit ich das beurteilen kann, keiner Seite eine Handhabe zu Angriffen bieten. Dagegen hoffe ich, es wird eine lebhafte Diskussion hervorrufen. Namentlich erwarte ich das für Schweden." Die Diskussion war in allen drei nordischen Ländern gleich lebhaft.

192. Die „Komödie der Liebe" wurde infolge dieses Appells vom Königl. Theater in Kopenhagen angenommen, kam aber nie zur Aufführung. Dagegen wurde das Stück auf dem „Dagmartheater" 1898 gespielt. Die „Gespenster" gingen am Königl. Theater erst 1903 (29. Jan.) in Scene.

193. Henrik Jäger (1854—95), norwegischer Litterarhistoriker, gab im Frühjahr 1888 eine große Biographie Ibsens heraus, für die ihm der Dichter während des Sommers 1887 in Saeby auf Jütland verschiedene persönliche Mitteilungen hat zukommen lassen. (Deutsche Ausgabe von H. Zschalig, Leipzig, 2. Aufl. 1897.)

Edvard Larsen (geb. 1840), norwegischer Journalist: in Christiania seit 1860, dann in Bergen, seit 1868 in Amerika.

Vilhelm Bissen (geb. 1836) bekannter dänischer Bildhauer, der sich in Italien 1857—63 und 1866—68 aufgehalten hat.

Johannes Hoffmann (geb. 1844) hat hauptsächlich Porträtbüsten gearbeitet.

Jacob Fjelde (1859—96), norwegischer Bildhauer; wanderte 1877 nach Amerika aus.

Eilif Peterssen (geb. 1852), ein auch auf deutschen Ausstellungen wohlbekannter norwegischer Maler, der in den 70er Jahren zu München und im Beginn der 80er Jahre zu Rom studierte.

194. „Rosmersholm" erschien am 23. Nov. 1886.

Johan Sverdrup wurde Staatsminister Juni 1884. Doch schon im folgenden Jahr begann die „reine" Linke (d. h. ihr radikalster Teil) ihr Mißfallen zu äußern über seine allzu gemäßigte Politik: 1886 war die Linke thatsächlich gesprengt.

G. Brandes hatte in „Tilskueren" 1885 zwei Abhandlungen erscheinen lassen: „Eindrücke aus Russisch-Polen", „Martin Luther über Cölibat und Ehe". Im Frühling 1886 hielt er sich einige Tage in Christiania auf, wo er, vom „liberalen Studentenverein" eingeladen (der sich Ende 1885 gebildet und Ibsen sogleich zum Ehrenmitglied ernannt hatte), in der Sitzung vom 30. April einen Vortrag hielt über die Zustände im russischen Polen. Am 1. Mai fand ihm zu Ehren

ein Bankett statt. In die festliche Stimmung kam jedoch ein Mißton: ein Teil der Vereinsmitglieder, die Leute von der „Boheme-Partei", griffen B. an, weil er auf Grund seiner Autorität keine Lanze gebrochen habe für die Sache der Geistesfreiheit, als Hans Jägers Roman „Aus der Christianiaer Bohême" mit Beschlag belegt wurde, — man beschuldigte B. sogar der „Charakterlosigkeit" und „Lumpigkeit". B. wies den Angriff etwas sarkastisch zurück, indem er der Affäre nicht die Bedeutung beimaß, zu der die „Bohémiens" sie emporschrauben wollten. Der größte Grobian unter den Angreifern bat nachher um Entschuldigung.

195. Vgl. Nr. 116.

„Bei den beiden Männern": Lorentz Dietrichson und Hartvig Lassen, denen Passarges Buch gewidmet war.

196. „Meininger Festwoche": Am 22. Dez. 1886 wurden die „Gespenster" (s. Einleit. S. LVI) auf dem Meininger Hoftheater zum ersten Male gespielt. Der Herzog hatte zu dieser Aufführung Schriftsteller und Künstler aus allen Gauen Deutschlands sowie die Abgeordneten des Meininger Landes und die Gesellschaft seines Hofes eingeladen. Es gelangten außerdem noch zur Darstellung: „Alexandra" von Rich. Voß und „Galeotto" von Echegaray in Paul Lindaus Bearbeitung. Ibsen hatte im herzoglichen Palais Wohnung genommen. An die Aufführungen schloß sich eine Reihe von Festen, deren Mittelpunkt Ibsen war.

Die Berliner Aufführung, welche die stärkste Wirkung hervorgerufen und dem Dichter begeisterte Anhänger wie heftige Feinde geschaffen hat, ist durch den Schauspieler Wallner (der durchaus den Osvald spielen wollte) angeregt und durch Julius Hoffory (s. Nr. 197, 218), Otto Brahm (s. Nr. 218) und Paul Schlenther (s. Nr. 231) gefördert worden. Hoffory hat in „Tilskueren" (5, S. 61—70) den Verlauf der Vorstellung sehr anschaulich geschildert. (Vgl. auch SW. 6, S. XIX und Ph. Stein, Henrik Ibsen, „Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen" (Berlin, 1901), S. 13—16 sowie Otto Brahms Aufsatz „Ibsen in Berlin", Neue Freie Presse 1904, 10. Mai.) Hoffory, der Vorkämpfer, ging im Zwischenakt umher und weissagte: „Heute Mittag bricht für die deutsche Litteratur eine neue Epoche an." Am 11. Jan. gaben

Verehrer und Freunde Ibsen im „Kaiserhof" ein Bankett, in dessen Verlauf Julius Rodenberg, Otto Brahm, Paul Schlenther und Friedr. Dernburg Ansprachen hielten und Josef Kainz Gedichte Ibsens vortrug. Ibsens Dankrede ist abgedruckt in SW. 1, S. 526—27.

Ibsen schrieb kurz nach seiner Heimkehr einem Mitglied des Festkomitees (Hoffory) einen Dankbrief, worin es u. a. hieß: „Meinen Besuch in Berlin und alles, was damit zusammenhing, betrachte ich wirklich als ein großes Glück. Er hat wunderbar erfrischend und verjüngend auf mein Inneres gewirkt und wird ganz gewiß seine Spuren in meiner künftigen Dichtung zurücklassen" („Tilskueren" 5, S. 66—67).

197. Björn Kristensen (seit 1892 Redakteur in Moß) war 1886 Vorsitzender des „Debattierklubs" (Schülerverein des Privatgymnasiums von Aars und Voß zu Christiania). Hier wurde „Rosmersholm" vorgelesen und beschlossen, einen Dank an Ibsen zu senden.

198. Vgl. Nr. 196, 218. Dieser Brief ist nur bruchstückweise, und zwar in der deutschen Textform erhalten, die Otto Brahm für seine Einführung in „Kaiser und Galiläer" von Hoffory bekommen hat.

Julius Hoffory wurde am 9. Febr. 1855 zu Aarhus in Jütland geboren und starb in Westend bei Berlin am 12. April 1897. In Berlin ein Schüler Müllenhoffs und Scherers; 1884 Privatdozent und 1887 außerordentlicher Professor an der Berliner Universität. Dieser Däne, in Berlin heimisch geworden, war in Wissenschaft und Litteratur ein treuer Vermittler zwischen seinem alten und seinem neuen Vaterlande. Die Zahl seiner gelehrten Schriften zur systematischen Phonetik („Sprachphysiologie"), zur altnordischen Lautlehre, zur nordgermanischen Litteraturgeschichte und Mythologie („Eddastudien", vier Aufsätze, 1889) war gering, doch fruchtbar war ihr Gehalt. (A. Heusler in „Arkiv for nordisk filologi" 14, S. 206—12; Karl Larsen in „Politiken" 1897; Otto Pniower im „Magazin" 66, S. 481—87; R. Hennig in Acta Germanica 1898, S. I—V; Richard M. Meyer im „Goethe-Jahrbuch" 19, S. 318—20; W. Kanisch im „Deutschen Nekrolog" 2, S. 79—81). In künst-

lerischen Dingen ein ganz moderner Kopf, im Leben ein Original, hat H. in Berlin auf ein jüngeres Litteratengeschlecht einen sehr wesentlichen Einfluß ausgeübt, zumal auf Paul Schlenther und Otto Brahm, die er schon von einer gemeinsamen Studienzeit her kannte. Mit Schlenther hat er Holberg „in den ältesten deutschen Übersetzungen" (1888, 2 Bde.) herausgegeben. (Das Werk ist Henrik Ibsen gewidmet.) Er war Ibsens erster erfolgreicher Pionier in Berlin, ohne eigentlich eine publizistische Propaganda getrieben zu haben. Er begründete die „Nordische Bibliothek" (S. Fischer, Berlin, 14 Bde.) und gab hier u. a. Ibsens „Frau vom Meere" und „Den Besuch" von Edvard Brandes in eigenen Übersetzungen, ferner Werke von J. P. Jacobsen, Kielland und Rudolf Schmidt heraus und revidierte die Ibsentexte des Fischerschen Verlages. H. starb in jungen Jahren nach traurigem Siechtum: eine Geisteskrankheit, die sich lange vorbereitet hatte, kam 1893 zum Ausbruch und bedingte seine Überführung in eine Heilanstalt, die er nicht mehr verlassen hat. Von dem Berliner Milieu, in dem der seltsame Mann lebte, hat Karl Larsen in seinem Buche „Cirkler" (Kopenhagen 1893, S. 113 ff.) eine graziöse Schilderung gegeben.

199. Vgl. Nr. 213.

Peter Hansen hatte 1881 eine dänische Übersetzung von Goethes „Faust" (erster Teil) veröffentlicht, wovon 1887 eine zweite Auflage herauskam. Seine Übersetzung des zweiten Teils erschien 1889.

Der schwedische Dichter Victor Rydberg hatte den „Faust" 1876 übersetzt.

200. Oscar Nissen (geb. 1843), Arzt in Christiania seit 1874, Vorsitzender des Arbeitervereins 1888 und zum zweiten Male 1903—1904, hat eine hervorragende Rolle in der Arbeiterbewegung wie unter den Abstinenzlern Norwegens gespielt. Er gehörte noch 1888 zur Linken, wandte sich dann aber mehr und mehr der Sozialdemokratie zu und war sogar verschiedene Jahre (1894—98) Redakteur des norwegischen „Sozialdemokraten". Auch der „Arbeiterverein", der als eine unpolitische Vereinigung 1864 gegründet und 1879 von der Linken erobert worden war, schloß sich 1893 der Sozialdemokratie an. (Vgl.

Ibsens Rede an die Drontheimer Arbeiter vom 14. Juni 1895: SW. 1, S. 524—25.)

201. Vgl. Nr. 193.

202. Christian Hostrup 1818—92) hatte in den 40er Jahren eine Reihe liebenswürdiger Vaudevilles geschrieben, darunter (1844) die berühmte Studentenkomödie „Genboerne" („Das Gegenüber"), nach deren Melodien übrigens Ibsen in Grimstad Spottliedchen gedichtet hat (Aftenposten 1904, Nr. 574). In den folgenden zwanzig Jahren aber widmete H. sich ausschließlich dem Predigerberufe, bis seine eigene Entwicklung und der Einfluß von Ibsens „Puppenheim" ihn (1880) wieder der Schriftstellerei, diesmal jedoch der ernsten Schauspieldichtung zuführte; u. a. schrieb er das Drama „Im Schneetreiben" (1888). Der greise Pfarrer erregte in diesen Jahren nicht selten Aufsehen und weckte Ärgernis durch seinen unerschrockenen Liberalismus.

Jütland kannte Ibsen von seiner Sommerfrische in Saeby (1887) her.

203. Vgl. Nr. 191.

Adolf Stern (geb. 1835), Litterarhistoriker, Romanschriftsteller und Lyriker; wirkt an der Technischen Hochschule zu Dresden als Professor der Litteratur- und Kulturgeschichte. Hat auch vielfach über moderne skandinavische Dichtung geschrieben: u. a. über Ibsen und Victor Rydberg (in „Studien zur Litteratur der Gegenwart" 1898, S. 413 ff., 437 ff.). Über „Ibsens Weltanschauung" veröffentlichte er 1902 in der „Deutschen Monatsschrift" (1, S. 850—61) einen Aufsatz. Sein Artikel über Snoilsky (s. auch „Studien" S. 451—458) steht im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" 57, S. 211—14. St. hat später eine Sammlung „Ausgewählter Gedichte des Grafen Snoilsky" deutsch herausgegeben (Stockholm und Dresden, 1892). Snoilsky hat in den 80er Jahren lange in Dresden gelebt, wo St. ihm persönlich nahe trat.

Wolfgang Kirchbach (geb. 1857), lebte als Herausgeber des „Magazin" 1888—90 in Dresden; von 1879 ab hatte er sich in München aufgehalten, wo er mit Ibsen Fühlung gewann. Er schrieb einen Künstlerroman „Salvator Rosa" (1880), den zweibändigen Cyklus „Kinder des Reiches" (1883), das „Leben auf der Walze" (1892); seine „kleineren Schriften, Reisegedanken und

Zeitideen" sammelte er in dem „Lebensbuch" (1886), und er gab „Ausgewählte Gedichte" heraus (1883). Einige Dramen, die er aufführen ließ, hatten wenig Glück. K. lebt gegenwärtig in Steglitz bei Berlin.

204. Chr. Hostrup (s. Nr. 202) beging am 20. Mai 1888 seinen siebzigsten Geburtstag.

205. Laura Kieler (vgl. Nr. 71) ist, durch Ibsens Brief ermuntert, im Sommer 1870 auf Reisen gegangen und hat ihn in Dresden besucht; ein Jahr später schrieb ihr der Dichter: „Holen Sie sich bei keinem Rat, — handeln Sie nach eigenem Gutdünken. Lassen Sie sich von keinem beeinflussen! Lassen Sie nichts in Ihrem Pult liegen! Geben Sie es heraus als Zeugnis Ihrer persönlichen Entwicklung, — sonst wachsen Sie über sich selbst hinaus!" Sie debütierte dann als Belletristin mit einigen Skizzen in „Illustreret Tidende" (1872) und bekam 1883 ein dänisches Staatsstipendium für ihre schriftstellerischen Leistungen.

Ihr Schauspiel „Männer von Ehre" war schon Februar 1888 beim Kopenhagener „Dagmartheater" eingereicht worden; aber der Konkurs der Bühne vereitelte die Aufführung. Das Stück kam April 1890 in Christiania gedruckt heraus; am 21. Mai 1890 wurde es am Kopenhagener „Kasinotheater", am 25. April 1891 am „Christianiaer Theater" gegeben, doch in beiden Städten abgelehnt.

206. „Schauspiel": „Die Frau vom Meere" kam am 28. Nov. 1888 heraus.

G. Brandes hatte im Septemberheft von „Tilskueren" einen Aufsatz veröffentlicht über „Wirklichkeit und Temperament bei Emil Zola"; 1888 gab er seine beiden Bücher „Eindrücke aus Polen" und „Eindrücke aus Rußland" heraus.

Edvard Brandes hatte „Rosmersholm" in „Politiken" besprochen: 1886, Nr. 329.

207. Ludvig Daae veröffentlichte in der norwegischen Zeitschrift „Vidar" (die er 1887—89 zusammen mit Yngvar Nielsen herausgab) eine längere Abhandlung über Paul Botten-Hansens Leben und Thätigkeit sowie über den Kreis der „Holländer", der sich einst um diesen Mann gebildet hat (s. Einleit. S. XXVI).

208. Bredo Morgenstierne (geb. 1851), 1887 provisorischer, seit 1889 ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft und Nationalökonomie an der Universität Christiania. Seit 1874 war er litterarischer und politischer Mitarbeiter an „Aftenposten“: er hat sehr entschieden in den politischen Streitfragen Norwegens das Wort ergriffen, und zwar von einem ausgesprochen konservativen Standpunkt.

J. N. Madvig (1804—86), berühmter klassischer Philologe in Dänemark.

Japetus Steenstrup (1813—97), bekannter dänischer Naturforscher und Archäologe.

P. L. Panum (1820—85), hervorragender dänischer Physiologe.

209. In Berlin fand am 5. März 1889 die erste Aufführung der „Frau vom Meere“ statt. Der Beifall war lebhaft, aber nicht ungeteilt. Ibsen wurde mehrere Male vor den Vorhang gerufen: „Die ganze machtvolle litterarische Erscheinung Ibsens, das Gesamtbild seines Wirkens und Schaffens begrüßte das Publikum, indem es den kleinen, etwas schüchternen Mann mit dem großen, prächtigen Nordlandscharakterkopf immer und immer wieder hervorrief“, hieß es im „Börsen-Courier“ vom 6. März. Ibsen weilte damals länger als eine Woche in Berlin: er sah Festaufführungen der „Wildente“ im „Residenz-Theater“ und des „Puppenheims“ im „Lessing-Theater“ und war hier der Gegenstand begeisterter Huldigungen. (Vgl. Ove Rode, Ibsen Ugen i Berlin: „Politiken“ 1889, Nr. 76—77.)

Von Berlin reiste Ibsen nach Weimar, wo er Sonnabend den 9. März eintraf. Am 11. März wurde er vom Großherzog Karl Alexander und darauf von der Großherzogin Sophie in besonderer Audienz empfangen, der auch Bernh. Suphan, der Direktor des Goethe-Archivs (vgl. Nr. 212) beiwohnte, und die beinahe zwei Stunden dauerte. Am 12. März frühstückte er bei dem großherzoglichen Paare; am Abend dieses Tages gab es im Hause Ph. Schweitzers, des skandinavischen Litterarhistorikers, eine Festlichkeit zu Ehren Ibsens, wobei die Hofschauspielerin Frl. Jenicke Scenen aus Ibsens früheren Dichtungen vortrug und die norwegische Sängerin Valborg Stub Lieder Ibsens in ihrer Muttersprache sang. Am 14. März fand

eine Aufführung der „Frau vom Meere" statt, die am 12. Febr. in Weimar zum ersten Male in Scene gegangen war: der Dichter wurde nach den Aktschlüssen lebhaft hervorgerufen und erhielt einen Lorbeerkranz. (Vgl. auch „Weimarische Zeitung" vom 12., 14. und 16. März 1889.)

Bevor die „Frau vom Meere" noch erschienen war, hatte das norwegische „Morgenblad" vom 29. Okt. 1888 eine Notiz des Inhalts gebracht: das neue Stück „würde noch polemischer sein als irgend eines der früheren Werke Ibsens und, nach seiner eigenen Aussage, außerhalb Norwegens kaum ganz verstanden werden". „Berlingske Tidende" (2. Nov.) druckte darauf hin folgenden Auszug aus einem Privatbrief Ibsens ab: „Wenn mehrere nordische Blätter berichtet haben, mein neues Schauspiel würde nach meiner eigenen Aussage außerhalb Norwegens kaum ganz verstanden werden, so entbehrt dies jeder Begründung. Ich habe niemals so etwas gesagt oder befürchtet. Bisher habe ich das Glück gehabt zu sehen, daß meine Werke außerhalb Norwegens mindestens so gut verstanden worden sind wie in Norwegen, und ich zweifle gar nicht daran, daß dasselbe auch diesmal der Fall sein wird."

210. Jens Braage Halvorsen (1845—1900), norwegischer Journalist und Bibliotheksbeamter, gab seit 1881 das von ihm selbst begründete große „Norwegische Schriftsteller-lexikon 1814—80" heraus, dessen dritten Band (Juli 1889) ein großes, Henrik Ibsen gewidmetes Heft (84 Seiten) einleitete, das auch, mit verschiedenen Beilagen versehen, in 100 Exemplaren als Sonderabdruck erschien.

Johan Ludvig Losting (1810—76), tüchtiger Lithograph und Maler in Bergen.

Magnus Bagge (geb. 1825), norwegischer Landschaftsmaler, der seit den 50er Jahren ständig in Berlin lebte.

211. Moritz Graf Prozor, Diplomat und Schriftsteller, ist 1849 im Gouvernement Wilna (Russisch-Litauen) geboren, hat in Frankreich und Deutschland (Bonn) studiert und trat 1880 in den russischen Staatsdienst. 1881 Gesandtschafts-sekretär in Stockholm. Dort sah er zum ersten Male die „Gespenster", und unter dem starken Eindruck dieses künst-

lerischen Ereignisses begann er, sich eingehender mit Ibsen zu beschäftigen. Seine Bestrebungen wurden von seiner Frau, einer geborenen Schwedin (verw. Gräfin Gyldenstolpe, geb. Gräfin Bonde), geteilt; beide übersetzten gemeinsam (1887) die „Gespenster" und das „Puppenheim", und zwar in Bern, wo P. Gesandtschaftssekretär war; hier lernte er auch den Ibsenfreund Édouard Rod kennen, der ihm zu einem Verleger (Savine-Paris) verhalf. Sodann trat er Jules Lemaître (s. Nr. 225, 229) näher und wurde von diesem dem Direktor des „Théâtre du Vaudeville", Porel, und dessen Gattin, Mme. Réjane, zugeführt. Die persönliche Bekanntschaft mit Henrik Ibsen vermittelte der Vetter seiner Frau, Graf Snoilsky, von Dresden aus; dank Snoilskys Eintreten erhielt er auch von Ibsen das ausschließliche Recht, seine Werke ins Französische zu übersetzen oder durch andere übersetzen zu lassen. „Les Revenants" erschienen 1889 im Januar- und Februarheft der „Revue indépendante" und in demselben Jahre als Buch; „La Maison de Poupée" wurde 1889 gedruckt und 1892 auf der Hausbühne der Mme. Aubernon de Nerville, sodann am 20. April 1894 im „Vaudeville" öffentlich aufgeführt (Nora: Mme. Réjane). Ferner hat P. übertragen: Die Wildente (Le Canard sauvage 1893 [vgl. Nr. 220]), Rosmersholm (1893, aufgeführt in „L'Oeuvre" am 4. Okt.), Brand (1895, aufgeführt in „L'Oeuvre" 21 Jan. mit Lugné-Poe als Brand), Peer Gynt (1896; nur gedruckt in der „Nouv. Rev.", aufgeführt in „L'Oeuvre" 11. Nov. mit Deval als Peer und Lugné-Poe als Dovre-Altem), Hedda Gabler (1892; aufgeführt am „Théâtre du Vaudeville" 17. Dez. 1891 mit Mlle. Brandès als Hedda), Solneß (Solness le Constructeur, 1893; aufgeführt in „L'Oeuvre" 3. April 1894 mit Lugné-Poe in der Hauptrolle), John Gabriel Borkman (1897; zuerst aufgeführt am 23. und 24. März auf dem Haustheater der Mme. Aubernon de Nerville, dann in „L'Oeuvre" am 8. und 9. Nov.), Klein Eyolf (Le petit Eyolf, 1895; aufgeführt in „L'Oeuvre" am 8. Mai mit Lugné-Poe als Allmers) und „Wenn wir Toten erwachen" (Quand nous nous réveillerons d'entre les morts, zuerst gedruckt in der „Revue de Paris", Jan. und Febr. 1900; aufgeführt in „L'Oeuvre" Mai 1903). In Lugné-Poe und dessen Gattin, der genialen Suzanne Desprès, die u. a. die

Nora, Petra, Hilde, Rebekka West und Rita Allmers spielte, fand P. treue künstlerische Stützen. Außer den Kommentaren zu Ibsens Stücken hat P. einen Roman „La bohême diplomatique“ (Paris, Perrin) und eine Reihe von Aufsätzen (u. a. für die „Revue des deux mondes“ und den „Mercure de France“) verfaßt und auch den französischen Text von Björnsons „Über die Kraft“, Teil 1, geliefert. Er ist gegenwärtig russischer Gesandter in Weimar, geht aber in gleicher Eigenschaft demnächst nach Brasilien und wird dort eine französische Ibsen Chrestomathie vollenden, die bei Perrin-Paris erscheinen soll.

„Mr. Roger“: Leiter der „Société des auteurs et compositeurs dramatiques“.

Meine Dichtung: „Gespenster“.

212. William Archer, zu Perth in Schottland 1856 geboren. Besuchte in Edinburgh die Universität und war seit 1875 als Journalist thätig. Reiste 1876—77 in Australien und kam 1878 nach London, wo er Theaterkritiker wurde. Steht publizistisch auf vorgerücktem Posten, in stetem Kampf für ein modernes englisches Theaterrepertoire. Ward u. a. der Entdecker Bernard Shaws. Publizierte: „English dramatists of to-day“ (1882) und „Poets of the younger generation“ (1901). Ibsens Prosadramen übersetzte er in fünf Bänden, die 1890—91 erschienen (1880 hatte er bereits die „Stützen der Gesellschaft“ übertragen und ihre Aufführung veranlaßt); er versuchte (zusammen mit seinem Bruder, dem Hauptmann Charles Archer) 1892 eine englische Nachdichtung des „Peer Gynt“ und hat auch Ibsens spätere Werke seinen Landsleuten zugänglich gemacht: „Baumeister Solneß“ (1893, zusammen mit Edm. Gosse), „Klein Eyolf“ (1895), „John Gabriel Borkman“ (1897) und „Wenn wir Toten erwachen“ (1900). Seine Gattin hat ihn in seiner Übersetzerthätigkeit unterstützt. A.s Großvater väterlicherseits war Holzhändler und ließ sich 1825 in der kleinen norwegischen Stadt Laurvik nieder, gründete dort ein Geschäft und wurde britischer Konsul. Die Nachkommen gingen teils nach England, teils verblieben sie in Laurvik als naturalisierte Norweger. A.s Onkel Colin Archer hat Nansens „Fram“ gebaut und war berühmt im Lande für Lotsenbarken und Rettungsboote. Lange Zeit reiste A. jedes Jahr nach Norwegen, um seine Verwandten zu

besuchen. So lernte er Land, Litteratur, Sprache genau kennen. Seine erste Begegnung mit Ibsen fand im Winter 1881—82 zu Rom statt; die „Gespenster“ waren damals eben erschienen. Seither hat A. den Dichter in München, Dänemark, Christiania zu wiederholten Malen gesehen. Über Ibsens Einfluß auf das englische Drama hat er in der „Encyclopaedia Britannica“ (27, S. 520—23) Rechenschaft gegeben.

„Prachtausgabe“: „Ein Puppenheim“ erschien 1889 in Quarto 6 Bl. und 123 S., mit 6 Illustr., als Édition de luxe und wurde nur in 115 Exemplaren gedruckt (London, T. Fisher Unwin).

213. Vgl. Nr. 199.

Bernhard Suphan (geb. 1845), seit 1868 im höheren Lehrfach zu Berlin thätig, 1887 Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. Hansen hat ihm noch in demselben Jahre (1889) seinen dänischen Faust übersandt. 1892 lernte er ihn persönlich kennen und wurde von ihm dem alten großherzoglichen Paare vorgestellt. Hansen hat S. nach und nach alle seine Übersetzungen klassischer Werke (Iphigenie, Tell u. s. w.) geschickt. Mit Ibsen hat S. 1889 viel in Weimar verkehrt.

Erich Schmidt (geb. 1853) kam 1885 von Wien nach Weimar als Direktor des Goethe-Archivs und wurde 1886 Wilh. Scherers Nachfolger in Berlin. Hansen ist dem Rate Ibsens gefolgt und hat sich an Sch. gewandt; zwischen beiden hat sich in der Folge ein gelehrter Gedankenaustausch entwickelt.

Ibsen hat auch sonst für die „Faust“-Übersetzung gewirkt. Er hat u. a. Elias mit besonderem Nachdruck 1889 darauf aufmerksam gemacht und ihn zu einer Besprechung des Werkes angeregt (Beil. z. „Allg. Ztg.“).

214. Vgl. Nr. 211.

Das „neue Drama“ ist „Hedda Gabler“, geschrieben in München und erschienen am 16. Dez. 1890.

„Die ‚Gespenster‘ in Paris“: Das Werk gelangte in der Übersetzung von R. Darzens (gedr. 1890) am 29. und 30. Mai 1890 im „Théâtre libre“ zur Aufführung (Osvald: Antoine).

215. Hans Lien Braekstad (geb. 1845), norwegisch-englischer Schriftsteller, siedelte 1877 von Norwegen nach London

über; er hat für die Verbreitung der norwegischen und dänischen Litteratur im britischen Reiche viel gethan, indem er u. a. Asbjörnsens „Norwegische Volksmärchen“ und H. C. Andersens „Märchen und Geschichten“, teilweise auch Björnson und Lie ins Englische übersetzte und bei verschiedenen Aufführungen Ibsenscher Stücke in London hilfreiche Hand leistete.

„The Daily Chronicle“ vom 13. Aug. 1890 brachte einen Brief seines Berliner Korrespondenten, der in München Ibsen über seine Stellung zur Sozialdemokratie ausgefragt hatte und nun mitteilen konnte, daß Ibsen mit dieser Partei und ihren Theorien gar nichts zu thun habe. „Wenn durch eine mehr zufällige Übereinstimmung gewisse Tendenzen oder Prinzipien, die das ‚Puppenheim‘ über die Ehe- und Frauenfrage enthält, mit gewissen Punkten des sozialdemokratischen Programms identisch sind oder sich decken, so ist doch sein ‚Puppenheim‘, wie er erklärte, kein abstraktes Lehrgebäude, ersonnen, um gewisse Parteidogmen zu beweisen, sondern das Drama ist aus dem Leben geschöpft. Nora hat existiert, — aber Ibsen hat nie beabsichtigt, eine strenge und feste Regel aufzustellen, daß alle Frauen, die in ähnlichen Verhältnissen wie Nora leben, auch so wie Nora handeln sollten oder müßten“. Ibsens Dementi dieses Briefes wurde von Brackstad auszugsweise in „The Daily Chronicle“ vom 28. Aug. mitgeteilt und außerdem in der „Münchner Post“ abgedruckt (Nr. 200, vgl. SW. 1, S. 510—11). Da die norwegische Originalfassung nicht aufzufinden war, haben wir versucht, den Text nach beiden Quellen zu rekonstruieren.

Der Londoner Vortrag, der hauptsächlich die Veranlassung zu dem Interview gegeben hatte, war eine Vorlesung, die der sozialökonomische Schriftsteller und Theaterdichter Bernard Shaw am 18. Juli 1890 über den „Sozialismus bei Ibsen“ gehalten hatte (in erweiterter Gestalt gedruckt in seinem Buch „Die Quintessenz des Ibsenismus“, London 1891). Über seine Stellung zu den sozialdemokratischen Fragen war Ibsen bereits 1887 von einem Mitarbeiter des dänischen „Sozialdemokraten“ interviewt worden (nach der Rede über das „dritte Reich“, Stockholm am 24. Sept.; vgl. SW. 1, S. 527—28). Der Dichter sprach sich dahin aus: „er glaube, daß der Sozialis-

mus eine außerordentlich große Zukunft habe; er wisse aber mit den Formen und Forderungen unserer Partei in Dänemark nicht recht Bescheid, und er deutete auf die Verschiedenheiten in der deutschen und der französischen Auffassung hin". Als der Interviewer äußerte, Björnson habe sich für einen Sozialisten erklärt, bemerkte Ibsen: „Ja, das dürfte ich auch sein" („Social-Demokraten" [Christiania] 1887, Nr. 41).

216. Karl Hals (1822—98) hatte 1847 zusammen mit seinem Bruder Peter (1823—71) eine Pianofabrik in Christiania gegründet; er stellte im Nov. 1890 sein zehntausendstes Klavier her. In der norwegischen Industriewelt nahm er eine leitende Stellung ein; er war 1890—92 Storthingsabgeordneter für Christiania.

218. Julius Elias (geb. 1861), hat 1881—90 in München gelebt, wo er mit Ibsen bekannt wurde (s. Nr. 231).

Julius Hoffory (vgl. Nr. 198) wurde gleich Ende Nov. in ein Sanatorium gebracht, das er bald darauf als vorläufig geheilt wieder verließ. Im Sommer 1891 und im Wintersemester 1892—93 versuchte er, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen, — doch im Frühjahr 1893 schon mußte er, unheilbar krank, in eine Anstalt für Nervenkranke überführt werden.

Otto Brahm (geb. 1856), Mitbegründer der Berliner „Freien Bühne"; 1894—1904 Direktor des „Deutschen Theaters"; übernimmt sodann die Leitung des „Lessingtheaters". Trat sehr früh und mit Entschiedenheit für das Drama der Zeit ein. Er hat auch theoretisch für die Sache Ibsens gewirkt durch die (Julius Hoffory gewidmete) Schrift: „Henrik Ibsen. Ein Essay" (1887; zuerst erschienen in der „Deutschen Rundschau") sowie durch seine vielbeachteten Tageskritiken.

Erich Schmidt: vgl. Nr. 213.

220. Luigi Capuana (geb. 1839), ein italienischer Romanschriftsteller und Theaterkritiker. („Im Reiche der Feen", „Giacinta".) Zola- und Vergaschüler, gehört er der veristischen Richtung an. Er hat für die italienische Aufführung des „Puppenheim" durch Eleonora Duse gewirkt; Frau Duse wollte das Stück zunächst nicht ohne den „versöhnlichen Schluß" spielen, gab aber später diesen Standpunkt wieder auf. C.s Übersetzung des „Puppen-

heim" erschien zuerst in der römischen Theaterzeitung „Carra di Tespi" (Jan. 1891), dann als Buch (1895).

Zur Geschichte der „Nora"-Variante (s. Nr. 142) hat Hedwig Niemann-Raabe im „Litterarischen Echo" (1900, S. 970) den folgenden, unfreiwillig komischen Beitrag geliefert: „Der Schluß von Ibsens Nora ist allerdings für mich geändert, doch wurde die Initiative dazu nicht eigentlich von mir ergriffen, weil ich einem Meister, wie Ibsen, gegenüber eine solche Forderung zu stellen, niemals gewagt haben würde, vielmehr war es der berühmte Leiter des Hamburger Thalia-Theaters, Chéri Maurice, der in seiner tiefgegründeten Kenntnis des Publikums die zu damaliger Zeit wohl noch berechtigte Besorgnis hegte, ein Ausgang, wie ihn Ibsens ‚Nora' ursprünglich hatte, würde die Zuschauer unbefriedigt lassen. Als mich Direktor Maurice um meine Meinung fragte, erwiderte ich ihm allerdings: ‚ich würde meine Kinder nicht verlassen!!!' Diese Antwort war für ihn entscheidend, und so richtete er an Ibsen die Bitte, dem Drama einen versöhnlichen Ausgang zu geben! Ob ich später in Berlin und anderen Städten mit dem ursprünglichen oder dem geänderten Schlusse gespielt, ist mir nicht mehr erinnerlich. Daß übrigens der geänderte Schluß dem Stücke nicht geschadet, beweisen der Erfolg und die Kassen-Rapporte."

André Antoine: Geb. 1858. War bei der Pariser Gasgesellschaft angestellt. Gründet 1887 das „Théâtre libre", das am 30. März mit „Jacques Damour" von Hennique eröffnet wurde und sich aus einem litterarischen Laboratorium zu einer einflußreichen und wichtigen Bühne Frankreichs entwickelte. Hauste nacheinander in der „Passage de l'Élysée-des-Beaux-Arts, in „La Gaîté-Montparnasse" und in den „Menus-Plaisirs" und spielte in drei Jahren 125 Akte von 59 unbekannten oder vernachlässigten Autoren (darunter Banville, Bergerat, die Goncourts, Zola, Brieux, Courteline, Mendès, Tolstoi, Verga, Chabrier). Von Werken Ibsens führte Antoine nach den „Gespenstern" die „Wildente" in Prozors Übersetzung (s. Nr. 211 und 214) am 27. April 1891 auf. In den 90er Jahren gehörte A. dem „Gymnase", der „Renaissance" und dem „Odéon" an und gründete 1897 im Hause der „Menus-Plaisirs" das „Théâtre Antoine", wo er die Traditionen des „Théâtre libre" fortsetzte.

kandidierte mehrere Male für den Direktorposten des Staatstheaters „L'Odéon".

221. Skien wurde 1854 und 1886 durch Feuersbrünste zerstört; nach dem letzten Brand kam eine Zeit großen Aufschwungs für die Stadt; sie wurde in einem für ihre Verhältnisse großartigen Maßstabe wieder aufgebaut.

„Zeit geistiger Stürme": In den 50er Jahren war Skien der Ausgangspunkt einer starken freikirchlichen Bewegung unter Führung des Predigers G. A. Lammers, einer Bewegung, die ihre Spuren in Ibsens „Brand" zurückgelassen hat.

222. Am Wiener „Burgtheater" waren die „Kronprätendenten" zum ersten Male 11. April 1891 gespielt worden nach der Strodtmannschen Übersetzung, die Hoffory revidiert hatte; gleichzeitig wurden im „Volkstheater" die „Stützen der Gesellschaft" und die „Gespenster" gegeben. Ibsen wurde damals in Wien sehr gefeiert; bei dem Bankett der Schriftsteller hielt er selbst eine Rede (vgl. SW. 1, S. 528—29, 670).

Auf dem Repertoire des Budapester „Nationaltheaters" standen seit 1889 die „Gespenster" und seit 1890 die „Stützen der Gesellschaft".

„Hedda Gabler": In London aufgeführt zuerst im „Vaudevilletheater" 20. April 1891, und dann in der „Opéra comique" 29. Mai 1893.

Die „beiden Künstlerinnen" waren Elizabeth Robins und Marion Lea.

223. Juli 1891 war Ibsen von München nach Christiania übergesiedelt, und hier schrieb er den „Baumeister Solneß", der Dez. 1892 herauskam und u. a. von Edvard Brandes besprochen wurde („Politiken" 1891, Nr. 357).

Edvard Brandes' (leise von Ibsen beeinflußtes) Drama „Unter dem Gesetz" erschien 1891 im Druck und auf der Bühne des „Dagmartheaters".

224. Ragna Wettergreen, geb. Rynning (geb. 1866), debütierte 1886 am „Christianiaer Theater"; eine ebenso hervorragende wie beliebte Künstlerin; wirkt gegenwärtig am „Nationaltheater". Sie spielte eine ganze Reihe Ibsenscher Gestalten: Ragna im „Bund der Jugend" (1886), Kaja im

„Baumeister Solneß“ (1893), Rita in „Klein Eyolf“ (1895), Frau Wilton in „Borkman“ (1897), Irene in „Wenn wir Toten erwachen“ (1900), Regine in den „Gespenstern“ (1900), Frau Inger (1902), Hedda Gabler (1903), Helena in „Kaiser und Galiläer (1903), Gina Ekdal in der „Wildente“ (1904) und das arme Weib in „Brand“ (1904). Sie erhielt 1898 ein öffentliches Reisestipendium.

225. H. [Beerbohm-] Tree, sehr bekannter englischer Schauspieler; seit 1887 Direktor des „Haymarket Theatre“ und jetzt Leiter von „His Majesty's Theatre“. Spielte u. a. den „Volksfeind“.

Jules Lemaître (geb. 1853), Gelehrter, Ästhetiker, Theaterschriftsteller und Kritiker. Seit 1895 Mitglied der Akademie. Bahnbrecher Ibsens in Frankreich, theoretisch wie praktisch; trat vor allem für das „Puppenheim“ ein. Als „Hedda Gabler“ im „Théâtre du Vaudeville“ am 17. Dez. 1891 zum ersten Male gegeben wurde, hielt er die Conférence. Unter seinen Ibsenbetrachtungen findet sich natürlich auch manches Schiefe und Anfechtbare, das auf seinen Chauvinismus zurückzuführen ist (vgl. Nr. 229). L. hatte „Klein Eyolf“ nach der Pariser Aufführung (8. Mai 1895) im „Journal des Débats“ besprochen und sich des Irrtums schuldig gemacht, das Verhältnis Astas zu Allmers als das der Halbschwester, mithin als verwandtschaftliches Verhältnis hinzustellen (wodurch ihre Liebe Blutschande geworden wäre). Archer machte ihn in einem Brief auf dieses Mißverständnis aufmerksam, und L. beeilte sich, im „Journal des Débats“ vom 3. Juni den Fehler zu berichtigen; der Aufsatz, so wie er später von L. in die „Impressions de théâtre“ (9. Serie [1896], S. 63—71) aufgenommen wurde, enthält den Irrtum nicht.

226. Vgl. Nr. 211.

Aurélien-Marie Lugné, gen. Lugné-Poe, geb. zu Paris 1869, war ein Schüler von Worms und gründete, unmittelbar nachdem er das Konservatorium verlassen hatte (1891), unter der Einwirkung der Antoineschen Tendenzen, die freie Theatergesellschaft „L'Oeuvre“, die noch heute spielt und von Einfluß auf das Theaterleben Frankreichs ist. Brachte die pariser Ibsenaufführungen in ein System. That auch viel für Björnson und vor allem für

Maeterlinck, der, dank L.-P.s Pionierarbeit, seinen Einzug auf dem europäischen Theater hielt. (Vgl. auch Lugné-Poe, „Ibsen et son public": Revue bleue 1904, II, Nr. 3 und 4.) Auf seinen Tourneen kam L.-P. 1894 nach Christiania.

227. „Ihr großes Werk": Von Brandes' Buch über Shakespeare erschienen die beiden ersten Bände 1895 und der Schlußband 1896. (Vgl. Nr. 228.)

228. „Das junge Pariser Ehepaar": Taines Tochter Geneviève und ihr Mann, ein Sohn des bekannten Bildhauers und Malers Paul Dubois, besuchten 1896 Ibsen in Christiania.

Das „neue . . . Schauspiel" ist „John Gabriel Borkman", erschienen am 15. Dez. 1896.

229. Vgl. Nr. 211, 225.

Jules Lemaître hatte in einem Artikel über „den neuen Einfluß der nordischen Litteraturen" (abgedruckt in seinem Buch „Les Contemporains", 6. Serie [1896], S. 225—70) behauptet, Ibsens Ideen fänden sich bereits in George Sands ersten Romanen (aus den 30er und 40er Jahren) und in Alex. Dumas' Schauspielen vor. Georg Brandes protestierte gegen diese und andere Äußerungen 1897 in der internationalen Revue „Cosmopolis" (Januarheft, Bd. 5, S. 112—24) mit einem französisch geschriebenen Aufsatz: Henrik Ibsen in Frankreich.

George Sands Roman „Consuelo" (1842—43) erschien in dänischer Übersetzung 1846—49 und zum zweiten Male 1879.

230. Der Däne Helge Rode (geb. 1870), ein Bruder Ove Rodes (vgl. Nr. 188), debütierte als Dichter 1891 und gab 1897 das Schauspiel „Sommermärchen" heraus. Brandes schrieb einen längeren Artikel über ihn in „Politiken" vom 25. Mai 1897; um diese Zeit erschien Brandes in dem genannten Blatt fast jede Woche mit Aufsätzen.

231. Julius Elias: Vgl. Nr. 218.

Paul Schlenther (geb. 1854), 1886—98 Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung"; tritt warm für die Lebenswahrheit in

Drama und Schauspielkunst ein. Seine erste Arbeit war eine Kampfschrift gegen die Berliner Hofbühne des Herrn Botho von Hülsen (1883). Schl. beteiligte sich 1889 an der Begründung der „Freien Bühne" („Genesis der Freien Bühne" 1889; s. o. Einl. S. LVIII), schrieb ein Buch über Gerhart Hauptmanns Lebensgang und Dichtung (1898) und giebt seit 1899 ein umfassendes, moderner Kulturentwicklung dienendes Sammelwerk „Das neunzehnte Jahrhundert" heraus. 1898 wurde Schl. Direktor des Wiener Burgtheaters.

In einem detaillierten Schreiben vom 14. Juni 1897 haben Elias und Schlenther Henrik Ibsen den Plan einer kritischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke vorgelegt und zugleich ihm die Übersetzer vorgeschlagen, die etwa in Betracht kämen. Schon zu Anfang des Jahres hatten E. und Schl. den Fischerschen Verlag für das Unternehmen gewonnen und im Mai die Vorfragen an die Übersetzer ergehen lassen.

Die Prosaschriften durften natürlich nicht fehlen. In einem Brief an Elias vom 9. Nov. 1897 gab Ibsen seine Zustimmung, daß sie abgedruckt werden sollten (SW. 1, S. 283 bis 512).

Fräulein Klingenfeld: s. Nr. 173.

Über das „Hünengrab" schreibt Ibsen an Elias aus Christiania unter dem 7. Sept. 1897: „Heute sende ich Ihnen das ‚Hünengrab', nachdem es mir endlich gelungen ist, des Stückes habhaft zu werden. Nachdem ich es gelesen, finde ich, daß in dieser kleinen Jugendarbeit doch manches Gute steckt, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür, daß Sie mich gezwungen haben, es in die Sammlung mitaufzunehmen" (SW. 2, S. 1—33).

„Die beiden anderen Schauspiele" waren „Olaf Liljekrans" und die „St. Johannisnacht". Von der Aufnahme des „Olaf Liljekrans" glaubten die Herausgeber nicht absehen zu dürfen, und sie schrieben Ibsen in diesem Sinne. Am 1. Sept. 1897 sandte der Dichter denn auch das Manuskript mit dem Vorschlag, Emma Klingenfeld die Übersetzung anzuvertrauen (SW. 2, S. 217—223).

„Catilina" war 1896 in der Übersetzung von Hugo Greinz bei Albert Langen in München erschienen. Der Langensche

Verlag besaß auch den autorisierten deutschen Text von „John Gabriel Borkman" und trat zu Gunsten der Gesamtausgabe das Buch an die Firma S. Fischer ab.

S. Fischer: Die ersten Dramen Ibsens, die in diesem Verlage deutsch herauskamen, waren die „Wildente" und „Rosmersholm" (1887, übersetzt von Marie von Borch). Dann hat S. Fischer nach und nach fast alle autorisierten deutschen Ausgaben Ibsens in seinen Besitz gebracht. Den Vertrag über die Gesamtausgabe hat Ibsen am 31. Okt. 1897 unterzeichnet. Die Kunde von dem neuen Unternehmen und der Wiederhall, den sie in der skandinavischen Presse fand (s. Nr. 234), veranlaßten den Gyldendalschen Verlag, nun seinerseits eine nordische Gesamtausgabe von Ibsens Werken zu veranstalten.

232. Der „böhmische Komponist" war Zdenko Fibich (1850—1900); er hat ein Drama Ibsens in Musik setzen wollen.

233. Emilie Brandes, Georgs Mutter, starb, achtzig Jahre alt, am 27. Dez. 1898.

Georg Brandes gab 1898 „Jugendverse" und das Buch „Julius Lange, Briefe aus seiner Jugend" heraus.

234. Hildur Andersen (geb. 1864), norwegische Pianistin, war 1886—89 Schülerin des bekannten Pianisten und Klavierlehrers Th. Leschetizky in Wien und gab ihre ersten Konzerte 1889. Sie ist eine Tochter des städtischen Ingenieurs O. M. Andersen in Christiania und eine Enkelin des Kaufmanns Chr. F. Sontum in Bergen, bei dem Ibsen in den 50 er Jahren gewohnt hat.

„Gesamtausgabe": s. Nr. 231.

235. Roman Woerner (geb. 1863), Litteraturhistoriker, war, nachdem er 1885 in München zum Doktor promoviert worden, Dramaturg am Prager Landestheater, hielt dann am Adolphi College, Brooklyn, Vorlesungen über deutsche Litteratur und Sprache, habilitierte sich 1895 in München mit der Schrift „H. Ibsens Jugenddramen" und verbrachte den Sommer 1896 in Norwegen mit einem Stipendium der Münchener philosophischen Fakultät, um Vorstudien für ein größeres Werk über Ibsen zu

machen. Der erste Band (1828—73) erschien 1900 (bei Beck in München). 1901 erhielt W. einen Ruf an die Universität Freiburg i. Br., wo er 1903 ordentlicher Professor wurde. Er hat vielfach Kollegien über Ibsen und sein Lebenswerk gelesen. Von W.s anderen Arbeiten seien genannt: Novalis' Hymnen an die Nacht (1885); Das Nibelungenlied, bearbeitet und eingeleitet (Cottas Bibl. der Weltlitteratur); Die Richterin, Schauspiel nach C. F. Meyer (1899); Fausts Ende, Akad. Rede (1902; 2. Aufl. 1904).

„Kaiser und Galiläer": s. Woerners Ibsenbuch 1, S. 263 bis 310.

S. de Tillemont (1637—98), französischer Kirchenhistoriker, hat ein Werk über die Kaiser der ersten sechs Jahrhunderte n. Chr. geschrieben.

„Wenn wir Toten erwachen" war in der Reinschrift am 22. Nov. 1899 fertig und kam am 19. Dez. dess. Jahres heraus.

236. Jonas Lie gab Weihnachten 1899 die Erzählung „Faste Forland" heraus. Sie wurde 1904 dramatisiert, ist aber bis heute noch nicht aufgeführt.

Elisabeth und der Hauptmann der Genietruppen, Michael S. Lie, sind Jonas Lies Kinder.

238. C. K. Elout, holländischer Journalist (geb. 1870), lebt gegenwärtig im Haag.

Ibsen hatte sich am 24. Nov. 1900 in einem Interview, über welches das „Dereblad" berichtete (Nr. 276), über verschiedene aktuelle Fragen, u. a. auch über den südafrikanischen Krieg ausgesprochen: „Ich muß sagen, ich stehe den Buren mit etwas geteilter Sympathie gegenüber. Vergessen Sie nicht, die Buren selbst haben sich auf unrechtmäßige Weise ihrer Landesgebiete bemächtigt und die Autochthonen weggejagt. Und doch kamen die Buren nur als ein halbkultiviertes Volk und nicht mit der Absicht, Civilisation zu verbreiten. Im Gegenteil, dieses Volk hat lange Zeit alles gethan, um eine höhere Civilisation fernzuhalten. Und nun kommt ein Volk von einer bedeutenderen Kultur — die Engländer — und begehrt Einlaß. Das ist nicht schlimmer, — ja nicht so schlimm wie das, was die Buren selbst gethan haben. Die Engländer nehmen nur

das, was die Buren selbst sich durch Diebstahl angeeignet haben. Und darein müssen die Buren sich fügen. Die Buren haben früher Völker auf genau dieselbe Weise vertrieben, nach dem Osten wie nach dem Westen hin. Sie haben sich tapfer gehalten und ihr Terrain begünstigt sie darin."

, Das Buch Elouts führte den Titel: „Der Kulturkampf in Südafrika. Ein Versuch zur Prüfung der ‚Krügerschen Kulturpolitik'" (Leipzig, 1901).

Quellennachweise

für die Briefe der vorliegenden Sammlung, die schon früher gedruckt worden sind:

1. Ringeren (Christiania) 1898, Nr. 52—53, S. 12.
2. „ „ „ „ S. 12—13.
26. J. B. Halvorsen, Norsk Forfatter-Lexikon 3, S. 16—17.
56. Henrik Ibsen, Brand. Aus dem Norwegischen von P. F. Siebold. 2. Aufl. Cassel 1880. Vorwort S. 28.
83. J. B. Halvorsen, Norsk Forfatter-Lexikon 3, S. 40.
87. Aftenposten (Christiania) 1888, Nr. 169.
106. Morgenbladet (Christiania) 1873, Nr. 239 B.
112. L. Josephson, Ett och annat om Henrik Ibsen och Kristiania Teater. Stockholm, 1898, S. 45—46.
125. L. Josephson, Ett och annat om Henrik Ibsen ꝛc., S. 66 bis 68.
142. Nationaltidende (Kopenhagen) 1880 (20. Febr.), Nr. 1369.
143. Das litterarische Echo 1900, S. 969.
144. J. B. Halvorsen, Norsk Forfatter-Lexikon 2, S. 217—18.
151. Dagbladet (Christiania) 1881, Nr. 193.
152. „ „ „ Nr. 187.
159. Morgenbladet (Kopenhagen) 1882, Nr. 12.
164. Verdens Gang 1882, Nr. 95, S. 5.
169. Morgenbladet (Christiania) 1883, Nr. 23 A.
170. Verdens Gang 1883, Nr. 15.
171. Aftenposten (Christiania) 1883, Nr. 134 A; Lucie Wolfs Livserindringer (Christiania, 1897) S. 298—99.
183. Dagbladet (Christiania) 1884, Nr. 382; Folkebladet (Christiania) 1898, S. 78.

185. L. Josephson, Ett och annat om Henrik Ibsen 2c., S. 106 bis 107.
186. Morgenbladet (Christiania) 1885, Nr. 226.
188. Dagbladet (Christiania) 1885, Nr. 388.
189. „ „ „ Nr. 402.
198. H. Ibsen, Kaiser und Galiläer. Deutsch von Paul Herrmann (Berlin 1888), S. XI.
200. Social-Demokraten (Christiania) 1888, Nr. 23.
201. Nationaltidende (Christiania) 1888, Nr. 23.
202. Breve fra og til C. Hostrup (Kopenhagen 1897), S. 634—35.
215. The Daily Chronicle 1890, 28. August; Münchner Post 1890, Nr. 200.
216. Morgenbladet (Christiania) 1890, Nr. 629.
238. Politiken (Kopenhagen) 1900, Nr. 345.

Namenverzeichnis zu den Briefen und Anmerkungen.

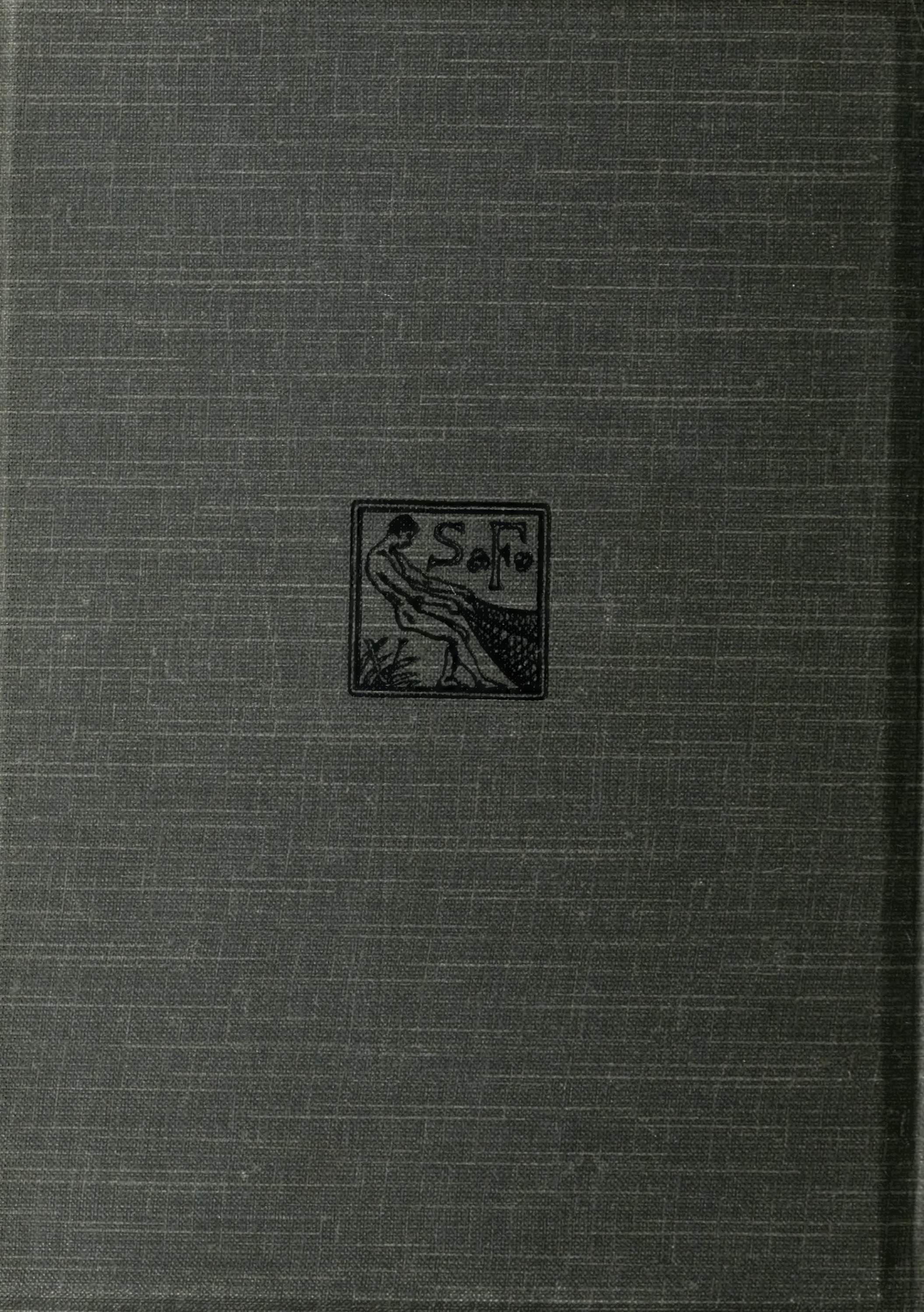
Die Zahlen bezeichnen die Seiten.

Druckfehlerberichtigung.

Lies: Seite 54, Zeile 19 Carl; S. 80, Z. 26 Dybwad; S. 366, Z. 4 Peterssen; S. 171, Z. 2 Hertzberg; S. 189, Z. 32 Grevstad.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.




S F